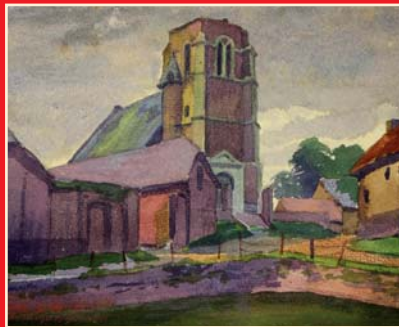
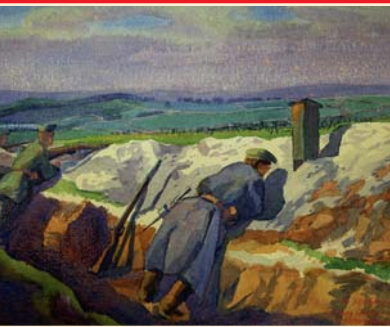


# Die Ortenau

Zeitschrift  
des Historischen Vereins für  
Mittelbaden

97. Jahresband 2017



OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

# Die Ortenau

97. Jahresband 2017

## Einladung

# Jahreshauptversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am

**Sonntag, 29. Oktober 2017**  
**im Pfarrheim in Schuttern**

**9.00 Uhr**

Mitgliederversammlung

**10.30 Uhr**

Empfang der Gemeinde Friesenheim

**11.15 Uhr**

Festvortrag

„Das Schutterner Mosaik vor dem Hintergrund der Klosterreformen  
im frühen 12. Jahrhundert“

*Prof. Dr. Marita Blattmann (Universität zu Köln, Historisches Institut)*

**12.30 Uhr**

Mittagessen

**14.30 Uhr**

Nachmittagsprogramm:

Führung durch die Schutterner Kirche mit Besichtigung  
des mittelalterlichen Mosaiks

**Der Bürgermeister**  
von Friesenheim  
*Erik Weide*

**Der Präsident**  
des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.  
*Klaus G. Kaufmann*

# Die Ortenau

Zeitschrift  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

97. Jahresband 2017



Redaktion  
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

[www.historischer-verein-mittelbaden.de](http://www.historischer-verein-mittelbaden.de)

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches hat das Regierungspräsidium Freiburg Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss: 1. März

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau GmbH, 77815 Bühl

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kraft Premium GmbH, 76275 Ettlingen

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

## Inhaltsverzeichnis

<b>Grußwort</b>	9
<b>Editorial</b> <b>Kunst und Künstler in Mittelbaden</b>	11
<b>Schwerpunkt: Kunst und Künstler</b>	
<i>Regine Dendler</i> <b>Ganz nah dran – das Schutterner Mosaik unter Beobachtung</b>	13
<i>Johannes Werner</i> Kult und Kunst <b>„Auf jeder Bruck ein Nepomuk“</b>	27
<i>Natalie Gutgesell</i> <b>Alexandra von Berckholtz, eine europäische Malerin aus der Ortenau</b>	35
<i>Hans Harter</i> „Vormittag zeichnete ich einen Flößer in verschiedenen Stellungen.“ <b>Wilhelm Hasemann und seine Schiltacher Flößer-Motive</b>	67
<i>Walter Caroli</i> Meisterhaftes aus dem Schützengraben <b>Die Kriegaquarelle des Lahrer Kunstmalers Wilhelm Wickertsheimer</b>	91
<i>Manfred Merker</i> Zum Gedenkjahr 2017 <b>Denkmalkunst und gefährdetes Gedenken</b>	111
<i>Bernhard Wink</i> <b>Möglicherweise ein Kreuzweg von Albert Henselmann?</b>	135
<i>Clemens Herrmann</i> Vermächtnis an die Heimat: <b>Andreas Schnebelt schuf vor 80 Jahren ein Gemälde mit Nachhaltigkeit</b>	139
<i>Rolf Oswald</i> „Blick von der Tanne“ <b>Die Kriegsbilder des Malers Karl August Arnold aus dem Ersten Weltkrieg</b>	141

*Peter Buck*

**Ernst Peter Huber – ein Künstlerleben** 161

*Karl-August Lehmann*

**Maler aus Leidenschaft: Berthold Roth (1934–2003)** 169

*Ingrid Hahn (1940–2011)*

**Kunst im Hanauerland: Willstätter Maler** 175

*Karl Volk*

**Volkstümliche Kunst: Kleindenkmäler in Gremmelsbach** 185

### **Freie Beiträge**

*Andre Gutmann*

**Die Auslöschung der jüdischen Gemeinde von Offenburg:  
eine Neubewertung der Ereignisse im Winter 1348/49** 195

*Louis Schlaefli*

**Einiges aus Elsässischen Quellen über die Abtei Schuttern** 221

*Heiko Wagner*

**Die Burg Fürsteneck aus der Sicht der Archäologie –  
Antworten und neue Fragen** 235

*Karl-August Lehmann*

**Das Reichstal Harmersbach zur Zeit der Reformation** 243

*Georg Schrott*

**Die ehemalige Orangerie des Benediktinerklosters Ettenheimmünster** 249

*Ralf Bernd Herden*

**Die Hi-Story derer von Lassolaye  
Ursprünge, Umsprünge, Seitensprünge und sonstige Unregelmäßigkeiten** 271

*Andreas Morgenstern*

**Fotos im Krieg – die Abbildungen in der Zeitung „Der Kinzigtäler“ 1914** 285

**Die Odyssee der Ludwigs-Glocke vom ursprünglichen Geläut  
der Dreifaltigkeitskirche** 307

*Gottfried Wiedemer*

*Heinz G. Huber*

**Das Jugendtreffen 1930 auf dem Sohlberg –  
ein Anfang deutsch-französischer Verständigung?** 309

*Günther Fischer*

**Feldpostbriefe – Die Grausamkeiten kommen nicht vor** 327

*Dorothee Neumaier*

**Die Gemeinde Nordrach und das Lebensbornheim „Schwarzwald“** 341

*Martin Ruch*

**Nach dem Holocaust: „Mörder unter uns“ in Offenburg** 371

*Günther Fischer*

**Das Judengrab von Steinach** 377

*Wolfgang M. Gall, Carmen Lötsch*

**Erinnerungskultur in Offenburg: Bilanz und Blick in die Zukunft** 381

*Josef Werner*

**Durbacher Bierbrauer in Amerika** 407

*Martin Ruch*

**„Von Anfang an auf Matt!“ –  
Erinnerung an den Schachmeister Emil Josef Diemer (1908–1990)** 411

*Louis Schlaefli*

**Abtswappen der Ortenau (1730) in einem Werk des Pfarrers  
Johann Nikolaus Weislinger** 415

*Dieter Weis*

**Ettenheimer Gärten, Teil 13–15** 417

Der Spitalgarten am „Creutzerweg“ 417

Der Kirchengarten am Steinenweg 419

Gärten des Klosters Ettenheimmünster in Ettenheim 424

*Sabine Bengel*

Ein Schicksal in der Grenzregion am Oberrhein  
**Der Straßburger Münsterbaumeister Johann Knauth (1864–1924)** 435

*Martin Ruch*

200 Jahre Fahrrad:  
**Der Freiherr von Drais (1785–1851) in Offenburg und Gengenbach** 457



<b>Neue Literatur</b>	461
Meyer: Die ganze Geschichte meines gleichgültigen Lebens (Ruch); Hansjakob: Meine Madonna (Ruch); Société d’Histoire et d’Archäologie de Brumath et des Environs (Wagner); Heinecke: Kalte Weide – Ein Hirtenbub im Schwarzwald (Wagner); Braun: Gengenbacher Adlersteine (Ruch); Oswald: Meine Gedanken kreisen nur um Daheim (Ruch); Metzinger: Menschen im Widerstand (Ruch); Geike/Haumann (Hg.): Das Dorf im Ersten Weltkrieg (Flechtmann); Langenbacher: Der Kinzigtäler Jakobsweg (Gorka); Federle: Alt-Großweier (Hall); Ausstellung Zu Gast bei Juden (Ruch); Ilgen: Spinnerei und Weberei Offenburg (Ruch); Gorka: Krankenhaus Wolfach (Ruch); Kopp: Kippenheimer Lied (Ruch)	
<b>Nachrichten</b>	471
Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Nordrach	471
Manfred Hildenbrand (1935–2017)	473
Prof. Dr. Gerhard Fingerlin (1937–2016)	475
Dr.-Dieter-Kau��-Bibliothek	475
Kontakte über den Rhein	476
90. Geburtstag von Walter Fuchs: Der Mann mit dem Auge für Scherben	477
<b>Berichte der Mitgliedergruppen</b>	479
<b>Berichte der Fachgruppen</b>	519
<b>Mitteilungen</b>	533
<b>Schwerpunktthema 2018</b>	533
Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.	535
Redaktionsrichtlinien	540

---

## Grußwort

Liebe Mitglieder und Freunde des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.,

ich freue mich sehr, Sie zu Ihrer diesjährigen Jahreshauptversammlung im Pfarrheim in Schuttern begrüßen zu dürfen. Es ist uns eine besondere Ehre, Mitglieder aus 29 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. hier in Schuttern willkommen zu heißen.

Im Jahr 2003 blickte Schuttern im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten auf seine 1400-jährige Geschichte zurück. Das Fest wurde vom Historischen Verein Schuttern begleitet und mitgestaltet. Im Mittelpunkt stand die Geschichte von Schuttern in allen Facetten. Die tatkräftige Unterstützung der Friesenheimer Bürgerinnen und Bürger unterstrich, dass Geschichte verbindet und eine Grundlage für ein verständnisvolles Miteinander schafft.

Das Kloster in Schuttern gilt als eines der bedeutendsten des Früh- und Hochmittelalters in Süddeutschland. In einer dreitägigen Fachtagung zum ehemaligen Reichskloster im Jahr 2014, die vom Historischen Verein für Mittelbaden e.V., dem Historischen Verein Schuttern und der Gemeinde Friesenheim unterstützt wurde, konnten neueste Erkenntnisse aus der Klosterforschung ausgetauscht und diskutiert werden. Es wurden neue Quellen vorgestellt, manche Feststellung widerlegt und neue Forschungsfragen aufgedeckt. Das Ergebnis wird ein Tagungsband sein, der als Publikation über das ehemalige Kloster noch in diesem Jahr erscheint und als Planungsgrundlage für weitere Projekte dienen wird.

Die Gemeinde Friesenheim möchte zusammen mit der katholischen Kirchengemeinde und dem Historischen Verein Schuttern eine Kooperation mit der Universität Heidelberg schließen. Derzeit werden Verträge erarbeitet, die auf eine langfristige Zusammenarbeit ausgerichtet sind. Die Gemeinde Friesenheim und der Historische Verein Schuttern freuen sich sehr, mit der Universität Heidelberg einen äußerst renommierten Partner gefunden zu haben.



Aktuell soll ein neues Konzept für die Präsentation des Klosters Schuttern erarbeitet werden, das die breite Öffentlichkeit erreicht. Die Digitalisierung von Pergamenthandschriften und die Neugestaltung des Museumszentrums stehen hier im Fokus.

Friesenheim ist sehr stolz auf seine Geschichte. Der Historische Verein für Mittelbaden e. V. erhält die Vergangenheit am Leben und trägt somit erheblich zum Erhalt unseres Kulturguts bei.

Auch der Gemeinderat hat durch seine Zusagen zur finanziellen Unterstützung der Projekte einen wesentlichen Akzent gesetzt.

Ich möchte allen Mitgliedern, die sich im Historischen Verein für Mittelbaden e. V. engagieren und einbringen, meinen herzlichen Dank aussprechen. Durch Ihr aktives Handeln wird auch den nachfolgenden Generationen der Einblick in unsere Vergangenheit ermöglicht und die Verbundenheit zur Heimat gestärkt.

Im Namen der Gemeinde Friesenheim wünsche ich der Hauptversammlung im Pfarrheim Schuttern einen positiven Verlauf und dem Historischen Verein für Mittelbaden e. V. weiterhin viel Erfolg und Freude.

*Erik Weide*  
Bürgermeister von Friesenheim

---

## Editorial

# Kunst und Künstler in Mittelbaden

Als August von Goethe, der Sohn des Dichters, 1830 auf seiner Reise nach Rom den Oberrhein nach Süden entlangfuhr, übernachtete er in Offenburg. In Briefen an den Vater und Geheimrat in Weimar berichtete er über seine Reise. Und so lesen wir von seinem abendlichen Entspannungsrundgang durch Offenburg: „In Offenburg machten Eckermann und ich noch einen Gang durch und um die Stadt, es war ein herrlicher Sonnenuntergang und die Berge waren wie in Rosenduft gehüllt, der ganze westliche Himmel war eine Gluth.“<sup>1</sup> Malerischer kann man es kaum sagen. Und wie wenn er beim Spaziergang dabei gewesen wäre, setzte auch der Schweizer Kupferstecher Johann Jakob Sperli (1794–1843) die Stadt an der Kinzig in ein rosenfarbenes Licht, als er für sein Werk über Städte im Großherzogtum Baden auch Offenburg ein malerisches Denkmal setzte.



Kenner wissen es ohnehin: Die Ortenauer Landschaft hat nicht wenige Künstler zum Bild angeregt, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit. Dieser speziellen Zuwendung gilt der diesjährige Schwerpunkt unserer Zeitschrift – allerdings haben wir vor der unmittelbaren Gegenwart der Kunst Halt gemacht. Es wurden nur Künstler aufgenommen, deren Werk definitiv abgeschlossen ist, weil sie nämlich verstorben sind. Man mag diese Willkür kritisieren, der Redaktion schien es der einzig gangbare Weg zu sein, Subjektivität beim Thema zu vermeiden.

Zur Person des Künstlers sollten in diesem Jahrbuch auch Kunstwerke oder Themen treten, etwa die Nepomukskulpturen auf Brücken im Großherzogtum, das berühmte Schutterner Mosaik oder die Gestalt aus einem Kreuzweg. Auch zu diesen Aspekten gab und gibt es Neues zu sagen, wie überhaupt zu bekannten und unbekanntem Künstlern, heißen sie nun Wickertsheimer oder Hasemann oder von Berckholtz oder anders.

*Die Redaktion*

### **Anmerkung**

- 1 Goethe, August von: Auf einer Reise nach Süden. Tagebuch 1830. München 1999

## Ganz nah dran – das Schutterner Mosaik unter Beobachtung

*Regine Dendler*

Einen der bedeutendsten Kunstschatze der Ortenau birgt die ehemalige Klosterkirche in Schutterern: das mittelalterliche Mosaik mit der Darstellung der biblischen Geschichte von Kain und Abel. Im März 2013 hatte die Verfasserin die Ehre, es restauratorisch begutachten und reinigen zu dürfen.<sup>1</sup>

Diese Maßnahme und die dabei gemachten technologischen Beobachtungen am Mosaik sind Gegenstand dieses Beitrags. Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte kommen ebenfalls zu Wort, werden aber nicht im Detail ausgeführt, da sie bereits von berufener Seite behandelt wurden und werden.<sup>2</sup>

### Auffindung – Darstellung – Erhaltung

In den Jahren 1971–1976 fanden unter der Leitung des Architekten Karl List umfangreiche Grabungen in der Kirche statt, während derer das Mosaik entdeckt wurde. Man fand es nicht mehr vollständig vor; zwischen zwei noch recht gut erhaltenen, annähernd halbrunden Teilen klaffte ein großes Loch. List rekonstruierte das Mosaik als ehemals kreisrunde Fassung eines Reliquiengrabes, welches ursprünglich darunter gelegen sei. Er vermutete, dass das Mosaik bei dem Versuch, die Reliquien zu rauben, teilweise zerstört worden sei.<sup>3</sup> In der Verfüllung des „Raubschachtes“ fanden sich zahlreiche Mosaikbruchstücke, die soweit als möglich wieder zusammengesetzt und an die noch vorhandenen Teile angepasst wurden.

Die Grundkomposition des Kunstwerkes ist auch heute noch gut ablesbar. Das Mosaikmedaillon ist bzw. war kreisrund, besitzt einen Durchmesser von ca. 3,40 m und gliedert sich in mehrere konzentrische Zonen: ein außen umlaufendes Schriftband, auf das eine breite Mittelzone mit der figurlichen Darstellung folgt, und ein weiteres Schriftband, das diese Bildzone vom zentralen Mittelfeld trennt (**Abb. 1 und 2**).

Durch die weitgehende Zerstörung des Mittelfeldes zerfällt die Bildzone heute in zwei nicht mehr zusammenhängende Teile. Der nördliche zeigt die Opferszene: Eine stehende Figur, der aber die Beine fehlen, hält mit der linken Hand eine Garbe hoch; demnach handelt es sich um Kain, den Ackerbauern. Eine darüber stehende weitere Gestalt ist bis zur Hüfte gut er-



Abb. 1: Der nördliche Teil des Mosaiks mit der Opferszene, nach der Reinigung 2013.



Abb. 2: Der südliche Teil mit der Brudermordszene, nach der Reinigung 2013.

halten, der Oberkörper ist nur noch teilweise vorhanden. Darin dürfte folgerichtig Abel, der Hirte, zu sehen sein. Da es im jetzigen Bestand keine Hinweise auf die Lage seiner Arme gibt, müssen sie erhoben gewesen sein, vielleicht mit einem Lamm als Opfertgabe.

Der südliche Teil zeigt den sehr drastisch dargestellten Brudermord: Kain schlägt Abel mit einer Axt den Schädel ein. Die Figur des Kain ist großteils erhalten, aber zum Zentrum des Medallions hin lückenhaft. Von Abel fehlt der gesamte Unterkörper, aber der seitlich geneigte Kopf und der Oberkörper sind vollständig und in sehr gutem Zustand. Da beide dem ringförmigen Mittelfeld einbeschrieben sind, wirken sie der Länge nach „liegend“, sind aber eigentlich stehend bzw. kniend zu denken.

Die Hauptteile des Mosaiks wirken in sich geschlossen, aber dieser Eindruck täuscht: Genau drei Fragmente (zwei große und ein sehr kleines) sind an ihrem Entstehungsort erhalten, alle anderen wurden angesetzt (Abb. 3 und 4).

Das Mittelfeld ist nicht mehr ohne Weiteres rekonstruierbar. Lediglich die Reste einer Gewandfigur in Zusammenhang mit Fragmenten eines Schriftbandes, das aufgrund seiner Krümmung nicht am äußeren Rand gelegen haben kann, geben einen Hinweis auf seine Gestaltung. Von List wurden sie auf Höhe des

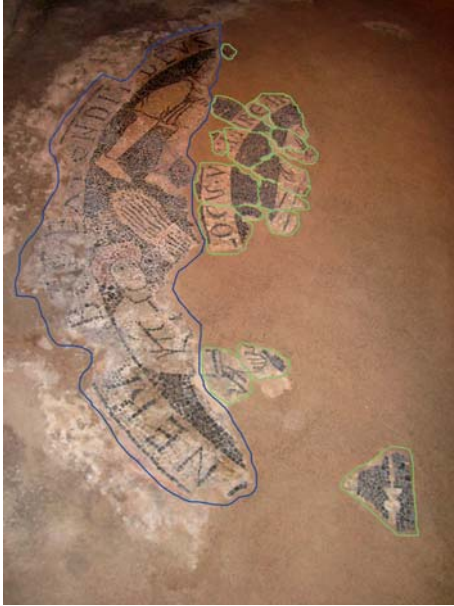


Abb. 3: Die Opferszene. Blau umrandet sind die Teile, die noch am Ort ihrer Entstehung liegen, hellgrün die von List eingesetzten.



Abb. 4: Die Brudermordszene mit ebenso gekennzeichneten Fragmenten.

„Abel“ neben der Opferszene eingepasst. Für die Lage der betreffenden Bruchstücke in Bezug auf die erhaltenen Teile werden aber unterschiedliche Möglichkeiten diskutiert, da die Ansatzflächen nicht immer eindeutig zuordenbar sind – was wiederum die Lesart des inneren Schriftbandes beeinflusst. An die Brudermordszene konnten ebenfalls Fragmente des inneren Schriftbandes angesetzt werden; diese sind durch die darin enthaltene rechte Hand Kains, mit der er die Axt hält, auch gut lokalisiert.

Einige Bruchstücke konnten zwar aneinander, aber nicht mehr an die anderen Flächen angepasst werden. Dazu gehören die drei Teile, die heute in mehr oder weniger begründeter, aber letztlich freier Rekonstruktion im westlichen Bereich liegen.

Die Farbgebung des Mosaiks ist im Grunde sehr einfach: Sie besteht aus schwarzen und hellen Steinchen, mit kleineren rötlichen Akzenten. Da die einzelnen Steinchen jedoch fast genau dieselbe Farbe und dasselbe Format haben wie ihre Nachbarn, ergibt sich trotzdem ein sehr lebendiges Bild.

Die figürlichen Szenen spielen sich vor einem schwarzen Hintergrund ab, von dem sich die fast weißen Gewandfiguren stark kontrastierend abheben. Sie sind sehr minimalistisch nur mit Umrisslinien und sparsamer Faltenzeichnung dargestellt.



Das Inkarnat (Hautfarbe) unterscheidet sich farblich nicht von den Gewändern, beides ist mit denselben hellen Steinchen ausgelegt; die Binnenzeichnung der Gesichter ist jedoch relativ scharf mit glatten schwarzen Steinchen ausgeführt, was besonders die Augen stark betont. Die Haare und die Riemenwicklung der Beinkleider sind rot akzentuiert. Ein bemerkenswertes Detail: Bei Abel in der Opferszene ist die Wicklung am linken Bein kreuzweise und am rechten spiralförmig – was immer das auch bedeuten mag.

Die äußere Begrenzung des Mosaikmedaillons bildet ein ehemals umlaufender, etwa 10–15 cm breiter Streifen eines Kalkmörtels, der durch Beimischung von Ziegelsplitt rötlich gefärbt ist. Daran schließt sich ein Estrich an, der ebenfalls aus Kalkmörtel besteht. Er war ehemals von heller Farbe, erscheint jetzt aber – verursacht durch die bei der Grabung entfernte Erdüberdeckung – bräunlich. Der Kontrast zwischen dem rötlichen Randstreifen und dem hellen Estrich dürfte das Mosaik sehr dekorativ von seiner Umgebung abgehoben haben.

Die Fläche zwischen den Mosaikfragmenten ist heute von einer modernen Sandschüttung bedeckt, die den „Raubschacht“ im Zentrum und eine runde Schachanlage, die das Mosaik im Westen berührt,<sup>4</sup> verbirgt.

### **Ziemlich staubig – die Maßnahmen im März 2013**

Der Erhaltungszustand des Mosaiks war erstaunlich gut. Alle Steinchen, auch an den Rändern, saßen fest an ihrem Platz. Die Oberfläche war allerdings von einem festsitzenden milchig-grauen Schleier überzogen, der die Lesbarkeit des Bildinhalts erheblich beeinträchtigte. Staub, Schmutz und kalkige Ablagerungen waren durch die Umgebungsfeuchte mit den Oberflächen der Mosaiksteine regelrecht verbacken. Dabei spielte sicher auch eine Rolle, dass bei der Restaurierung nach der Auffindung offenbar neu ausgefugt wurde, was oberflächliche Rückstände hinterließ. Eine kleine Fläche am Rand der Opferszene war mit einer dicken Kalkkruste überzogen; dieser Bereich war bis zur Auffindung mit einer Mauer mittelalterlicher Zeitstellung überbaut, von der diese Verunreinigung stammt.<sup>5</sup> Konservatorisch gesehen war (und ist) das Mosaik in einem sehr guten Zustand, die einzige wirkliche Beeinträchtigung bestand in der starken Verschmutzung.

Gemäß dem Grundsatz „das Objekt diktiert die Bedingungen“ führten diese Beobachtungen zu einem einfachen, aber strikten Maßnahmenkonzept: Die einzige durchzuführende Arbeit war eine möglichst schonende Oberflächenreinigung.

Eine Reinigung mit Wasser oder Chemikalien kam von vornherein nicht infrage. Erstere hätte zwangsläufig Wasser ins Mörtelbett eingetragen, was möglicherweise im Boden vorhandene schädliche Salze aktiviert hätte. Lösungsmittel oder andere Chemikalien jeglicher Art sind bei einem derart außergewöhnlichen Kunstwerk generell nicht angebracht. Deshalb wurde nur mit Reinigungspinseln verschiedener Härtegrade und Abriebschwämmen gearbeitet; damit konnte in kleinteiliger Arbeitsweise eine weitgehende Entfernung der Verschmutzungen erreicht werden (Abb. 5 und 6). Bei dieser Vorgehensweise wurde die Mosaikoberfläche nicht gefährdet und es wurden vor allem keinerlei Fremdmaterialien eingetragen, die vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt Probleme machen könnten.

Nach der schonenden Reinigung waren alle erhaltenen Bildteile wieder einwandfrei ablesbar. Die Verschmutzung ließ sich weitgehend, aber nicht gänzlich entfernen; die erwähnte Kalkkruste beispielsweise konnte nur etwas gedünnt werden. Eine noch weitergehende Reinigung hätte aber die Substanz des Mosaiks gefährden können, ohne die Lesbarkeit der Bilder weiter zu verbessern, deshalb wurde im Interesse des Kunstwerks darauf verzichtet.

### **Nicht nur der Teufel steckt im Detail – Beobachtungen am Mosaik**

Bei einer derart kleinteiligen Arbeit lernt der Restaurator sein Objekt ziemlich genau kennen. Aus direkter Nähe zeigen sich immer wieder Details und Zusammenhänge, die bei einer Be-



Abb. 5: Detail aus der Brudermordszene, vor der Reinigung.



Abb. 6: Derselbe Bildteil, nach der Reinigung.

trachtung aus der Ferne verborgen bleiben. Dies betrifft sowohl kunsttechnische Gesichtspunkte als auch die Spuren, die die Auffindung und anschließende Restaurierung hinterlassen haben.

### **Material, Aufbau und Technik**

Ein großes Kunstwerk ist oft aus einfachen Grundstoffen gemacht, was auch hier der Fall ist.

Die Mosaiksteinchen bestehen aus lokalem Material,<sup>6</sup> das in der Umgebung von Schuttern noch heute problemlos zu bekommen wäre. Das Schwarz ist mit Kieseln aus der Rheinebene gebildet, vereinzelt sind auch dunkelgrüne, porphyränliche Steinchen darunter. Die hellen Flächen sind mit weißen und gelblich-transparenten Quarzkieseln belegt, dazu kommt stellenweise ein weiß-gelbliches Mineral (wohl Schwespat), vereinzelt blässer Feuerstein, fast bergkristallähnlich farbloses Material oder selten auch heller Kalkstein. Das Rot besteht meist aus Buntsandstein mit rauher Oberfläche, ab und zu aus einem porphyränlichen Stein, vereinzelt tritt auch glatter dunkelroter Karneol auf.

Verlegt sind die Steinchen in Kalkmörtel verschiedener Zusammensetzungen. An Einzelsteinchen oder Kleinbruchstücken mit Mörtelresten, die der Verfasserin zugänglich waren,<sup>7</sup> konnte die Abfolge der Bettungsmörtelschichten weitgehend erschlossen werden.

Die unterste Lage bildet ein bereits vorhandener Estrichboden, der zu einer älteren Bauphase gehört und nicht erst vor dem Verlegen des Mosaiks aufgebracht worden ist.<sup>8</sup> In diesem Estrich wird eventuell eine sehr flache, maximal wenige Zentimeter tiefe Grube ausgehoben, um das Mosaik aufzunehmen.<sup>9</sup> Darauf liegt eine Schicht aus einem Kalkmörtel, der durch Ziegelsplitt rot gefärbt ist. Ziegelsplitt hat hydraulische Eigenschaften und macht einen Kalkmörtel wasserdichter, was hier vielleicht wegen der Bodenfeuchte durchaus beabsichtigt war. Als dritte Lage wird eine dünne Schicht eines bindemittelreichen weißen Kalkmörtels auf den roten aufgetragen (**Abb. 7**). Er dient als eine Art Klebemörtel, in den die Steinchen gesetzt werden. Roter Mörtel dringt dabei durch die Raumverdrängung stellenweise bis an die Oberfläche, die weiße Schicht war demnach von unregelmäßiger Stärke und der rote Mörtel noch weich. Man kann am Mosaik Stellen finden, an denen roter und weißer Mörtel nebeneinander in den Fugen sichtbar sind.

Als letzter Arbeitsgang, nach der Fertigstellung des Medallions, wird als eine Art dekorative Randversäuberung der rote

Randstreifen aufgetragen. Dies lässt sich daraus erschließen, dass sich im Randbereich des Mosaiks Steinchen finden, die von diesem roten Mörtel überdeckt werden und die man damals nicht sauber gereinigt hat (Abb. 8). Der Randstreifen liegt auf dem Estrichboden auf und ist nicht eingetieft, sondern läuft nach außen hin auf „Null“ aus.

### Mittelalterliche Bodenpflege?

Eine weitere interessante Beobachtung betrifft ebenfalls die Opferszene, und zwar einige optisch „feucht“ wirkende, farbvertiefte Flächen (Abb. 9). Wie den Fotos aus dem Grabungsbericht zu entnehmen ist, waren sie bereits bei der Auffindung des Mosaiks vorhanden. Erst im Laufe der Zeit hinzugekommen sind aber die weißen Auflagerungen, die an den Rändern



Abb. 7: Das Kleinbruchstück zeigt die Abfolge der roten und weißen Bettungsmörtelschichten.



Abb. 8: Steinchen im Randbereich, die von dem rötlichen Mörtel der Einfassung überdeckt werden.



Abb. 9: „Feuchte“ Flecken mit weißen Auflagerungen, die sie umgeben, vor der Reinigung.

dieser Flächen auftreten – und zwar nur dort, nirgendwo sonst.

Bei der weißen Substanz dürfte es sich um kalkiges und/oder salzhaltiges Material handeln, das sich an der Oberfläche abgelagert hat. Warum aber genau hier?

Ein kleinflächiger Reinigungsversuch<sup>10</sup> deutet darauf hin, dass eine organische Substanz im Spiel sein könnte. Diese Substanz bildet offenbar eine Sperre gegen die von unten durch die Fugen zwischen den Steinchen heraufdringende Bodenfeuchte. Die Feuchte wandert zwangsläufig zum Rand der betreffenden Stellen hin und lagert mitgeführte gelöste Stoffe wie Salze oder kalkige Mörtelbestandteile dort ab, wo sie die Oberfläche erreicht und verdunstet; deshalb konnten sich die weißen Auflagerungen nur am

Rand der dunkleren, „abgedichteten“ Bereiche bilden. Diese Verdunstung konnte aber erst nach der Freilegung stattfinden, vorher verhinderte die Erdüberdeckung eine Abtrocknung.

Eine mögliche Erklärung für diese Farbvertiefungen wäre, dass es sich um die Überreste der mittelalterlichen Bodenpflege handelt. Eventuell wurde das Mosaik mit einer öl- oder wachshaltigen Substanz oder dergleichen eingelassen, um es besser zur Geltung zu bringen.

Es muß hier aber bei einer Vermutung bleiben. Wirklich beweisen ließe sich das nur durch eine Beprobung mit chemischer Analyse, wozu womöglich Steinchen ausgebaut werden müßten, was aber nicht statthaft wäre.

### Nach der Ausgrabung – die Restaurierung von Karl List

Direkte Nachrichten über eine Restaurierung oder sonstige Behandlung des Mosaiks nach der Ausgrabung waren nicht auffindbar. Aus der Grabungsdokumentation<sup>11</sup> lässt sich jedoch einiges erschließen.

Wie bereits erwähnt, ist eine nennenswerte Fläche des heute präsentierten Mosaiks neu verlegt. Nach Angaben von Karl List waren die in situ aufgefundenen Teile – bis auf den Bereich der Opferszene, der mit Mauern überbaut war – mit einem grün-gelblichen Letten überdeckt. Darunter kamen sie in gutem Zustand zum Vorschein.

Beim Zusammensetzen der Fragmente hat List offenbar sehr sorgfältig gearbeitet. Vergleicht man seine Fotos der aus der Verfüllung geborgenen Bruchstücke mit der heutigen Situation vor Ort, stellt man fest, dass er sie praktisch im selben Zustand wieder verlegt hat, in dem er sie aufgefunden hat, abgesehen von der Befestigung lockerer Steinchen. Ergänzungen – Einzelsteinchen hätten in großer Zahl zur Verfügung gestanden – haben nur in wenigen Ausnahmefällen stattgefunden, und soweit feststellbar sind die betreffenden Stellen nie maßgebend für eine Anpassung des betreffenden Fragments an ein anderes.

Lists Rekonstruktion des Mittelfeldes, des inneren Schriftbandes sowie die drei „schwimmenden“ Teile im Westen des Mosaiks sorgen nach wie vor für Diskussionen.

Einzelne Kompartimente sind zwar schlüssig zusammengesetzt, aber ihre Anpassung untereinander und an die in situ liegenden Teile ist strittig. Die Ansatzflächen sind offenbar nicht gut genug erhalten, um eine eindeutige Festlegung zu treffen. Besonders für die Lesart des inneren Schriftbandes, dessen Bruchstücke sämtlich aus der Verfüllung geborgen wurden, und die Rekonstruktion seiner fehlenden Teile hat dies weitreichende Konsequenzen. Die Worte „LOCVS V[O]CI N[OST]RE“ beispielsweise, von List auf Höhe des Abel in der Opferszene platziert (Siehe Abb. 1), werden von Neumüllers-Klauser<sup>12</sup> weiter westlich auf Höhe des Kain verortet. Auch von List existiert eine Rekonstruktionszeichnung, auf der die Schriftfragmente anders verteilt sind als heute.

Bei der Restaurierung und teilweisen Neuverlegung des Mosaiks sind offensichtlich einige Bereiche von der Oberfläche her mit einem hellgrauen, sehr feinen Material ausgefugt worden, wobei man auch lockere Steinchen befestigt hat. Darauf deutet z. B. ein Foto aus der Grabungsdokumentation hin, das gelockerte Steinchen am Rand des Mosaiks zeigt. Heute sitzen aber sämtliche Steinchen fest an ihrem Platz.

Die besonders hartnäckigen Bestandteile des Schmutzschleiers können sehr wohl von einer solchen Maßnahme stammen. Eine Ausfugungsmasse wird gewöhnlich flächig aufgetragen und der Überschuss entfernt. Von glatten Oberflächen ist die Masse relativ leicht zu entfernen, in rauen setzt sie sich aber fest, und genau das ist hier offenbar passiert: Die Buntsandsteinwürfelchen mit ihrer bruchrauen Oberfläche waren stärker verschmutzt als die glatten Steinchen.

Im „Weiß“ des Mosaiks ist ein Farbunterschied festzustellen: Die hellen Steinchen des inneren Bereiches erscheinen heute



*Abb. 10: Hinweis auf eine Reparatur noch im Mittelalter: Die kalkverkrustete Oberfläche bedeckt weniger sorgfältig gesetzte Buchstaben.*

eher weißlich-opak im Gegensatz zu den eher gelblich-transparenten der Bildzone und des äußeren Schriftbandes (siehe Abb. 1 und 2). Vorderhand meint man eine besondere Farbgestaltung zu erkennen, bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, dass die opaken sämtlich zu den Bruchstücken gehören, die aus der Verfüllung geborgen wurden. Vermutlich wurden sie einer intensiveren Reinigung unterzogen als die vor Ort verbliebenen, bevor man sie wieder einpasste. Der Farbunterschied dürfte also reinigungsbedingt und nicht vom Künstler beabsichtigt sein.

Der westliche Teil der Opferszene war – wie bereits erwähnt – mit einer Mauer überbaut, die die Figur des Kain bis auf Höhe der Garbe überdeckte und von der die mit Kalk verkrustete Oberfläche her-

rührt (Abb. 10). Den Grabungsfotos zufolge müssen hier kleine Teile des Schriftbandes mit Kleinfragmenten ergänzt worden sein. Diese wirken im Vergleich mit dem original erhaltenen Schriftband weniger gleichmäßig, was auch für die Buchstaben unmittelbar neben dieser Ergänzung gilt. Die Kalkkruste bedeckt jedoch diesen ganzen Bereich einschließlich der ergänzten Teile. Ebenso wurde das „E“ rechts der Ergänzung, das gerade noch außerhalb des überbauten Bereiches liegt, weniger sorgfältig ausgeführt.<sup>13</sup>

Daraus lässt sich zweierlei erschließen: Erstens hat man die kleine Ergänzung mit Material ausgeführt, das tatsächlich von dieser Stelle stammte. Zweitens wäre zu überlegen, ob hier nicht vielleicht bereits im Mittelalter eine Reparatur des Mosaiks stattgefunden hat: Buchstaben, die weniger sorgfältig gelegt waren als die übrigen,<sup>14</sup> die aber trotzdem (zumindest teilweise) von der darübergebauten Mauer überdeckt waren.

### Immer neue Fragen

Immer wieder kontrovers diskutiert wurde und wird die Entstehungszeit des Mosaiks.

Archäologisch, d. h. aus dem stratigraphischen Zusammenhang heraus ist es nicht datierbar, da die entsprechenden Schichtanschlüsse durch Bauaktivitäten zerstört sind. Lediglich ein „Terminus ante quem“ ist fassbar, nämlich die Chor-

weihe des romanischen Kirchenbaus im Jahr 1155; der romanische Bau ist nach dem Mosaik entstanden.<sup>15</sup>

Karl List stufte es als ottonisch ein, d.h. er vertrat eine Datierung ins 10. bis frühe 11. Jahrhundert, und machte sogar einen Künstler namhaft: Bischof Bernward von Hildesheim. Als Basis dienten ihm stilistische Gesichtspunkte und eine Urkunde Kaiser Heinrichs II. aus dem Jahr 1016, in dem dieser eine Hufe in Friesenheim an das Kloster Schuttern schenkte. Aus dieser Urkunde erschloss er einen Aufenthalt des Kaisers in Schuttern als Anlass für den Einbau des Mosaiks.<sup>16</sup>

Neuere Forschungen, insbesondere von Dr. Claudia Bodinek (Dresden) und Prof. Dr. Marita Blattmann (Köln) deuten jedoch in eine andere Richtung:

Bodinek<sup>17</sup> plädiert nach Stilvergleichen für eine Entstehung im 2. Viertel des 12. Jahrhunderts. Sie beschränkt sich dabei nicht auf die mittelalterlichen Mosaiken, von denen besonders diejenigen von St. Gereon in Köln (datiert 1151–1156) eine Rolle spielen, sondern zieht Querverbindungen zu anderen Kunstgattungen wie Buchmalerei, Wandmalerei und Schriftkunst sowie zu Einzelheiten der Darstellung und zur Ikonographie.

Blattmann<sup>18</sup> sieht die Kombination von Bildprogramm und Innenschrift des Mosaiks inspiriert von Schriften des Theologen Rupert von Deutz (ca. 1073–1129). Von hier führt die Spur zum Bamberger Stadtkloster Michelsberg und von dort zu dem Schutterner Abt Conrad (amtierend 1135–1162) und seinem namentlich nicht bekannten Vorgänger (1127–1135). Beide, besonders letzterer, kommen als Auftraggeber für das Mosaik infrage. Auf dieser Grundlage spricht Blattmann sich für eine Entstehung in den späten 1120er bis 1140er Jahren aus.

Bodinek und Blattmann kommen also unabhängig voneinander und auf verschiedenen Wegen zum selben Ergebnis.

Die Nutzung des Mosaiks ist ebenso strittig wie seine Datierung. Diskutiert wurden unter anderem ein Reliquiengrab<sup>19</sup> oder eine Taufanlage<sup>20</sup>.

Blattmann stellt diesen Thesen die gut begründete weitere an die Seite,<sup>21</sup> dass das Mosaik einen Laurentius-Altar umrahmt haben könnte. Interessanterweise ist in Schuttern ein Laurentius-Altar, in dem Bereich über dem Mosaik gelegen, auch im späten 12. und im 16. Jahrhundert noch aktenkundig.

In diesem Zusammenhang richtet sich der Blick auf ein bestimmtes Mosaikbruchstück, das in frei rekonstruierter Lage im westlichen Randbereich nahe der Opferszene liegt. Das Fragment fügt sich nicht in die Kreisform ein, da es eine gerade Kante aufweist, die in seiner jetzigen Lage in Ost-West-Rich-





Abb. 11: Fragment mit geradliniger Aufkantung, das sich nicht in die Kreisform einfügt (Streiflicht).

tung verläuft. Diese Begrenzung bildet eine schwache, aber im Streiflicht deutlich sichtbare Aufkantung aus (Abb. 11).<sup>22</sup>

Karl List interpretierte das Fragment als Einfassungskante des Reliquiengrabes und setzte es an die Stelle, an der er dieses vermutete. Der eindeutige archäologische Nachweis dafür fehlt.<sup>23</sup> Die geradlinige Kante mit leichter Aufkantung deutet aber tatsächlich auf irgend eine Art von rechteckigem Einbau innerhalb des Mosaiks. Nach den Untersuchungen von Blattmann käme dafür durchaus ein Altar in Frage, auch Bodinek<sup>24</sup> vermutet aufgrund der Opferthematik einen Altar im Zusammenhang mit dem Mosaik. Sein genauer Standort muss allerdings offenbleiben.

Durch den Bau der romanischen Klosterkirche ist das Mosaik überflüssig geworden. Hat man es pietätvoll mit der von List vorgefundenen Lehmschicht<sup>25</sup> überdeckt und es dadurch außer Gebrauch genommen, ohne es zu zerstören?

### Es bleibt spannend – ein Ausblick

Dieser Beitrag betrachtet das Schutterner Mosaik erstmals aus dem Blickwinkel des Restaurators, der seine Schwerpunkte auf konservatorische und technologische Fragestellungen legt, was in bisherigen Publikationen eher am Rande behandelt wurde. Die Forschung am Mosaik ist hiermit aber noch lange nicht beendet. Prof. Dr. Blattmann wird mit ihren Studenten in naher Zukunft die Grabungsunterlagen und die nicht anpassbaren Bruchstücke untersuchen, was weitere Erkenntnisse zum technischen Aufbau und zur Gestaltung des Innenfeldes erwarten lässt. Die historische und kunsthistorische Forschung sind ebenfalls im Fluss.

Das persönliche Fazit der Verfasserin aus der Arbeit am Mosaik ist ein Bild, das vor ihrem inneren Auge entstand, als sie drei Tage lang davor auf den Knien lag: Ein schwarz-weiß-rotes Mosaikbild mit einem roten Einfassungsband, das das Rot der Steinchen aufnahm, inmitten eines hellen Estrichs, der in der Farbe wiederum den hellen Mosaikflächen nahekam. Ein durchdachtes Farbkonzept – die Anlage muss einen prächtigen Anblick geboten haben.

Zum Schluss noch ein Wort zur Präsentation des Mosaiks im Ausgrabungsbereich unter der Kirche.

Die jetzige Situation wurde schon als „Heizungskeller“ verspottet, in dem das Mosaik in einem Käfig gehalten wird. Noch auf dem Standard der 1970er Jahre, entspricht sie sicher nicht den Anforderungen an eine zeitgemäße Ausstellungsgestaltung. Aus konservatorischer Sicht könnte sie aber kaum besser sein. Das konstante, kühl-feuchte Klima ist hauptverantwortlich dafür, dass das Mosaik in so gutem Zustand auf uns überkommen ist. Der offene „Käfig“, der es vor übereifrigen Besuchern schützt, sorgt auch dafür, dass es nie zu einem Feuchtestau oder starker Abtrocknung in der Nähe des Mosaiks kommt, da die Luft frei zirkulieren kann. Algenwachstum ist trotz der Luftfeuchte kein Thema, weil nur bei Führungen das Licht angeschaltet wird. Bei einer neuen Ausstellungsplanung, wie sie früher oder später kommen wird, muss auf diese Belange unbedingt Rücksicht genommen werden. Mit etwas Phantasie und Einfühlungsvermögen wird man sicher die Präsentation nicht nur des Mosaiks, sondern des ganzen Ausgrabungsbereiches verbessern können, ohne das älteste nachrömische Mosaik Deutschlands in Gefahr zu bringen.

## Literatur

- Bodinek, Claudia: Das Schutterner Mosaik. In: Kloster Schuttern (603–1806). Archäologie – Bau- und Kunstgeschichte – historische Kontexte. Tagungsband zur Tagung in Friesenheim-Schuttern im April 2013 (zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses in Vorbereitung; erscheint voraussichtlich 2017).
- Galioto, Luisa: Die Abtei Schuttern: Vom Stützpunkt zur monastischen Durchdringung der Ortenau zum repräsentativen und kulturellen Zentrum. In: Die Ortenau 84, 2004, 253–266.
- Galioto, Luisa: Das Kloster Schuttern. Die Entstehungsgeschichte eines frühmittelalterlichen Klosters zwischen Legende, historischen Quellen und archäologischem Befund. In: Niklot Krohn, Alemannisches Institut (Hrsg.), Kirchenarchäologie heute. Fragestellungen – Methoden – Ergebnisse, Darmstadt 2010, 245–249.
- List, Karl/Hillenbrand, Peter: Reichskloster Schuttern im Wandel der Zeiten 603–1980, Schuttern 1983.
- Monumenta Germaniae Historica, Diplomata regum et imperatorum Germaniae, Diplome Kaiser Heinrichs II., Nr. 348, 443–447.
- Neumüllers-Klauser, Renate/Scholkmann, Barbara: Das Mosaik von Schuttern. In: Petersohn, Jürgen (Hrsg.): Überlieferung, Frömmigkeit, Bildung als Leitthemen der Geschichtsforschung. Vorträge beim wissenschaftlichen Kolloquium aus Anlass des achtzigsten Geburtstages von Otto Meyer, Würzburg, 25.10.1896, Wiesbaden 1987, 3–41.
- Ortsakten Friesenheim-Schuttern (unpubliziert). Einsehbar beim Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Dienstsitz Freiburg, Referat 84.2 (Denkmalpflege, Archäologie des Mittelalters). Enthält die Grabungsdokumentation (1972–77) von Karl List mit umfangreicher Plan- und Fotosammlung.

## Abbildungsnachweis

Alle Abbildungen: Verfasserin.

## Anmerkungen

- 1 Im Auftrag von Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Offenburg.
- 2 Genannt seien hier Dr. Luisa Galioto, Freiburg (Archäologie), Prof. Dr. Marita Blattmann, Universität Köln (mittelalterliche Geschichte) und Dr. Claudia Bodinek, Dresden (Kunstgeschichte). An dieser Stelle herzlichen Dank für Anregungen und Diskussionen!
- 3 Ortsakten für Schuttern. Dr. Bertram Jenisch (Gebietsreferent Archäologische Denkmalpflege beim Landesamt für Denkmalpflege, Dienstsitz Freiburg, Referat 84.2) gewährte freundlicherweise Einsicht in die Ortsakten von Friesenheim-Schuttern.
- 4 Möglicherweise steht diese Schachtanlage im Zusammenhang mit dem Mosaik. Galioto 2004, S. 260.
- 5 Fotos dieser Situation befinden sich beim Grabungsbericht von Karl List in den Ortsakten für Schuttern. – Galioto 2004, S. 263.
- 6 Ortsakten für Schuttern.
- 7 Die Steinchen waren Teil eines Fundbestandes von bemaltem Wandverputz aus der Grabung List, die der Verfasserin zur Bearbeitung übergeben worden waren. Das Ergebnis dieser Bearbeitung wurde in der Tagung „Kloster Schuttern (603–1806). Archäologie – Bau- und Kunstgeschichte – historische Kontexte“ im April 2013 vorgetragen und wird in der Tagungspublikation (erscheint 2017) dargestellt. – Weitere nicht anpassbare Bruchstücke lagern im Zentralarchiv des Archäologischen Landesmuseums in Rastatt. – Große Bruchstücke standen für eine nähere Untersuchung nicht zur Verfügung, und die vor Ort liegenden Teile wurden nicht weiter freigelegt.
- 8 Galioto 2004, S. 260.
- 9 Es besitzt keine erkennbare Wölbung.
- 10 Versuchsweise wurden wenige Steinchen mit einem mit Alkohol befeuchteten Wattestäbchen betupft, mit dem Ergebnis, dass die Oberfläche sich ein wenig mattieren ließ.
- 11 Ortsakten für Schuttern.
- 12 Neumüllers-Klauser/Scholkmann 1987, S. 33. Neumüllers-Klauser rekonstruiert die Inschrift wie folgt:  
 Außen: [MU]NERA ABEL EXTENDIT DEVS [ACCIPIT ILLA] [HI]C IRATVS CHAIN OC[CIDIT FRATREM IN AGRO]  
 Innen: LOCVS V[O]CI N[OST]RE IN [C]ELO [G]R[ATI]A SIT EX[CELSI] M[ISERA]TIO[NI DEI].
- 13 Unter anderem ist die schwarze Zeichnung durch ein helles Steinchen unterbrochen.
- 14 Weniger sorgfältig verarbeitete Bereiche innerhalb einer sonst gut durchgebildeten Struktur sind oft ein Anzeichen dafür, dass eine Reparaturphase vorliegt.
- 15 Galioto 2004, S. 259–263.
- 16 List/Hillenbrand 1883, S. 10–11. – Monumenta Germaniae Historica, Diplome Kaiser Heinrichs II., Nr. 348, S. 443–447.
- 17 Ausführliche Darstellung in Bodinek 2017 (in Vorbereitung; erscheint voraussichtlich 2017).
- 18 Noch unpublizierter Vortrag von Prof. Dr. Blattmann (Universität Köln) am 05.11.2016 in Schuttern und persönliche Mitteilung.
- 19 List/Hillenbrand 1883, S. 11.
- 20 Neumüllers-Klauser/Scholkmann 1987, S. 23–24.
- 21 Noch unpublizierter Vortrag von Prof. Dr. Blattmann (Universität Köln) am 05.11.2016 in Schuttern und persönliche Mitteilung.
- 22 Vergleichbare Aufkantungen ergeben sich z. B. beim Verlegen von Fliesen, wenn am Anschluss zu einer Wand der Platz nur knapp ausreicht.
- 23 Ortsakten für Schuttern. – Galioto 2010, S. 247.
- 24 Bodinek 2017.
- 25 Ortsakten für Schuttern.

# „Auf jeder Bruck ein Nepomuk“

## Kult und Kunst

Johannes Werner

*Die geschnitzten Heiligen  
haben in der Welt mehr ausgerichtet  
als die lebendigen.*

Georg Christoph Lichtenberg

Es gibt fromme Bilder, denen man auch außerhalb des Kirchenraums auf Schritt und Tritt begegnet: am häufigsten dem des gekreuzigten Jesus, dann dem seiner Mutter Maria. Doch schon an dritter Stelle folgt, überraschenderweise, das des heiligen Johannes Nepomuk.<sup>1</sup> Dafür, dass er auch im mittelbadischen Raum, und im 18. Jahrhundert, unzählige Male dargestellt wurde, gibt es gute Gründe.

## Biographie

Johannes Nepomuk wurde um 1350 im westböhmisches Pomuk bei Pilsen geboren; deshalb wird er auch Johannes von Pomuk (tschechisch: Jan Nepomucký) genannt. Schon früh gehörte er, u. a. als Notar und Sekretär, zum Gefolge des Erzbischofs von Prag. Nach der Priesterweihe, die er im Jahre 1380 erhielt, übernahm er eine einträgliche Pfarrstelle in Prag, studierte aber zugleich an der dortigen Juristenuniversität und setzte dieses Studium dann an der Universität Padua fort. Nach seiner Rückkehr stieg er allmählich auf, bis ihn der Erzbischof zu einem seiner beiden Generalvikare ernannte.

Inzwischen versuchte der König von Böhmen, Wenzel IV., die Macht des Erzbischofs zu beschneiden, indem er die Errichtung eines zweiten Bistums betrieb, das von dem ersten abgetrennt werden sollte. Doch das Benediktinerkloster Kladrau, das als dessen Sitz vorgesehen war, wählte einen anderen als den vom König gewünschten, willfähigen Kandidaten zum Abt, und Johannes Nepomuk bestätigte die Wahl so rasch, dass der König keinen Einspruch einlegen konnte. Daraufhin ließ dieser den Generalvikar zusammen mit anderen erzbischöflichen Beamten verhaften und foltern und schließlich, nämlich am 20. März 1393, von der Karlsbrücke



Abb. 1: Der Heilige zeigt seine Zunge. Figur aus der alten Kirche von Illingen

in die Moldau stürzen, wo er ertrank. Dagegen wurde in späterer Zeit behauptet, dass der Zorn des Königs dadurch verursacht worden sei, dass ihm der Priester nicht verraten wollte, was ihm die Königin in der Beichte anvertraut hatte.<sup>2</sup>

Johannes Nepomuk wurde in der Heilig-Kreuz-Kirche bestattet, aber 1396 in den Prager Veitsdom überführt. Im Jahre 1719 öffnete man sein Grab und fand angeblich ein Skelett mit Folterspuren und eine unverwusste Zunge vor, die auf die Wahrung des Beichtgeheimnisses hinzuweisen schien.<sup>3</sup> Schon 1721 fand die Selig-, schon 1729 die Heiligsprechung statt. Und nun verbreitete sich seine Verehrung so schnell und so weit wie kaum eine andere davor oder danach.

### Ikonographie

Ida Friederike Görres, die selber aus Böhmen stammte, bemerkte mit einigem Recht, dass erst die Jesuiten diesen Johannes Nepomuk „in der Gegenreformation ausgegraben und sozusagen aufmontiert“ hätten, und zwar „als Gegenfigur zu Johann Hus – auch er Tscheche, auch Priester, auch Märtyrer, aber nicht gegen die kirchliche Ordnung, sondern für sie. Jedenfalls hat diese Propaganda eingeschlagen: es gibt wohl kein Dorf in Böhmen – und weithin in Österreich! – wo er nicht eine Brücke, einen Steig, einen Teich bewacht: den Finger an den Lippen, das Kreuz in der Hand, die zwölf Sterne um den Kopf, die seinen in der Moldau schwimmenden Leichnam angezeigt haben sollen.“<sup>4</sup> Freilich ist ihr hier insofern ein Irrtum unterlaufen, als der Heiligenschein des Heiligen nicht die zwölf Sterne aufweist, die der Gottesmutter Maria vorbehalten sind, sondern nur deren fünf, die als die Buchstaben des lateinischen Wortes ‚tacui‘ (ich schwieg) gedeutet werden. Die auf die Lippen gelegten Finger sollen dasselbe sagen; gelegentlich hält der Heilige auch seine Zunge in der Hand. Weitere Attribute sind ein Kreuz oder ein Buch sowie ein Palmzweig als Ausweis seines Martyriums. Mit Birett, Rochett, Talar etc. ist er gekleidet wie ein höherer Kleriker seiner Zeit.<sup>5</sup>

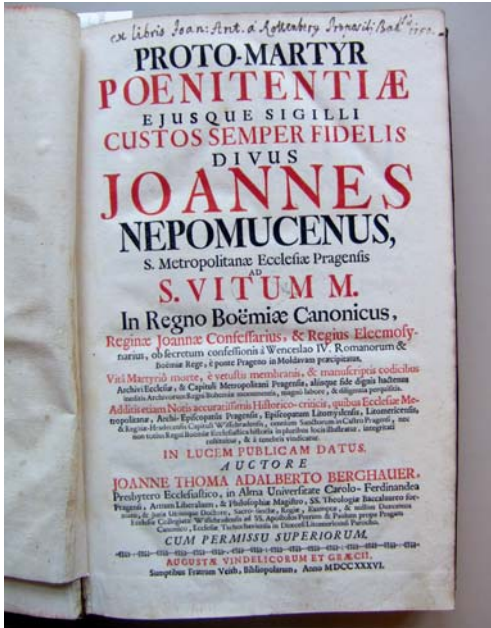


Abb. 2: „Der Erz-Märtyrer der Buße ...“. Titelblatt

Abb. 3: Kupferstich (aus demselben Buch)

### Patronate

Also waren es die Jesuiten, die den Kult des Heiligen verbreiteten.<sup>6</sup> Sie haben ihn, nachdem er gegen ihren anfänglichen Widerstand kanonisiert worden war, im Jahre 1730 sogar zum zweiten Patron ihres Ordens ernannt. In ihm sahen sie vor allem einen Märtyrer des Beichtgeheimnisses, das auch sie unbedingt zu wahren versprochen, wenn sie die Gläubigen aufforderten, möglichst oft zu beichten. (Erst unter ihrem Einfluss kam nun auch der geschlossene Beichtstuhl auf.)

So liest es sich auch in einem umfangreichen Buch, das aus dem Umkreis der Baden-Badener Jesuiten in die Bibliothek der Rastatter Piaristen gelangte. Es wurde von einem gewissen Johannes Thomas Adalbert Berghauer geschrieben, 1736 in Augsburg und Graz gedruckt und heißt, auf Deutsch: „Der Erz-Märtyrer der Buße und jederzeit treue Bewahrer ihres Siegels, der heilige Johannes Nepomuk, Kanoniker an der hl. Metropolitankirche zum hl. Märtyrer Veit in Prag im Reiche Böhmen, Beichtvater der Königin Johanna und königlicher Almosenier, der wegen des Beichtgeheimnisses von Wenzeslaus IV., römischen und böhmischen König, von der Prager Brücke in die Moldau gestürzt wurde, etc.“<sup>7</sup> Auf einem ganzseitigen Kupferstich ist der Autor selber zu sehen, wie er seinem Kaiser Karl VI. das Buch überreicht, das er ihm gewidmet hat; oben im Himmel schwebt Johannes Nepomuk.

In der Markgrafschaft Baden erschienen die Jesuiten schon im Jahre 1622, und zwar auf dringenden Wunsch des Markgrafen Wilhelm, der ihnen die Rekatholisierung seines Landes zu- und anvertraute, d. h. ihnen die Aufgabe zuwies, „die aus dem Schaaf-Stall der Römischen Kirchen flüchtig gegangene Seelen ihrem obristen Hirten Christo JESU wieder zuzuführen“<sup>8</sup>. Im Jahre 1663 gründete er ihnen ein Kolleg in Ettlingen, dem er die Wallfahrt nach Maria Bickesheim anschloss, und dann ein weiteres in Baden-Baden, das er mit einem Rektorat in Ottersweier und der Wallfahrt nach Maria Linden verband.<sup>9</sup> Es waren dies die Orte, von denen die Jesuiten weit ins Land hinauszogen, die aber auch zahlreiche Menschen anzogen; Menschen, die dann, wie etwa nach einer im Jahre 1720 in Ettlingen gehaltenen Predigt, „scharenweise zu den Beichtstühlen“<sup>10</sup> eilten.

Doch noch ein weiteres, nicht weniger wichtiges Patronat fiel dem neuen Heiligen zu: das über die Schiffer, Flößer und Müller, ja über alle, die irgendwie vom Wasser in Gefahr gebracht werden konnten.<sup>11</sup> Offensichtlich hatte seine Todesart dabei den Ausschlag gegeben. Und dass man ihm schon im Jahre 1683 auf der Karlsbrücke in Prag, von der er in die Moldau hinabgestürzt worden war und auf der bisher nur die Kreuzigungsgruppe gestanden hatte, eine Statue errichtete, war ein Zeichen, das weithin wirkte. Von nun an war er der ‚Brückenheilige‘ schlechthin: nicht nur in Böhmen und allen anderen habsburgischen Ländern, sondern auch und besonders in Baden.

Denn da gab es die Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden, die auch aus Böhmen stammte. Sie war 1675 als Herzogin von Sachsen-Lauenburg geboren worden und in Schlackenwerth aufgewachsen, hatte 1690 den Markgrafen Ludwig Wilhelm – den ‚Türkenlouis‘ – geheiratet und, nach dessen frühem Tod, 1707 die Regentschaft übernommen, die sie bis 1727 ausübte. Sie hat, neben den Jesuiten, den Kult des Heiligen entscheidend gefördert; und neben den Piaristen, die sie aus ihrer Heimat an die von ihr in Rastatt gegründete Schule berief. „So zog Johannes von Nepomuk, der Böhme, in das badische Land ein.“<sup>12</sup>

### Darstellungen<sup>13</sup>

Als Brückenheiliger erscheint er oft und schon früh: etwa in Baden-Baden, Bühl, Ettlingen<sup>14</sup>, Forbach, Frauenalb, Gernsbach<sup>15</sup>, Haslach, Haueneberstein, Hilpertsau, Niederbühl, Rastatt, Riegel, Rotenfels, Steinmauern und Villingen; auch die

Figuren in Bruchsal<sup>16</sup>, Iffezheim, Malsch, Oberweier, Ottersdorf und Reichental könnten einmal an Brücken gestanden haben.<sup>17</sup> Einige von ihnen wurden schon errichtet, als Johannes Nepomuk noch gar nicht zur Ehre der Altäre erhoben worden war.<sup>18</sup> Laut Inschrift wurde die in Forbach von Ludwig Georg, die in Reichental von August Georg von Baden gestiftet, also von den Söhnen der Markgräfin, die ihr in der Regentschaft folgten. Ein markgräflisch badischer Haus Hofmeister spendierte das Standbild in Bühl.<sup>19</sup> Vor der Franziskanerklosterkirche in Offenburg steht wiederum ein Nepomuk, vor der Stadtkirche in Rastatt ein eigener Nepomuk-Brunnen, der einst die Stadt mit Wasser versorgte.

Die Friedhofskapelle von Kappelwinddeck ist eine Seitenkapelle der ehemaligen Kirche und wurde vor deren Abriss dem Heiligen geweiht. Seinem Patronat unterstellte sich auch die 1834 erbaute Kirche in Illingen und bereits die 1771/72 errichtete Kapelle, die ihr vorangegangen und deren Vorgängerin „in den rhein gefallen“<sup>20</sup> war; noch gibt es eine ‚Nepomukstraße‘ im Ort. Die 1914 erbaute Pfarrkirche von Kehl, die auf einer ehemaligen Rheininsel steht, gehört ebenfalls hierher.

Innerhalb von Kirchen und an Altären tritt der Heilige gleichermaßen auf: etwa in Bietigheim, Frauenalb, Muggensturm, Iffezheim, Rotenfels, Stupferich sowie wiederum in der Franziskanerklosterkirche in Offenburg; auch auf dem Hauptaltar von Haueneberstein, der freilich aus der Ettlinger Jesuitenkirche übertragen wurde, und auf dem von Ettlingenweier<sup>21</sup>, der aus der Ettlinger Schlosskapelle kam. In der Rastatter Schlosskirche war ihm ein Altar geweiht; in ihr wurde (gemäß Hofkirchenkalender von 1729) sein Fest am 16. Mai mit einem Hochamt samt Festpredigt und Musik so feierlich begangen, dass ein „ziemlicher Zulauff des Volcks“ entstand.<sup>22</sup> Die Liebfrauenkirche in Gernsbach verwahrt eine Monstranz, auf der der Heilige abgebildet ist, die Kirche in Forbach eine andere, ebenfalls aus Augsburg stammende, die nicht nur ihn, sondern auch die Pra-



Abb. 4: Figur vor der Kirche in Ottersdorf



ger Moldaubrücke zeigt, von der er gerade hinabgestürzt wird. Ein Gemälde im Pfarrhaus von Jöhlingen stellt dieselbe Szene dar.<sup>23</sup> Eine einst in Plittersdorf vorhandene Glocke zeigte ihn im Relief.

In Baden-Baden erschien er als Figur an der Fassade der ehemaligen Jesuitenkirche und im ehemaligen Kapitelsaal, auf Gemälden im Kolleggebäude und in der Spitalkirche, dazu im Kloster Lichtental als Figur in der Klosterkirche und auf einem kleinen Klappaltar.

Aus dem Besitz des Fürstbischofs Damian Hugo von Schönborn hat sich in Bruchsal ein kostbares Reliquiar des Heiligen erhalten, das sich in seiner Gestaltung mehrfach auf die Bewahrung des Beichtgeheimnisses bezieht. Die Markgräfin soll allerdings ein noch weit kostbareres Exemplar besessen haben.<sup>24</sup>

### **Ettlingen oder: Der Höhepunkt<sup>25</sup>**

Nach ihrem Verzicht auf die Regentschaft zog sich Franziska Sibylla Augusta in ihr Schloss in Ettlingen zurück, das ihr Hofarchitekt Johann Michael Ludwig Rohrer nach ihren Wünschen ausbauen musste. Vor allem fügte er in der nordöstlichen Ecke eine dreigeschossige Kapelle ein; sie wurde 1731 begonnen und stand schon 1732 fertig da, so dass der Maler ans Werk gehen konnte: nämlich kein anderer als der hochberühmte Cosmas Damian Asam. Nach den genauen Angaben der Markgräfin malte er (in kürzester Zeit und für ein fürstliches Honorar) inmitten der ovalen Kuppel die Aufnahme des Heiligen in den Himmel; an ihrem Rand, in den Zwickeln und an den Wänden insgesamt 18 Szenen aus seinem Leben; dazu diverse Allegorien und ähnliche Darstellungen, darunter „die unverwesene heil: Zung in der Glorie von Engeln umgeben, unter welchen der Baadische Genius die Herzen der Durchleuchtigsten Baadischen Herrschaften presentirt, und viele andere allerhand Stands Bedrängte, so die Hilf des Heiligen anrufen“<sup>26</sup>. Unter die Figuren eben jenes Bildes hat Asam sich selber gemischt, denn auch er verehrte den Heiligen, nachdem dieser ihn und seinen Bruder Egid Quirin angeblich vor einem Schiffbruch auf der Donau gerettet hatte. Und so weihten ihm die beiden auch ihre eigene, von 1733 bis 1746 erbaute Kirche, die ‚Asamkirche‘ in München, und gestalteten zu seinen Ehren eine Kapelle in der Martinskirche in Meßkirch (1732/39), eine weitere im Dom zu Freising (1737/38) sowie einen Seitenaltar im Kloster Osterhofen (1734/35). Und als Cosmas Damians Tochter bei den

Ursulinerinnen in Straubing eintrat, nahm sie den Namen Maria Johanna Nepomucena an.

### Nachklang

Franziska Sibylla Augusta starb am 10. Juli 1733 – ein Jahr, auf den Tag genau, nachdem sie den Vertrag mit Asam geschlossen hatte. Mit dem Tod ihres zweiten Sohnes und zweiten Nachfolgers August Georg im Jahre 1771 starb die katholische Linie der Markgrafen von Baden-Baden aus und das Ländchen fiel laut Erbvertrag den evangelischen Vettern von Baden-Durlach, nun in Karlsruhe, zu. Der Orden der Jesuiten, und mit ihm seine mittelbadischen Niederlassungen, wurde 1773 aufgehoben. Doch der Kult des heiligen Johannes Nepomuk lebte im Volk weiter, auch weil ihn die Kunst am Leben erhielt. In ihr begegnet man ihm immer noch.



Abb. 5: Nepomuk-Brunnen in Rastatt.  
Historische Postkarte

### Anmerkungen

- 1 Vgl. Braunfels, Wolfgang (Hrsg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. 7 (Rom/Freiburg/Basel/Wien 1974) 153–157; hier 154
- 2 Nach der Meinung einiger Hagiographen könnte es sich auch um zwei verschiedene Personen gehandelt haben.
- 3 In einer Aufzählung der seltsamsten Prager Reliquien durfte „die unversehrte Zunge des Heiligen Johannes von Nepomuk im Dom“ natürlich nicht fehlen (Urzidil, Johannes: Prager Triptychon [München 1960] 12). Und selbst der Prager Hundehändler Josef Schwejk kannte den „heiligen Johannes Nepomuk“, auch wenn er glaubte, dass man diesen „von der Elisabethbrücke in einem wasserdichten Sack hinuntergeworfen“ habe (Hašek, Jaroslav: Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk [Reinbek o.J.] 25; vgl. auch 442).
- 4 Görres, Ida Friederike: Zwischen den Zeiten. Aus meinen Tagebüchern. 1951 bis 1959 (Olten/Freiburg 1960) 477
- 5 Vgl. Braun, Joseph: Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst (Stuttgart 1943) 380–384; sowie Braunfels, a. a. O.
- 6 Vgl. Feld, Helmut: Ignatius von Loyola. Gründer des Jesuitenordens (Köln/Weimar/Wien 2006) 246
- 7 Historische Bibliothek Rastatt (L\*8); mit frdl. Dank an Heike Endermann.
- 8 Zit.n. Burkart, Martin (Hrsg.): Das Bickesheimer Wallfahrtsbuch von 1747 (Durmersheim 2001) 70.
- 9 Vgl. Heid, Hans (Hrsg.): Die Jesuiten in der Markgrafschaft Baden (1570–1773). Bd. 1 (= Niederlassungen, Wirken, Erbe) (Ubstadt-Weiher/Heidelberg/Neustadt a. d. W./Basel 2014)

- 10 Zit.n. Kast, Augustin (Hrsg.): Die Jahresberichte des Ettlinger Jesuitenkollegs. 1661–1769 (o.O. 1934) 96
- 11 Bisher hatte man sich eher dem hl. Nikolaus von Myra anvertraut, dem auch die Kirche von Steinmauern geweiht war. – Zuweilen fehlt noch das Verständnis dafür, dass die Verehrung vieler Heiliger ganz realen Nöten entsprang. Da z. B. der hl. Laurentius, der Legende nach, sein Martyrium auf einem feurigen Rost (seinem Attribut) erlitt, erhob man ihn zu einem Patron der Fieberkranken, und als solcher war er überaus populär in den Gemeinden am Oberrhein, in denen, vor dessen Regulierung durch Tulla, die Malaria ihre zahlreichen Opfer fand; vgl. Werner, Johannes: „Die entsetzlichen Rheinschnaken“. Worüber Goethe klagte, und woran Schiller litt. In: Die Ortenau 88, 2008, 415–422
- 12 Renner, Anna Maria: Sibylla Augusta Markgräfin von Baden. Die Geschichte eines denkwürdigen Lebens (Stuttgart 1938) 178
- 13 Der Katalog der Kunstwerke beruht zunächst auf den veröffentlichten Verzeichnissen der Kunstdenkmäler von: Kreis Freiburg Land (1904), Kreis Offenburg (1908), Karlsruhe Land (1937), Stadt Baden-Baden (1942), Landkreis Rastatt (1963). Er kann keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben, auch weil weite Teile des hier infrage kommenden Gebiets noch immer nicht bearbeitet sind.
- 14 Hinzu kommen drei weitere Darstellungen an Häusern, davon eine mit der Inschrift: „Im Jahr Anno 1747 den 9. Juni ist das große Waser gewesen. Gott beware uns. J.W.A.“.
- 15 Auch wurde die Maria auf dem Marktbrunnen durch einen Nepomuk ersetzt.
- 16 Allerdings wurde diese Figur in eine des Ordensstifters Vinzenz Pallotti umgearbeitet und 1938 am St. Paulusheim aufgestellt (vgl. Herzog, Guido/Schlindwein, Hanni [Hrsg.]: Mehr als eine Schule. 100 Jahre St. Paulusheim Bruchsal. Heidelberg/Ubstadt-Weiher/Basel 2015, 200).
- 17 Auf der Johannesbrücke (!), die über den Offenburger Mühlbach führt, sollte eine solche Statue aufgestellt werden, zu deren Ausführung es aber nicht kam; nur die für sie vorgesehene Aussparung ist zu sehen (frdl. Mitteilung von Dr. Martin Ruch, Willstätt).
- 18 Zumindest Hilpertsau (1706), Frauenalb (1725), Rotenfels (1726) und Baden-Baden (1726). – Andere Figuren sind nicht datiert oder stammen aus späteren Jahren. Insgesamt aber lässt sich sagen, dass, außer den Kirchen in Illingen und Kehl, alle im vorliegenden Beitrag erwähnten Werke innerhalb des 18. Jahrhunderts geschaffen wurden. Nachzutragen wären allenfalls eine Figur am Hauptaltar in der Kirche von Niederbühl (1818) und ein Wandbild in der von Iffezheim (1867), gemalt von Lucian Reich.
- 19 Vgl. Reinfried, Karl: Kurzgefaßte Geschichte der Stadtgemeinde Bühl im Grossherzogthum Baden (Freiburg 1877) 60
- 20 Zit. n. Hirschfeld, Peter (Hrsg.): Die Kunstdenkmäler des Landkreises Rastatt (Karlsruhe 1963) 217
- 21 Vgl. Bissinger, Albert F.X.: Das Relief des Hochaltars und die Nepomukverehrung der Markgräfin Sibylla Augusta, in: Schmidt, Wolfgang (Hrsg.): St. Dionysius Ettlingenweiler (Ettlingenweiler 1978) 72–80
- 22 Vgl.: Extra schön. Markgräfin Sibylla Augusta und ihre Residenz (= Ausstellungskatalog) (Petersberg 2008) 190
- 23 Jöhlingen wurde, wie Stupferich, von Jesuiten aus Ettlingen betreut.
- 24 Vgl.: Extra schön ... 180
- 25 Vgl. Zollner, Hans Leopold: Johannes von Nepomuk zu Ehren. Die Ettlinger Schloßkapelle und die Fresken von Cosmas Damian Asam (Karlsruhe 1992)
- 26 Zit.n. ebd. 22

## Alexandra von Berckholtz, eine europäische Malerin aus der Ortenau

Natalie Gutgesell

Weit in die Ortenau hinein grüßt heute von Ortenberg aus das Schloss als Wahrzeichen der Gemeinde und der Umgegend. Wieder erbaut wird es von 1833 bis 1843 durch den livländischen Großkaufmann Gabriel Leonhard von Berckholtz (1781–1863) aus Riga.<sup>1</sup> Er ist Geschäftsführer des durch seinen Vater Jacob Johann von Berckholtz (1750–1812) begründeten Handelshauses *Jacob Johann Berckholtz & Comp.* Zu der Firma gehören ein Lagerhaus, eine Brauerei, mehrere weitere Immobilien in Riga sowie die Güter Mahrzen und Alt-Kalzenau. *Jacob Johann Berckholtz & Comp.* ist im 18. und 19. Jahrhundert weltweit einer der führenden Marktvertreter im Exporthandel und vertreibt Waren aus Nordamerika, Brasilien und Europa bis nach Russland. Geschäftsberichte und Anzeigen geben Aufschluss über die gehandelten Waren: Fisch, Salz, Stoffe, Leder, Bekleidung, Kohle, Holz, Korken, Ziegel, Obst, Tabak, Zigarren oder Wein, der meist aus Frankreich importiert wird. Dies geschieht sicherlich durch einen Geschäftskontakt mit Gabriel Leonhards Bruder, Jacob Johann von Berckholtz (geboren 1783), der 1819 sein Haus in Riga verkauft, nach Paris auswandert und dort im 9. Arrondissement im Boulevard Poissonnière 24<sup>2</sup> lebt. Nähere Dokumente und Informationen zu Jean-Jacques de Berckholtz – wie er sich fortan in Frankreich nannte – wurden bei einem Brand der *Archives de la préfecture de police de Paris* während des Deutsch-Französischen Krieges 1870 völlig zerstört. Jean-Jacques stirbt 1856 kinderlos in Paris, hinterlässt Gabriel Leonhard sein gesamtes Vermögen an im Testament nicht weiter bestimmten Möbeln und Immobilien<sup>3</sup> und findet in der Familiengruft auf dem Bühlwegfriedhof in Ortenberg seine letzte Ruhe.

Die anderen Geschwister Gabriel Leonhard von Berckholtz' bleiben in Riga wohnhaft. Gertrud (1784–1866)<sup>4</sup> heiratet 1803 den Kaufmann Justus Blankenhagen (1776–1861). Georg Friedrich (geboren 1786) – kaiserlich russischer Leutnant im kurländischen Dragoner-Regiment – fällt 1812 im Russisch-Deutsch-Französischen Krieg in der Schlacht bei Wjasma in Zentralrussland. Der 1787 geborene Christian Heinrich verstirbt im Alter von zwei Jahren. Juliane (1791–1880) heiratet 1815 den Kaufmann Johann Anton Rücker (1785–1861).<sup>5</sup>

Deren Vater Jacob Johann beantragt bei Franz II. (1768–1835) den erblichen Adelstitel für „sich samt seinen Nachkommen beiderlei Geschlechts in gerader Linie“. Am 25. März 1793 erhebt ihn der Kaiser in den Reichsadelsstand. Mit diesem erhält er einen Passierschein durch alle Gebiete, über die der Kaiser herrscht. „Jeder Kurfürst, Fürst, geist- und weltlicher Prälat, Graf, Baron und Ritter“ hat dem Geschäftsmann ab sofort jederzeit freies Geleit zu gewähren.<sup>6</sup>

Auch seine Frau Sophie Berner (1750–1825) tritt als eigenständige Geschäftsfrau in Riga in Erscheinung. Sie vermietet unter anderem in ihrem Haus in der Jacobstraße 145 Zimmer für Reisende, zwei Speicherböden, einen Lagerraum für Kaufleute oder eine Wagenremise<sup>7</sup> und verkauft Hopfen, Stoffe, Garne oder Damenstrümpfe.

Ihr Sohn Gabriel Leonhard von Berckholtz ist in Riga ab 1800 Mitglied der blauen reitenden Bürger-Compagnie, und von 1802 bis 1807 fungiert er als Ältester der Compagnie der Schwarzen Häupter zu Riga.<sup>8</sup> Am 21. Juli 1807 heiratet von Berckholtz Barbara Schröder (1785–1859), scheidet dadurch aus der Compagnie aus und wird Bürger der Großen Gilde. Die Verpflichtung zur Ehelosigkeit der Schwarzhäupter ist ab 1594 nachgewiesen und mit ihr der Brauch, dass ein Ältester vor seiner Hochzeit der Compagnie ein Fass Bier und einen Schinken durch einen Diener bringen lässt.<sup>9</sup>

Die Schwarzhäupter sind eine 1232 erstmals urkundlich erwähnte Vereinigung norddeutscher Kaufleute,<sup>10</sup> die während der Erschließung der baltischen Ostseeküste durch Schiffer aus Bremen entsteht, die sich im Livländischen Ordensstaat niederlassen. Die 1201 gegründete Stadt Riga gehört ab 1282 zum norddeutschen Städtebund. Es existieren vier ausländische Handelsknotenpunkte in Novgorod, Bergen, Brügge und London und weitere Orte in Sachsen, Westfalen, Thüringen, im westlichen Holland, in Friesland, in Preußen und auf Gotland.<sup>11</sup> Bedeutend für die Hanse ist im Mittelalter vor allem der Russlandhandel mit Gross-Novgorod, wohin ein Netz von Handelsstraßen führt, mit Riga als wichtigstem Punkt für die Seeverbindung. Entlang der Handelsstraßen nach Osten entstehen für die Kaufleute als Unterkünfte und Orte der Geselligkeit sogenannte *König-Artus-Höfe*<sup>12</sup> und in Riga das Schwarzhäupterhaus, das 1941 durch eine Granate zerstört, 1948 gesprengt und von 1995 bis 1999 wieder aufgebaut wird. Heute gehört es dem UNESCO Welterbe der Menschheit an.

Gabriel Leonhard und Barbara von Berckholtz haben insgesamt acht Kinder. Die älteste Tochter Anna Natalie (1808–1836) heiratet 1830 in Baden-Baden den Freiherrn Paul Fried-

rich von Moltke (1786–1846), der mit dem Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke einen gemeinsamen Großvater hat und als Diplomat im Dienst des Zaren in Königsberg, Berlin, Turin und Karlsruhe tätig ist. Sophie von Berckholtz (1810–1878) heiratet nach dem Tod ihrer Schwester Natalie ihren verwitweten Schwager und lebt ab 1855 in München. Olga von Berckholtz (1811–1858) bleibt ledig. Elisabeth (1813–1892) heiratet 1839 den in Mexiko und Bremen tätigen Kaufmann Carl Ferdinand Offensandt (1803–1857). Der Bruder Jacob Johann von Berckholtz (1815–1887) heiratet auf Schloss Ortenberg Emma Dorothea Wilhelmine Offensandt (1829–1851), die Tochter seines Schwagers Carl Ferdinand aus dessen erster Ehe mit Luise Mohr in Bremen.<sup>13</sup> Die beiden Kinder Barbara (1817–1820) und Gabriel Leonhard (1819–1821) versterben in jungen Jahren.

Die jüngste Tochter Alexandra wird am 26. August 1821 in Riga geboren. Nach dem in Livland gültigen julianischen Kalender ist es der 14. August. Getauft wird sie am 16. (4.) Dezember 1821 im Dom. Am 24. Juni 1825 wandert ihr Vater mit der gesamten Familie aus Riga aus. Das genaue Datum vermerkt Alexandra in ihrem Kalender.<sup>14</sup> Als Grund der Auswanderung werden gesundheitliche Gründe genannt. Vierzehn Tage nach seiner Auswanderung stirbt Gabriel Leonhards Mutter Sophie von Berckholtz in Riga. Zu ihrer Beerdigung am 13. Juli 1825 vereinen sich alle ihre Kinder ein letztes Mal in ihrer Heimat.<sup>15</sup> Bis 1833 ist kein permanenter Wohnsitz der Familie von Berckholtz nachzuweisen, die sich wohl eine Zeitlang in Paris aufhält. Zum 13. Februar 1828 löst Gabriel Leonhard von Berckholtz die Firma *Jacob Johann Berckholtz & Comp.* auf.<sup>16</sup>

1833 erwirbt er in der Karlstraße 26 (ab 1875 Nr. 44) in Karlsruhe an der Ecke zur Sophienstraße ein repräsentatives Anwesen, das Friedrich Arnold (1786–1854) – Schüler des Karlsruher Stadtarchitekten Friedrich Weinbrenner (1766–1826) – im Jahre 1826 erbaute. Ab 1828 bewohnt es der österreichische Gesandte<sup>17</sup> in Baden Karl Ferdinand von Buol-Schauenstein (1797–1865). Ab 1850 wird das Haus durch ein gegenüber erworbenes Grundstück und die Anlage eines parkähnlichen Gartens ergänzt, der zu den ersten Sehenswürdigkeiten der Stadt Karlsruhe zählt, den regelmäßig Artikel in der örtlichen Presse rühmen: „Die Vorübergehenden müssen unwillkürlich stehenbleiben und können sich kaum trennen von den überaus reizenden Anlagen, dem herrlichen Blumenflor, dem eleganten Springbrunnen, den Statuen und sonstigen schönen Dingen, welche der Besitzer des Gartens mit bedeutendem Kostenaufwand durch Künstlerhände zu einer ebenso großarti-

gen als lieblichen Schöpfung zu vereinen wußte, die seinem reichen Geschmack in der That alle Ehre macht.“<sup>18</sup>

Das Berckholtz-Palais in der Karlstraße wird Mittelpunkt eines kulturellen Salons der Stadt, in dem z. B. die Großherzogin Sophie von Baden (1801–1865), ihre Tochter Alexandrine, die spätere Herzogin von Sachsen-Coburg und Gotha (1820–1904), die Schauspielerinnen Amalie Haizinger (1800–1884) und Adolfiner Neumann (1822–1844) und bildende Künstler, wie z. B. Caspar Obach (1807–1865), verkehren. Durch diese kommt Alexandra von Berckholtz bereits in jungen Jahren mit der Zeichnung und der Malerei in Berührung. Später gehört sie zu den gefragtesten Porträtistinnen des 19. Jahrhunderts. Allein in den 1860er Jahren malt sie über 200 Bildnisse von Persönlichkeiten der Gesellschaft und Mitgliedern des baltischen Adels. Ab dieser Zeit widmet sie sich zusätzlich auch dem Blumenstillleben.

Ihr frühestes datiertes Werk ist eine Ansicht des Berckholtz-Gartens mit dem Pförtnerhäuschen von 1835 (**Abb. 1**) in

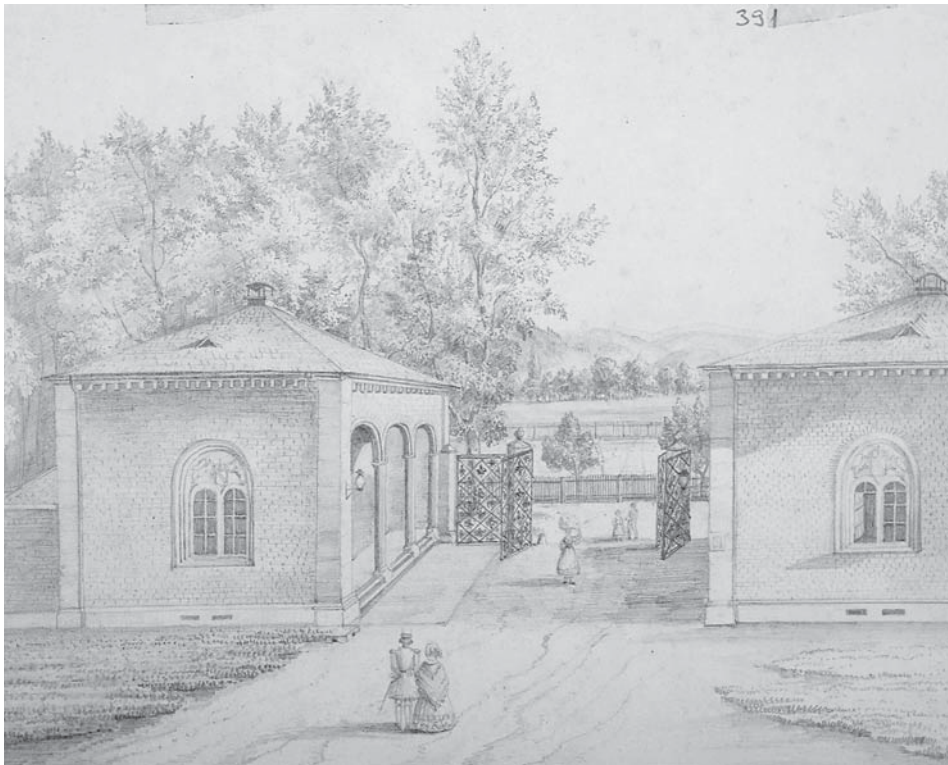


Abb. 1: Alexandra von Berckholtz, *Der Berckholtz-Garten mit Pförtnerhaus in Karlsruhe*, Bleistift auf Papier, 15,4×19,4 cm, 1835, Stadtarchiv Offenburg Inv-Nr. 26/20/020.

filigranem Strich und mit spitzem präzisiertem Bleistift gezeichnet. Als ein weiteres Frühwerk ist ein im Jahr 1836 in Genf entstandenes und 1928 aus dem Besitz eines Diplomaten versteigertes Aquarell eines jungen Mädchens in Tracht vor einem landschaftlichen Hintergrund bekannt.<sup>19</sup> Genrebilder, wie das gerade Genannte, tauchen bereits seit frühen Jahren immer wieder in Alexandras Werk auf. Eines dieser ist ein junger Schwarzwaldbauer in Tracht vor einem landschaftlichen Hintergrund (Abb. 2). Charakteristisch sind die lange schwarze Hose und der Gehrock, das rote Brusttuch und der dunkle große Hut. Das Gemälde kann aufgrund der Präzision in der Wiedergabe der Gesichtszüge durchaus auch als Porträt angesehen werden. Allerdings ist uns der dargestellte junge Mann namentlich unbekannt. Das Bildnis entsteht in den 1840/50er Jahren in Ortenberg, wie die rückwärtige Beschriftung verrät. Es befand sich im Besitz von Alexandras Freundin, der deutsch-baltischen Baronin Melanie von Campen-



Abb. 2: Alexandra von Berckholtz, Schwarzwaldbauer, Öl auf Leinwand, 58×47 cm, Privatbesitz Hamburg.



hausen (1815–1901), die die Künstlerin auch 1844 in einem Aquarell porträtierte (**Abb. 3**),<sup>20</sup> und die sie auf Schloss Ortenberg mehrmals besuchte. Dort hatte Alexandra von Berckholtz bis 1863 ihr Atelier im Malerturm, in dem sich heute das Trauzimmer des Standesamtes der Gemeinde Ortenberg befindet.

In Ortenberg hält sich die Familie von Berckholtz während des Sommers auf, im Winter lebt man nahezu hauptsächlich in Karlsruhe. Zehn Jahre lang dauert der Wiederaufbau der Schlossruine im neogotischen Stil, mit dem Gabriel Leonhard von Berckholtz seinen Freund, den Architekten und Weinbrenner-Schüler Jakob Friedrich Eisenlohr (1805–1854), beauftragt. Das Hauptschaffensgebiet Eisenlohrs sind die zahlreichen Bahnhöfe und Wärterhäuschen entlang der ab 1839 angelegten Strecke der Badischen Hauptbahn, wie z. B. 1839 der Bahnhof in Mannheim oder der in Heidelberg 1840.<sup>21</sup> Alexandras Vater und Friedrich Eisenlohr arbeiten ab 1857 hinsichtlich des Baus der Evangelischen Stadtkirche in Offenburg erneut zusammen, deren Errichtung maßgeblich auf von Berckholtz' Hilfe zurückgeht,<sup>22</sup> und für die Alexandra von Berckholtz eine Spendenliste initiiert, auf der sich zahlreiche illustre Namen befinden. Das Stadtarchiv Offenburg verwahrt die Originalentwürfe Eisenlohrs sowie seine Zeichnungen des Schlosses Ortenberg, die der Architekt zu Lebzeiten in einem Bildband veröffentlicht, der im Verlag J. Verth in Karlsruhe erscheint.

Auch Alexandra von Berckholtz stellt Ortenberg (**Abb. 4**) in unterschiedlichen Ansichten und Perspektiven in unterschiedlichen Phasen ihres künstlerischen Schaffens dar, die das Schloss stets majestätisch auf dem Bergrücken thronend aufzuführen.

In verschiedenen Artikeln wird der nahezu an allen Höfen von Madrid bis St. Petersburg gefeierte Porträtist und europäische Modemaler Franz Xaver Winterhalter als einer der künstlerischen Lehrer der Alexandra von Berckholtz genannt,<sup>23</sup> wofür bislang jedoch keine eindeutigen Beweise erbracht werden konnten. Von 1830 bis 1834 lebt der badische Hofmaler Winterhalter hauptsächlich in Karlsruhe, wo er Alexandra von Berckholtz durchaus Unterricht gegeben haben könnte, wie auch während der 1840/50er Jahre in Paris, wo die Malerin sieben Jahre lang lebt und arbeitet. Eine Schülerschaft Alexandras erscheint ebenfalls aufgrund stilistischer Parameter in der Zeichnung der Gesichter und der Inszenierung der Persönlichkeit der Dargestellten auf einigen ihrer Werke nicht unwahrscheinlich, wie z. B. der Vergleich

Abb. 3 (links): Alexandra von Berckholtz, Melanie von Campenhausen, Aquarell über Bleistift, weiß gehöht, 24,5×20 cm, 1844, Familienarchiv Prof. Dr. Bernhard von Barsewisch Groß Pankow Inv.-Nr. CW 153.



Abb. 4 (unten): Alexandra von Berckholtz, Ansicht des Schlosses Ortenberg, Bleistift auf Papier, 18,3×25 cm, 1841, Stadtarchiv Offenburg Inv.-Nr. 26/21/015.



eines ihrer Damenporträts (**Abb. 5**) mit Winterhalters Bildnis der Fürstin Leonilla zu Sayn-Wittgenstein-Sayn (1816–1918) demonstriert.<sup>24</sup>

Franz Xaver Winterhalter bewegt sich teilweise noch in den aus Barock und Rokoko tradierten Inszenierungsparametern des Adelsporträts. Kaiser Napoleon III. (1808–1873) malt er derart z. B. in Ganzfigur im Krönungsmantel, in der Uniform eines Generalmajors mit der Kette der Ehrenlegion in einem Innenraum mit erhabenem Gesichtsausdruck und zum Betrachter distanziert vor einem roten Vorhang stehend, während er sich auf Krone und Zepter aufstützt.<sup>25</sup> Dagegen stellt er neben derart offiziellen Bildnissen die britische Königin Victoria (1840–1901) in einem Ölgemälde in ovalem Ausschnitt und im Brustbild vor. Ihr nach links gewandter Kopf liegt auf einem roten Kissen, ihr Mund ist leicht geöffnet und ihr offenes Haar fällt über die nackte linke Schulter.<sup>26</sup> Das Bild war ein Überraschungsgeschenk für ihren Ehemann, Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819–1861), der es in seinem Schreibzimmer platziert.

Alexandra von Berckholtz' Bildnisse bewegen sich innerhalb dieser Veränderung des Adelsporträts, das die Dargestellten näher heranrückt und in der Regel die Hände sowie Attribute des Standes ausspart. Die reine psychologisch-menschliche Charakterisierung der Abgebildeten steht im Zentrum. Diese Auffassung katalysieren die Ideen der Aufklärung, dass jeder Mensch ein mündiges Individuum mit Verstand, unabhängig von Geburt und Status ist. Neue Auftraggeber für Bildnisse sind Gelehrte, Bürger, Kaufleute und Industrielle.

Während ihres gesamten Schaffens porträtiert Alexandra von Berckholtz überwiegend Frauen, häufig Damen ihres Alters, die sie damit vor dem Vergessen bewahrt. Unter diesen befinden sich auch zahlreiche unverheiratete Frauen, die durch Alexandras Bilder weiterleben, wie z. B. ihre Schwester Olga,<sup>27</sup> von der aus der Familiengeschichte nichts bekannt ist, im Gegensatz zu ihren Schwestern Natalie und Sophie, deren Vita sich ausschließlich im Kontext der Verdienste ihres bedeutenden Mannes und der Familienkonstellation bewegt.

Ab 1841 nimmt Alexandra von Berckholtz Unterricht bei dem badischen Hofmaler und Fotografen Ludwig „Louis“ Wagner (um 1780–nach 1853) in Karlsruhe. Außer den beiden Studienorten Paris und Mannheim ist nichts Weiteres aus dessen Biografie bekannt.<sup>28</sup> Der Verbleib vieler seiner Werke ist heute weitgehend unbekannt. Eine Quelle ist das Album der Familie von Berckholtz, das unter anderem 19 Lithografien nach Zeichnungen Louis Wagners beinhaltet, die Persönlichkeiten aus



*Abb. 5: Alexandra von Berckholtz, Frauenporträt, Pinsel in Braun über Bleistift, weiß gehöht, 21,7×15,8 cm, 1843, Stadtarchiv Offenburg Inv.-Nr. 26/07/033.*

Adel und Gesellschaft aufführen. Eine andere ist ein weiteres, das anlässlich ihrer Hochzeit mit Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha (1844–1893) durch die badischen Künstler an Prinzessin Alexandrine von Baden (1820–1904) im Jahre 1842 überreichte Album in den Kunstsammlungen der Veste Coburg. In diesem befindet sich auf Blatt 37 auch ein Aquarell einer sitzenden Dame aus der Hand Louis Wagners.<sup>29</sup>

In der Regel konzentriert sich der Künstler auf seinen Zeichnungen auf die nahezu fotorealistische Durchbildung des Gesichts sowie die minutiöse und detailreiche Wiedergabe des Kopfes, wobei er Kleidung und Hintergrund meist skizzenhaft in einzelnen, grober und breiter realisierten, Strichen belässt. In dieser stilistischen Umsetzung realisiert er auch das Porträt seiner Schülerin Alexandra von Berckholtz, das diese vor einer

Staffelei sitzend an einem Bildnis ihrer Mutter arbeitend zeigt (Abb. 6). Diesen Ansatz der Arbeitsweise entdeckt man ebenfalls in vielen Zeichnungen in Alexandras Skizzenbüchern wieder.

Bereits in jungen Jahren lernt Alexandra von Berckholtz den späteren Historien- und Porträtmaler Anselm Feuerbach (1829–1880) kennen. Im Alter von 13 Jahren unternimmt er seine erste Reise alleine ohne seine Eltern und fährt nach Ortenburg zur befreundeten Familie Brunner, was durch Einträge in seinem heute verschollenen Tagebuch belegt ist, das ein Aufsatz erwähnt.<sup>30</sup> Am 11. Juli 1842 besucht Feuerbach erstmals Ortenberg und schreibt darüber: „Der Ort ist durch die schönen Altarbilder in der Dorfkirche und besonders durch das neue Schloss Ortenberg berühmt.“<sup>31</sup> Wegen eines aufziehenden Gewitters begibt er sich in das heute noch existierende Wirtshaus Krone in Ortenberg, wo er Herrn von Berckholtz mit seiner Familie trifft. Am 15. Juli ist er zu Gast auf dem Schloss Ortenberg, das er auch in sein Skizzenbuch zeichnet.<sup>32</sup>

1847 stiftet Alexandra von Berckholtz der von Anselm Feuerbach erwähnten katholischen Pfarrkirche St. Bartholomäus in Ortenberg ein Ölgemälde im Wert von 1200 Gulden.<sup>33</sup> Der

Abb. 6: Louis Wagner, Alexandra von Berckholtz, Lithografie, 29×23 cm, 1845, Stadtarchiv Karlsruhe Inv.-Nr. 8/PBS III 80.



Verbleib des Werkes, das Motiv und die Tatsache, ob die Künstlerin selbst auch Urheberin des Bildes war, sind unbekannt. Des Weiteren werden in dem Ortenberger Kircheninventar unter Nr. 45a. „Zwei Originale v. der Fr. Ellenrieder“ erwähnt, die sich bis heute in Ortenberg befinden: der Heilige Bartholomäus und der Heilige Josef mit dem Jesusknaben.<sup>34</sup> Welches Gemälde könnte Alexandra von Berckholtz ihrer Heimatgemeinde gespendet haben? Eine mögliche Spur führte in das 16 Kilometer von Ortenberg entfernte Ichenheim, in dessen Kirche St. Nikolaus sich weitere drei Werke der Malerin Marie Ellenrieder (1771–1863) befinden. Das Gemälde über dem heutigen Hochaltar zeigt die Auferstehung Christi,<sup>35</sup> das über dem rechten Seitenaltar den Heiligen Nikolaus als Bischof, der von zwei Engeln begleitet ist, die ein Modell der Kirche tragen,<sup>36</sup> und das über dem linken eine thronende Madonna mit dem Christuskind und drei gabenbringenden Mädchen (Abb. 7), von dem sich in Alexandras Skizzenbuch von 1847/48 eine umrisshaft angelegte skizzierte Kopie (Abb. 8) befindet. Könnte es sich bei dem heute nicht mehr vorhandenen und 1847 durch Alexandra von Berckholtz gestifteten Gemälde für die Ortenberger

*Abb. 7 (u. links):  
Marie Ellenrieder,  
Thronende Madonna  
mit Kind und gaben-  
bringenden Mädchen,  
Öl auf Leinwand,  
245×153 cm, 1822,  
St. Nikolaus  
Ichenheim.*

*Abb. 8 (u. rechts):  
Alexandra von Berck-  
holtz, Thronende  
Madonna mit Kind  
und gabenbringenden  
Mädchen. (Nach  
Marie Ellenrieder),  
Bleistift auf Papier,  
18,3×25 cm, 1847,  
Stadtarchiv Offenburg  
Inv.-Nr. 26/21/016.*



Kirche eventuell um eine Kopie der Ellenrieder-Madonna aus Ichenheim handeln? Eine generelle Kopiertätigkeit Alexandras nach anderen künstlerischen Meistern ist bekannt.<sup>37</sup> Warum sollte sie nicht auch Werke Marie Ellenrieders kopiert haben, der ersten Frau, die jemals an einer Kunstakademie im deutschsprachigen Raum studieren durfte? 1813 beginnt Ellenrieder ein Studium der Porträt- und Historienmalerei an der *Königlichen Akademie der bildenden Künste* München bei dem Direktor Johann Peter von Langer (1756–1824). Von 1822 bis 1825 hält sie sich in Rom auf, wo sie die Kunst der Lukasbrüder, der sogenannten „Nazarener“, inspiriert, und wo sie 1824 beginnt, den Heiligen Bartholomäus für Ortenberg zu malen.

Am 21. Oktober 1848 reist Alexandra von Berckholtz von Ortenberg nach Paris ab, wo sie bis 1854 leben und arbeiten wird.<sup>38</sup> Nach Paris zieht es zwischen 1793 und 1870 mehrere hundert Künstler aus dem deutschsprachigen Raum. Sie besuchen die *École des beaux-arts* oder nehmen Privatunterricht. Die gefragtesten Historienmaler sind Jacques-Louis David (1748–1825), Antoine-Jean Gros (1771–1835) oder Paul Delaroche (1797–1856).<sup>39</sup> Zur Zeit des Paris-Aufenthaltes von Alexandra von Berckholtz zählt das 1847 durch Thomas Couture (1815–1879) begründete Privatatelier zu den wesentlichen Schulen, vor allem auch für deutsche Maler,<sup>40</sup> wie z. B. für Anselm Feuerbach. 1848 studiert Alexandra von Berckholtz im Atelier des Historienmalers Joseph-Nicolas Robert-Fleury (1797–1890),<sup>41</sup> der sie hinsichtlich des zeitgenössisch in der Kunst vorherrschenden französischen Realismus maßgeblich beeinflusst, den sie zeitlebens in ihren Porträts demonstriert: eine in allen Einzelheiten genaue Zeichnung der Gesichtszüge, die sie bis hin zur psychologischen Charakterisierung der Dargestellten verfeinert. Alexandra von Berckholtz entwickelt ihren eigenen Stil des Adelsporträts ab der Zeit bei Robert-Fleury. Sie verzichtet bei ihren Baroninnen und Freiherrn in der Regel auf attributives Beiwerk oder Requisiten im Hintergrund, die auf Stand und Würde verweisen. Ihr Vater, der Freiherr Gabriel Leonhard von Berckholtz, tritt uns nicht in einer Uniform und auch nicht vor einem Vorhang oder vor Säulenmotiven gegenüber, wie dies zur Zeit noch gängige Mode im Adelsporträt ist. Er trägt einen schlichten dunklen Anzug, seine Physiognomie strahlt eine menschliche Ruhe aus und kein landschaftlicher Hintergrund lenkt von der Betrachtung seines Antlitzes ab. Vergleichbar würdevoll führt uns Alexandra von Berckholtz einen anderen Herrn vor, bei dem man aufgrund seiner aufrechten Haltung, der hohen Stirn und des nachdenklichen Blicks sofort an einen Gelehrten denkt: Johann Heinrich Neese (1795–1885) (**Abb. 9**).

Neese war der Diener und später Verwalter Gabriel Leonhard von Berckholtz', mit dem er 1825 aus Riga auswanderte und enger Freund der Familie wurde, auf deren Gruft in Ortenberg er später auch begraben wurde.

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts kommt – nicht nur in Frankreich – sowohl im Unterricht im Privattelier eines Künstlers als auch an der Akademie der Praxis des Kopierens ein hoher Stellenwert zu. Dies geschieht nach grafischen Vorlegeblättern und Gemälden in einer Galerie vor dem Original, meist in einer Gruppe von zehn Schülern, die vorher eine Kopiererlaubnis einzuholen haben, die ihnen bei ordentlichem Betragen häufig auch lebenslang bleibt. Diese wird z. B. entzogen bei eigenmächtigem Abnehmen des Gemäldes von der Wand, Durchpausen auf dem Original, Beschädigungen mit dem Zirkel, Belästigungen von Touristen oder das Mitbringen von Hunden.<sup>42</sup>

Von Alexandra von Berckholtz ist durch einen Eintrag in die Listen des Louvre am 11. Mai 1850 ebenfalls eine Kopiertätigkeit bekannt.<sup>43</sup> Das kopierte Gemälde und die Tatsache, ob sie unter Anleitung eines Lehrers arbeitet, sind nicht überliefert.

Dagegen sind ihrer Zeit in Frankreich eindeutig zwei Aquarelle zuzuordnen. Diese zeigen die Pforte von Saint-Denis Paris und ein Mädchen mit Gänseblümchen. Im Falle des ersten – 1989 im Kunsthaus Lempertz in Köln<sup>44</sup> versteigert und bereits 1847 entstanden – nimmt Gitta Ho eine Entstehung ad naturam an. Die Richtigkeit dieser Annahme bestätigt ein Kalendereintrag der Malerin am 20. März 1848 mit „Abreise von Paris nach Carlsruhe“.<sup>45</sup> Alexandra von Berckholtz hatte Paris bereits vor ihrem langjährigen Frankreichaufenthalt ab Oktober 1848 besucht. Der Verbleib des Aquarells konnte nicht geklärt werden, wohl aber der des zweiten bereits genannten mit einer jungen Frau in ländlicher Tracht (**Abb. 10**) in einem Hof, die der Betrachter gerade dabei ertappt, wie sie die einzelnen Blätter eines Gänseblümchens abzupft, um orakelhaft herauszufinden, ob sie der Angebete liebt oder nicht. Das in Privatbesitz befindliche Blatt ist links unten monogrammiert und auf 1848 datiert. Die Genreszene könnte während eines Ausflugs in die Umgegend von Paris entstanden sein, wo die deutschen Maler in der Schule von Barbizon im Wald von Fontainebleau ab



*Abb. 9: Alexandra von Berckholtz, Johann Heinrich Neese, Öl auf Leinwand, 60,5×48,5 cm, 1856, Museum im Ritterhaus Offenburg Inv.-Nr. 362.*





Abb. 10: Alexandra von Berckholtz, Mädchen mit Gänseblümchen, Aquarell über Bleistift, 22,5×15,6 cm, 1848, Privatbesitz.

1830 die Malerei in freier Natur entdecken.

Im Jahr 1854 kehrt Alexandra von Berckholtz nach Karlsruhe zurück und nimmt dort Unterricht bei dem hohenzollerischen Hofmaler Richard Lauchert (1823–1868).<sup>46</sup> Lauchert ist ein ehemaliger Schüler und enger Freund Winterhalters, der stets für den Modemaler mit Aufträgen aus unterschiedlichsten Hofkreisen einspringt, wenn dieser verhindert ist. Lauchert malt beispielsweise 1862/63 Prinzessin Alexandra von Dänemark (1844–1925) vor ihrer Hochzeit mit Albert Edward (1841–1910), dem ältesten Sohn Königin Victorias und zukünftigen König Edward VII. Das am Hof in Kopenhagen entstehende Bildnis gibt Victoria bei Lauchert in Auftrag, da Franz Xaver Winterhalter zu der Zeit erkrankt ist und für die Königin Lauchert

als „the next best“ gilt.<sup>47</sup>

Auch Richard Lauchert vermittelt Alexandra von Berckholtz einige Aufträge, wie z. B. für ein Porträt der Fürstin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen (1817–1893) (Abb. 11), das sich heute in der Erzabtei Beuron befindet. Die Fürstin kauft 1863 ihrem Stiefsohn Karl Anton von Hohenzollern (1811–1885) – dem Mäzen Richard Laucherts – das säkularisierte Kloster Beuron ab, in das sie die beiden Brüder und Benediktinermonche Maurus (1825–1890) und Placidus Wolter (1828–1908) einlädt, was einen der wesentlichen Neuanfänge des benediktinischen Lebens in Deutschland bedeutet. Zusätzlich lädt sie Künstler in die Abtei ein, die eine eigene christliche Motivik und Ikonografie mit Elementen der byzantinischen und altägyptischen Kunst begründen, als Beuroner Schule bekannt werden, und deren Ideen einige Grundsätze der künstlerischen Moderne vorausgreifen, wie den Jugendstil oder den Symbolismus.

Auf der Rückseite ihres in Beuron befindlichen Porträts entdeckt man die Beschriftung *Copie nach Lauchert / Alexandra von Berckholtz / pinxit 1854*, die eine Zuschreibung zu dem künstlerischen Kontext ihres Lehrers erlaubt. An dieser Stelle wurde der Frage nachgegangen, welches Lauchert-Gemälde Alexandra kopiert haben könnte. Insgesamt sind aus seiner Hand drei Porträts der Fürstin bekannt. Auf einem ersten 1848 im Jahr ihrer Trauung mit Karl von Hohenzollern-Sigmaringen-

gen (1785–1853) entstandenen Bildnis sieht man sie in einem prächtigen Kleid, mit pelzbesetztem Umhang und in repräsentativer Haltung.<sup>48</sup> Auf einem weiteren Bildnis von 1850 porträtierte Lauchert Katharina von Hohenzollern in Ganzfigur. Es verbrannte am 16. April 1945 in Schloss Waldenburg.<sup>49</sup> Ein drittes Gemälde befand sich im Wittelsbacher Ausgleichsfonds, ist seit 1940 verschollen und war in hochovalen Ausschnitt und als Brustbild realisiert.<sup>50</sup> Eventuell handelte es bei diesem um die Vorlage zu Alexandras Werk, auf dem sie die Gesichtszüge in das Bildzentrum rückt. Die Fürstin wendet ihren Kopf im Halbprofil nach rechts und blickt mit wachen Augen am Betrachter vorbei. Schmuck zierte – im Gegensatz zu Laucherts Bildnis von 1848 – weder Hals noch Haar, das zurückgesteckt und in der Mitte gescheitelt unter einem schwarzen Schleier hervortritt. Das 1854 entstandene Bildnis zeigt sie im Witwenkleid, jedoch nicht gebückt und in tiefer trauernder Haltung, sondern mit einer Ausstrahlung von Würde.



*Abb. 11: Alexandra von Berckholtz, Fürstin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen, Öl auf Leinwand, 64×49 cm, 1854, Erzabtei Beuron.*

Richard Laucherts Stil wirkt sich auf die Künstlerin von allen ihren Lehrern am prägendsten aus. Dies zeigt sich in ihrer malerischen Umsetzung der Textilien und Faltenwürfe, die nahezu greifbar erscheinen, in der nahbaren Präsenz der Porträtierten, bei denen Alexandra in der Regel auf jegliches Attribut verzichtet und den Blick des Betrachters auf die Physiognomie konzentriert. Diese Modi zeigt besonders der Vergleich des Porträts der Nichte der Malerin Alexandra von und zu Bodman (1840–1921) mit dem der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen (1837–1859)<sup>51</sup> von Richard Lauchert.

Lauchert malt 1854 auch ein Bildnis seiner Schülerin,<sup>52</sup> wie sie in einem langen rotbraunen Kleid vor einem dicht bewachsenen Wald sitzt. Auf diesem hat Alexandra von Berckholtz den Zeichenblock auf den Knien und blickt in Richtung des Betrachters. Rechts im Hintergrund ist im grau-blauen Dunstschleier Schloss Ortenberg auf dem Bergrücken in Ansätzen zu

erkennen. Wohlüberlegt verteilt Lauchert Licht- und Schattenpartien im Gesicht und auf dem Kleid.

Zusätzlichen Unterricht nimmt Alexandra von Berckholtz ab 1855 in Karlsruhe bei Ludwig „Louis“ Des Coudres (1820–1878), der ebenfalls an der 1854 eröffneten Großherzoglich Badischen Kunstschule Karlsruhe unterrichtet.<sup>53</sup> Frauen sind an dieser zum Studium noch nicht zugelassen. Ludwig Des Coudres unterrichtet ab März 1855 neben dem bekannten Landschaftsmaler Johann Wilhelm Schirmer (1807–1863) und zunächst als alleiniger Lehrer in der „Elementar-, Gips- und Malklasse“. Er gibt „ferner wöchentlich abwechselnden Unterricht im Zeichnen nach dem lebenden Modell und in Gewandstudien“<sup>54</sup> sowie Unterweisung „in der Künstlerklasse der Figurenfächer“,<sup>55</sup> in der Historien- und Bildnismalerei. Hierbei – wie auch in seinem Privatunterricht – praktiziert er die gängige Lehrmethode des immanenten Kopierens einzelner Bestandteile eines menschlichen Gesichts und Körpers nach Vorlagen, bevor diese in einem finalen Schritt zur Ganzfigur zusammengesetzt werden.

Als Alexandras weiterer Lehrer wird ebenfalls der österreichische Historien-, Porträt- und Genremaler Hans Canon (1829–1885) – eigentlich Johann Baptist Franz de Paula Wenzeslaus Strašićipka – erwähnt,<sup>56</sup> der sich im März 1862 und ab Herbst 1862 bis 1869 in Karlsruhe aufhält.<sup>57</sup> Eine Anstellung an der Kunstschule erhält er nicht, unterhält aber ein durch viele Schüler – wie z. B. durch Hans Thoma (1839–1924) oder Ferdinand Keller (1842–1922) – frequentiertes Privatatelier. Der progressive Maler polarisiert mit seiner direkten Art; die meisten Professoren lehnen ihn ab, seine Studenten verehren ihn. Ein Beispiel dafür ist seine offene Nachfrage bei dem Akademiendirektor Johann Wilhelm Schirmer im Frühjahr 1862, ob dieser nicht für Canon Modell sitzen möchte. Schirmer kennt den Maler überhaupt nicht, stimmt aber – sehr zum Erstaunen der Karlsruher Künstlerschaft – dennoch zu. Binnen vier Stunden malt Canon sein überlebensgroßes Porträt, das er sogleich am kommenden Sonntag öffentlich ausstellt. Schirmer zeigt sich begeistert und gibt für den österreichischen Maler noch am selben Abend eine Gesellschaft.<sup>58</sup>

Das besagte Porträt kopiert Alexandra von Berckholtz ein Jahr später in einem Aquarell in geringerem Format, aber in nahezu identischer Anlage, das sich heute auf Schloss Ortenberg befindet. In feiner Nuancierung der Farbigkeit gibt sie in exakter motivischer Anlehnung an das Original den Landschaftsmaler im Brustbild und Dreiviertelprofil nach links wieder, das durchaus in einem künstlerischen Unterricht bei

Canon entstanden sein könnte. Sicher ist, dass sich beide gekannt haben, denn Hans Canon malte 1863 ein Porträt von Alexandras Vater in einem Brustbild im Viertelprofil, auf dem durch den starken Hell-Dunkel-Kontrast seine Gesichtszüge und der mächtige weiße Bart betont hervortreten und an male-riche Modi Rembrandts erinnern.

Am 29. Oktober 1863 zieht Alexandra von Berckholtz nach München um, wo sie bis zu ihrem Tod in der Gabelsberger Straße 85 im zweiten Stock wohnt.<sup>59</sup> Das Haus gehört ihrer Schwester Sophie von Moltke, die bereits seit dem 5. Oktober 1855 in München lebt, und die ab dem 28. Dezember 1869 die Wohnung im ersten Stock des gleichen Hauses bezieht.<sup>60</sup>

An der Akademie der bildenden Künste in München zu studieren ist Alexandra von Berckholtz nicht möglich, denn ab 1852 werden Frauen dort nicht mehr zum Studium zugelassen. Erst ab dem Wintersemester 1920/21 ist es Kunststudentinnen wieder erlaubt, sich einzuschreiben.

Alexandra von Berckholtz hat in München Kontakt zur der sogenannten *Piloty-Schule*.<sup>61</sup> Carl Theodor von Piloty (1826–1886) zählt zu den bedeutendsten Vertretern der Historienmalerei und ist von 1856 bis 1886 Professor an der Münchner Akademie. Er malt großformatige und monumentale Szenen in raumgreifenden Aktionen, in empirisch genauer Darstellung der Gewänder und Requisiten, in der Regel in großer Tragik und in dunkel gehaltenem Kolorit.<sup>62</sup> Es inspiriert ihn hinsichtlich der realistischen Geschichtsmalerei die französische Auffassung während seiner mehrfachen Aufenthalte in Paris ab 1851.

Vor allem mit einem Vertreter der Piloty-Schule arbeitet Alexandra von Berckholtz eng zusammen, mit dem ungarischen Maler Alexander von Liezen-Mayer (1839–1898),<sup>63</sup> der bis 1855 an der Akademie in Wien studiert und seine Studien 1856 in München fortsetzt, wo er ab 1862 die Klasse von Carl Theodor von Piloty besucht, den er zeitlebens als künstlerisches Vorbild verehrt, und der ihm auch Aufträge vermittelt, wie z. B. als Theatermaler an dem 1865 gegründeten Actien-Volkstheater München – dem jetzigen Gärtnerplatztheater –, für das er des Weiteren 1867 den Vorhang mit der Allegorie *Die Poesie, von den Musen umgeben* erschafft, der heute als verschollen gilt. Von 1870 bis 1872 arbeitet Liezen-Mayer wieder in Wien, wo er unter anderem für Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916) mehrere Porträtaufträge erledigt. Nach drei Jahren als Direktor der Kunstschule Stuttgart wird er 1883 als Professor für Historienmalerei an die Akademie München berufen.<sup>64</sup> Heute bekannt sind hauptsächlich seine Szenenbilder nach literarischen Vor-

lagen, wie zu Goethes *Faust* oder Schillers *Lied von der Glocke*, die zu einer Verbreitung der literarischen Klassiker bei einem großen Publikum beitragen.

Zusammen mit Liezen-Mayer entstandene Werke der Alexandra von Berckholtz konnten nicht ermittelt werden, wohl aber einiges, das auf einen weiteren und bedeutenden Münchner Maler und Piloty-Schüler verweist: Franz von Lenbach (1836–1904). Lenbach studiert ab Beginn des Jahres 1854 an der Akademie der bildenden Künste in München und ab 1857 bei Piloty. Im Gegensatz zu Liezen-Mayer distanziert sich Lenbach stilistisch von der realistischen Ateliermalerei seines Lehrers und bevorzugt in seinem Frühwerk das Malen von Landschafts- und Genreszenen in freier Natur, die Darstellung des einfachen Menschen jenseits der Heroisierung und den besonderen Einsatz des Lichts im Bild. Trotz ihrer differenten Kunstauffassung verbindet beide Maler zeitlebens eine gegenseitige persönliche Wertschätzung.<sup>65</sup>

Aus Alexandras Münchner Zeit ist ein Skizzenbuch von 1866 erhalten, das motivisch und stilistisch von ihren übrigen Bleistiftzeichnungen differiert, und dessen Einträge von Lenbachs landschaftlicher Auffassung inspiriert worden bzw. zusammen mit dem Maler entstanden sein könnten. Mit weichem Bleistift und teilweise mit schwarzer Kreide versetzt zeichnet Alexandra von Berckholtz in breiten und flüchtig anmutenden Strichen – *plein air* und mit Tendenz zur Abstraktion – landschaftliche Details, wie Bäume, Gräser und Felsen, sowie Ansichten von Gebirgen, Gewässern (**Abb. 12**) und Ebenen. Derartige Landschaften finden sich in Alexandras zeichnerischem Werk an anderer Stelle nicht, wie auch kein Landschaftsbild in Öl. Ihre frühen Skizzenbücher beinhalten nahezu ausschließlich Porträts und gelegentliche Architekturen, die sie detailgenau und mit spitzem Bleistift an den Orten aufnahm, an denen sie lebte, oder die sie bereiste. Diese, meist beschrifteten und datierten, Einträge sind im Sinne eines Tagebuches dokumentarische Bestandsaufnahmen und keine abstrakten Experimente, wie z. B. eine 1875 aufgenommene Totale mit Blick auf das Wasserschloss Chillon im Genfer See (**Abb. 13**).

Die unbeschrifteten Zeichnungen in Alexandras Skizzenbuch könnten eventuell am Chiemsee oder im Dachauer Moos entstanden sein. An diesen Orten entstehen ab den 1830er Jahren Künstlerkolonien. Die Landschaft um Dachau entdeckt Johann Georg von Dillis (1759–1841) für die Freilichtmalerei, in der ihm zahlreiche Künstler inspiriert durch die Schule von Barbizon nacheifern, wie z. B. Carl Spitzweg (1808–1885) oder



Abb. 12: Alexandra von Berckholtz, Moorlandschaft, Bleistift auf Papier, 13,5 × 10,9 cm, 1866, Stadtarchiv Offenburg Inv.-Nr. 26/21/020.



Abb. 13: Alexandra von Berckholtz, Chillon, Aquarell über Bleistift, 14 × 21,6 cm, 1875, Stadtarchiv Offenburg Inv.-Nr. 26/21/022.

Wilhelm Leibl (1844–1900). Maximilian Haushofer (1811–1866) gilt als Begründer der Kolonie auf der Fraueninsel.<sup>66</sup> Tagsüber ziehen sich die Künstler dort zum Arbeiten an ihren vor Ort befindlichen Motiven zurück, denen ab 1841 die Erfindung der Farbtube die Freilichtmalerei erleichtert. Zuvor mussten die Ölfarben im Atelier vorbereitet und in Wachstuchbeuteln transportiert werden, in denen sie auch leicht austrocknen konnten. Am Abend finden sich die Künstler in der Gemeinschaft zu geselliger Runde nach dem Vorbild und den Riten der Ponte-Molle-Gesellschaft zusammen, die Max Haushofer in Rom kennengelernt hatte.

Durch den späteren Malerfürsten Franz von Lenbach lernt Alexandra von Berckholtz nicht nur die Landschaftsmalerei in freier Natur kennen, sondern auch zahlreiche Persönlichkeiten der Münchner Gesellschaft, von denen sie einige porträtiert, und von denen an dieser Stelle drei vorgestellt werden sollen. Aufgrund seiner Lehrtätigkeit an der Kunstschule Weimar von 1860 bis 1862 kennt Lenbach den österreichischen Historien- und Genremaler Arthur von Ramberg (1819–1875),<sup>67</sup> der ab 1866 als Professor an der Akademie der bildenden Künste München lehrt. Alexandra von Berckholtz malt Lili von Ramberg, die Tochter des Malers aus seiner zweiten Ehe mit Emma von Schanzenbach, die er 1857 heiratet. Das in Privatbesitz befindliche Gemälde<sup>68</sup> in starkem Hell-Dunkel-Kontrast ist signiert und auf 1876 datiert und zeigt die wohl Neunzehnjährige im Dreiviertelprofil nach links und im Ausschnitt des Brustbildes. Einzige Farbakzente außerhalb der hellen Haut des Gesichts mit den ausdrucksstarken braunen Augen sind ein blaues Band, das die braunen Haare hält, und ein gerüschter weißer Kragen. Lenbachs Anlage der Auflösung der Form im Bereich ihrer Konturen, die Andeutung deren Verschmelzung mit dem Hintergrund sowie die Anlehnung an das dunkle Kolorit Rembrandts, finden sich ebenfalls in diesem Bildnis der Alexandra von Berckholtz wieder.

Dem *Allgemeinen Künstlerlexikon* von 1885 lassen sich Angaben zu einem 1870 entstandenen Bildnis eines oder einer „Matth. von Schanzenbach“ finden.<sup>69</sup> Ramberg war mit einer Emma von Schanzenbach verheiratet. Lenbach malte um 1860 den bekannten Münchner Arzt Dr. Oscar von Schanzenbach (1820–1887) und seinen Sohn Ernst (1853–1892).<sup>70</sup> Der Verbleib von Alexandras Gemälde ist heute unbekannt.

Die Suche nach der durch Alexandra von Berckholtz porträtierten Person gestaltete sich nicht ganz einfach, und auch die beruflichen und privaten Stationen in der Vita des Mediziners führten zu keinem eindeutigen Ergebnis, wer die durch Alexandra dargestellte Person gewesen sein könnte, die nicht Oscar Schanzenbachs Ehefrau war: Charlotte Freiin von Harff, Gutsbesitzertochter von Dreiborn in Rheinpreußen.<sup>71</sup> Präziser fündig wurde man jedoch an zwei Stellen innerhalb der Biografie der Malerin. In ihrem Testament findet sich in der Auflistung der Erben an siebter Stelle eine Alexandra von Schanzenbach aus München, der Alexandra von Berckholtz 6000 Mark vermachte<sup>72</sup> und am 7. Mai 1886 der Todestag einer Mathilde von Schanzenbach im Kalender der Malerin,<sup>73</sup> der uns den Namen der Porträtierten verrät. War sie eine Tochter Oscars, die Frau Ernsts oder eine Schwester Emmas?

Eine weitere Spur führte über die Erwähnung des Bildnisses einer Gräfin von Moy<sup>74</sup> erneut in den Münchner Kreis um Lenbach. Alexandra von Berckholtz porträtierte die königlich bayerische Palastdame Maria von Moy, geborene von Aretin (1836–1904), und der Malerfürst ihren Mann, den königlich bayerischen Kämmerer und Oberst-Zeremonienmeister Karl von Moy de Sons (1827–1894), persönlicher Freund des Prinzregenten Luitpold von Bayern (1821–1912). Von Karl von Moy malt Franz von Lenbach ein Bruststück im Dreiviertelprofil nach links mit zum Betrachter gerichteten Blick sowie sechs weitere Bildnisse, die sich in der Neuen Pinakothek, in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus München und in Privatbesitz befinden.<sup>75</sup>

Ab 1869 ist eine Beteiligung Alexandra von Berckholtz' an den Internationalen Kunstausstellungen München im Glaspalast nachzuweisen. Das aus Glas und Gusseisen bestehende Gebäude wird nach dem Vorbild des Londoner *Chrystal Place* 1854 im alten botanischen Garten an der Sophienstraße eröffnet und dient als Ausstellungshalle. In der Nacht zum 6. Juni 1931 brennt er ab und mit ihm über 3000 darin ausgestellte Kunstwerke.<sup>76</sup>

Auf der Ausstellung von 1869, die über 10000 Besucher sehen,<sup>77</sup> ist Alexandra von Berckholtz mit einem Werk vertreten, das der Katalog folgendermaßen vorstellt: „Nr. 981. Berckholtz, Frl. v. Portrait. Privatbesitz (verkäuflich).“<sup>78</sup> Zu der dargestellten Person wird man im Nachruf auf die Künstlerin in der *Düna-Zeitung* fündig: „Ich erinnere mich nur eines einzigen Bildes von ihr, welches auf der internationalen Kunstausstellung 1869 in München zu sehen war. Es war das Portrait der Miß Florence Osborn, welches großes Aufsehen erregte, denn so oft ich mich auch dem Bilde näherte, war es von der Crème der Gesellschaft belagert. Die Kritik fand das Bild flott gemalt. So viel ich mich dessen erinnere, lag im Auge alles. Die realistische Technik Lenbach's hatte aber in ihrer Handschrift etwas viel weiblich Anmuthigeres.“<sup>79</sup> Wer könnte diese „fascinierende Miss Osborn“<sup>80</sup> gewesen sein? In der Ausstellung 1869 ist auch eine Malerin Miss Osborne aus München mit zwei ihrer Werke vertreten: „Nr. 761. *Im Gottesacker*“ und „Nr. 1029. *Eine Hälfte der Welt weiss nicht wie die andere Hälfte lebt*“.

Alexandra von Berckholtz ist ab 1865 Mitglied im Münchner Kunstverein<sup>81</sup> und gehört zusätzlich der *Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft*<sup>82</sup> an, die vom Wiener Künstlerhaus aus organisiert wird und alle im deutschsprachigen Raum vorhandenen Künstlerverbände umfasst. 1866 tritt sie außerdem dem *Verein zur Unterstützung unverschuldet in Noth gekom-*



*mener Künstler und deren Relikten* bei, der in diesem Jahr insgesamt 366 Mitglieder hat.<sup>83</sup> Dieser wird offiziell am 20. März 1857 durch König Maximilian II. Joseph (1811–1864) ins Leben gerufen, um alten und kranken Künstlern eine Pension zu gewähren.<sup>84</sup> Alexandra von Berckholtz hinterlässt in ihrem Testament dem Künstlerunterstützungsverein München ein Legat von 4000 Mark, zu dem sie zusätzlich vermerkt, dass dieses steuerfrei zu übergeben sei, was Unterschrift und Siegel des Großherzoglich Badischen Notars Johann Bender beglaubigen. Zusätzlich bestätigt das erhaltene Dankeschreiben des Vorsitzenden M. Manuel, Professor und Maler, die steuerfreie Übergabe.<sup>85</sup>

Im Münchner Kunstverein erhält Alexandra von Berckholtz 1881 eine Einzelausstellung, auf der sie 14 Aquarelle und Pastellzeichnungen mit Blumenmotiven präsentiert. Die Originale überreicht sie dem Verein als Geschenk, die dieser als Radierungen reproduzieren lässt. Die Blätter gelten heute als Kriegsverlust, da das Archiv des Münchner Kunstvereins durch einen Brand in den 1940er völlig vernichtet wurde.

Weitere Ausstellungen, auf denen sie ausschließlich Stilleben zeigt, hat Alexandra von Berckholtz von 1888 bis 1894 in München. 1897 nimmt sie an der *Großen Kunstausstellung* in Berlin mit drei Gemälden teil: Nr. 137 *Päonien*, Nr. 138 *Pfirsiche und Trauben* sowie Nr. 139 *Pflaumen*.<sup>86</sup>

Das letztere Werk gelangt in den Besitz Maximilians von Baden (1867–1929) – Sohn des Markgrafen Wilhelm (1829–1897) – der bereits zwei Stilleben von Alexandra von Berckholtz besitzt. Seine Sammlung wurde 1995 durch Sotheby's Deutschland im Neuen Schloss Baden-Baden versteigert und mit ihr Alexandras Werke. Zwei ihrer in der Auktion befindlichen Gemälde gelangten in Ortenberger Privatbesitz: ein Blumenstück mit Weinglas und Trauben (**Abb. 14**) von 1888 und ein Rosenstilleben von 1893.

Mit ihren Stilleben orientiert sich Alexandra von Berckholtz in Komposition und Kolorit an dem Stil niederländischer und flämischer Meister aus dem 17. Jahrhundert, wie z. B. Cornelis de Heem (1631–1695). Ihr Blumenstück mit Weinglas und Trauben betont einen diagonal strukturierten Aufbau sowie das Changieren dunkler und heller Zonen im Bildfeld und präsentiert uns wohlgeordnet auf einem schillernden bläulichen in leichte Falten gelegten Tischtuch einen Chrysanthemen-Strauß in einer bauchigen chinesischen Vase neben einer silbernen mit weißen Trauben gefüllten Schale, einem Weinkelch und einem Flötglas, in dem sich am oberen Rand ein Lichtschein widerspiegelt. Von den Niederländern übernimmt Alex-



*Abb. 14: Alexandra von Berckholtz, Blumenstilleben mit Weinglas und Trauben, 73,5 × 55,5 cm, Öl auf Holz, 1888, Privatbesitz in Ortenberg.*

andra von Berckholtz auch den Malgrund. Ihre Stilleben erschafft sie nahezu ausschließlich auf Holz.

Im Gegensatz zu den Niederländern kommt ihren Blumen keine besondere ikonografische Bedeutung zu. Auch Schmetterlinge und Raupen sind in Alexandras Stilleben reines schmückendes Beiwerk und dekoratives Element und stehen nicht für Erlösung und Auferstehung bzw. Vernichtung und Vanitas.

Ein wesentlicher Typus, den Alexandra von Berckholtz aufgreift, ist das Prunkstilleben, wie z. B. in ihrem Blumenstilleben mit Weinglas und Trauben, auf dem die Niederländer in der Regel Tafelgeschirr, Pokale, Schalen, Gläser, goldene Ketten oder Münzen in inszenierter Komposition meist auf einer Tischplatte oder einem Mauervorsprung präsentieren. Auf die-

sen befinden sich, im Glanze des Wohlstandes – oft erst auf den zweiten Blick erkennbar – z. B. am Rand Heuschrecken, die zu den sieben Plagen Ägyptens gehören. Diese stehen für Zerstörung, eine Maus für die Erbsünde oder eine Fliege für das Böse und den Satan. Manchmal versteckt sich zusätzlich eine Zahlensymbolik mit Verweis auf die vier Elemente, die vier Jahreszeiten oder die fünf menschlichen Sinne. Der aus der Distanz präsentierte und zur Schau gestellte Reichtum ist nur täuschender Schein.<sup>87</sup>

Zusätzlich zum Porträt beginnt Alexandra von Berckholtz, sich in den 1870er Jahren vermehrt auch auf das Blumenstück zu konzentrieren. Von Oktober 1876 bis September 1877 hält sie sich in Nizza, Luzern und Clarens auf, wo sie mit der Schweizer Stilllebenmalerin Theresia Maria Hegg-de Landerset (1829–1911)<sup>88</sup> zusammenarbeitet. Die Künstlerin malt stilistisch vielseitige Blumenstücke in Öl und Aquarell, von denen sich die meisten heute in Privatbesitz befinden. Ein einziges gelangte in ein Museum, in das *Musée cantonal des Beaux-Arts* Lausanne: *Die Opfertage an die Madonna*. Auf diesem hängt vor einem grauen Hintergrund einer Mauer ein von einem Dächlein überfangenes und mit einzelnen Blumensträußen und Kränzen geschmücktes aus Holz geschnitztes Andachtsbild einer stehenden Marienfigur mit dem Christuskind.

Theresia Maria Hegg-de Landerset zeigt ihre botanisch exakt wiedergegebenen Pflanzen in Arrangements oder in Einzeldarstellungen nahezu frei im Raum schwebend, deren Präsentation an die Herbarien der Renaissance erinnert, die für Botaniker und an der Flora Interessierte Blumen und Gräser in Bild und Text aufführen. Eines dieser ist das aus Frankreich stammende *Vélin du Museum*, das Gaston d'Orléans (1608–1660) – ein Bruder König Ludwigs XIII. (1601–1643) – anlegte und darin Gewächse aus seinem eigenen Garten in fünf Bänden dokumentierte, die der Künstler Nicolas Robert (1614–1685) in Aquarellen festhielt. Ein bekanntes Florilegium aus den Niederlanden ist das des Arztes und Botanikers Matthias de l'Obel (1581), nach dem wohl 1617 das Deckengemälde in St. Michael in Bamberg gestaltet wurde, der sogenannte „Himmelsgarten“, der keine ikonografische Szene – wie z. B. die Himmelfahrt Mariens – aufführt, sondern ein einzigartiges Beispiel an 578 einzelnen Abbildungen einheimischer und exotischer Pflanzen an der Decke eines Gotteshauses.

Stilistisch analog wie Hegg-de Landersets Pflanzenanordnungen gestaltet Alexandra von Berckholtz ihre Blumenaquarelle, wie z. B. zwei am 21. Mai 1877 gemalte Zweige mit Rosenblüten (**Abb. 15**), die wie an einem unsichtbaren Faden in einem



Abb. 15: Alexandra von Berckholtz, Rosen, Aquarell, 35,9×25 cm, 1877, Stadtarchiv Offenburg Inv.-Nr. 26/07/045.

nicht näher definierten Raum zu hängen scheinen. Sie bestehen durch ihre botanische Genauigkeit und nahezu fotorealistische Abbildung.

1880 stiftet Alexandra von Berckholtz ihrer Geburtsstadt Riga für die dortige St. Petri-Kirche ein Glasgemälde mit der Darstellung von *Christus am Kreuz* für das fünfte Fenster des südlichen Seitenschiffes.<sup>89</sup> In dem 1209 erstmals urkundlich erwähnten Gotteshaus liegen ihre Vorfahren begraben. Das Gemälde wird in der *Königlich Bayerischen Hofglasmalerei München* von Franz Xaver Zettler (1841–1916) in München hergestellt, einer Firma, die für sämtliche wesentliche Bauten in Europa Fenster liefert. So hatte z. B. das rumänische Königspaar Carol I. von Hohen-

zollern-Sigmaringen (1829–1914) und Elisabeth (1843–1916), die unter dem Pseudonym „Carmen Sylva“ literarische Werke verfasst und einen Künstlerzirkel pflegt, von 1879 bis 1882 nahezu alle Glasfenster für Schloss Peleş in den Karpaten mit bildlichen Darstellungen aus dem Mittelalter, der Renaissance sowie der rumänischen Geschichte bei Zettler in Auftrag gegeben.<sup>90</sup> 1882 erhebt König Ludwig II. die Manufaktur, die sich bereits 1851 erfolgreich auf der Industrieausstellung in London präsentierte und in der Stadt 1865 eine Zweigniederlassung begründete, in den Rang einer Hofkunstanstalt.<sup>91</sup>

Das durch Alexandra von Berckholtz gestiftete Fenster bestand aus drei Bildfeldern. Die Hauptszene zeigte Christus am Kreuz, unterhalb dessen Johannes der Täufer kniete, dem gegenüber die drei Marien zusammen mit dem römischen Centurio Longinus standen. Unterhalb der Kreuzigungsszene befanden sich zwei weitere hochrechteckige Felder, dessen linkes das Wappen der Familie von Berckholtz mit dem Spruchband „Constantia et Zelo“ (Standhaftigkeit und Fleiß) unterhalb, und dessen rechtes einen sitzenden Engel aufführte, der ein weiteres Inschriftenband mit der Aufschrift „Gestiftet von Alexandra von Berckholtz München 1880“ in Händen hielt. Die St. Petri-Kirche wurde am 29. Juni 1941 durch eine Granate zerstört; die Fenster zerplatzten in der Hitze des um sich greifenden Feuers und sind bis heute unwiederbringlich verloren. Im Dokumentationszentrum der Inspektion für Denkmalschutz in Riga sind drei Fotografien aus dem Jahr 1932 erhalten.

Franz Xaver Zettler besaß privat auch vier Werke von Alexandra von Berckholtz. Seine Sammlung umfasste insgesamt 420 grafische Werke und wurde am 5. März 1921 durch das Antiquariat Emil Hirsch in München versteigert. In der Auktion wechselten auch vier der Zeichnungen Alexandras den Besitzer: ein Hüftbild einer jungen Dame (1842), ein Bildnis in Halbfigur von Mathilde von Rottenhof (1852), eine weitere Dame in Halbfigur im Dreiviertelprofil (1853) und ein männliches Brustbild im Profil (1859).<sup>92</sup>

Am 16. März 1899 verstirbt die in ihren letzten Lebensjahren an Gicht erkrankte Alexandra von Berckholtz in ihrer Wohnung in München in der Gabelsbergerstraße 85 um 1 Uhr mittags.<sup>93</sup> Bereits einen Tag später erscheinen die ersten Nachrufe in der *Rigaschen Rundschau* und in der *Düna-Zeitung*.<sup>94</sup> In ihrem Testament vom 24. April 1887<sup>95</sup> hinterlässt sie ihren engsten Verwandten und Freundinnen großzügige Summen. Die Namen der hier aufgeführten Freundinnen führen bis in das preußische Königshaus. Zusammen mit ihrer langjährigen

Freundin Sophie von Brandenstein (1819–1900) ist Alexandra von Berckholtz in den 1840er Jahren im Karlsruher Frauenverein engagiert. Sophies Vater ist der preußische Generalleutnant Karl August von Brandenstein (1792–1863), der in dieser Zeit in Baden stationiert ist. Der *Sophien Frauenverein* gründet sich unter dem Protektorat der Großherzogin Sophie von Baden am 26. Oktober 1831 zum Zwecke der Armenfürsorge in der Residenzstadt. Man sammelt während der Wintermonate Kleidung, richtet in der Spitalstraße 26 eine Suppenküche ein oder beschäftigt Arbeitslose und arme Frauen zur Anfertigung von Handarbeiten.

Alexandra von Berckholtz hinterlässt in ihrem Testament auch all ihren Dienern insgesamt 21000 Mark sowie weitere 18000 Mark wohltätigen Institutionen, wie Waisenhäusern, Erziehungsheimen oder Armenfonds. Ihr gesamtes Leben ist durch mildtätiges und karitatives Wirken im Sinne eines gläubigen Protestantentums geprägt. Ihr Neffe Wilhelm Offensandt von Berckholtz (1843–1909) und Sohn ihrer Schwester Elisabeth ist ihr Universalerbe. In seinem Testament vom 16. August 1908 hinterlässt er der Diakonissenanstalt Karlsruhe ein Vermächtnis von 700000 Mark, in dem auch Alexandras Legat enthalten ist, zur Gründung eines Seniorenwohnheims – der *Berckholtz-Stiftung* – das bis zum heutigen Tage in Karlsruhe in der Altenpflege wertvolle Dienste leistet.<sup>96</sup>

Es war nicht einfach, die Biografie und das Werk der Künstlerin zu rekonstruieren. Am Anfang meines Forschungsprojekts standen lediglich acht Gemälde im Museum im Ritterhaus Offenburg, in der Gemeinde Ortenberg und im Augustinermuseum Freiburg sowie einige fragmentarische biografische Angaben. Erst der Kontakt zu Museen, Archiven, Bibliotheken und Sammlungen im In- und Ausland sowie zu Privatarchiven verschiedenster Adelsfamilien, in denen ich in den vergangenen drei Jahren zahlreiche Schätze und glückliche Zufallsfunde entdeckte, bereicherten mein Forschungsprojekt und ließen das Leben einer emanzipierten Frau und Schaffen einer vielseitigen Malerin des 19. Jahrhunderts wiederstehen. Ich danke an dieser Stelle all den zahlreichen Frauen und Männern, die mir in meinem Forschungsprojekt engagiert weiterhalfen, dessen Ergebnisse in der 2017 im Mitteldeutschen Verlag Halle (Saale) erschienenen und reich bebilderten Monografie mit Kunstkatalog veröffentlicht sind.

Derartige Publikationen und Projekte tragen dazu bei, zu ihrer Zeit bekannten und in späterer Zeit vergessenen Künstlerinnen wieder ihre Position im kulturellen Gedächtnis zurück-

zugeben. Dadurch lebt Alexandra von Berckholtz in ihrem Vermächtnis für die Kunst- und Sozialgeschichte ihrer Zeit auch in der heutigen Zeit weiter. Geschichten und Begebenheiten hinter ihren Werken erzählen uns ihre Porträtierten – Menschen aus dem 19. Jahrhundert – denen die Künstlerin mit ihren Bildnissen ein Gesicht, eine Memoria und somit eine Identität verlieh.

## Anmerkungen

- 1 Kähni, 1957, S. 43–49.
- 2 Ho, 2015, S. 9–11; Rigische Anzeigen, Nr. 19, 12. Mai 1819.
- 3 Archiv der Berckholtz-Stiftung, Karlsruhe.
- 4 Rigasche Stadtblätter Nr. 42, 23. Oktober 1875; Nr. 39, 2. September 1866.
- 5 Berkholz, 1883, S. 7–10.
- 6 Generallandesarchiv Karlsruhe Inv.-Nr. GLA 233, No. 26814.
- 7 Z. B. Rigische Anzeigen, Nr. 13, 30. März 1808; Nr. 2, 11. Januar 1809; Nr. 21, 24. Mai 1809.
- 8 Thielemann, 1970, S. 23; Spliet, 1934, S. 370.
- 9 Ders., 1934, S. 59.
- 10 Thomson, 2012, S. 7; Thielemann, 1970 S. 2, 15–17.
- 11 Spliet, 1934, S. 1–7; Goetz, 1922, S. 1–93.
- 12 Rörig, 1928, S. 157–173, 217–242.
- 13 Emigration Bremer Bürger, Bremer Staatsarchiv Sign. 2-P.8.A.10.c.4. Bd. 1.
- 14 Stadtarchiv Offenburg, Berckholtz-Nachlass.
- 15 Rigasche Zeitung, Nr. 55, 10. Juli 1825.
- 16 Rigische Anzeigen, Nr. 34, 22. August 1827; Nr. 35, 29. August 1827.
- 17 Jäger, 1841, S. 203–204.
- 18 Karlsruher Nachrichten, 25. Mai 1873.
- 19 Bauer, 1928, S. 23.
- 20 Gutgesell, 2016.
- 21 Woltmann, 1877.
- 22 Ruch, 2007.
- 23 Z. B. Almanach der Maler und Bildhauer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Erster Jg. Stuttgart 1890, S. 20; Holland, 1902, S. 368; Mayer, 1998, S. 28.
- 24 Öl auf Leinwand, 142×212 cm, J. Paul Getty Museum Los Angeles Inv.-Nr. 86.PA.534.
- 25 Öl auf Leinwand, 56,5×46 cm, um 1861, Musée Napoléon Arenenberg Inv.-Nr. 8864.
- 26 Öl auf Leinwand, 65,4×53,3 cm, 1843, im Besitz Ihrer Majestät Königin Elisabeth II.
- 27 Öl auf Leinwand, 58×49 cm, 1845, Museum im Ritterhaus, Offenburg Inv.-Nr. 87/38.
- 28 Thieme/Becker, 1942, S. 43; Nagler, 1851, S. 441; Ho, 2015, S. 9.
- 29 Aquarell mit Weißhöhlungen, 29,4×24,4 cm, links neben der Darstellung signiert und datiert *L. Wagner. 1842*, Kunstsammlungen der Veste Coburg Inv.-Nr. Z.6676.
- 30 Lange, 1936.
- 31 Ders., 1936, S. 153; Vollmer, 1989, S. 77.
- 32 Die Zeichnung des Schlosses ist in Frank Langes Aufsatz abgebildet; ihr Verbleib ist unbekannt.
- 33 Inventar des Kirchenfondes Ortenberg, S. 64, Nr. 45, Pfarrarchiv der Kirche St. Bartholomäus Ortenberg; Großherzoglich Badisches Regierungsblatt, 45. Jg., Nr. I bis LIII. Karlsruhe 1847, S. 272.
- 34 Jeweils Öl auf Leinwand, 320×190 cm und 180×112 cm. Hierzu: Kähni, 1959; Fecker, 2013.

- 35 Öl auf Leinwand, 366×248 cm, bezeichnet *Marie Ellenrieder inv. & pinx: 1822*.
- 36 Öl auf Leinwand, 243×153 cm, 1822.
- 37 Falck, 1899.
- 38 Stadtarchiv Offenburg, Berckholtz-Nachlass.
- 39 Hackmann, 2013.
- 40 Renard, 2013.
- 41 Holland, 1902, S. 368; Ho, 2015, S. 9.
- 42 Voermann, 2011, S. 28–100.
- 43 Archives des musées nationaux Paris, \*LL 14 (1850–1853), Registre des copistes, cartes de permission d'entrée, No. 286 (11. Mai 1850).
- 44 Das Aquarell (15×21 cm) wird in der Auktion am 11. Dezember 1989 unter der Nr. 22 verkauft. Folgende Informationen zu dem Blatt ergänzt der Auktionskatalog: *Im Vordergrund reiche Staffage. Signiert und datiert unten rechts: A. v. Berckholtz 1847. Aquarell auf Papier (unter Glas gerahmt)*. Das Blatt findet sich erneut am 27. April 1990 in einer Auktion bei Renaud Paris unter der Los-Nr. 15.
- 45 Stadtarchiv Offenburg, Berckholtz-Nachlass.
- 46 Holland, 1902, S. 368; Almanach der Maler und Bildhauer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Erster Jg. Stuttgart 1890, S. 20.
- 47 [www.royalcollection.org.uk/collection](http://www.royalcollection.org.uk/collection), 5. Oktober 2016. Lauchert malt zwei weitere Porträts der Prinzessin Alexandra, beide Öl auf Leinwand und im Besitz Ihrer Majestät Königin Elisabeth II.: 160,9×113 cm, 1863, Inv.-Nr. RCIN 400874; Maße unbekannt, Oval, Inv.-Nr. RCIN 402337.
- 48 Öl auf Leinwand, 71×61 cm, 1848, Schloss Sigmaringen, Bilderkammer Inv.-Nr. Ho 14.
- 49 Öl auf Leinwand, 180×150 cm.
- 50 Öl auf Leinwand, 70×59 cm, Nr. 485.
- 51 Im Besitz der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlungen.
- 52 Öl auf Leinwand, 106×80,5 cm, Museum im Ritterhaus Offenburg Inv.-Nr. 3239.
- 53 Holland, 1902, S. 368.
- 54 Oechelhäuser, 1904, S. 19.
- 55 Ders., 1904, S. 48.
- 56 Z. B. bei Holland, 1902, S. 368; Drewes, 1994, S. 23; Almanach der Maler und Bildhauer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Erster Jg. Stuttgart 1890, S. 20.
- 57 Dort wohnt er in der Hirschstraße 27. Drewes, 1994, S. 4.
- 58 Ders., 1994, S. 19, S. 200–201.
- 59 Polizeimeldebogen München Alexandra von Berckholtz, Stadtarchiv München Inv.-Nr. PMB B 207.
- 60 Polizeimeldebogen München Sophie von Moltke, Stadtarchiv München Inv.-Nr. PMB B 206.
- 61 Holland, 1902, S. 368; Rigasche Stadtblätter, 1901, Nr. 51.
- 62 Muther, 1888; Fastert, 2001; Allgemeine Zeitung, 1886, Beilage Nr. 262.
- 63 Düna-Zeitung, 5. Juni 1899; Schmidt-Liebich, 2005, S. 43.
- 64 Wurzbach, 1866; Baranow, 2015.
- 65 Pophanken, 2004.
- 66 Negendanck, 2008, S. 5–35; Boser, 2001.
- 67 Wurzbach, 1872; Holland, 1888.
- 68 Öl auf Leinwand, 43×33 cm, links unten signiert und datiert *A v Berckholtz 1876*, verso bezeichnet *Lili Ramberg gemalt v Alexandrine v Berckholtz 1876*.
- 69 Meyer, Lücke, Tschudi, 1885, S. 586–587.
- 70 Beide Öl auf Leinwand und Bayerische Staatsgemäldesammlungen Neue Pinakothek München: Dr. Oscar von Schanzenbach, 108×80 cm, rechts unten *F. Lenbach*, um 1860, Inv.-Nr. 8172; Ernst von Schanzenbach, 54,9×44 cm, rechts unten *F. Lenbach 1860*, Inv.-Nr. 10817.
- 71 Der Bayerische Landbote, 10. Juli 1851 (Eheschließungen); Bayerische Landbötin, 11. Juli 1851 (Getraute Paare in München).
- 72 Generallandesarchiv Karlsruhe Inv.-Nr. 270–5 Karlsruhe IV Nr. 29446.
- 73 Stadtarchiv Offenburg, Berckholtz-Nachlass.
- 74 Abendblatt Nr. 76 der Allgemeinen Zeitung vom 17. März 1899; Holland, 1902, S. 368; Rigasche Stadtblätter, Nr. 51, 20. Dezember 1901; Meyer, Lücke, Tschudi, 1885, S. 586–587.



- 75 Mehl, 1980, S. 204.  
 76 Mosebach, 2014, S. 29–30; Grösslein, 1987; Hütsch, 1985.  
 77 Allgemeine Zeitung Nr. 300, 27. Oktober 1869.  
 78 Katalog zur I. internationalen Kunstausstellung im Königlichen Glaspalaste zu München 20. Juli bis 31. Oktober 1869. München 1869, S. 41.  
 79 Falk, 1899.  
 80 Holland, 1902, S. 368.  
 81 Bericht über den Bestand und das Wirken des unter dem Allerhöchsten Protektorate Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern stehenden Kunstvereines München: während des Jahres / 1865 (1866). München 1866, S. 38, Nr. 3050.  
 82 [www.wladimir-aichelburg.at/kuenstlerhaus/mitglieder/verzeichnisse/allgemeine-deutsche-kunstgenossenschaft/anno1890/](http://www.wladimir-aichelburg.at/kuenstlerhaus/mitglieder/verzeichnisse/allgemeine-deutsche-kunstgenossenschaft/anno1890/), 17. März 2016.  
 83 Bericht über den Bestand und das Wirken des Vereins zur Unterstützung Unverschuldet in Noth Gekommener Künstler und deren Relikten im Jahre 1868. München 1868, S. 2.  
 84 Statuten des Künstler Unterstützungs Vereins (Verein zur Unterstützung unverschuldet in Noth gekommener Künstler und ihrer Relikten) zu München. München 1882. Generallandesarchiv Karlsruhe Inv.-Nr. GLA Nr. 270–5 Karlsruhe IV Nr. 29446.  
 85 Nachlassakte Alexandra von Berckholtz 1899, Generallandesarchiv Karlsruhe Inv.-Nr. GLA Nr. 270–5 Karlsruhe IV Nr. 29446.  
 86 Große Berliner Kunstausstellung. Katalog. Berlin 1897, S. 8.  
 87 Stilleben in Europa. Ausst. Hg. v. Uta Bernsmeier. Kat. Münster, Baden-Baden 1980, S. 212–216.  
 88 Rigasche Stadtblätter, Nr. 51, 20. Dezember 1901; Holland, 1902, S. 368.  
 89 Schmidt-Liebich, 2005, S. 44; Falck, 1899; Rigasche Zeitung, Nr. 91, 19. April 1880; Nr. 131, 7. Juni 1880; Ärends, 1944, S. 42; Poelchau, 1901, S. 71.  
 90 Kallestrup, 2006, S. 34, 207; Lindenberg, 1913, S. 30–42, 113.  
 91 Mayer, 2013.  
 92 Gutgesell, 2017, Werkverzeichnis Nr. 16, 41, 44, 56.  
 93 Generallandesarchiv Karlsruhe Inv.-Nr. 270–5 Karlsruhe IV Nr. 29446.  
 94 Rigasche Rundschau, Nr. 62, 17. März 1899; Düna-Zeitung, Nr. 62, 17. März 1899; Rigasche Stadtblätter, 20. Dezember 1901.  
 95 Nachlassakte Alexandra von Berckholtz, Generallandesarchiv Karlsruhe Inv.-Nr. 270–5 Karlsruhe IV Nr. 29446.  
 96 Ev. Diakonissenanstalt Karlsruhe-Rüppurr, Archiv, Nr. 561, Ap. 1, 3 Eli.

## Abbildungsnachweis

- Abb. 1, 4, 5, 7–9, 12–15 – Fotos: Eva-Maria Scherr  
 Abb. 2, 3 – Fotos: Prof. Dr. Bernhard von Barsewisch  
 Abb. 6 – Repro: Katja Schmalholz  
 Abb. 10 – Foto: Dr. Natalie Gutgesell  
 Abb. 11 – Foto: Erzabtei Beuron

## Literaturverzeichnis

- Ärends, Pēteris: Die St.-Petri-Kirche in Riga. Riga 1944.  
 Baranow, Sonja von: Liezen-Mayer. In: Allgemeines Künstler Lexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, Bd. 84, Berlin 2015, S. 429.  
 Bauer, Theodor (Hrsg.): Kunst-Kammer-Auktionen des Dr. Theodor Bauer Berlin. Gemälde und Antiquitäten aus dem Besitz eines Diplomaten und aus anderem Privatbesitz. Auflösung eines Antiquitätengeschäfts. Versteigerung am Donnerstag, 23. Februar 1928, Katalog Nr. 2. Berlin 1928.  
 Berkholz, Arend: Gedenkblätter für die Familie Berckholtz, auch Berkholz, gesammelt und im April und Mai 1883 aufgezeichnet. Riga 1883.

- Boser, Elisabeth: *FreiLichtMalerei. Der Künstlerort Dachau um 1870–1914*. Dachau 2001.
- Drewes, Franz Josef: *Hans Canon (1829–1885): Werkverzeichnis und Monographie*. 2 Bände. Diss. Freiburg, Hildesheim, Zürich, New York 1994.
- Falck, Paul Th.: *Die Portaitmalerin Alexandra von Berckholtz*. In: *Düna Zeitung*. Nr. 123, 05. Juni 1899.
- Fastert, Sabine: *Piloty, Carl Theodor von*. In: *Neue Deutsche Biographie*, Berlin 2001, S. 444–445.
- Fecker, Edwin: *Die Altgemälde von Marie Ellenrieder in der Pfarrkirche von Ortenberg*. In: *Die Ortenau*, Bd. 93, 2013, S. 391–402.
- Goetz, Leopold Karl: *Deutsch-Russische Handelsgeschichte des Mittelalters*. Lübeck 1922.
- Grösslein, Andrea: *Die Internationalen Kunstausstellungen der Münchner Künstlergenossenschaft im Glaspalast in München von 1869 bis 1888*. Diss. München 1987.
- Gutgesell, Natalie: *Alexandra von Berckholtz – Malerin und Mäzenin im 19. Jahrhundert*. Halle (Saale) 2017.
- Dies.: *Alexandra von Berckholtz. Stillebenmalerin aus Riga*. In: *Baltische Briefe*, Nr. 5 (811), Mai 2016, S. 7–9.
- Hackmann, Lisa Sophie: *Les élèves allemands de Paul Delaroche*. In: *Bonnet, Alain und Nerlich, France* (Hrsg.): *Apprendre à peindre. Les ateliers privés à Paris, 1780–1863*. Tours 2013, S. 221–235.
- Ho, Gitta: *Berckholtz (Berckholz), Alexandra von*. In: *Nerlich, France und Savoy, Bénédicte* (Hrsg.): *Pariser Lehrjahre. Ein Lexikon zur Ausbildung deutscher Maler in der französischen Hauptstadt*. Band II: 1844–1870. Berlin, Boston 2015.
- Holland, Hyacinth: *Alexandra von Berckholtz*. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Leipzig 1902, S. 368.
- Ders.: *Ramberg, Arthur Freiherr von*. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Leipzig 1888, S. 203–205.
- Hütsch, Volker: *Der Münchner Glaspalast 1854–1931. Geschichte und Bedeutung*. Berlin 1985.
- Jäger, Karl: *Briefe und Bilder aus dem Großherzogtum Baden und dem Elsaß*, Bd. 1. Leipzig 1841.
- Kähni, Otto: *Maria Ellenrieder in der Ortenau*. In: *Ekkhart*, 1959, S. 86–93.
- Ders.: *Der Ortenberger Schloßherr Gabriel Leonhard von Berckholtz und die Malerin Alexandra von Berckholtz*. In: *Die Ortenau*, 37. Heft, 1957, S. 43–49.
- Kallestrup, Shona: *Art and Design in Romania 1866–1927. Local and International Aspects of the Search for National Expression*. Boulder, New York 2006.
- Lange, Frank: *Anselm Feuerbach in Offenburg und Straßburg 1842. Aus ungedruckten Tagebuchblättern*. In: *Die Ortenau*. 23. Heft, 1936, S. 149–160.
- Lindenberg, Paul: *Schloss Pelesch und seine Bewohner*. Berlin 1913.
- Mayer, Gabriel (Hg.): *Mayer'sche Hofkunstanstalt: Architektur, Glas, Kunst*. München 2013.
- Mayer, Hubert: *Die Künstlerfamilie Winterhalter. Ein Briefwechsel*. Karlsruhe 1998.
- Mehl, Sonja: *Franz von Lenbach in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus München*. München 1980.
- Meyer, Julius; Lücke, Hermann, Tschudi, Hugo von: *Allgemeines Künstlerlexikon*, Bd. 3. Leipzig 1885.
- Mosebach, Charlotte: *Geschichte Münchener Künstlergenossenschaft Königlich Privilegiert 1868*. München 2014.
- Muther, Theodor: *Piloty, Ferdinand*. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 1888, S. 140–148.
- Nagler, Georg Caspar: *Neues allgemeines Künstler-Lexicon oder Nachrichten von dem Leben und Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Lithographen, Zeichner, Medailleure, Elfenbeinarbeiter, etc.* Bd. 21, München 1851.
- Negendanck, Ruth: *Künstlerlandschaft Chiemsee*. Fischerhude 2008.
- Oechelhäuser, Adolf von: *Großherzoglich Badische Akademie der bildenden Künste, Festchronik 1854–1904*. Karlsruhe 1904.
- Poelchau, Arthur: *Führer durch die St. Petri-Kirche in Riga*. Riga 1901.
- Pophanken, Andrea: *Von Sonnenfanatist zum Bildmaler: Franz von Lenbachs Frühwerk*. In: *Baumstark, Reinhold: Lenbach – Sonnenbilder und Portraits*. München, Köln 2004, S. 30–53.
- Renard, Margot: *Une „école de peinture nationale“, l'atelier privé de Thomas Couture*. In: *Bonnet, Alain und Nerlich, France* (Hrsg.): *Apprendre à peindre. Les ateliers privés à Paris, 1780–1863*, Tours 2013, S. 307–318.

- Rörig, Fritz: Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte. Breslau 1928.
- Ruch, Martin: Offenburger Stadtführer. Kunst, Kultur und Geschichte. Offenburg 2007.
- Schmidt-Liebich, Jochen: Lexikon der Künstlerinnen 1700–1900. Deutschland, Österreich, Schweiz. München 2005.
- Spliet, Herbert: Geschichte des rigischen Neuen Hauses, des später sogen. König Artus Hofes, des heutigen Schwarzhäupterhauses zu Riga. Riga 1934.
- Thielemann, Gotthard Tobias: Geschichte der Schwarzen-Häupter in Riga nebst Beschreibung des Artushofes und seiner Denkwürdigkeiten. Amsterdam 1970. Neudruck der Ausgabe Riga 1831.
- Thieme, Ulrich und Becker, Felix (Hrsg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. 25, Leipzig 1942.
- Thomson, Erik: Die Compagnie der schwarzen Häupter aus Riga und ihr Silberschatz. Lüneburg, Bremen 1974, Nachdruck 2012.
- Voermann, Ilka: Die Kopie als Element fürstlicher Gemäldesammlungen im 19. Jahrhundert. Diss. Mainz, Berlin 2011.
- Vollmer, Franz X.: Das neue Schloß Ortenberg 1828–1988. Ortenberg 1989.
- Woltmann, Alfred: Eisenlohr, Friedrich. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1877, S. 767–768.
- Wurzbach, Constantin von: Ramberg, Arthur von. In: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Wien 1872, S. 305–307.
- Ders.: Litzenmayer, Alexander. In: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Wien 1866, S. 299.

„Vormittag zeichnete ich einen Flößer in verschiedenen Stellungen.“

## Wilhelm Hasemann und seine Schiltacher Flößer-Motive

Hans Harter

Als „Aufbruch ins Badnerland“ wird die Wende des jungen Malers Wilhelm Hasemann bezeichnet,<sup>1</sup> die er 1880 seinem Leben gab: 1850 in Mühlberg an der Elbe geboren und dort aufgewachsen, wurde er 1866 zum Studium an der Königlichen Akademie der Künste in Berlin zugelassen, deren Abgangszeugnis mit „Prämie“ er 1872 erhielt. Er wechselte an die Großherzoglich-Sächsische Kunstschule in Weimar (bis 1879), um dann als Illustrator nach München zu gehen. Dort erreichte ihn eine Anfrage für die Bebilderung einer Prachtausgabe der Novelle „Die Frau Professorin“<sup>2</sup> des viel gelesenen Schriftstellers Berthold Auerbach (1812–1882), Begründer des literarischen Genres der Dorfgeschichte. Nach Übersendung der Probearbeiten empfahl Auerbach zum Kennenlernen der Landschaft und der Menschen Hasemann einen Aufenthalt „in dem an der Eisenbahn gelegenen Schwarzwald-Dorf Guttach (bei Hornberg)“: „Auf Schritt und Tritt werden Sie Malerisches finden“.<sup>3</sup> Im April 1880 traf er hier ein und begann gleich, die Landschaft und die trachtentragenden Bewohner zu skizzieren und sich wohlzufühlen: „Es ist aber auch wunderschön hier im Schwarzwalde [...] Habe ich in den Bauernstuben gezeichnet [...] Ebenso interessant ist die hiesige Tracht“.<sup>4</sup>

Zwar scheiterte der Auftrag fürs erste, da der Verleger Cotta eine Betrauung Hasemanns ablehnte.<sup>5</sup> Doch machten die Wochen in Gutach und Umgebung einen solchen Eindruck auf ihn, dass er beschloss, sich, zumindest zeitweise, hier niederzulassen.<sup>6</sup> Damit einher ging die Übersiedlung von München nach Karlsruhe, wo er sich auf der Kunstschule bei Gustav Schönleber einschrieb. Immer wieder zog es ihn jedoch nach Gutach, so Ende November 1880 zu einer großen Trachtenhochzeit, deren Motive er auf Postkarten zeichnete und verschickte.<sup>7</sup> Im September 1881 war er am Arrangement des Festzugs „der Landestrachten“ in Karlsruhe zur Silberhochzeit des Großherzogpaares und der Heirat ihrer Tochter Viktoria beteiligt und betreute die farbenprächtige Gutacher Gruppe.<sup>8</sup> Damals ging er bereits mit dem Gedanken um, sich in Gutach ein Atelier zu bauen, überzeugt, hier genügend Stoffe und Motive für eine Existenz als Künstler zu finden. 1882 erwarb er ein

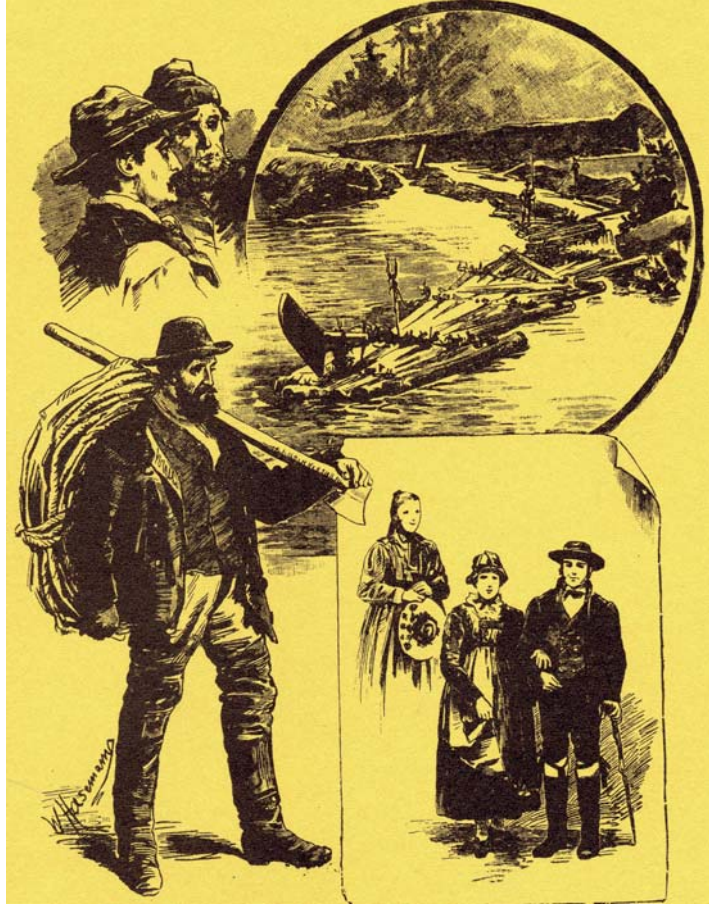


Abb. 1:  
„Schwarzwälder  
Typen“  
(„Illustration 1“). –  
Über Land und Meer  
(1887), S. 664

altes Häuschen, das er im Dorf wiederaufbauen ließ. Zur Einweihung im Juli 1883 „wurden die Burschen und Mädchen des Thales eingeladen“.<sup>9</sup> Nach seiner Hochzeit 1889 mit Luise Lichtenberg, ebenfalls aus Mühlberg, und dem Bau eines Wohnhauses ließ Hasemann sich endgültig in Gutach nieder. Hier wurde er einer der bedeutendsten Maler des „Schwarzwälder Genres“ und Begründer der Gutacher Künstlerkolonie – und dies als „Zugereister“.

Dabei dürfen gesellschaftspolitische Hintergründe nicht außer Acht bleiben, zumal die „Flucht aufs Land“ bei vielen damaligen Malern zu beobachten ist: Suchten die einen nach Erneuerung in der „Ursprünglichkeit der Natur“, in Auflehnung gegen den beengenden Betrieb der Kunstakademien, so wandten sich andere bewusst der „Schlichtheit heimischen Volkslebens“ zu. So konnten sie neuen Tendenzen wie dem

Impressionismus ausweichen, aber auch – im Zeitalter der Industrialisierung mit seiner Vermassung und den sozialen Gegensätzen – ästhetisch schöne, liebenswerte, freilich unkritische Gegenbilder setzen: Für ein reiches, sich zugleich „von unten“ bedroht fühlendes Bürgertum und die monarchischen Höfe, denen an einer engen Verbindung zu „ihrem Volk“ gelegen war. Zu beachten sind auch die in diesen Schichten verfügbaren Mittel, die freischaffenden Künstlern aus ihren strukturellen finanziellen Schwierigkeiten heraushelfen konnten. Vor diesem Hintergrund ist auch der Entschluss Hasemanns zu sehen, sich abseits der Metropolen niederzulassen und sein malerisches und geistiges Können einer Landschaft wie dem Schwarzwald und seinen Menschen zu widmen. Dabei stand das Festhalten seiner natürlichen und kulturellen Schönheit im Vordergrund, das Aufzeigen von Architektur, Sitten und Traditionen, so der noch immer getragenen Tracht, aber auch der von alters überkommenen Arbeitswelt, die ihrerseits von Industrialisierung und Technisierung bedroht war.<sup>10</sup>

### Flößereistudien in Schiltach 1885

Von den landschaftsverändernden Eingriffen durch den Bahnbau konnte sich auch Hasemann überzeugen, als er 1885 das obere Kinzigtal von Schiltach bis Alpirsbach erkundete, wo gerade das letzte Teilstück der Kinzigtalbahn Hausach-Freudenstadt vor der Fertigstellung stand. Für die Zeitschrift „Über Land und Meer“, ein in Stuttgart erscheinendes illustriertes Unterhaltungsblatt, sollte er einen Beitrag über diese „kühne Gebirgsbahn, die Millionen und aber Millionen verschlungen“, illustrieren.<sup>11</sup> Dafür machte er Ende Oktober „von Schiltach aus verschiedene schöne Wanderungen in die Berge bis Alpirsbach“; Mitte November quartierte er sich in Schenkzell ein, um von dort aus an den „Vorstudien für die betreffenden Illustrationen“ zu arbeiten. Dabei imponierte ihm durchaus, wie sich „direkt an das Portal eines Tunnels eine Brücke (anschließt), die über die Kinzig führt, welche dort noch ein wilder Gebirgsbach ist“. Er kam in Kontakt mit den Ingenieuren, „und so war mir alles zugänglich; es ist sehr interessant, wie so ein Tunnel gebaut wird“. Die meisten Arbeiter waren Italiener: „Mehrere Hundert dieser Leute sind in der Gegend, viele mit Frau u. Kind. In den Ortschaften gibt es auch italienische Kaufleute, Schuhmacher, Photographen usw. und macht das einen eigenthümlichen Eindruck, die verschiedenen italienischen Firmen an den deutschen Bauernhäusern zu sehen.“<sup>12</sup>



Abb. 2: „Lindenwirts Flößer“ („Skizze 2“).  
– Stadt Schiltach

Bei diesen Wanderungen vom 22. bis 27. Oktober 1885<sup>13</sup> scheint er sich besonders für die hier noch voll betriebene Flößerei interessiert zu haben, wie eine Reihe von Studien belegen, die damals entstanden. Dafür hatte er sich kleine braune Kartons zurechtgeschnitten, auf die er die direkt am Bach gemachten Beobachtungen mit Bleistift skizzierte. Einige dieser Kärtchen gelangten ins städtische Museum Schiltach, andere sind verschollen, wurden zuvor jedoch publiziert. Sie sind großteils signiert und mit Ort („Schiltach“) und Datum bezeichnet:

**Skizze 1:** „22 O“ (o.r.), nicht signiert. – Motiv: „Vorplätz“ mit eingelegtem Ruder. – Publiziert: 1926 von Otto Beil als „Der Vorplätz“<sup>14</sup>, Bildnachweis „von Frau Professor W. Hasemann, Gutach.“ Bei Fautz (1941), mit Erklärung: „Das erste Gestör mit dem Ruder des Floßes heißt der Vorplätz.“<sup>15</sup> – Der Verbleib des Originals ist nicht bekannt.

**Skizze 2:** „23. Okt.“ (o.r.), „Lindenwirts Flößer“ (u.l.). – Motive: (oben) Zwei Flößer bauen eine Sperre; (unten) Flößer binden Gestöre zusammen. – Aufgrund der Konturen wohl im Scheidwaag-Wehr in der Kinzig oberhalb Schiltach,<sup>16</sup> flussabwärts gesehen. – Original auf Karton (12,7×21,8 cm), Museum Schiltach.

**Skizze 3:** „23. Okt. 88“<sup>17</sup> (o.r.), „W. H.“ (u.l.). – Motive: (oben) Floßbau mit mehreren Flößern, das Floß liegt noch im Zickzack auf dem Fluss, im Hintergrund ragt der Sperrstümmel heraus; (unten) Arbeit auf dem Floß. – Gleichfalls im Scheidwaag-Wehr (vgl. Skizze 2), flussaufwärts gesehen. – Original auf Karton (12,6×21,8 cm), Museum Schiltach (vgl. Abb. 3). – Das obere Motiv erscheint, ergänzt um den Vorplätz, bereits 1887 in der Illustration 1.

**Skizze 4:** „24. Okt.“ (o.r.), „W. H.“ – Motiv: Flößer machen ein Floß fahrbereit. – Aufgrund der Konturen ist die Örtlichkeit als Schiltacher Scheidwaag-Wehr zu identifizieren (vgl. Skizzen 2 und 3). – Von O. Beil 1926 als „Auf der Binde“ publiziert, Bildnachweis „Fabrikant Korndörfer, Schiltach.“<sup>18</sup> – Original auf Karton (13,0×18,0 cm). Von Hansjörg Korndörfer, Schilt-

ach, 2013 dem Museum Schiltach geschenkt.

**Skizze 5:** „25 Ok.“ (M.), „W H.“ (u.l.). – Motive: (oben) Flößer mit Floßbohrer, sog. Naiber; (unten) Flößer („Fahrer“) am Ruder. – Original auf Karton (12,7×18,0 cm). – Publiziert von O. Beil 1926 als „Der Fahrer“, Bildnachweis „Fabrikant Korndörfer, Schiltach“<sup>19</sup>; auch bei Fautz (1941), mit der Erklärung: „Der ‚Fahrer‘. Er steuert mit dem Vorplätz das Floß.“<sup>20</sup> – Durch Hansjörg Korndörfer 2013 ans Museum Schiltach.

**Skizze 6:** „W. H.“ (u.l., undatiert) / Rückseite: „Nr. 29. Flößer-Studien“. – Motive: (oben) Zwei Flößerköpfe mit Schnurrbart und Figuren; (Mitte) Flößer beim Zusammenbinden von Gestören; (unten) Sperrgestör mit Sperrstümmel. – Original auf Karton (15,0×20,0 cm). – Gehört wohl zu den Ende Oktober 1885 entstandenen Skizzen. Durch Hansjörg Korndörfer 2013 ans Museum Schiltach.

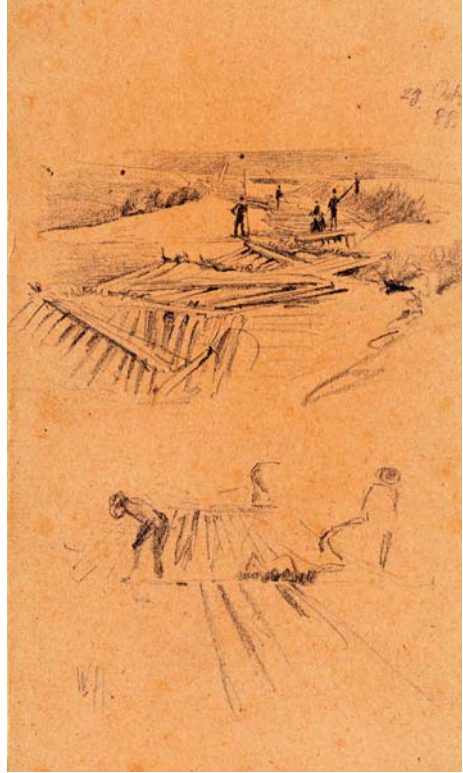


Abb. 3: Floßbau („Skizze 3“). – Stadt Schiltach

### „Über Land und Meer“ 1887

Der Beitrag, für den Hasemann 1885 seine Vorstudien im oberen Kinzigtal gemacht hatte, erschien 1887, ohne Nennung eines Autors, mit dem Titel „Die Kinzigtalbahn“ in zwei Folgen.<sup>21</sup> Er ist mit Fotos der Orte sowie Zeichnungen des Karlsruher Kunstprofessors Hermann Baisch und Hasemanns reich bebildert, darunter eine Collage „Schwarzwälder Typen“, die wohl illustrieren sollten, welchen Leuten die Reisenden hier begegnen:

**Illustration 1:** (u.l.: „W. Hasemann“), „Schwarzwälder Typen“: (u.r.): Paar in Fürstenberger Tracht, dahinter eine Lehengerichterin mit Rosenhut; (u.l.): Schwarzbärtiger Flößer mit der Floßaxt und einem Bund Wieden über der Schulter<sup>22</sup>; (o.l.): Zwei Männerköpfe; (o.r.): Startklares Floß, das Ruder liegt noch auf dem „Vorplätz“, im Hintergrund der Sperrstümmel, zwei Flößer kommen, um es fahrbereit zu machen. Wohl im Schiltacher Scheidwaag-Wehr, wo Hasemann 1885 Skizzen anfertigte (Skizzen 2–4, Skizze 3 als direkte Vorlage, vgl. Abb. 1, S. 68).



### Hasemanns Kontakte nach Schiltach

Eine Postkarte des aus Schiltach stammenden Künstlers Karl Eyth (1856–1929) an die beim Löwenwirt in Gutach logierenden „Herren W. Hasemann und Lindemann-Frommel, Maler“ vom 1. September 1881 ist der erste Hinweis auf eine Verbindung Hasemanns nach Schiltach. Von dort, seinem „lieben Schiltachnest“, hatten die beiden Maler an Eyth in Karlsruhe „eine freundliche Karte“ geschrieben, dass es ihnen „sehr gefiel“ und sie Kontakt mit Karls Bruder Heinrich, gleichfalls Künstler, und dem Vater Gustav Eyth, Buchbinder und „Volksdichter“, hatten.<sup>23</sup> Die „Herren Maler“ kannten sich aus Karlsruhe, wo Karl Eyth ebenso wie Hasemann und Manfred Lindemann-Frommel die Kunstschule besuchte.

Danach verdichteten sich Hasemanns freundschaftliche Kontakte mit der Künstlerfamilie Eyth: 1883 bat ihn Karl, sein Karlsruher Atelier benutzen zu dürfen, auf die Karte schrieb auch Heinrich, ob er schon sein „traulich Schwarzwälderhäusle“ verlassen habe, „um unser Schiltächle zu grüßen“.<sup>24</sup> Als der Cotta-Verlag 1883 die Illustrationen für Auerbachs „Lorle“ doch an Hasemann übertrug, kam es zur direkten Zusammenarbeit, da Karl Eyth die Gestaltung des Einbands übernahm.<sup>25</sup> Auch mit Heinrich Eyth, Maler, Graphiker und Zeicheninspektor für die badischen Volksschulen (1851–1925), bestand eine freundschaftliche Beziehung, die mit Einladungen und Besuchen verbunden war. So sollte Hasemann an Silvester 1887 nach Schiltach kommen, „die Sylvesternacht wird jedenfalls schön, wenn die Landschaft so bleibt“, und „Vater“ Eyth schrieb, dass er sich „nicht minder“ freuen würde, ihn „in Schiltachs lichtfunkelnden Mauern begrüßen zu dürfen: Es würde Sie gewiß nicht reuen, den ‚welthistorischen‘ Schiltacher Sylvesterzug gesehen zu haben“.<sup>26</sup>

Zuvor, 1886/87, hatten Heinrich Eyth und Wilhelm Hasemann auch gemeinsam publiziert, in der weit verbreiteten Familien- und Unterhaltungszeitschrift „Vom Fels zum Meer“: Der Beitrag „Vom obern Kinzigthal“ war eine Beschreibung von Land und Leuten, verfasst von „H. Godefrieth“, hinter dem sich Gottfried Heinrich Eyth verbirgt, und illustriert mit 17 Hasemann-Zeichnungen,<sup>27</sup> darunter drei Flößereimotiven:

**Illustration 2:** (r. u.): „W. Hasemann“, Titel: „Flößer auf der Kinzig“.<sup>28</sup> – Motiv: Flößer fahren über ein Wehr, aufgrund seiner Breite wohl Scheidwaagwehr oberhalb Schiltach, wo Hasemann 1885 Skizzen anfertigte (Skizzen 2–4). Eine direkte Vorlage ist nicht vorhanden.



Abb. 4: „Einbinden eines Floßes“ („Illustration 4“). – Aus: Godefrieth

**Illustration 3:** (u.): „WH“, Titel: „Schiltach“.<sup>29</sup> – Motiv: Nordfront der Altstadt, mit der Häberlesbrücke und (l.) dem Wehr am Harzwägle mit lagerndem Floßholz. Eine Vorlage ist nicht vorhanden.

**Illustration 4:** (u.): „W. Hasemann“, Titel: „Einbinden eines Floßes“.<sup>30</sup> – Motiv: Flößer arbeiten in Gruppen an den Wiederverbindungen der Gestöre. – Ort: Einbindeplatz am Scheidwaagwehr oberhalb von Schiltach. – Vorlagen: Skizzen 2 und 4.

### „Der Schwarzwald“ – Flößereistudien 1888/89

Anfang Oktober 1888 weilte Haseman wieder in Schiltach: „Nachschicken nach Schiltach Gasthof zum Ochsen“, so der Vermerk auf einer an ihn gerichteten Postkarte vom 3.10. Auch

sein Vater wusste, dass Wilhelm „schöne Fußtouren“ mit seinem Hund gemacht hatte, „um neue Zeichnungen aufzunehmen zu dem Schwarzwaldwerke“.<sup>31</sup> Gemeint war ein illustrierter Prachtband des Verlegers Reuther (Berlin) über den Schwarzwald mit dem renommierten Schriftsteller Wilhelm Jensen (1837–1911) als Autor. Für die Illustrationen wurden gleichermaßen bekannte Künstler ausgesucht: Emil Lugo, Max Roman, Hasemann und Wilhelm Volz, später kamen Karl Eyth und Victor Roman dazu. Von seinen „Fußtouren“ Anfang Oktober 1888 sind folgende Zeichnungen erhalten:

**Skizze 7:** (u.l.): „W. Hasemann. Schiltach, 4. Okt.“. – Motiv: Wehr mit geöffnetem Gamper, rechts ein sog. Nebenloch mit Stellfalle. – Der Felsen rechts und die Bergkonturen lokalisieren es als Wehr des Kirchenweihers<sup>32</sup> in der Kinzig unterhalb Schiltach. – Publiziert: 1926 von Beil als „Die Schwelle und Das große Wasser“, Bildnachweis „von Herrn Fabrikant Korndörfer, Schiltach“;<sup>33</sup> 1941 von Fautz: „Das Schwellwasser wurde geholt. Der Gamper ist ausgeschwenkt und das Fahrloch geöffnet.“<sup>34</sup> – Das Original ist verschollen.

**Skizze 8:** (u.l.): „Schiltach, 6 Okt. 85.“<sup>35</sup> W. Hasemann“. – Motiv: Gebundenes Floß im „Harzwägle“ oberhalb der Häberlesbrücke in der Kinzig,<sup>36</sup> im Hintergrund die Silhouette des Städtchens. – Bleistiftzeichnung 13×19,5 cm. – Kopie auf Fotopapier im Museum Wolfach, Verbleib des Originals nicht bekannt.

**Skizze 9:** (l.): „W. H.“; (u.l.): „W. H. Schiltach Okt. 88.“. – Motiv: Sperrgestör mit aufgerichtetem Sperrstümmel, im Hintergrund Wehr mit „Nebenloch“, augenscheinlich beim Kirchenweiher (vgl. Skizze 7). – Publiziert: 1926 von Otto Beil 1926 als „Die Sperre“, mit Bildnachweis „von Frau Professor W. Hasemann, Gutach“<sup>37</sup>; von Fautz (1941): „Die Sperre mit hochgestelltem Sperrstümmel“.<sup>38</sup> – Verbleib des Originals unbekannt.

**Skizze 10:** (u.l.): „W. H.“ – Nicht datiert. – Motive: Flößer fahren über ein Wehr; im Kreis: herabstürzendes Gestör mit Flößer. – Aufgrund der Wehrkonstruktion und der Konturen am Schiltacher Kirchenweiher (vgl. Skizze 7). – Bleistiftzeichnung auf Papier (21×14,5 cm). – Original im Museum Wolfach (vgl. Abb. 5). – Variante (u.l.: „W. H.“) in Privatbesitz in Gutach.<sup>39</sup>

Als „die erste Arbeit in diesem Jahre“ (1889) nennt Hasemann in einem Brief an seine Braut, den er am 19. Januar in Schiltach schrieb, seine dortige Aktivität: „Mit der Aufnahme der Flößer bin ich fertig und mein Zug geht noch nicht gleich, so habe ich noch ein wenig Zeit, mit Dir zu plaudern. Vormittag zeichnete



ich einen Flößer in verschiedenen Stellungen u. machte 2 photogr. Aufnahmen u. Nachmittag machte ich noch 4 Aufnahmen mit d. Apparat. Heute Abend will ich die 6 Platten entwickeln u. hoffe, daß ich sie werde gebrauchen können [...] Von jetzt an geht es nun immer so fort, hoffentlich auch immer zur Zufriedenheit des Verlegers.<sup>40</sup> Dies war Reuther in Berlin, für dessen Schwarzwaldbuch Hasemann hier also tätig war, interessanterweise jetzt auch mit einer Plattenkamera. Eine solche besaß bereits sein Karlsruher Malerkollege Max Roman (1849–1910), „eine photographische Maschine [...] direkt aus Birmingham bezogen, 80 Mark. Das Wunder der Industrie“.<sup>41</sup> Hasemann lernte diese Technik 1888 durch einen Besucher in Gutach kennen, „der seinen photographischen Apparat bei sich hatte u. so haben wir [...] unsre Zeit mit photographieren verbracht“.<sup>42</sup> Er legte sich ebenfalls eine Kamera zu und nutzte sie im Gelände und für Personen, wie er im Januar 1889 seiner Braut mitteilte. Er machte sich auch gleich an die zeichnerische Umsetzung der Aufnahmen und schickte sie nach Berlin, von wo der Verleger sich am 5. Februar meldete: „Da nun aber schon ein sehr hübsches Flößerbild von Ihnen gegeben ist, so werden wir das erstere, was wir wegen beschränkten Raumes nicht thun wollten, nun doch in das Murg- oder Nagoldtal versetzen müssen.“<sup>43</sup>

Nach einjähriger Arbeit lieferte Hasemann Ende August 1889 seine letzte Tuschezeichnung ab. Von den von ihm dafür

*Abb. 5: Flößer fahren über das Wehr am Schiltacher Kirchenweiher („Skizze 10“). – Museum Wolfach*

angefertigten fotografischen Aufnahmen sind im Archiv des Hasemann-Liebich-Museums in Gutach 17 Glasplatten mit Flößermotiven erhalten, die der Künstler in Schiltach oder Wolfach aufnahm.<sup>44</sup> Die Lokalisierung ist nicht immer eindeutig, auch fehlen Zeitangaben; für sechs Platten steht aufgrund der Nachricht vom 19.1.1889 aus Schiltach jedoch ihre damalige Belichtung fest, wobei offen ist, welche Motive von diesem Tag stammen. Die Illustrationen wurden von der Xylographischen Kunstanstalt G. Heuer & Kirmse, Berlin, geschnitten. Das Prachtwerk „Der Schwarzwald“ erschien Ende 1889 und fand reißenden Absatz, so dass weitere Auflagen nötig wurden.<sup>45</sup> Hasemann war, wie auch Karl Eyth, prominent vertreten, darunter mit folgenden Flößerei-Motiven:

**Illustration 5:** (u.l.): „W. Hasemann“, Collage: „Flößer von der Murg“:<sup>46</sup> (oben): zwei bärtige Flößer als Halbfiguren im Dreiviertelprofil mit Hut bzw. Strickmütze. Der linke hat das Waldbeil im Arm, der rechte die Floßstange und den Krempen auf der Schulter; (unten): Flößer in Wasserstiefeln, mit Weste, „Kitel“ und Strickmütze, auf der rechten Schulter die Floßaxt und ein Bund Wieden, in der linken Hand trägt er einen zweiten Wiedbund. Im Jensen-Buch wegen Platzmangels im Bereich Nordschwarzwald als „Flößer von der Murg“ eingeordnet (vgl. Abb. 6).<sup>47</sup>

Für diese drei Flößer sind die fotografischen Vorlagen erhalten. Da ihre Collage bereits vor den im Januar 1889 geschickten Zeichnungen im Berliner Verlag angekommen war, müssen die Fotos vorher, wohl im Oktober 1888, entstanden sein. Dass es Flößer aus Schiltach waren, beweist das Foto 1, das hier lokalisiert und dessen Person identifiziert werden kann: Vor der durch den Bahnbau 1886 entstandenen Mauer unterhalb des Mühlenteichs<sup>48</sup> steht Friedrich Koch, gen. „Fritzvetter“ (1851–1930), eine bekannte Schiltacher Flößerpersönlichkeit.<sup>49</sup>

Während über den an derselben Stelle aufgenommenen, bärtigen Flößer mit dem Waldbeil (Foto 2) sonst nichts überliefert ist, ist der auf der Collage neben ihm Platzierte mit der Strickmütze wohl mit dem von Foto 3 identisch. Es findet sich auch in der Flößertafel im Schiltacher Gasthaus zur Brücke, wo es mit „Isak Wößner, genannt Samelisaak“ bezeichnet ist.<sup>50</sup> Den Übernamen „Isak“ hatte der Flößer Jakob Wößner, der 1912 verstarb (vgl. Abb. 7 und Abb. 15, S.86).<sup>51</sup>

**Illustration 6:** (u.r.): „W. Hasemann“, Collage „Flößer auf der Kinzig“:<sup>52</sup> (rechts): Flößer fahren über ein Wehr, dessen Gampfer geöffnet ist, dahinter ein Gebäude mit Schornstein; (links):

angemährtes, aber startbereites Floß, im Hintergrund die Stadt Schiltach mit der hohen evangelischen Kirche. Vorlage für das letztere Motiv ist die Skizze 8 vom 6.10.1885.

Die Örtlichkeit der Floßfahrt über das Wehr ist gleichfalls zu bestimmen: Bei dem von Holzstapeln umgebenen Gebäude handelt es sich um die sog. Obere Säge, die 1874 an der Hauptstraße nach Schenkenzell erbaut worden war.<sup>53</sup> Hier lag in der Kinzig ein Wehr, der „Mühlenteich“, von dem der „Mühlgraben“ zur Hinteren Mühle in Schiltach abging.<sup>54</sup> Die Örtlichkeit Obere Säge-Mühlenwehr ist exakt das Motiv von Foto 4 Hasemanns, auf dem er auch den Moment des Absturzes eines Floßes mit dem „Fahrer“ festhalten konnte. Es dürfte gleichfalls im Oktober 1888 entstanden sein, als Hasemann in Schiltach tätig war und die Floßordnung das Flößen noch gestattete (Floßzeit: 1.3.–30.11.).<sup>55</sup> Vermutlich ließ er seine damaligen Fotoplatten von Wilhelm Peter, Gold- und Silberarbeiter in Wolfach entwickeln: Dieser besaß dort als erster ein Fotolabor, und aus seinem Nachlass stammen vier durch seinen Firmentempel autorisierte Schiltacher Flößerfotos.<sup>56</sup>

**Illustration 7:** (u.l.): „W. Hasemann“, Stich: „Schiltach“<sup>57</sup>: Die Kinzig mit der nördlichen Häuserfront der Schiltacher Altstadt; unter der Häberlesbrücke ein Floß mit Flößern: zwei prüfen die Wiederverbindungen, einer steht im Wasser und rückt das Gestör (vgl. Abb. 13, S. 85).

Eine Vorlage für die Stadtansicht, die in ähnlicher Form auch Illustration 3 aufweist, ist nicht bekannt. Dagegen findet sich die Flößerszene auf Foto 5, vor allem die beiden Flößer, die sich mit den Wied-

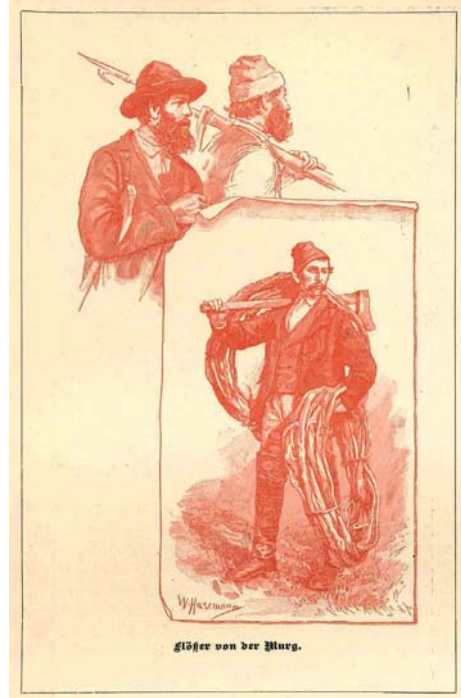


Abb. 6: „Flößer von der Murg“ (eigentlich: von der Kinzig) („Illustration 5“). – Aus: Jensen



Abb. 7: Der Flößer Jakob Wößner († 1912) („Foto 3“). – (c) Kunstmuseum-Hasemann-Liebich, Gutach

verbindungen beschäftigen.<sup>58</sup> Sie erscheinen in identischer Haltung auf dem Bild, wie wenn der Künstler sie vom Foto direkt in sein Gemälde übernommen hätte. Wohl gehört Foto 5 zu den Aufnahmen vom Oktober 1888 und wurde wie Foto 4 von W. Peter in Wolfach entwickelt, dessen Nachlass einen Abzug enthielt.<sup>59</sup>

Nicht alle von Hasemann gemachten Flößerfotos wurden von ihm künstlerisch umgesetzt,<sup>60</sup> doch stellen sie für sich einmalige Dokumente der alten Flößerei auf der Kinzig in Schiltach und Wolfach dar, für die es von hier sonst wenig fotografische Aufnahmen gibt.<sup>61</sup> Aufgrund seiner hiesigen Aktivitäten verstärkten sich Hasemann Beziehungen zu Schiltach: Nicht nur, dass „Vater Eyth“ ihn 1887 über die schwere Krankheit des Sohnes Heinrich informierte, er schickte ihm Anfang Januar 1889 auch eine von Sohn Karl gezeichnete Ansichtskarte mit dem Marktplatzbrunnen als Glückwunsch zur Verlobung.<sup>62</sup> Anlässlich der Beerdigung des plötzlich verstorbenen „Vater Eyth“ am 11. Februar nahm Hasemann Quartier in Schiltach, von wo er an seine Braut schrieb: „Gestern Abend, als ich einige Zeit in meinem Gasthofe war, kamen mehrere Schiltacher Bekannte von einer Schlittenparthie zurück u. beglückwünschten mich aufs Lebhafteste mit Hochrufen u. Zutrinken zum Ehrenbürger.“<sup>63</sup> Offensichtlich war Hasemann nicht nur bei den Schiltacher Flößern, sondern auch „im Städtle“ eine bekannte und gern gesehene Persönlichkeit.

### Die Schiltacher Flößer 1881 in Karlsruhe

Die Postkarte Karl Eyths an die beim Löwenwirt in Gutach logierenden „Herren W. Hasemann und Lindemann-Frommel, Maler“ vom 1. September 1881 erschließt den ersten Aufenthalt Hasemanns in Schiltach.<sup>64</sup> Weshalb die beiden „Herren Maler“ damals für mehrere Tage hier waren, dürfte mit ihrer Tätigkeit für den Festzug der badischen Landestrachten in Karlsruhe zusammenhängen, der anlässlich der Feierlichkeiten zur Silberhochzeit des Großherzogpaars und der Vermählung ihrer Tochter Viktoria am 22. September stattfand. Der dafür verantwortliche Maler Johann Baptist Tutinné hatte die beiden für diesbezügliche „Arrangements“ ins obere Kinzigtal geschickt, nachweislich nach Kirnbach und Gutach,<sup>65</sup> wohl auch nach Schiltach, von wo dann auch eine Trachtengruppe aus Lehenge-richt und Flößer mit einem Festwagen nach Karlsruhe kamen.

Wie das Erinnerungsbuch an das Fest berichtet, war es „ein schöner Wagen mit reichem Waldmosaikenschmuck und dem Stadtwappen von Schiltach“. Er zeigte „die Sperre eines Floßes



mit ihrer interessanten Konstruktion und Ausrüstung an Draht- und Hanfseilen, ‚Wiedbotten‘, Werkzeugen usw. – auch der mit Wein gefüllte ‚Legel‘ fehlte nicht. Prachtige Flößergestalten [...] vervollständigten das im Vereine mit der geschmackvollen äußeren Decoration ganz treffliche Bild der Holzflößerei.“<sup>66</sup> Auf dem Gestör stand der Schiffer, am Sperrstümmel der Sperrmann, darum „gruppierten sich die Flößer mit hohen Wasserstiefeln, langen Stangen – lauter kräftig stämmige Gestalten, an welchen die ‚Stadtleut‘ ihre hohen Freuden hatten“, wie die Zeitung aus Karlsruhe schrieb. Vor dem Schloss ließen sie sich Besonderes einfallen: Auf das Kommando „Sperr!“ schlugen sie die Sperre ab, und „aus einem verborgenen Kessel spritzte das Wasser hoch auf“, woran die „höchsten Herrschaften sichtliches Interesse bekundeten“. Wie es heißt, „machte das ganze Arrangement den betreffenden Kräften alle Ehre – um so mehr, da es noch in ‚letzter Stunde‘ getroffen wurde“.<sup>67</sup> So erscheint es durchaus wahrscheinlich, dass die damals in Schiltach weilenden Hasemann und Lindemann-Frommel an dem durch seinen reichen Dekor und technischen Aufwand herausragenden „Arrangement“ beteiligt waren.

Für die Flößer war der Auftritt in Karlsruhe sicher ein ehrenvolles Unternehmen: Sie erlebten die Begeisterung der Zuschauer und fanden von „höchster Stelle“ Anerkennung für ihre traditionelle Technik. Dies um so mehr, als dass sie als

*Abb. 8: Der Festwagen der Schiltacher Flößer 1881 in Karlsruhe, Aufnahme C. Ruf. – Archiv Harter*



„Floßknechte“ wenig angesehen waren: „Derb und durstig“ nannte sie der Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Hansjakob,<sup>68</sup> wobei ihre Zeit gerade damals zu Ende ging: Den Fabriken waren sie hinderlich, und die Zukunft des Holztransports gehörte der Eisenbahn und der Straße.<sup>69</sup> Andererseits verband man mit Flößern Eigenschaften wie wetterhart, mutig, stark, und sie galten als urwüchsige „Männer aus dem Volk“. Als solche waren sie bei dem Fest, das die badische Dynastie feierte und ihre Popularität zeigen sollte, gern gesehen: Mit den anderen Gruppen, besonders den Trachten, verliehen sie ihm den Charakter eines „wahren“ Volksfests, das die enge Verbindung von Volk und Monarchie demonstrierte.<sup>70</sup>

### Hansjakobs „Waldleute“ (1897)

Ende 1896 fragten der Schriftsteller Heinrich Hansjakob und sein Verleger Bonz (Stuttgart) bei Hasemann an, ob er für das geplante Buch „Waldleute“ die Illustrationen übernehmen würde, was er sogleich zusagte. Bald kamen von Hansjakob Ratschläge zu Motiven, so, dass „in der I. u. II. Geschichte ‚Flößer‘ vorkommen, einmal auf dem Heubächle u. dann auf der Kinzig“.<sup>71</sup> Dafür machte Hasemann Exkursionen, bereits im Februar 1897 kam er ins Forsthaus im Heubach, um die Bekanntschaft mit dem Fürstlich Fürstenbergischen Revierförster Josef Dieterle zu machen.<sup>72</sup> Es ging „um die Landschaft für die Flößer in der Hölle“, einer wilden Bachschlucht im oberen Heubach, sowie um das Fällen von Tannen, darunter „einer Riesentanne“, das Hasemann miterleben wollte.<sup>73</sup> Ein Winterbruch Mitte Mai vereitelte das Vorhaben zuerst, vom 1. Juni 1897 ist dann die Bleistiftzeichnung „Gefällte Tanne“ datiert,<sup>74</sup> die von Hasemann zur Illustration des Holzfällens im „Fürst vom Teufelstein“ verarbeitet wurde.<sup>75</sup>

Damals wird auch die Bleistiftzeichnung „Flößer auf dem Heubach“ entstanden sein,<sup>76</sup> die Hasemann dann für die Schilderung der „Fahrt durch die Hölle“ ausarbeitete: „Vor der Felsenschlucht, die Hölle genannt, liegt der Floz im Heubächle, noch festgehalten durch eine starke Floßweide. Der Stauweiher im Ochsengrund ist geöffnet, die Wasser rauschen von ferne wie Donnergröll aus dem ‚hintern Heuwich‘ daher. Die Flößer nehmen ihre Plätze ein, vorn am Steuer, in der Mitte und am letzten G’stör, teils mit Äxten, teils mit langen Stangen bewaffnet [...] Das Wasser ist indes dahergerauscht, ergreift mit Macht den Floz, die Weiden ächzen, die Stämme, an die Felsen gedrückt, knirschen, das Wasser zischt zwischen ihnen herauf, und fort geht’s mit elementarer Gewalt durch die Felsen-

schlucht der Hölle“ (Illustration 8).<sup>77</sup> In impressionistischer Manier gestaltete Hasemann „die Hölle“ auch als Ölgemälde und in Grisaille.<sup>78</sup>

Anders als in den 1880er Jahren an der Kinzig konnte Hasemann das Flößen auf dem Heubach, einem rechten Kinzigzufluss unterhalb von Schiltach, nicht mehr erleben, da es schon vor 1880 eingestellt worden war. Auch Hansjakob kannte es nur vom Erzählen, wofür er 1896 in den Heubach kam: „Wohin ich schaute, liebliche Schwarzwaldbilder: Felsen, Tannen, Wasser, Hütten.“<sup>79</sup> Er hatte einige Heubach-Bewohner ins „Heuwichwirtshaus“ eingeladen, die ihm vom früheren Leben im Tal erzählten. Unter ihnen der „Wirtsbasche“, „ein stattlicher, kräftiger Mann mit schwarzem Vollbart“, der in seiner Jugend noch Heubach-Flößer gewesen war.<sup>80</sup> Beim Abschied schaute Hansjakob „noch in den Höllengrund am Heubächle und gedachte mit Schauern und Bewunderung der Zeiten, da die [...] Flößer durch diese Schlucht hindurchfuhren“.<sup>81</sup>

Für „Theodor, der Seifensieder“, die zweite Geschichte der „Waldleute“, wählte Hasemann als Flößermotiv die Stelle aus, die die Heimkehr der „Flößergespanne“ „vom Rhein herauf“ beschreibt: „Hatten sie gute Fahrt gemacht, die Wald- und Wasserleute, so fuhren sie auf einem Leiterwagen daher; hatten sie lange Fahrt gehabt und wenig verdient, so kamen sie zu Fuß das Tal herauf, ihre gewaltigen Äxte auf der Schulter und daran die Tauringe hängend. Es waren lauter wetterharte Männer, die im Winter im Wald, im Sommer auf dem Wasser ihr Leben zubrachten“ (Illustration 9, vgl. Abb. 12, S. 84).<sup>82</sup>

Diese „heimkehrenden“ Flößergruppen waren 1897 jedoch nicht mehr unterwegs, nachdem die „aktive“ Flößerzeit im Kinzigtal 1894 geendet hatte.<sup>83</sup> Der Schiltacher Schiffer Adolf Christoph Trautwein (1818–1898) hat sie aus eigener Erfahrung noch beschrieben: „Sobald der Flößer in Willstätt seinen Lohn hatte, so mußte er die Heimreise [...], eine Wegstrecke von 12 Stunden, machen [...] Es (ging) morgens schon um 3 Uhr aus dem Bett, damit man rechtzeitig in Schiltach ankam, aber wie müde war man dann, denn man mußte im Frühjahr und Spätjahr, wo man Wasserstiefel tragen mußte, das Floßbeil und die Wasserstiefel und was dazu gehörte, tragen, was sehr beschwerlich war.“<sup>84</sup>



Abb. 9: „Fahrt durch die Hölle“ (Grisaille-Bild, vgl. „Illustration 8“). – Privatbesitz, (c) Kunstmuseum Hasemann-Liebich; Gemäldereproduktion Karl Schlessmann, Offenburg

Wie Hasemann zu diesem Motiv kam, im Frühjahr oder Sommer 1897, erzählt der Wolfacher Glasmaler Georg Straub (1882–1952) in seinen Erinnerungen an die Flößerzeit, in denen er auf dieses Ereignis seiner Bubenzeit eingeht:<sup>85</sup> Danach arrangierte sein Vater, Ochsenwirt Johann Georg Straub in Wolfach, ein guter Bekannter Hasemanns, einen Fototermin mit fünf als Flößer ausgerüsteten Männern, die er auch mit Namen kennt: „Sie hießen im Volksmund: Flößer-Kasimir, Flößer-Mathies, der Waldhauer-August und der Kinle. Der fünfte auf dem Bilde war nicht Flößer, es ist Kasimirs Schwiegersohn, der damalige Herrengärtner in Wolfach.“<sup>86</sup> Überliefert sind zwei Fotos, die Hasemann oder ein von ihm beauftragter Fotograf aufnahm: Das eine zeigt die als Gruppe arrangierten Flößer stehend (Foto 13), das andere von der Seite und marschierend (Foto 14).<sup>87</sup> Durch den in beiden erkennbaren Flusskilometerstein Nr. 63 ist auch die Örtlichkeit der Aufnahme bestimmbar: An der Kinzig oberhalb von Wolfach, auf der Höhe der Einmündung des Ippichertälchens (vgl. Abb. 10 und 11).<sup>88</sup>

Von den Männern ist bisher der 2. von links als „Waldhauer-August“ bestimmt: Er hieß August Armbruster, geboren 1856 auf einem Tagelöhnergut im Holdersbach bei Schapbach. Um 1870 wurde er Flößer in Wolfach, bis zu seiner Heirat 1890. Danach erwarb er ein Haus in Wolfach, wo er – angesichts des absehbaren Endes der Flößerei und aufgrund seiner Kenntnisse als Holzhauer und Flößer – die Stelle als Akkordant für die Stadtwaldungen übernahm, dem die Organisation der Waldarbeit unterstand. Er verstarb 1947 in Hausach.<sup>89</sup>

Der Mann mit Bart (rechts) war der „Flößer-Kasimir“, von dem Straub wusste, dass er „als Obmann zweimal eine ganze Flößerkompanie in ferne Lande (führte), um Wehre anzulegen und zu flößen“. Dies war die Arbeitsmigration Kinzigtäler Flößer in den 1870er-Jahren nach Siebenbürgen und Ungarn, „um aus Siebenbürger Schwaben und braunen Magyaren Wellenreiter im Stile der Kinzigtalflößer zu machen“.<sup>90</sup> Seinem Beitrag gab Straub eine Zeichnung „Obmann Kasimir nach W. Hasemann“ bei, ein bärtiger Flößer mit der Axt und einem Bund Wieden, nach Hasemanns „Schwarzwälder Typen“ von 1887 (Illustration 1).<sup>91</sup> „Obmann Kasimir“ war also ein alter Bekannter Hasemanns. Auch für den „Flößer-Mathies“ hat sich eine Identifizierung gefunden, als Matthäus Schmid (1858–1928), geboren in Rippoldsau, seit seiner Heirat wohnhaft in Oberwolfach. Er ist der große Flößer mit dem Zwerchsack, der zweite von rechts.<sup>92</sup> Unidentifiziert bleiben „der Kinle“ und der „Schwiegersohn des Flößer-Kasimir“. Er hieß Joseph Fuchs-



Abb. 10: „Flößer auf dem Heimweg“ („Foto 13“). – (c) Kunstmuseum Hasemann-Liebich



Abb. 11: „Flößer auf dem Heimweg“ („Foto 14“). – E. Baur, Wolfach

schwanz, 1893 wurde er, als Nachfolger seines Vaters, Wirt im „Zum Herrengarten“ und war Wolfacher Stadtbaumeister.<sup>93</sup>

Soweit möglich, sind die Männer der Hasemann'schen Gruppe damit als „Wolfacher“ bzw. „Wolftäler“ identifiziert, von denen vier tatsächlich ehemalige Flößer waren. Da das Arrangement für Hasemanns Tätigkeit als Illustrator der „Waldleute“ Hansjakobs veranstaltet wurde, müssen die dabei gemachten Fotos ebenfalls in diesem Zusammenhang, also 1897, entstanden sein. Dementsprechend sind die bisher umgehenden Identifizierungen und Datierungen zu korrigieren.<sup>94</sup> Ebenso ist zu beachten, dass die Aufnahmen keine reale „Flößerheimkehr“ abbilden, wie manche Bildunterschriften nahelegen,<sup>95</sup> sondern eine eigens arrangierte. Dies hätte auch schon aufgrund ihrer „schweren“ Ausrüstung auffallen müssen: Re-



Abb. 12: „Flößer auf dem Heimweg“, („Illustration 9“), aus: *Waldleute*

eine Vorzeichnung erhalten ist,<sup>99</sup> findet sich in der Ende 1897 erschienenen Erstausgabe von Hansjakobs „Waldleute“, in der Novelle „Theodor, der Seifensieder“.<sup>100</sup>

### Bedeutung

Beider, des Schriftstellers Hansjakob und des Malers Hasemann, Bedeutung für die Überlieferung der Flößerei im Schwarzwälder Kinzigtal, hat bereits Georg Straub 1942 gewürdigt: „Hansjakob [...] hat der Kinzigflößerei breiten Raum in seiner Schrift [„Theodor, der Seifensieder“] gegeben. Ihm verdanken wir auch, daß wir heute noch lebenswahre Flößerbilder von der Hand des Schwarzwaldmalers Hasemann besitzen. Hasemann war Illustrator Hansjakob'scher Werke, und ohne Hansjakob-schriften wären diese Bilder nicht entstanden. Die Fotokästen jener Zeit waren noch nicht geeignet, Bilder zu liefern, welche das Leben in seiner Bewegung widerspiegeln [...] So genau nahm es der Künstler Hasemann mit seinen Illustrationen, daß jede Figur seiner Bilder Porträtähnlichkeit besitzt.“<sup>101</sup>

Insgesamt gehören die Flößerei-Motive Hasemanns zu seinen Darstellungen der traditionellen Arbeitswelt im Schwarzwald, hier des Kinzigtals, die er durch seine Kunst, wozu auch

liter marschierten die Flößer die Strecke von Willstätt nicht in ihren Wasserstiefeln, die der Arbeit im Bach und auf dem Floß vorbehalten waren;<sup>96</sup> Kremen und Naiber (Wiedbohrer) dienen dem „Rüsten“ des Holzes und wurden auf dem Floß nicht mehr gebraucht; Wieden und Floßstangen wurden nach der Floßfahrt verkauft und nicht zurückgebracht. Auch Adolf Christoph Trautwein spricht nur vom „Floßbeil und den Wasserstiefeln“, die zurückzutragen schon „sehr beschwerlich war“.<sup>97</sup>

Im September 1897 berichtete Hasemann an Hansjakob, dass er sein Pensum für die „Waldleute“ erledigt hatte: „30 Zeichnungen“, wofür er ein Honorar von 1500 Mark erhielt, aber auch 300 „für Reisen, Modelle usw.“ ausgab.<sup>98</sup> Darunter waren wohl auch Kosten für die „heimkehrenden Flößer“, etwa in Form von Essen und Trinken. Das fertige Bild (Illustration 9), von dem auch



die Fotografie gehörte, der Nachwelt zu überliefern suchte. Dabei gab er, vor allem in den vor Ort angefertigten Skizzen, auch technische Details in so großer Genauigkeit wieder, dass die ein Jahrhundert später wieder auflebenden Flößervereine in Schwaibach, Wolfach und Schiltach<sup>102</sup> sich an ihnen orientieren konnten. Die handwerkliche Überlieferung, etwa des Wiederdrehens, des Wiedlöcherbohrens, der Konstruktion von Rudern und Sperren, des Baus und Zusammenbindens von Gestören, ihrer Verbindung zu ganzen Flößen, war nach dem Tod der letzten alten Flößer in den 1930er Jahren abgerissen, so dass den „Neuflößern“, außer dem „Lernen durch Tun“, nur jenes aus der Flößerzeit überkommene Bildmaterial zur Verfügung stand, das Hasemann (und der Zeichner Heinrich Eyth) geschaffen hatten.<sup>103</sup> Die direkte Kontaktaufnahme mit den Menschen einerseits und die getreue Wiedergabe ihres Handwerks andererseits ließen die Hasemann'schen Skizzen und Zeichnungen zu Dokumenten der noch zu seiner Zeit untergegangenen alten Transporttechnik werden. Ohne ihn gäbe es kaum realis-

Abb. 13: „Schiltach“  
(„Illustration 7“). –  
Stadt Schiltach



Abb. 14: Flößer fahren über das Wehr am Schiltacher Kirchenweiher („Foto 11“). – (c) Kunstmuseum-Hasemann-Liebich



Abb. 15: Schiltacher Flößer („Foto 2“). – (c) Hasemann-Liebich-Museum

tisches Bild- und Fotomaterial von dem seit dem Spätmittelalter hier heimischen Gewerbe, mit seinen speziellen Techniken und den „rauhem“ Männern, die es beherrschten.

In seiner künstlerischen Umsetzung ist jedoch auch eine bestimmte Stimmung zu verspüren, eine verhaltene Sympathie gegenüber seinen Motiven, eine Ruhe in der Darstellung, die die enorme Kraftentfaltung, die Anstren-

gung und die Gefährlichkeit des Flößens eher außer Acht lässt. Man hat von einem „Stimmungsnaturalismus“ gesprochen, von einer „lyrischen Komponente“,<sup>104</sup> die er auch hier einsetzte, um das in die natürlichen Abläufe wie Wetter, Wasser und Jahreszeiten eingebundene Schaffen auf dem Bach zum Ausdruck zu bringen. Dies auch im Sinne der mit dem Flößen verbundenen „Schönheiten“.<sup>105</sup> Etwa der ruhig auf dem Fluss liegenden Gestöbe, der majestätisch dahinschwimmenden und mit scheinbarer Leichtigkeit die Wehre nehmenden Holzungetüme, der den Bach bevölkernden, arbeitsamen Männer mit den hohen Stiefeln und speziellen Werkzeugen, alles Bestandteile einer alten Gewerbe- und Kulturlandschaft, die sicht- und merkbar vor einem gewaltigen Umbruch oder gar an ihrem Ende stand.

## Literatur

- Barth = Ansgar Barth: Gutach zur Zeit Wilhelm Hasemanns, in: Hasemann, S. 3–8.
- Baur = Edgar Baur: Wolfach. So war es früher, Wolfach 1984.
- Beil = Otto Beil: Zur Geschichte der Kinzigflößerei (mit 7 Bildern nach Originalen von W. Hasemann †, Gutach), in: Mein Heimatland 13 (1926), S. 108–119.
- Disch = Franz Disch: Chronik der Stadt Wolfach, Wolfach 1920.
- Eimmermacher = Hanna Eimmermacher: Studien zur Lebensgeschichte einer Kinzigtäler Flößerfamilie, in: Auf den Spuren der Flößer. Wirtschafts- und Sozialgeschichte eines Gewerbes, hrsg. von Hans-Walter Keweloh, Stuttgart 1998, S. 205–222.
- Erinnerungsblätter an die Vermählungs-Feierlichkeiten [...], hrsg. von Emil Jonas, Breslau 1882.
- Fautz 1941a = Hermann Fautz: Die Geschichte der Schiltacher Schifffahrt, in: Die Ortenau 28 (1941), S. 150–212.
- Fautz 1941b = Hermann Fautz: Die Flurnamen von Schiltach im Amt Wolfach, Heidelberg 1941.
- Fautz 1964 = Hermann Fautz: Aus der Werkstatt Heinrich Hansjakobs. Der Briefwechsel mit dem Waldhüter Josef Dieterle, Freiburg 1964.
- Fuchs = Felizitas Fuchs: Vorwort, in: Flusslandschaft und Flößerei. 12. Deutscher Flößertag in Schiltach 1999, hrsg. von Felizitas Fuchs, Schiltach 2005, S. 3–10.
- Godefrieth = H. Godefrieth: Vom obern Kinzigthal, in: Vom Fels zum Meer 1887/1 (Oktober 1886 bis März 1887), S. 241–260.
- Hafen/Morgenstern = Thomas Hafen/Andreas Morgenstern: Leben und Arbeiten im Mittleren Schwarzwald in alten Fotografien, Erfurt 2016.
- Harter 2004 = Hans Harter: Schiltach. Die Flößerstadt, Schiltach 2004.
- Harter 2011 = Hans Harter: Schiltacher Schiffer an Wutach, Hochrhein, Bodensee und Kinzig, in: Die Ortenau 91 (2011), S. 31–60.
- Harter 2016 = Hans Harter: „Durch weise Benützung des Wassers unbedeutende Flüsse dem Holztransporte dienstbar gemacht.“ Flößer von Kinzig und Wolf richten in Österreich-Ungarn die Gestör-Flößerei ein, in: Die Ortenau 96 (2016), S. 49–88.
- Harter/Rombach = Hans Harter/Rolf Rombach: Schiltach. Lieder und Gedichte, Schiltach 2010.
- Hasemann = Wilhelm Hasemann (1850–1913). Sein Weg zum Schwarzwaldmaler, Gutach 2012.
- Heck = Brigitte Heck: Der Karlsruher Historische Festzug von 1881, Karlsruhe 1997.
- Heinemann = Waltrud Heinemann: Leben und Wirken Wilhelm Hasemanns, in: Hasemann, S. 9–107.
- Jensen = Wilhelm Jensen: Der Schwarzwald, Berlin 1890.
- Keweloh = Hans-Walter Keweloh: Flößerei in Deutschland, Stuttgart 1985.
- Pfau = Herbert Pfau: Die ehemalige „obere Säge“ in Schiltach, ein unbekannter Tochterbetrieb der Faist’schen Steingutfabrik in Schramberg, in: D’Kräz. Beiträge zur Geschichte der Stadt und Raumschaft Schramberg 20 (2000), S. 9–14.
- Schiltach = Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, hrsg. von der Stadt Schiltach, Freiburg 1980.
- Schrempf 1988a = Otto Schrempf: Wolfach – Metropole der alten Kinzigflößerei, in: Die Ortenau 68 (1988), S. 218–240.
- Schrempf 1988b = Otto Schrempf: Die Flößerei in Wolfach. Erinnerungen an einen alten Berufsstand, in: Wolfach, S. 135–177.
- Schwarzwaldmaler = Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann 1850–1913, Gedächtnisausstellung 1988, Gutach 1988.
- Sippenbuch = Sippenbuch der Trautwein aus Schiltach, bearb. von Hartmut Hauth, Annegret Trautwein, Hans Trautwein und Rolf Rombach, hrsg. von der Stadt Schiltach, Schiltach 2009.
- Straub = Georg Straub: Die alte Kinzig-Flößerei, in: Schwarzwälder Tagblatt vom 19.3.1942 (StA Wolfach).
- Trautwein = Adolf Christoph Trautwein: Chronick oder Lebensbeschreibung des Adolf Christoph Trautwein von Schiltach ... Handschriftlich, abgeschlossen 1898. StA Schiltach FRA–166.
- Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Stuttgart.
- Vom Fels zum Meer. Spemann’s Illustrierte Zeitschrift für das Deutsche Haus, Stuttgart.
- Waldleute = Waldleute. Erzählungen von Heinrich Hansjakob. Illustriert von W. Hasemann, Stuttgart 1897.



Wolfach = Wolfach. Kirnbach. Kinzigtal, Schwarzwaldstadt mit Tradition, bearbeitet von Otto Schrempf und Hans Harter, Freiburg 1988.

Zimmermann-Degen = Margret Zimmermann-Degen: Wilhelm Hasemann – Maler in Gutach, in: Hasemann, S. 124–133.

## Anmerkungen

- 1 Heinemann, S. 32.
- 2 Neuauflagen 1873 und 1885 unter dem Titel „Lorle, die Frau Professorin“.
- 3 Heinemann, S. 32.
- 4 Heinemann, S. 32.
- 5 1883 übertrug Cotta die Illustrationen für Auerbachs „Lorle“ doch an Hasemann, die Gestaltung des Einbands übernahm der aus Schiltach stammende Künstler Karl Eyth, vgl. Heinemann, S. 45.
- 6 Barth, S. 4.
- 7 Heinemann, S. 36.
- 8 Heinemann, S. 38.
- 9 Barth, S. 5. – Heinemann, S. 39, 42f.
- 10 Vgl. Zimmermann-Degen.
- 11 Über Land und Meer, Nr. 35/1887, S. 667. – Die Anfrage des Verlegers Spemann erreichte Hasemann bereits am 22.2.1884. Anfang Februar 1885 machte er den Vorschlag: „Die vielseitige schöne und interessante Gegend zwischen Wolfach u. Freudenstadt [...] in einem abgeschlossnen Artikel zu behandeln. Ich habe öfter Gelegenheit gehabt von Gutach, wo ich meinen Sommersitz habe, zeitweise in Schiltach zu leben [...] u. von dort her habe ich viele Ausflüge gemacht, daher ist mir die Gegend recht bekannt, habe schon mancherlei Skizzen und bin gewiß, das ich [...] an malerischem viel aus dieser Gegend bringen könnte.“ Freundliche Mitteilung von Frau Waltrud Heinemann, Kraichtal, der Enkelin Hasemanns, aus ihrem Privatarchiv.
- 12 Heinemann, S. 48.
- 13 Am 22.10.1885 schrieb Hasemann eine Postkarte: „Habe heute früh von Gutach aus eine kleine Tour nach Schiltach gemacht, um hier zu zeichnen.“ – Am 29.10. meldete er sich zurück: „Vorgestern Abend bin ich nach Gutach zurückgekehrt, es trat so schlechtes Wetter ein, daß ich nichts mehr tun konnte.“ (Wie Anm. 12).
- 14 Beil, S. 112.
- 15 Fautz 1941a, S. 195.
- 16 Fautz 1941b, Nr. 232.
- 17 Jahr nicht stimmig, wohl später falsch notiert. Da die Vorlage 1887 zur Publikation verwendet wurde (Bild 1) muss sie zu den im Oktober 1885 gemachten Skizzen gehören. Auch stimmen Ort und Datum mit Nr. 2 überein.
- 18 Beil, S. 111.
- 19 Beil, S. 114.
- 20 Fautz 1941a, S. 201 (ohne Bildnachweis).
- 21 Über Land und Meer, Nr. 35/1887, S. 667–669, und 36/1887, S. 685 f.
- 22 Laut Straub (Glasmaler in Wolfach) der Wolfacher Flößerobmann „Flößer-Kasimir“.
- 23 Postverkehr Hasemanns mit der Familie Eyth: Privatarchiv W. Heinemann (wie Anm. 11).
- 24 Karte vom 20.7.1883 (wie Anm. 24).
- 25 Heinemann, S. 45.
- 26 Heinemann, S. 54. – Vgl. zum Schiltacher Silvesterzug: Harter/Rombach, S. 82.
- 27 Godefrieth.
- 28 Godefrieth, S. 241/242. – Vgl. Harter 2004, Cover (Rückseite).
- 29 Godefrieth, S. 245/246.
- 30 Godefrieth, S. 247/248.
- 31 Archiv W. Heinemann (wie Anm. 11).
- 32 Fautz 1941b, Nr. 155.
- 33 Beil, S. 113; Bildnachweis ebd. S. 111.
- 34 Fautz 1941a, S. 189 (ohne Bildnachweis).

- 35 Ein ursprüngliches „88“ wurde in „85“ verändert.
- 36 Fautz 1941b, Nr. 105.
- 37 Beil, S. 110; vgl. S. 112.
- 38 Fautz 1941a, S. 175 (ohne Bildnachweis).
- 39 Mitteilung von Jean-Philippe Naudet, Hasemann-Liebich-Museum Gutach.
- 40 Heinemann, S. 59.
- 41 Heinemann, S. 55.
- 42 Heinemann, S. 56.
- 43 Heinemann, S. 59.
- 44 Vorlagen und Abzüge: Museum Hasemann-Liebich, Gutach/Jean-Philippe Naudet.
- 45 Heinemann, S. 63. – Die zweite, verbesserte Auflage erschien 1892, die dritte, ergänzte 1901.
- 46 Jensen, besonderer Teil, S. 24.
- 47 Heinemann, S. 58f.
- 48 Fautz 1941b, Nr. 192.
- 49 Publiziert: Schiltach, S. 325. – Sippenbuch, Nr. 595. – Vgl. den Nachruf: „Ein Mann von einer Volkstümlichkeit, wie sie in unseren Tagen ungemein selten ist. Wo immer wir [...] uns der Flößerei erinnern, wird [...] erstehen die kühne Gestalt dieses wetterfesten Mannes, der so manches herrliche Floß als Sperrmann talab geleitete.“ (Der Kinzigtäler vom 16.7.1930, StA Wolfach).
- 50 Vgl. Schiltach, S. 325.
- 51 „Wie manchmal hat er auf den rauschenden Wogen unseres Heimatflusses die Fahrt ‚ins Land‘ getan; wie oft das in der Sonne blinkende Ungeheuer, das Floß, zum Vater Rhein geleitet; mit Sturm und Eis mutvoll gekämpft, fröhlich gesiegt [...] Und auch in frohem, lautem Zecherkreise den vollen Becher geleert.“ (Der Kinzigtäler vom 17.4.1912, StA Wolfach).
- 52 Jensen, S. 87.
- 53 Pfau, S. 10.
- 54 Fautz 1941b, Nr. 192; 193.
- 55 Publiziert: Schiltach, S. 330. – Vgl. Fautz 1941a, S. 190.
- 56 Die Abzüge waren im Besitz von Otto Schrempp, Wolfach (1928–2016), jetzt StA Wolfach.
- 57 Jensen, besonderer Teil, S. 88. – Auch separat als kolorierter Druck: Museum Schiltach.
- 58 Publiziert: Schiltach, S. 329. – So auch erkannt von Fuchs, S. 5.
- 59 Vgl. Anm. 56.
- 60 Im Hasemann-Liebich-Museum Gutach noch vorhanden (vgl. Anm. 44), hier fortlaufend nummeriert: Foto 6: Schiltacher Flößer beim „Holzrüsten“ (publiziert: Schiltach, S. 328). – Foto 7: Zusammenbinden von Gestören im Schiltacher Harzwägle (die linke obere Ecke der Fotoplatte ist ausgebrochen, unpubliziert). – Foto 8: Vier Flößer drücken im Schiltacher Harzwägle ein Floß in die Bachmitte (publiziert: Schiltach, S. 329). – Foto 9: Ein Floß fährt über ein niedriges Wehr, links Flößer mit Floßstange, im Hintergrund ein weiterer Flößer; das Wehr ist vermutlich das Schiltacher Mühlenwehr in der Kinzig (unpubliziert). – Foto 10: Floß mit drei Flößern fährt über ein steiles Wehr, vermutlich den Schiltacher Kirchenweiher (unpubliziert). – Foto 11: Szene wie Foto 10, mit zwei Flößern (vgl. Abb. 14, S. 86). – Foto 12: Flößer auf den beiden letzten Gestören in der Kinzig oberhalb Schiltach, im Hintergrund die durch den Bahnbau 1886 freigelegten Felswände und die damals errichtete Mauer (publiziert: Schiltach, S. 328). – Zwei weitere Fotos mit Flößen im Wolfacher Spitzteichwehr (Wolfach, S. 152f.)
- 61 Kinzigtäler Flößer wurden 1866 und um 1872 auf der Ybbs in Niederösterreich fotografiert, wo sie ihre Floßtechnik praktizierten, vgl. Harter 2016, S. 49–60. – 1925 und 1929 wurden in Schiltach und Wolfach „letzte“ Floßfahrten veranstaltet, wovon ebenfalls Fotomaterial existiert, vgl. Schiltach, S. 331–333, und Wolfach, S. 156.
- 62 „Beehre ich mich hiermit aus Herzensgrund und aufrichtiger Theilnahme die besten Glückwünsche darzubringen“, Privatarchiv W. Heinemann (wie Anm. 11).
- 63 Heinemann, S. 59. – Die Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Gemeinde Gutach war am 26.9.1889 anlässlich seiner Hochzeit. Den Ehrenbürgerbrief gestaltete Heinrich Eyth, vgl. Hasemann-Briefe (wie Anm. 23).
- 64 Wie Anm. 23.
- 65 Heinemann, S. 38.

- 66 Erinnerungsblätter, S. 72.  
67 Der Kinzigtäler vom 27.9.1881 (StA Wolfach).  
68 Waldleute, S. 194: „Die durstigsten waren die von Wolfe, die derbsten die von Schilte. Diese waren aber auch Kraftgestalten.“  
69 Vgl. Harter 2011, S. 51 ff.  
70 Vgl. Heck.  
71 Heinemann, S. 79 f.  
72 Fautz 1964, Nr. 24.  
73 Fautz 1964, Nr. 27. – Vgl. Heinemann, S. 80.  
74 Abb. bei Heinemann, S. 81.  
75 Waldleute, S. 181. – Abb. auch: Schwarzwaldmaler, S. 39.  
76 Im Besitz von Frau Waltrud Heinemann.  
77 Waldleute, S. 89 f., Illustration ebd., S. 91.  
78 In Privatbesitz.  
79 Waldleute, S. 163 f.  
80 Waldleute, S. 166. – Der „Wirtsbasche“ war Sebastian Armbruster (1859–1939), der aus der Wirtschaft „Auerhahn“ im Heubach stammte, was ihm seinen Übernamen einbrachte, vgl. Fautz 1964, S. 189 f.  
81 Waldleute, S. 171.  
82 Waldleute, S. 197 f.  
83 Harter 2004, S. 54. – Vgl. Straub, wonach die Kinzigflößerei „seit dem Jahre 1895 leider vorüber“ war.  
84 Trautwein, S. 77 (Rechtschreibung angepasst).  
85 Straub.  
86 Straub.  
87 Schrempp 1988a, S. 239, Anm. 18 nennt „Conrad Stehle, Fotograf in Wolfach“, als „wahrscheinlichen“ Urheber. – Beide Fotos sind aus Wolfach überliefert, der Verbleib der Vorlagen ist nicht bekannt. – Publikation: Foto 13: Wolfach, S. 154; Foto 14: Baur, S. 93.  
88 Hinweis von Thomas Kipp, Schiltach.  
89 Eimmermacher.  
90 Straub. – Vgl. Harter 2016.  
91 Wie Anm. 22.  
92 Dank an Helmut Schmid, Brüstlehof, Schapbach.  
93 Disch, S. 119.  
94 Eimmermacher, S. 206: „Schapbacher Flößer“, „ungefähr Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts“. – Hafen/Morgenstern, S. 80: „Schiltacher Flößer“, „um 1890“.  
95 Z. B. „Kinzigflößer auf dem Heimweg“, in: Keweloh, für Bild 68, S. 108/109. – „Heimkehrende Flößer“, in: Wolfach, S. 155.  
96 Schrempp 1988b, S. 159.  
97 Wie Anm. 85.  
98 Heinemann, S. 80.  
99 Flößermuseum Wolfach.  
100 Waldleute, S. 91.  
101 Straub.  
102 Vgl. zu Schiltach: Harter 2004, S. 67–71.  
103 Aussage von Thomas Kipp, Obmann der Schiltacher Flößer e. V.  
104 Zimmermann-Degen, S. 130.  
105 Zimmermann-Degen, S. 133.

Meisterhaftes aus dem Schützengraben

## Die Kriegaquarelle des Lahrer Kunstmalers Wilhelm Wickertsheimer

Walter Caroli

Die Lahrer Familie Wickertsheimer geht auf den 1677 in Malterdingen geborenen Johannes Wickersheim zurück, der in Lahr das Metzgerhandwerk betrieb und Wirt des Gasthauses zur Krone war.<sup>1</sup> Wilhelm Wickertsheimer wurde als ältester Sohn des Malermeisters Johann Wilhelm Wickertsheimer und dessen Frau Sofie, geborene Eckermann, am 9. September 1886 in Lahr geboren. Die Familie wohnte zunächst in der Bismarckstraße unweit des Spitals und zog dann um in die Kreuzgasse (heute Gärtnerstraße) in ein kleines Haus, das der Urgroßvater mütterlicherseits um 1792 erworben hatte. Nach dem Ersten Weltkrieg wohnte man in der Bleichstraße. Sein späteres Wohnhaus in der Wasserklammstraße (heute abgerissen) hat Wickertsheimer mit einem farbenprächtigen Gemälde verewigt (**Abb. 2**).

Wickertsheimers vier Geschwister hießen Sophie Emma, Robert August, Lina und August Adolf. Am 2. Mai 1912 heiratete er Emilie (Milly) Österle und hatte mit ihr vier Kinder: Emilie, Margarethe, Anneliese und Friedrich Wilhelm.

Früh zeigte sich bei Wilhelm eine zeichnerische Begabung. Schon mit fünf Jahren fing er an zu zeichnen. Vom zehnten bis zum vierzehnten Lebensjahr erhielt er Unterricht im Zeichnen an der Gewerbeschule Lahr. Als er 14 Jahre alt war, ermöglichten ihm die Eltern bis 1905 Privatunterricht bei dem damals in Lahr ansässigen Basler Kunstmaler August Burkhardt. Sechs Zeichenhefte von 1901 mit beachtlichen Studien des Fünfzehnjährigen belegen sein Talent.<sup>2</sup> Von 1905 bis 1907 belegte Wickertsheimer jeweils das Wintersemester an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe. Den Sommer über arbeitete er im väterlichen Betrieb, denn zwischenzeitlich hatte er seine Lehre als Maler abgeschlossen. Außerdem wirkte er als Dekorationsmaler in Zürich und als Kirchenmaler und Restaurator in Überlingen am Bodensee in der Werkstätte Mezger. U. a. arbeitete er in der Kirche in Markdorf und restaurierte alte Fresken im Münster in Unterzell.

Kurz nach der Geburt seines ersten Kindes musste Wickertsheimer als Ersatzreservist einrücken. Im Schützengraben malte



Abb. 1: Wilhelm Wickertsheimer



Abb. 2:  
Wickertsheimers  
Haus in der  
Wasserklammstraße

er Aquarelle, die er immer wieder seiner Frau zuschickte. In der Somme-Schlacht wurde er bei Fricourt als Regimentsmelder schwer verwundet und kam anschließend in das Lazarett in Krefeld. Den Rest des Krieges verbrachte er beim 8. Badischen Infanterie-Regiment 169, das in Lahr stationiert war.

In Wickertsheimers Gemälden tritt das Zeichnerische gegenüber dem Malerischen zurück, d.h. die Details lösen sich auf zugunsten einer Gesamtwirkung, die das von ihm erkannte Wesentliche herausstellt. Lahr und dessen nähere Umgebung, vielfältige Ausblicke vom Geisberg, der Hochschwarzwald und der Bodensee waren seine häufigsten Motive.

Wickertsheimer wurde als Maler der Heimat reichlich und klischeehaft missverstanden. Gewiss, er fühlte sich dem Landesverein Badische Heimat und dem Schwarzwaldverein verbunden, und mit dem Dichter Hermann Eris Busse verband ihn eine persönliche Freundschaft. Jedoch viel zu sehr hat man ihn auf lokale und regionale Dimensionen festgelegt. Entsprechend dem totalitären Anspruch des Nationalsozialismus wurde er für das System vereinnahmt. Auf der Grundlage der NS-Blut-und-Boden-Ideologie lobte man seinerzeit beispielsweise das „Gesunde“ an Wickertsheimers Kunst und rückte die alemannische Verwurzelung des Künstlers in den Vorder-

grund. So ist im Eckhart-Jahrbuch der Badischen Heimat von 1938 zu lesen, dass er sich als *ein Stück seines Volkes fühle und mit allen Fasern seines Seins in beglückender Unverfälschtheit mit seinem alemannischen Volke verbunden sei*.<sup>3</sup> Dieser Maler des Schwarzwalds und *der deutschen Westmark*, schrieb Emil Baader 1934, sei *Künder deutscher Art, deutscher Landschaft, deutscher Seele*.<sup>4</sup>

Gleichzeitig sah man in ihm das unbedarfte, schlichte Naturkind, das nur zu bescheidener, volksnaher Kunst in der Lage war. Die Unterschätzung seiner künstlerischen Fähigkeiten wird in dem bereits erwähnten Artikel aus der Badischen Heimat überdeutlich: *Seine Kunst ist im guten und ernsten Sinn volkstümlich, das heißt mit jener Schlichtheit und herben Innigkeit gepaart, die aller volksnahen Kunst eigen ist. Sie beansprucht bei weitem nicht, als letzte Erfüllung der Landschaftskunst zu gelten. Die Bescheidung Wickertsheimers, nie mehr zu wollen, als was in seinem leiblich-seelischen Gefüge wachsen kann, das ist ein ebenso liebenswerter Zug seines Charakters als auch ein Garant für die Güte, Wahrheit und Gesundheit seiner Werke*.<sup>5</sup>

In späteren Kritiken hob man seine Gabe, das Unschöne, Hässliche, Traurige und Tragische zugunsten von Harmonie und Schönheit zu verdrängen, hervor und führte als Beispiel seine Aquarelle aus dem Schützengraben an der Somme an. Sein Bruder August betonte beispielsweise in veröffentlichten Erinnerungen, dass seine Feldaquarelle kaum vom Krieg kündeten, und dass ihn seine Malkunst über die Misere der Schützengräben erhoben habe.<sup>6</sup> Wickertsheimer selbst gab dazu den Anlass, denn bei der Verleihung des Heimatpreises im Jahre 1963 ließ er nur wissen, welchen Einfluss der Krieg auf seine künstlerische Entwicklung hatte: *Die Jahre des Ersten Weltkriegs waren für mich keine verlorenen. Zahlreiche Aquarelle legen hierfür Zeugnis ab. Die Landschaft Nordfrankreichs mit ihrer Kreide und Ockererde, der Weite und großen Helligkeit, die ihr eigen ist, gaben den Bildern einen großzügigen, monumentalen Aufbau*.<sup>7</sup> Die Deutung seines Bruders und anderer ist dennoch unvollständig: Das menschliche Elend an der Front in Nordfrankreich hat Wickertsheimer in seinen Bildern zwar nicht festgehalten,



Abb. 3: Wilhelm Wickertsheimer, ein Altstadtmotiv bearbeitend

dafür aber die Zerstörungen, die entsetzlich verunstaltete Landschaft und die Gräber. Einige Zeichnungen und Aquarelle spiegeln sehr wohl die düstere und trostlose Atmosphäre des Stellungskrieges wider. Die farbenfrohe Gestaltung der meisten Kriegaquarelle, die den Betrachter verblüfft und ihm Rätsel aufsetzt, dürfte eher der Experimentierfreudigkeit des Künstlers als seiner Verarbeitung der Kriegserlebnisse zuzurechnen sein.

Nach dem Tod seines Vaters 1907 betrieb Wilhelm Wickertsheimer die väterliche Malerwerkstatt, um Mutter und Geschwister zu ernähren und von 1912 an seine eigene Familie. Erst im Laufe des Zweiten Weltkrieges gab er das Malergeschäft auf, um nur noch künstlerisch tätig zu sein. Nun sah man ihn fortwährend mit Malkasten und Staffelei in Lahr und in der freien Landschaft. Der freischaffende Künstler wurde 1963 mit dem Heimatpreis des Landkreises Lahr ausgezeichnet. Er starb am 7. Februar 1968 in Offenburg und wurde in Lahr begraben.

Den Maler Wickertsheimer auf einen handwerklich geschickten Darsteller der engeren Heimat zu reduzieren, war bislang üblich. Dies sollte gründlich revidiert werden, denn seine Bilder enthalten auch Botschaften. So weist beispielsweise seine Strategie des Weglassens und Verschönerns auf das Verlorengegangene hin und ist durchaus als Mahnung zu verstehen, Natur und Landschaft zu schützen und zu wahren. Seine Malerei ist auch von bedeutenden Künstlern wie van Gogh, Cézanne und Thoma, die er sehr schätzte, beeinflusst worden. Wilhelm Wickertsheimers „Schützengrabenbilder“ entstanden während seines Einsatzes in Nordfrankreich. Er erlebte einen Teil der Somme-Schlacht bis zu seiner Verwundung, deshalb soll der Verlauf dieses verlustreichen Stellungskrieges grob skizziert werden (siehe Kasten).

*Abb. 4: Wickertsheimers Stationen im Ersten Weltkrieg auf einer Karte des relevanten Somme-Gebiets*



Zu welchen Zeiten während seines Fronteinsatzes Wickertsheimer in der Lage war, seine Maltätigkeit auszuüben, wissen wir nicht, und auch seine genaue Funktion als Soldat während der Gefechte ist nicht bekannt. Wahrscheinlich sind seine in gestochener Schrift gefertigten Beschreibungen der über 120 Aquarelle und Zeichnungen später angefügt worden.

Eine Auswahl der Bilder aus den Schützengräben an der Somme soll nun die überwiegend farbenfrohen, teilweise aber auch düster anmutenden Ergebnisse der unter widrigsten Umständen seiner

### Die Schlacht an der Somme

Die Schlacht an der Somme zählt zu den schrecklichsten Ereignissen des 1. Weltkriegs. Der Stellungskrieg zwischen dem Deutschen Reich und den alliierten Bündnispartnern Frankreich und Großbritannien dauerte von Juni bis November 1916. Bereits im Dezember 1915 hatten die Alliierten die Durchführung einer Großoffensive gegen die deutschen Truppen in Frankreich beschlossen und den Fluss Somme als Ausgangspunkt des Angriffs ausgewählt.



Abb. 5: Der Lochnagar-Krater im Jahr 2017

Für die Offensive an der Somme setzte der Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte, General Douglas Haig, 20 Divisionen ein, die zwischen der Somme und der Ancre in Stellung gebracht wurden. Die deutschen Streitkräfte verfügten hingegen über 11 kampferfahrene Divisionen.

Die Schlacht begann am 24. Juni 1916 mit einem siebentägigen Artilleriebeschuss. Ungefähr 1500 britische Geschütze feuerten ca. 1,5 Millionen Granaten auf die deutschen Stellungen ab. Zusätzlich wurde Giftgas eingesetzt. Einige Abschnitte der deutschen Front unterminierten britische Pioniereinheiten in monatelanger Arbeit im Untertagebau, platzierten 19 Minen unter den deutschen Linien an der Somme und brachten diese zum Beginn des Angriffs am 1. Juli 1916 etwa gleichzeitig zur Explosion. Der Knall soll selbst in London noch zu hören gewesen, Erde und Trümmer sollen bis zu 1200 Meter in die Luft geschleudert worden sein. Eine Sprengladung riss bei dem Dorf La Boisselle einen riesigen Krater. Der Lochnagar-Krater ist mit einem Durchmesser von 91 Metern und einer Tiefe von 21 Metern der größte Krater aus dem Ersten Weltkrieg.

Nach dem intensiven Artilleriebeschuss rechneten die alliierten Truppen nicht mit größerem Widerstand in den zerbombten deutschen Schützengräben. Zahlreiche Unterstände waren aber nach wie vor funktionsfähig geblieben, sodass die Deutschen mit Maschinengewehrfeuer den Angreifern schwere Verluste zufügten. Nur wenige Stellungen konnten die Briten einnehmen, mussten diese jedoch bald wieder aufgeben. Allein am 1. Juli 1916 verloren fast 20000 Briten ihr Leben. Mitte Juli gelang den britischen Truppen ein größerer Durchbruch in die deutschen Stellungen, aber die Gegenseite schaffte es, sich wieder zu stabilisieren. Die weiteren Kämpfe verschafften keiner der beiden Seiten einen Vorteil. Auch die Großangriffe der Alliierten im Oktober und November führten nicht zu entscheidenden Geländegewinnen. Am 18. November 1916 wurde die Offensive schließlich abgebrochen. Die Schlacht hatte mehr als 400000 Briten, 200000 Franzosen und 500000 Deutschen das Leben gekostet.



sich entfaltenden Malkunst verdeutlichen und anhand der authentischen Beschreibungen zugleich den geografischen und historischen Hintergrund beleuchten.

In Ligny-Thilloy wurde 1924 ein Ehrenmal für die Kriegstoten errichtet, das als Hauptmotiv einen französischen Frontsoldaten auf einem deutschen Adler stehend zeigte. 1940 zerstörten es deutsche Soldaten. Das Mahnmal wurde 1951 ohne die Statue des Frontsoldaten wieder eingeweiht.

Wickertsheimer: *Karfreitag. Auf dem Friedhof ein Massengrab (hierbei ruht auch ein Lahrer, Karl Müller vom Regiment 110). Am 8. April kommen wir, ein Teil der Ersatzmannschaften, zum Reserveinfanterieregiment 111 (Abb. 6).*



Abb. 6: Kirche in Ligny, 3. April 1915



Abb. 7: Kirche in Ligny, März 2017

Das kleine Dorf Martinpuich auf einer Anhöhe hatte für die deutsche Front eine wichtige strategische Bedeutung. Es wurde 1914 von deutschen Truppen erobert, dann im September 1916 von der 15. schottischen Division eingenommen, ging dann 1918 wieder an die Deutschen zurück, um schließlich im August jenes Jahres von englischen Truppen zurückerobert zu werden.

Das wechselhafte Geschehen machte aus dem Dorf einen Trümmerhaufen. Der wiederaufgebaute Ort hat heute knapp über 200 Einwohner. Das in der Nähe liegende Pozières lag ebenfalls mitten im Kampfgebiet und wurde vollständig zerstört. Hier starben 5000 Australier und Neuseeländer. Im August 1918 wurde das Dorf vom Infanterieregiment Nr. 373 gestürmt. Zahlreiche Denkmäler und Soldatenfriedhöfe sind hier angelegt.

Wickertsheimer: *Im Wachlokal der Ortswache an der Straße nach Pozières (Abb. 8).*



Abb. 8: Martinpuich, 19. April 1915



Abb. 9:  
Martinpuich,  
16. Mai 1915

Wickertsheimer: Im Hofe unseres Quartiers. Unter dem Dache des Wohnhauses (links) lagen wir bis zur Ablösung am 21. Mai. Am 14., während wir auf dem Speicher waren, schlug in das Nachbarhaus eine Granate, das Dach abdeckend. Vom Hausbesitzer konnten wir gegen wenig Geld Milch, Butter und Eier kaufen (Abb. 9).

Abb. 10:  
Martinpuich  
17. Mai 1915



Der Kriegsreporter Charles Edward Montague notierte im September 1917: *In der Nähe von Martinpuich. Viele Tote von uns auf einem Hügel. Tote Deutsche an einem aufgeweichten Weg unter Bäumen. Schwarz durch die Millionen von Fliegen auf ihnen. Schwarz verwesende Gesichter. Aufgerissene Augen starren in den Himmel, als fragten sie, ob es irgendwo da oben einen Gott gibt.*<sup>8</sup>

Wickertsheimer: *Ehemals Kloster, später als Gut bewirtschaftet. Standort der Bagage und Feldküchen. Erholungsgarten des Reserveinfanterieregiments 111. Im Oktober und November Schauplatz blutiger Massenangriffe der Engländer in der großen Somme-Schlacht 1916 (Abb. 11 und 12).*



Abb. 11:  
Eaucourt l'Abbaye,  
8. August 1915

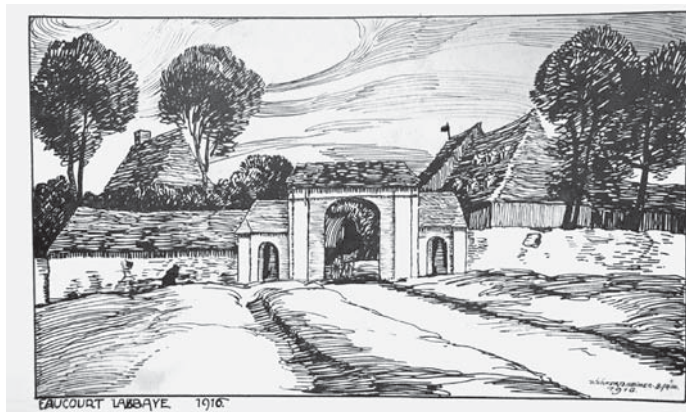


Abb. 12:  
Eaucourt l'Abbaye,  
Januar 1916

Von diesem ehemaligen Augustinerkloster war ein eingefriedetes Areal übriggeblieben, auf dem sich zwei landwirtschaftliche Gebäude befanden. Die Klosterkeller waren in noch gutem Zustand. Das Anwesen wurde in der Somme-Schlacht dem Erdboden gleichgemacht.



Abb. 13: Ovillers,  
5. Juni 1915

Wickertsheimer: *Auf einer Anhöhe malerisch gelegen, rings umsäumt mit Obstbäumen. Im Hintergrund die Höhen von Albert (Abb. 13).*



Abb. 14: Ovillers im  
März 2017



Wickertsheimer: *Familiengruft der Familie Dofour im Friedhof als Unterstand benutzt. Elf Infanteristen hausen neben neun Toten (Abb. 15).*

Abb. 15: Ovillers, 13. Juni 1915

Wickertsheimer: *Von uns vorgetriebene Stellung während des Ausbaus; Posten am Spiegel die feindliche Stellung beobachtend. Am linken Rand eigene Stellung „Granathof“. Am jenseitigen Abhänge feindliche Gräben. Rechts der Kirchturm von Albert, dem größeren Stützpunkt der Franzosen. Bei den Arbeiten stieß man auf zahlreiche Leichen von anno 1914 gefallenen Franzosen. Durch unsere Tätigkeit zogen wir bald heftiges Artilleriefuer auf uns (Abb. 16).*



Abb. 16: Ovillers,  
4. Juli 1915

Wickertsheimer: *Gut ausgebautes Grabenstück in der Mulde zwischen beiden Dörfern. Dasselbst Kompanieküche (Abb. 17).*

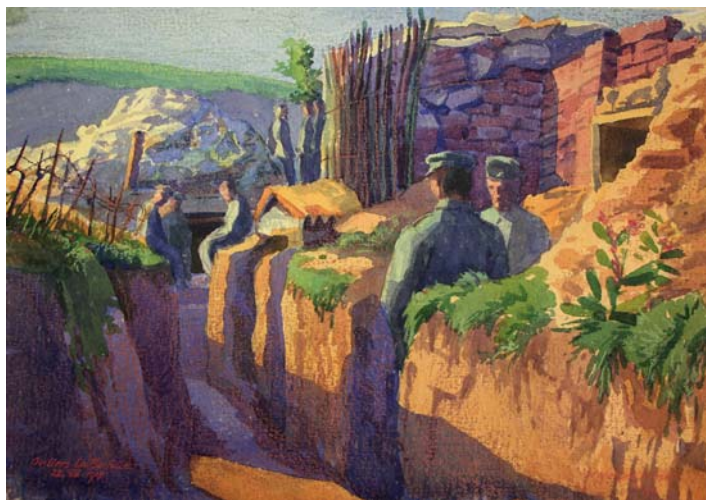


Abb. 17: Ovillers –  
La Boisselle,  
22. August 1915

Wickertsheimer: *Durch tägliches Artilleriefeuer ist dieses Dorf nach und nach gänzlich verschwunden. Weißer Aufwurf beim Granathof (Minenfeld). Überreste vom Friedhof. Straße nach Albert von englischen Gräben durchquert. Pappelallee mit feindlicher Stellung. Kirchturm und Häuser von Albert (Abb. 18).*



Abb. 18: La Boisselle,  
24. August 1915

Wickertsheimer: *Der erste Schnee. Blick vom Bataillons-Unterstand nach dem Dorf (Abb. 19).*



Abb. 19: Ovillers,  
16. November 1915

Ovillers-la-Boisselle wurde mit seinen beiden Ortsteilen Ovillers und Boisselle im Juli 1916 komplett zerstört. Die nahe gelegene Stadt Albert ähnelte nach der Somme-Schlacht ebenfalls weitgehend einem Trümmerhaufen. Sie hat heute über 10000

Einwohner und beherbergt das „Musée Somme“ mit Darstellungen des Lebens in den Schützengräben.

Wickertsheimer: *Kapelle und Grabstätte der Schlossherren im Park* (Abb. 20).

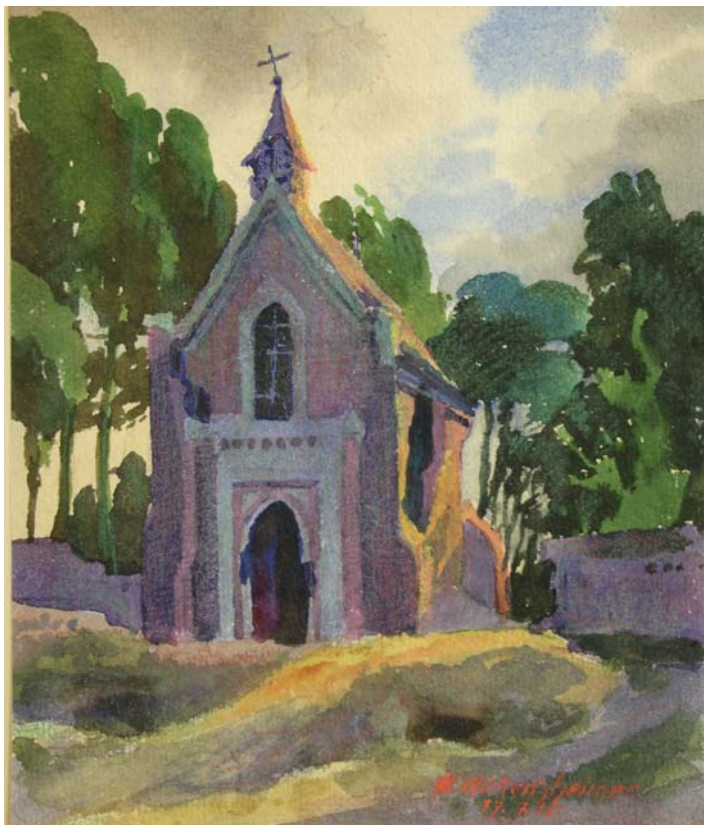


Abb. 20: Thiepval,  
17. Juli 1915

Thiepval, heute ein Dorf mit etwas über 100 Einwohnern, war einer der Hauptstandorte der Somme-Schlacht. Die 1932 eingeweihte Thiepval-Gedenkstätte für die Vermissten des Ersten Weltkrieges erinnert an die mehr als 72000 britischen und südafrikanischen Soldaten, deren sterbliche Überreste bis heute überwiegend nicht gefunden wurden. Ihre Namen sind auf 16 Pfeilern, die das Fundament des Bauwerks bilden, eingemeißelt. Der Stein der Erinnerung, der sich in der Mitte der Gedenkstätte befindet, trägt die Inschrift „Ihre Namen werden für immer weiterleben“. Die Gedenkstätte wird alljährlich von tausenden Briten besucht. Ein britischer Soldatenfriedhof grenzt an die Gedenkstätte an.





Abb. 21: Bazentin le petit, 9. April 1916

Wickertsheimer: *Im Vordergrund noch einige Häuser des Dorfes und dessen Friedhof. In der Ferne Bazentin le grand. Am Horizont links Longueval, rechts die Pappelallee Carnoy-Mancourt welche im feindlichen Besitze. In der am 1. Juli begonnene Offensive gelang es den Engländern Mitte des Monats bis hierher vorzudringen (Abb. 21).*



Abb. 22: Bazentin le petit, März 2017

Beide Ortsteile (Bazentin le petit und Bazentin le grand) wurden in der Somme-Schlacht vollständig zerstört. In dem kleinen Dorf mit knapp 100 Einwohnern findet man heute zwei britische Soldatenfriedhöfe.

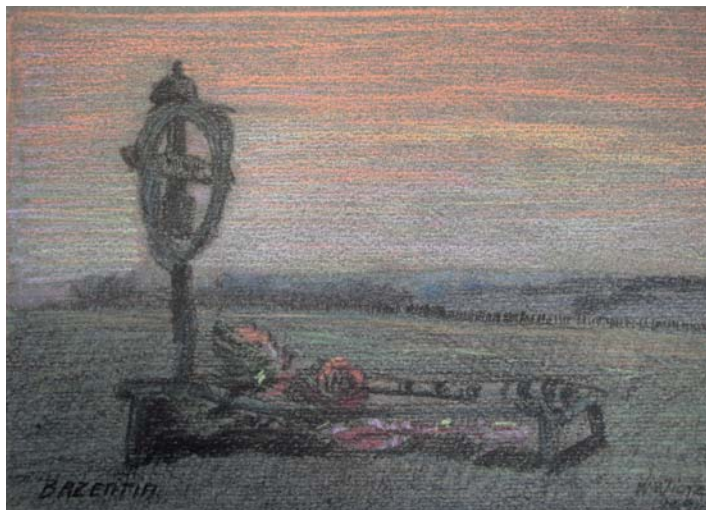


Abb. 23: Bazentin le petit, Mai 1916

Wickertsheimer: *Soldatengrab auf einsamer Höhe. Von seinen Kameraden begraben wurde hier der Kanonier Edte von Seelbach, Artillerieregiment 29 (Abb. 23).*



Abb. 24: Le Sars, 31. Juli 1915

Wickertsheimer: *Landschaft in Nordfrankreich, durch große Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Heute, im November 1916, liegt diese Gegend verwüstet von blutigen Kämpfen der letzten Monate. Die Dörfer in der Ferne sind Irlis und Pys (Abb. 24).*

Wilhelm Wickertsheimer schrieb diese Anmerkungen im November 1916, also zu einem Zeitpunkt, als er sich wegen seiner Verwundung schon längst nicht mehr an der Front befand. Demnach darf man davon ausgehen, dass er seine Notizen überwiegend nachträglich unterhalb der Bilder niedergeschrieben hat. Die Kirche in Le Sars und das Dorf mussten nach dem Ersten Weltkrieg wiederaufgebaut werden. Der Ort hat heute annähernd 200 Einwohner.

Wilhelm Wickertsheimer: *Im Pfarrhof, dessen Vorbau, über der Straße die Kirche. Am 25. Juli wurden wir von Stellung abgelöst und hier zur Ruhe untergebracht. War zu der Zeit noch ziemlich unbeschädigt und von Civil bewohnt (Abb. 25).*

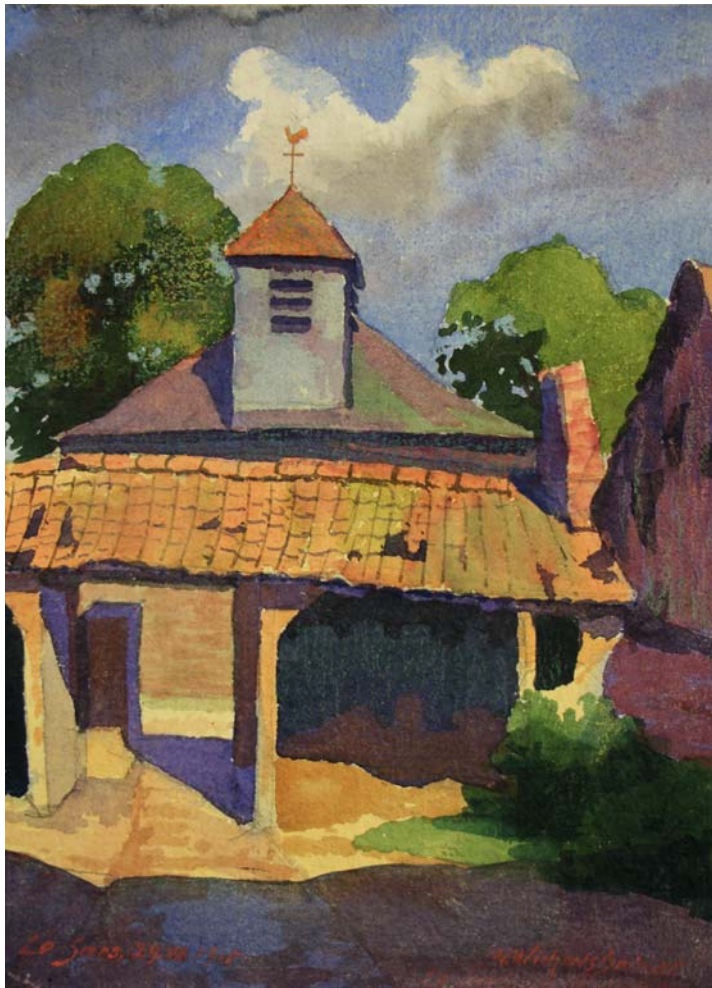


Abb. 25: Le Sars,  
29. Juli 1915

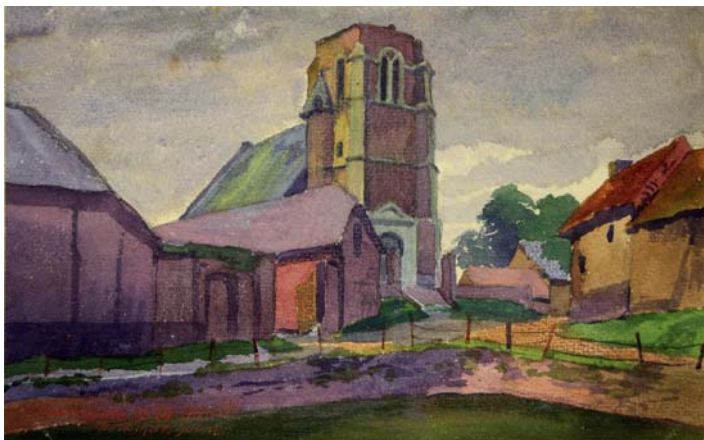


Abb. 26: Courcelette,  
9. August 1915

Wickertsheimer: *Ruheort des württembergischen Regiments, rechts der Straße nach Albert* (Abb. 26).

Der kleine Ort Courcelette hat heute etwa 150 Einwohner. Er liegt rund neun Kilometer nördlich von Albert und beherbergt ein kanadisches Denkmal und einen britischen Soldatenfriedhof. Courcelette war insbesondere im November 1916 Schauplatz der Somme-Schlacht.



Abb. 27: Fricourt,  
28. April 1915

Wickertsheimer: *Feldgräbe am Brunnen. Hier holten wir während unseres Hierseins unser Wasser, was jedoch meist sehr spärlich ausfiel. Bei dieser Gelegenheit traf ich mit mehreren Lehrern vom Nachbarregiment 110 zusammen* (Abb. 27).



Abb. 28: Fricourt,  
3. Mai 1915

Wickertsheimer: Soldatengräber an der Dorfstraße (Abb. 28).



Abb. 29: Fricourt –  
Höhe 110, 1. Juni  
1916

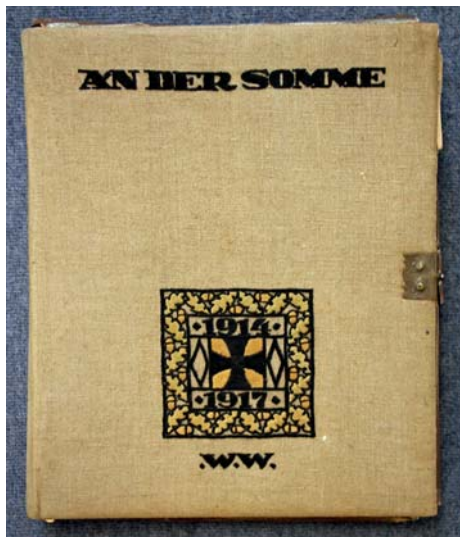
Wickertsheimer: Eine der grimmigsten Stellungen der Westfront. Obwohl nur Stellungskampf hat dieser Hügel fortwährend blutige Opfer gefordert bei Freund und Feind. Nirgends mehr sind die modernen Kampfmittel so zur Anwendung gekommen wie hier. In harter Bergmannsarbeit beim Minenstollenbau hat man versucht, den ebenso hartnäckigen Gegner zurückzudrängen, wobei mancher Brave sich sein Grab bereitete. Beim Angriff am 1. Juli brachen die Engländer links von der Höhe durch und gelangten bis nach Mamet zu, drückten alsdann durch die Mulde auf unseren linken Flügel (Abb. 29).

Fricourt wurde im Laufe des Krieges vollständig zerstört und nach 1918 wiederaufgebaut. Auf dem Gemeindegebiet befinden sich sechs britische Soldatenfriedhöfe. Auf der deutschen Kriegsgräberstätte sind über 17000 Soldaten bestattet (Abb. 30).

Die kleinformatigen Aquarelle sind einzigartige Farbkompositionen des damals im Alter von 29 Jahren bereits gereiften Künstlers. Das grausame Schicksal der Soldaten hat Wickertsheimer bei einigen Bildern von der sonst überwiegend streng eingehaltenen Praxis, die Menschen nur schemenhaft und ohne Gesichter darzustellen, abweichen lassen. Die Empfindungen des Künstlers beim Anblick der Leichen seiner Kameraden lassen sich nur erahnen. Die auf die Schönheit der Landschaft, auf ihre Farbenpracht und Lichtvarianten eingeübten Augen des Malers müssen gezittert und geschmerzt haben, wenn er aus dem Schützengraben auf die zerrissenen, zerstückelten und zerfetzten Reste der einst malerischen Gegend Ausschau hielt.

*Abb. 30: Der  
deutsche  
Soldatenfriedhof  
in Fricourt*





Wickertsheimers Aquarelle und Zeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg sind glücklicherweise in einer verschlossenen Mappe aufbewahrt worden und weisen keinerlei Beschädigung auf, obwohl sie zwischen faulenden Ölbildern liegend entdeckt wurden. Sie sind einzigartige Kunstwerke und zugleich historische Dokumente.

Abb. 31: Die erhalten gebliebene „Aquarellmappe“

### Anmerkungen

- 1 Vgl. August Wickertsheimer, Zur Familiengeschichte der Wickertsheimer, in: Der Altvater 1/1957, S. 2.
- 2 Stadtarchiv Lahr.
- 3 Auszug aus Rudolf Weitzel, Der Maler der Heimat (Eckhart-Jahrbuch 1938 der Badischen Heimat) in: Geroldsecker Land 6/1963–64, S. 10.
- 4 LZ, 7. Juli 1934.
- 5 Rudolf Weitzel, Der Maler der Heimat (wie Anm. 2).
- 6 LZ, 9. September 1954.
- 7 Geroldsecker Land 6/1963–64, S. 9.
- 8 [www.14-tagebuecher.de/page/de/event771](http://www.14-tagebuecher.de/page/de/event771)

### Abbildungsnachweis

1–3: Eckart Wäldin, Foto Manfred Eble; 4: Foto Walter Caroli; 5: kein Bildrecht; 6: Eckart Wäldin, Foto Manfred Eble; 7: Foto Walter Caroli; 8–13: Eckart Wäldin, Foto Manfred Eble; 14: Foto Walter Caroli; 15–21: Eckart Wäldin, Foto Manfred Eble; 22: Foto Walter Caroli; 23–31: Eckart Wäldin, Foto Manfred Eble

Zum Gedenkjahr 2017\*

## Denkmalkunst und gefährdetes Gedenken

Manfred Merker

### I. Denkmalkunst 1926 und 1927

Am Beispiel zweier Kriegerdenkmäler des Ersten Weltkrieges im Zentrum der Stadt Offenburg soll aufgezeigt werden, wie die künstlerische Gestaltung eines Denkmals von den jeweiligen Zeitgegebenheiten und seine spätere Bewertung von der inzwischen veränderten politischen und gesellschaftlichen Lage abhängig ist. Es handelt sich um das am 11.07.1926 eingeweihte Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Offenburger Infanterieregiment Nr. 170 am Stadtbuckel und das am 07.08.1927 eingeweihte Kriegerdenkmal für das 3. Ober-Elsässische Infanterie-Regiment Nr. 172 am Eingang des Zwingerparks. Das eine steht noch heute an seinem ursprünglichen Platz, das andere ist inzwischen geringfügig versetzt worden.<sup>1</sup>

Zwei zeitgenössische Zitate aus dem damaligen Offenburg sollen kurz in die Problematik von Denkmalkunst, Standort und Art der Gestaltung einführen.

#### 1. Fritz Rösler in der Offenburger Zeitung vom 12.07.1926

*„Für die Wirkung eines Denkmals ist immer die Wahl des Platzes von entscheidender Bedeutung. Wir wissen, dass die wirkungsvollsten Monumente, seien sie in Deutschland, Italien oder Frankreich, durch ihre mit größtem Feingefühl gewählten Standorte, wie durch das Anpassen an die Umgebung und gewisse Zusammenhänge mit dieser in ihrer Wirkung weitestgehend gesteigert werden. Denkmalkunst ist nicht zum wenigsten eine Angelegenheit des künstlerischen Städtebaus. Denkmäler, wie wir sie heute errichten, die mit einem derartigen Erleben wie dem Weltkrieg, das die Kreise unseres Volkes bis ins Innerste berührt, in Zusammenhang stehen, können nicht im stillen Winkel ihren Platz finden, der Pulsschlag des heutigen Lebens, muss sie vielmehr berühren ...“.*

---

\* **Das Weltkriegsgedenkjahr 2017:** 1917 waren beide Offenburger Regimenter mit großen Verlusten im Kampfeinsatz an folgenden Schlachtorten (in Klammern die jeweiligen deutschen Verluste): Arras, Rückverlegung der deutschen Front (85 000†), Verdun (53 000†), Cambrai (27 000†), in der Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne (163 000†). Vor Verdun wird Emil Huber zum zweiten Mal schwer verwundet. 1917 fallen sieben Offenburger Gymnasiasten und ein Lehrer. Im Juni Beginn der großen Flandernschlachten (217 000†). 01.07.1917 ist der blutigste Tag der englischen Militärgeschichte. 04.08.1917: Im Rahmen einer „Metallmobilmachung“ soll das Offenburger Kriegerdenkmal 1870 zum Kilopreis für Kupfer in Höhe von 17,38 Mark eingeschmolzen werden. 20.11.1917: der große britische Tankangriff bei Cambrai.





Abb. 1: Das zentrale  
Offenburger  
Kriegerdenkmal  
1870/71 von 1893, –  
ein aufgesockelter  
Anachronismus

2. Der Kreispropagandaleiter der Offenburger NSDAP am 14.03.1938

*„Betr: Die Errichtung von neuen Kriegerdenkmäler (sic!) und Ehrenmale*

*Das Kriegerdenkmals (sic!), welches das große Opfer zwei Millionen Toter symbolisieren soll, erfordert eine Gestaltung, die nicht für die Gegenwart, sondern vor allem für die Zukunft und die nachfolgenden Generationen von Bedeutung sein soll. Aus diesem Grunde muss das Kriegerdenkmal aus dem Gedankengut der nationalsozialistischen Weltanschauung heraus geboren und das Denkmal des Opfergangs der deutschen Volksgemeinschaft sein, die sich nicht darstellen lässt in einer aufgesockelten einzelnen Person, der Denkmalform des individualistischen 19. Jahrhunderts, sondern eine architektonische Lösung verlangen. Heil Hitler“*

## II. Das Denkmal für das 3. Ober-Elsässische Infanterie-Regiment Nr. 172 vom 07.08.1927

### 1. Die Vorgeschichte

Vor 90 Jahren wurde in Offenburg an zentraler Stelle der Stadt ein größeres Kriegerdenkmal feierlich eingeweiht, das noch heute seinen stillen Platz an der Stadtmauer am Eingang des Zwingerparks bewahrt hat. Es sollte das letzte seiner Art bis heute bleiben und verdient schon damit eine besondere historische Betrachtung. Alle späteren in der NS-Zeit und später geplanten oder realisierten Denkmäler in der militärischen Tradition Deutschlands wurden durch die 30. Direktive des Alliierten Kontrollrats vom 31.05.1946 abgerissen oder verboten. Kriegerehrung und Totengedenken fand auch danach nur noch durch die neu eingemeißelten Zusatzdaten „1938–1945“ auf den fast 100000 örtlichen Kriegerdenkmälern für 1914–1918 statt. Hier fand auch das alljährliche Totengedenken am Volkstrauertag statt, der schon von Reichspräsident Ebert 1926 eingeführt worden war.

Die Einweihung des „Ehrenmals für die 3921 im Weltkrieg gefallenen Kameraden des Regiments 172“ fand im Rahmen

eines großen Regimentstages mit der Fahnenweihe der Offenburger Ortsgruppe ehemaliger 172er am 07. August 1927 statt. Schon am 06.06.1925 hatte der Vorsitzende des Regimentsvereins, Hauptmann a. D. Föhrenbach, Fabrikant, den Offenburger Oberbürgermeister Holter um einen Platz für ein Denkmal gebeten. Föhrenbach war als Hauptmann der Linie ab 1914 für die Ausbildung der Rekruten des Regiments 172 verantwortlich gewesen und hatte dabei auch den mit 13 Jahren jüngsten deutschen Freiwilligen des Ersten Weltkriegs, den Offenburger Emil Huber, in das Regiment eingeführt.<sup>2</sup> Offenburg war seit Kriegsbeginn vier Jahre lang die dritte Garnison des Regiments und bei allen Soldaten in bester Erinnerung geblieben. Die Stadt zeigte sich sehr entgegenkommend und

genehmigte den von Föhrenbach gewünschten Platz auf der Lindenhöhe „wegen des herrlichen Blicks auf Straßburg und Umgebung“. Das deutsche Straßburg war seit 1897 die erste Garnison des Regiments, ehe es 1910 in die Festung Neu-Breisach als „Vogesenwacht“ verlegt wurde. Das Wasserreservoir schien auch für die Stadt der geeignete Standort, der Stadtrat bildete eine Denkmalskommission, scheiterte aber am Einspruch der Baupolizei, weil eine Erweiterung des Reservoirs geplant sei. Ein neuer Standort wurde gesucht, der Denkmalsadler musste jetzt hinunter in die Ebene fliegen. Hier wurde ein geeigneter Platz für die bislang geplante „Schriftplatte mit Treppenaufgang“ am südlichen Eingang der Zwingeranlagen an der westlichen Stadtmauer in Höhe der Kopfhalle gefunden und von der Stadt kostenlos bereitgestellt, auch die spätere Pflege der Anlage wurde versprochen. Von auswärts kamen jetzt Angebote für die Gestaltung, Anfang Januar lagen die Entwürfe im Bürgerhaus öffentlich bereit. Zur Ausführung kam die abgebildete Form, ein Art Triptychon mit breitem Aufsatz aus weißen Sandsteinquadern und seitlichen oben abgedachten Pfeilern, auf denen in roten Lettern unter zwei Wappen die beiden Garnisonen und acht französische Schlachtorte des Regiments im Weltkrieg verzeichnet waren. Über dem breiten Schriftzug mit der genauen Regimentsbezeichnung thronte ein mächtiger ruhender Adler mit leicht ausgespanntem Flügelpaar und nach rechts gewandtem Kopf. Die große Schrifttafel in der Mitte der tempelartigen



Abb. 2: Der geplante Entwurf für das 172er Denkmal 1927

Architektur trug zu Anfang die später mehrfach veränderte Inschrift:

„ES SANKEN DAHIN MIT DEUTSCHLANDS GRÖSSE  
UND SEINEM TAPFEREN HEER UNVERGESSEN  
UND FÜR DES VATERLANDES WIEDERAUFSTIEG  
NICHT VERGEBENS 1927“.

Bei dem Querbalken des rechten Wappens war ein zweiter Adler positioniert, zum Denkmal hinauf führten sechs breite Stufen zum Hinauftragen der Kränze. Der Denkmalentwurf stammte von den Karlsruher Architekten Brunisch und Heidt, die Ausführung besorgten Bildhauer Dietrich aus Karlsruhe und der Offenburger Maurermeister Schitterer. Das Denkmal war direkt an die westliche Stadtmauer angelehnt, eingerahmt von einem kleinen Hain.

Am 11.07.1927 begannen die Aufstellungsarbeiten im Park, die Grundsteinlegung und die Einmauerung einer Urkunde erfolgte am 17.07.1927 mit „Aufmarsch der zur Feier geladenen Waffenvereine“. Für die eigentliche Denkmalenthüllung bittet dann der Verein der 172er den OB für die Gäste um Überlassung der Landwirtschaftlichen Hallen, was die Stadt kostenlos gewährt und auch eine städtische Beflaggung der Hallen und Straßen für den Festumzug zusagt. Für das Wochenende vom 06. bis 08. August hatten die Veranstalter folgendes Programm geplant:

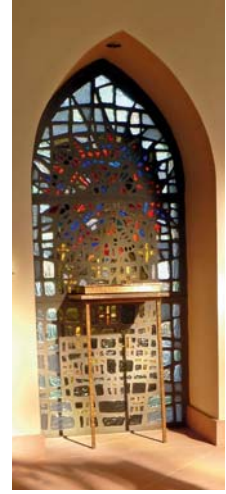
Am 06.08. Empfang der auswärtigen Besucher am Bahnhof mit Ausgabe der Quartierscheine und Festabzeichen, nachmittags ein Promenadenkonzert am Marktplatz. Für Sonntag, dem 07.08., eine Gefallenenehrung auf dem Friedhof und zwei Festgottesdienste vor der Dreifaltigkeitskirche, einer zelebriert von dem aus Baden-Baden angereisten 172er Regimentskameraden Kaplan Hermann Hugle. Nach der feierlichen Denkmalenthüllung im Zwingerpark mit Ansprachen von OB Holler und 172er-Vereinsverteter Gedichtvortrag einer Ehrenjungfrau, dem Fußschen Männerdoppelquartett und Absingen des Deutschlandlieds, nachmittags öffentliches Promenadenkonzert und Festzug zur Messe mit abendlichem kameradschaftlichem Beisammensein, Volksbelustigung und Tanz für die Jugend. Seinen Abschluss fand der Regimentstag am Montag mit Frühschoppen in der Michelhalle, einem weiteren Festzug zur Messe und großem Zapfenstreich.

Oberbürgermeister Holler hatte den Stadtrat Georg Monsch als ehemaligen Offenburger Quartiermeister 1914–18 gebeten, für den Stadtrat ein Grußwort zu entrichten. Als dieser sich aus

Furcht vor späteren Angriffen aus der Presse weigerte, fand stattdessen Stadtrat Martin die allgemein gelobten „herzlichen Begrüßungsworte“. Auch der Oberbürgermeister fand bei seiner Willkommensrede die passenden Worte für die Angehörigen des ehemaligen 172er Regiments, die opferwillig bereit waren, den gefallenen Helden, „die den Heldentod für das Vaterland gestorben sind“ ein Ehrenmal an einer schönen Stelle ihrer ehemaligen Garnisonsstadt zu errichten. Ein unerbittliches Schicksal habe von ihnen in den furchtbaren Leiden des Krieges „das Opfer des Lebens für das Vaterland gefordert“. Er schloss mit der Aufforderung: „Möchten unsere Nachkommen beim Anblick dieses Denkmals nie vergessen, was sie dem Andenken so vieler Helden schulden.“ Oberst Bohnsack a. D., ein Mitbegründer des Regiments vor 30 Jahren, stellte die große Trauer über die blutigen Verluste des Regiments in den Mittelpunkt, Vorstand Schlicker, Lockführer, dagegen forderte, „der Tag soll ein Markstein für den Wiederaufstieg unseres geliebten Vaterlandes sein“.

Die schon bei der Grundsteinlegung mit eingemauerte Urkunde ist eine Kurzfassung der Regimentsgeschichte seit seiner Gründung in Straßburg an Kaisers Geburtstag, dem 22.03.1897. Das Regiment hatte durch ständige Auffüllungen aufgrund der enormen Anfangsverluste im ersten Kriegsjahr 1914 eine Stärke von 30000 Soldaten, von denen 10000 schwer kriegsbeschädigt wurden und fast 4000, d. h. über 13% gefallen sind oder vermisst wurden. Das Regiment rekrutierte sich aus Wehrpflichtigen, gedienten Landsturmmännern und Kriegsfreiwilligen aus Baden, Westfalen, Hannover, den Hansestädten und aus Baden und dem Elsass. So fand der erste Regimentstag 1925 in Elberfeld, der nächste nach Offenburg in Göttingen statt. Offenburger Mitglieder waren neben den drei erwähnten Huberbrüdern Otto (†1914), Emil (†1939) und Ludwig auch die vier Hügelerbrüder: der spätere Offenburger Dekan Hermann Hügler (†1973), Alfons, Richard und Robert, der schon 1917 mit 19 Jahren zu den 33 früh gefallenen Schülern des Offenburger Gymnasiums gehörte und nach einem tödlichen Granatschuss neben dem Schlachtfeld in fremder Erde in Dourges (Dep. Aisne) beigesetzt wurde.<sup>3</sup> Ein namentliches Andenken an die Gefallenen des Regiments fand sich Jahr für Jahr auch durch den Eintrag in den Gedenkbüchern der damaligen drei Offenburger Kirchengemeinden von Heiligkreuz, Dreifaltigkeit und evangelischer Stadtkirche. Unter den dortigen 13 Einträgen für 1917 findet sich ein Lehrer und ein Schüler des Gymnasiums.

Da das Offenburger Traditionsregiment 170 die angestammten sogenannten Ihlenfeldkasernen in der Oststadt besetzten,



*Abb. 3: Gefallenen-  
gedenken in der  
Kirchengemeinde  
(Stadtkirche)*



Abb. 4: Eine Feldpostkarte von Hermann Hugle (172er Regiment), – ein Walkürenritt vom 23.09.1918

wurden die Soldaten der 172er in der Stadt untergebracht und versorgt: privat, in Wirtschaftsräumen, Messehallen, Festsälen und Schulen. Zusammen mit einer Landsturmkompanie, einer Ersatzeskadron der Jäger zu Pferde und einer Verwundetenkompanie bildeten „die Massenquartiere der Innenstadt ein riesiges Heerlager“, wie Zeitgenossen notieren. In der Regimentschronik wird aber das überaus herzliche Verhältnis zu den Offenburgern gerühmt. Der Regimentsstab residierte im Notariat des alten Kapuzinerklosters, der Schulhof des Gymnasiums diente als Exerzierplatz für das Rekrutendepot. Darum fiel auch der Schulunterricht in den ersten Kriegsmonaten bis zum Oktober aus, zumal die Oberstufenklassen Anfang August spontan als kriegsfreiwillige Offiziersanwärter in die Kasernen gestürmt waren. Die feldmäßige Kriegsausbildung für das Regiment

fand auf ausgedehnten Märschen in die Schwarzwaldtäler statt. Im Herbst 1914 musste die „feldgraue Soldatenfront“ der 172er die geliebte Garnison Richtung Bahnhof verlassen „unter klingendem Spiel in eine andere Welt“. Der Chronist des Regiments schließt mit den Worten: „Dies frische Erinnerungsbild ist für viele der letzte Abschiedsgruß der Heimat gewesen, bevor das Trichterfeld der Großkampffront sie verschlang und sie in einem riesigen Gottesacker bettete.“

Das Hauptkampfgebiet des Regiments waren anfangs die Vogesen und später der Hauptkriegsschauplatz des Weltkriegs, das französische Flandern. Hier waren auch in den auf dem Denkmal verzeichneten mörderischen Materialschlachten die größten Verluste zu beklagen, hier fanden Tausende von Infanteristen ihr Ende und ihr Grab. Ohne den in schwerem Einsatz erhofften Sieg zog das stark dezimierte Regiment nach dem Waffenstillstand dann am 20.11.1918 bei Aachen zurück in die unversehrt gebliebene Heimat, eine geschlagene, aber überall bejubelte Mannschaft. Da Offenburg zur entmilitarisierten Zone erklärt worden war, musste das Regiment weit im Osten, im thüringischen Weida, demobilisiert und aufgelöst werden.

Die fast 4000 Gefallenen des 172er Regiments fanden, wie all die zwei Millionen deutschen Gefallenen 1914/18, ihr Grab für immer in fremder Erde, ihre letzten Ruhestätten in Feindes-

land konnten von den angehörigen Familien und Kameraden nie besucht werden. Auch dafür bot das neue Denkmal von 1927 jetzt nach achteinhalb Jahren einen kleinen tröstlichen Ersatz, als Ort für Trauer und stilles Gedenken. Nur 21 Grabstätten für Gefallene des 172er Regiments finden sich auf dem keinen Ehrenfriedhof am Waldbach, auf dem Soldatenfriedhof von Arras, einem der Schlachtorte des Regiments, ruhen dagegen 44.833 deutsche Soldaten des Ersten Weltkriegs. Es ist nicht bekannt, wie viele 172er dabei sind. Für den 172er Emil Huber aus Offenburg, den jüngsten deutschen Kriegsfreiwilligen des Ersten Weltkrieges, wurde 1939 auf Veranlassung seines Bruders Ludwig, inzwischen Wehrmichtsangehöriger in einem neuen Krieg, von seinem Regiment und der Stadt Offenburg ein Ehrengrab auf dem Waldbachfriedhof vom NS-Oberbürgermeister Dr. Rombach eingeweiht. Zum Andenken Emil Hubers hatte man auch an die Benennung einer Straße, eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus in der Straßburger Straße oder die Widmung an einem HJ-Heim als Vorbild für eine neue Soldatenjugend gedacht.

## **2. Erstes Nachspiel 1927: Ein Flaggenskandal nach dem Offenburger Regimentstag**

Der Wunsch des Offenburger Oberbürgermeisters Holler am Abschluss seiner Willkommensrede bei der Denkmaleinweihung am 07.08.1927 für „einen recht erhabenen und würdigen Verlauf der Totenehrung“ sollte ein unliebsames Nachspiel haben. Dies wurde auch schon unmittelbar im Anschluss an die Feiern in einer nicht ganz konformen Pressemeldung deutlich: Zwei Tage nach deren Ende fand sich im Offenburger „Volksfreund“ vom 10.08.1927 ein äußerst kritischer Kommentar zum Festbankett in den landwirtschaftlichen Hallen. Er beleuchtet die „Tendenz hinter den schönen Salbadereien“ im Auftreten „einiger abgetackelter Offiziere in schmucker Uniform mit dem Klempnerladen an der teutschen Heldenbrust und den Monokel ins Auge geklemmt“. Ein Fahnenträger habe die Wiedererstehung des alten Regiments erhofft, dem er die neue Fahne vorantragen wolle. Ein Skandal aber sei es, dass zu vorgerückter Stunde das Ehrhardtlied „Hakenkreuz am Stahlhelm“ intoniert und „kräftig mit gebrüllt wurde“. Auch sei eine schwarz-weiß-rote preußische Fahne statt der vorgeschriebenen schwarz-rot-goldenen republikanischen Reichsfahne aufgehängt worden. Beim Festzug hätte schließlich die Masse der städtischen Arbeiterschaft als ehemalige Kerntuppe der Front gefehlt.

Zehn Tage danach hatte die Flaggenfrage auch ein hochoffizielles Nachspiel. Oberbürgermeister Holler empört sich am 20. August in einem offiziellen Schreiben an die Veranstalter, dass „nicht nur eine schwarz-weiß-rote Fahne aufgehängt, sondern auch eine von der Stadt aufgehängte Reichsfahne entfernt wurde“. Außerdem seien am Eingang des Zwingerparks zwei städtische Reichsfahnen entfernt worden. Er sieht diese Handlungen nicht nur als große Unfreundlichkeit gegen die entgegkommene Stadt, sondern auch als „Widerrechtlichkeit und als ein Vergehen gegen das Reichsschutzgesetz“. Eine daraufhin eingeleitete Untersuchung ergab, dass weder ein als Ausrede benutzter Gewittersturm, noch ein anfangs verdächtiger städtischer Arbeiter für den Flaggen austausch verantwortlich gemacht werden konnte. Vielmehr hatte der Schriftführer des 172er Vereins eigenmächtig diese hochpolitische Korrektur vorgenommen. Es spricht für die politische Voreingenommenheit der damaligen Justiz, dass nach langen Recherchen und Verhören die Anklage wegen Verstoßes gegen das „Gesetz zum Schutz der Republik“ fallengelassen wurde. Als Begründung wurde geltend gemacht, dass „keinerlei Verbalinjurien nachzuweisen“ seien.

### **3. Zweites Nachspiel 20 Jahre später: Ein Revisionsbefehl der französischen Besatzungsmacht 1946**

20 Jahre nach der Denkmaleinweihung kam nach einem erneuten, unendlich verlustreicheren Zweiten Weltkrieg die Debatte um die Erinnerungskultur in Offenburg in eine neue Phase. Wie 1927 stand auch hier im Hintergrund wieder das Verhältnis der verfeindeten Nationen Deutschland und Frankreich. Wie nach dem Ersten Weltkrieg mussten auch jetzt 1945 die deutschen Truppen das Nachbarland Elsass wieder verlassen, Frankreich bestimmte als siegreiche Besatzungsmacht das politische und gesellschaftliche Leben. In der großen Nachkriegskonferenz von Potsdam waren Offenburg und Baden an die französische Besatzungszone gefallen. Am 15.04.1945 rückten die Einheiten des 23. französischen Kolonial-Infanterie-Regiments in Offenburg ein. Ihre Soldaten besetzten die von der Wehrmacht geräumten Ihlenfeld-Kasernen, zahlreiche Privatwohnungen wurden beschlagnahmt, die Stadtverwaltung stand unter der Kontrolle der französischen Stadtkommandantur. Im Rahmen der allgemeinen Entnazifizierungsmaßnahmen wurden 1946 nicht nur zahlreiche Straßennamen geändert, auch andere Spuren militaristischer deutscher Vergangenheit wurden unter die Lupe genommen:



*Abb. 5: Die weinende Mutter Elsass, Straßburg 1936: Versöhnung der feindlichen Söhne im Tode*

Am 12.07.1946 führten verschiedene französische Militärpersonen Beschwerde, dass auf dem 172er Denkmal Inschriften zu beanstanden seien, etwa des Inhalts „Straßburg ist wieder deutsch“ oder ähnlich. Man solle die Inschriften entfernen. Abgesehen davon, dass hier die reklamierenden Besatzungssoldaten des Deutschen nicht überaus mächtig gewesen zu sein scheinen oder ungenau hingeschaut haben, wurde die Angelegenheit doch noch hoch offiziell. Auf der Anweisung Nr. AB/EDU/121 des Delegierten der Militärverwaltung 4. Kl. Robert vom 08.08.1946 dient das Denkmal nicht „der gewöhnlichen Erinnerung an die Gefallenen“, sondern würde in seiner Inschrift „einen sehr klaren Vergeltungsgedanken zum Ausdruck“ bringen. Das Denkmal solle daher „entfernt“ werden. Zu verstehen ist die französische Animosität, die hier zum Ausdruck kommt, vielleicht aus der viel zitierten „deutsch-französischen Erbfeindschaft“ über Jahrhunderte und dem mehrfach wechselnden Besitz von Elsass-Lothringen. In ihr spielte die hasserfüllte französische Revanchepolitik immer wieder eine überragende Rolle, besonders in den Jahren zwischen dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 bis zum ersten Weltkrieg, die emotional bestimmt war von „Rache für Sadowa“ und „Rache für Sedan“ genauso wie von dem für Deutschland demütigenden und die Zukunft Europas unheilvollen Frieden von Versailles 1919.

Ein Abschrift ging am 19.08. an das Stadtbauamt mit der Aufforderung, das genannte Denkmal „in Einvernehmen mit den Herren Stadträten Fischer und Müller Alfred zu entfernen“. Es solle aber geprüft werden, ob „nicht der Sockel für andere



Zwecke erhalten bleiben und Verwendung finden kann“. Der Landrat verlangte im Schreiben an den Bürgermeister am 14.10., „den Abbau des Denkmals schnellstens in die Wege leiten zu wollen“. Aus unbekanntem Gründen verzögerte sich diese behördlich verordnete „damnatio memoriae“ (lat. = Tilgung des Andenkens) um ein ganzes Jahr. In dieser Zeit gab es ernsthafte Vorschläge, das Kriegerdenkmal in ein Denkmal „für den Mathematiker Oken“(!) zu verwandeln, dessen Enthüllung bereits auf den „Verfassungstag“, den 13.09.1947, terminiert war. Am 18.07. war moniert worden, dass die dazu bei der Freiburger Militärregierung eingereichten Vorschläge seit Monaten nicht bearbeitet worden seien. Der zuständige Oberleutnant Brack änderte aber seine Meinung und hielt es für angemessen, „das vollständig erhaltene Okendenkmal wieder an seinem alten Platz aufzustellen und das 172er Denkmal zu erhalten, „wenn die Schlachtenamen auf demselben entfernt würden“.

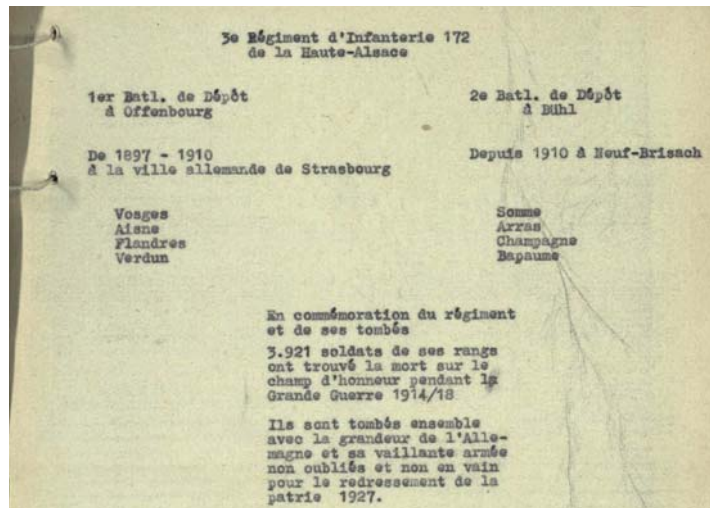
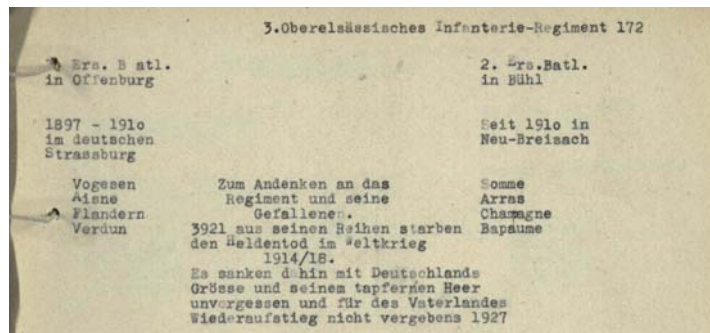


Abb. 6:  
Die beanstandete  
Inschrift der  
Militärbehörde  
a) deutsch und  
b) französisch

Am 04.08.1947, fast auf den Tag genau 20 Jahre nach der Einweihung des Denkmals, wurde bei einer Vorortbesichtigung von Militärregierung, Bürgermeister und Stadtbauamt folgende Revision des Gefallenengedenkens beschlossen:

Die Entfernung

1. der acht französischen Schlachtorte
2. der beiden ehemaligen französischen Standortbezeichnung Straßburg und Neubreisach
3. des Adlers auf dem Querbalken des rechten Wappens

Umformung des Textes auf der Hauptschrifttafel auf den Passus:

ZUM ANDENKEN AN DAS REGIMENT UND SEINE  
†GEFALLENEN† 3921 AUS SEINEN REIHEN STARBEN  
DEN HELDENTOD IM WELTKRIEG 1914–18 1927.

Die Ausführung dieser Planung findet sich aktenmäßig in einem Schreiben des Lahrer Oberbürgermeisters Dr. Wäldlin an seinen Offenburger Kollegen vom 11.03.1949. Wenige Wochen später sollte der französische Besatzungsstatus für Offenburg und Baden sein Ende finden, nach vier Jahren Staatenlosigkeit entstand ein neuer deutscher souveräner Staat, die Bundesrepublik Deutschland. Aber damit waren die Geschichte und die Geschichten um das 172er Denkmal noch nicht ganz zu Ende.

#### 4. Drittes Nachspiel, wieder 20 Jahre später: Der Versuch einer Revision der Revision 1967

Am 24.06.1967 ging beim Offenburger Oberbürgermeister das Schreiben eines leitenden Mitglieds des Vereines des 172er Regiments ein. Dieser sei nach einer Kranzniederlegung und seiner Ansprache vor dem 172er Denkmal „von mehreren Kameraden in erregtem Ton“ gefragt worden, „wer die bisher auf dem Ehrenmal ein-

Abb. 7: Das Denkmal mit der korrigierten Schrifttafel





Abb. 8: Das 172er  
Denkmal heute

späteren Kompromiss zur Tilgung der Schlachtnamen, der Standorte und eines zweiten Adlers. Diese Maßnahmen und eine neue Inschrifttafel seien einvernehmlich bis Mitte 1948 abgeschlossen worden. Man könne nun zwar auch jetzt im Jahre 1967 im Sinne der nach 40 Jahren noch lebendigen Traditionspflege in Absprache mit der neuen Standortverwaltung das Denkmal wieder in seinen ursprüngliche Zustand versetzen. Niemand auch von französischer Seite könne das verwehren. Ob das aber klug sei, wage er zu bezweifeln. Er schließt seine Überlegungen mit dem Satz: „Ich glaube nicht, dass es sehr zweckmäßig wäre, diese gewiss schmerzliche Erinnerung an auch in unserer Stadt sehr wenig schöne Zeit der militärischen Besatzung und Verwaltung hochzuspielen, und ich wäre dankbar, wenn Sie Ihren Kameraden empfehlen würden, es bei dem jetzigen Zustand zu belassen.“ Sicher eine weise Einsicht in die jeweils aktuelle Bedingtheit und spätere Bestandsberechtigung historischer Zeugnisse, beherzigenswert auch für alle, die heute zeitbedingte nachträgliche Korrekturen, zum Beispiel an Straßennamen, vornehmen wollen.

So steht das steinerne Ehrenmal des 172er Regiments unbeanstandet und auch ein bisschen unbeachtet still im Schatten

gemeißelten Erinnerungen an das 172er Regiment entfernt habe“. Man habe sich zwar über die zahlreichen Teilnehmer des Treffens und auch über die herzlichen Worte des Stadtrats Brandel gefreut. Auch die gepflegte Ruhestätte der Gefallenen wurde gerühmt, aber man sei doch verärgert über die Entfernung des „Reliefdrucks“.

Der Briefschreiber, ein Herr Alfred Westphal aus Hessen, bezeichnet sich zwar nur als „bescheidener Traditionswahrer“, bittet aber trotzdem um Auskunft, „aus welchen Gründen unsere heutigen Nato-Verbündeten“ als damalige Besatzungsmacht aktiv wurden. In seinem Antwortschreiben vom 27.06.1967 rekapituliert der Oberbürgermeister noch einmal die Anweisungen der damaligen Militärbehörden vom Sommer 1947, das Denkmal zu entfernen und den

der grünen Stadtmauer, ein architektonisch schlichtes Monument, das später nie wieder Anlass zu heftigen Kontroversen gegeben hat und mit seinem stolzen efeumrankten Adler selbst Teil einer idyllischen Parklandschaft geworden ist.

### III. Das Denkmal des Offenburger Infanterie-Regiments 170 vom 11.07.1926 – ein entthronter Löwe

#### 1. Die Vorgeschichte

Am 11.07.1926 wurde an exponierter Stelle am Südrand der Stadt das erste Kriegerdenkmal Offenburgs nach dem Weltkrieg eingeweiht. An der Stelle des wichtigsten Offenburger Stadttores, des ehemaligen Kinzigtors, und in Anlehnung an die Stadtmauer überragte es auf einem Podest über hohen Stufen den Stadteingang am Kreuzungspunkt von Hauptstraße und späterer Grabenallee und gab den Blick frei nach Westen Richtung Frankreich und nach Süden Richtung Kinzigtal.

Die Vorgeschichte zum Bau des 170er Denkmals ist aktenmäßig nicht in dem Maße belegt, wie das des 172er Denkmals unweit außerhalb der Stadtmauer. Nur wenige Hinweise aus den Jahren vor der Einweihung sind erhalten, dafür sind die Presseberichte danach wesentlich umfangreicher dokumentiert. Diese liefern auch für die spätere Geschichte ausführliche, zum Teil skurrile Zeitungsbeiträge, als die politische Lage offensichtlich eine Versetzung des Denkmals von seiner beherrschenden Position im Stadtbild in die Nische eines Stadtparks außerhalb der Mauern zu erfordern schien.

Am 28.02.1925 bittet der Vorsitzende des neuen Vereins der ehemaligen 170er, Kraus, den Offenburger Stadtrat um die kostenlose Überlassung der Stadthalle für ein Wohltätigkeitskonzert, dessen ganzer Erlös dem Bau eines Kriegerdenkmals zugute kommen solle. Neben der Saalmiete möchte man auch die Vergnügungs- und die Kopfsteuer erlassen haben. Gleichzeitig wird der „verehrl. Stadtrat“ zu diesem Konzert eingeladen. Eingeladen wird in einem Schreiben vom 02.03. auch der Oberbürgermeister mit der Bitte um Unterstützung ihres Anliegens, zumal auch die Stadtkapelle und der Gesangverein kostenlos auftreten. Am 04.03. bereits antwortet der Oberbürgermeister, dass zwar auf Saalmiete und Kopfsteuer grundsätzlich nicht verzichtet werden könne, wohl aber auf die Vergnügungssteuer, er dafür aber auch 200 Mark als städtischen Beitrag an den Denkmalsfonds angewiesen habe.

Über weitere Aktivitäten zur Finanzierung des Denkmals ist nichts bekannt, die Hauptleistung dafür aber dürften, wie

beim 172er Verein, die Spenden der Ehemaligen und der Bevölkerung geleistet haben. Ende des Jahres, am 27.12.1925, meldet der „D'r alt Offeburger“: „Entwürfe zum 170er Denkmal sind in großer Zahl eingegangen, Zeichnungen und Modelle gegen 100 Stück“. Sie werden im Bürgersaal ausgestellt, dabei ist auch der junge Offenburger stud. arch. Max Geck/Pforzheim, der bereits mit einem dritten Preis ausgezeichnet wurde. Damit enden die Akteninformationen des Offenburger Stadtarchivs, es beginnt nun die überaus ausführliche Berichterstattung der Offenburger Zeitungen über die Grundsteinlegung am 31.05.1926, die Denkmaleinweihung am 11.07. d.J. und die weiteren Auseinandersetzungen um die Versetzung des Denkmals ein halbes Jahrhundert später. Wichtigste Quelle für die Geschichte des Denkmals und alle relevanten Informationen könnte die bei der Grundsteinlegung eingemauerte Kasette mit einer Urkunde liefern, deren Existenz und Verbleib genauso wenig gesichert ist wie beim benachbarten Ehrenmal für die Gefallenen des 172er Regiments. Zum Glück ist der Inhalt der Urkunde überliefert. Diese enthält unter anderem folgende Angaben: Eine Liste aller Gefallenen des Regiments und ihrer Angehörigen, die Vorgeschichte des Denkmalbaus, einige Tageszeitungen und Geldscheine, das Festbuch der Veranstaltungen und einen ausführlichen Überblick über die derzeitige politische Lage in Deutschland und der Welt.

Am Tag der Grundsteinlegung Ende Mai zog der Festzug der Kriegervereine „unter klingendem Spiel“ von der Michelhalle durch die beflaggte Stadt zum Stadtbuckel, wo sich schon die Vertreter der Behörden, Kirchen und Schulen und eine große Menschenmenge versammelt hatten. In seiner Ansprache betonte der Vorsitzende des 170er Vereins, dass es aller vornehmste Aufgabe sei, „das Andenken an die toten Kameraden durch ein sichtbares Zeichen, ein Ehrenmal, zu ehren und wachzuhalten“. Er dankte der Stadtverwaltung und der Bevölkerung für die tatkräftige Unterstützung. Dabei habe die Vorsorge für die Hinterbliebenen, die der Staat im Kriege versprochen habe, aber jetzt nicht gewährleisten könne, Vorrang vor der Errichtung des Denkmals. Dies sei aber auch ein Ort des Gedenkens für die Mütter und Waisen, die ja das Grab ihrer lieben Gefallenen nicht kennen würden und niemals sehen könnten. Totengedenken ehre jedes Volk, das Ehre und Achtung genießt.

Das Regiment hat auch an einem weiteren Ort ein Gedenken an seine Gefallenen installiert: Auf einer Bronzetafel am Eingang der ehemaligen Standortkommandantur (jetzt Stadtbibliothek) liest man die noch heute bedrückende Statistik der

riesigen Verluste des Regiments. Als das stolze Regiment nach dem Waffenstillstand zur Demobilisierung am 12.11.1918 heimwärts ziehen musste, war es durch die vielen mörderischen Kämpfe völlig aufgerieben und bestand nur noch aus 13 Offizieren und 150 Mann!

Von den Gefallenen des 170er Regiments finden sich auf dem Waldbachfriedhof 28 namentliche Einzelgräber und auch die Einträge in allen Kirchenbüchern der Offenburger Stadtgemeinden.

Fünf Wochen nach der Grundsteinlegung bestätigt der Oberbürgermeister Holler aktenkundig die Einladung der 170er zum Festbankett der Fahnenweihe und der Denkmalsenthüllung – das große Regimentsfest konnte beginnen: Am 10.07. wurden mittags die zahlreichen Gäste von auswärts mit Ausgabe der Festabzeichen und Quartierskarten am Bahnhof empfangen, abends gab es für 3000 Teilnehmer in den landwirtschaftlichen Hallen ein Festbankett mit der Weihe der neuen Fahne, die der alten nachgebildet und von den Frauen gespendet worden war. In den Ansprachen wurde ein Telegramm des abgedankten badischen Großherzogs verlesen, der auch eine Geldspende beigetragen hatte. Es spielte die Reichwehrkapelle von Donaueschingen. Die Übergabe der neuen Regimentsvereinsfahne durch einen Hauptmann des Reichwehrbataillons Donaueschingen fand statt unter dem Wahlspruch „Ehre und Vaterland über alles“.

Zur Denkmalsenthüllung am 11.07.1926 hatte sich eine „riesige, kaum abschätzbare Menschenmenge“, die bis zum Rathaus reichte, eingefunden, umgeben von einem Fahnenmeer der Traditionsvereine, denen eine Gruppe Festreiter voran ritt. Die Stadtkapelle intonierte eingangs „Die Himmel rühmen“, später das Lied vom guten Kameraden. Oberbürgermeister Holler dankte in seiner Rede allen, die durch ihren Opfersinn in treuer Kameradschaft ein Denkmal ermöglicht hätten, als „ein gemeinschaftliches Ehrengrab, das die Heimat ihren Getreuen gewidmet hat“. Die Stadt als heimatliche Garnisonsstadt nähme das Denkmal „als teures Kleinod“ in ihren Schutz. Aus dem härtesten Stein des Schwarzwalds errichtet, werde es noch stehen, wenn alle Anwesenden längst vergessen seien. So solle es „unseren Kindern und Kindeskindern Kunde geben von

1914 1918

**Ehrenfestel**

Das 170er Regiment

Bezeichnung	tot	verw.	entf.	sonst.	Insgesamt
Oberstleutnant	1				1
Major		2			2
Hauptmann	1	3			4
Oberleutnant	6	1	13	5	25
Leutnant	5	1	5	4	15
Leutnant	49		152	7	208
Feldwebel			4		4
Sanitäts-Offizier			9	1	10
Ordnungs	1		2		3
Unteroffiziere	275		745	107	1127
Unteroffiziere	2325		5545	1194	9064
<b>Insgesamt</b>	<b>2601</b>	<b>2</b>	<b>6644</b>	<b>1208</b>	<b>10455</b>

Abb. 9: Die Totentafel des 170er Regiments an der ehemaligen Offenburger Garnisonskommandantur (heute Stadtbibliothek)



*Abb. 10: Die  
Einweihung des 170er  
Denkmals am  
Stadteingang am  
11.07.1926*

Deutschlands schwerster Zeit“. Abschließend wünschte er, dass das erste glückliche Ereignis, das am Fuße des Denkmals gefeiert werde „die Zerreißung des Schmachfriedens von Versailles und die Wiedererlangung der heiß geliebten Freiheit unseres lieben Vaterlandes“ sei. Nach Absingen des Deutschlandliedes „Deutschland über alles“ wurden zahlreiche Kränze am Sockel des Lwendenkmalms niedergelegt.

Der Sonntag, der 11.07.1926, hatte um 8:30 Uhr mit einer Gefallenenhrung auf dem Friedhof begonnen, nach den beiden Feldgottesdiensten vor der Dreifaltigkeitskirche folgte am Ende der festlich beflaggten Hauptstraße vor großem Publikum die Enthüllung des Denkmals, das aus einem Wettbewerb siegreich hervorgegangen war. Der Festumzug zu den landwirtschaftlichen Hallen wurde von zahlreichen mitfeiernden Offenburgern begleitet, die auch beim abendlichen großen Zapfenstreich, umrahmt von einer Formation von Fackeltrgern und mit dem Deutschlandlied das Fest ausklingen ließen. Schon ehe am Montag dann der Regimentstag mit einem Frühschoppen in der Michelhalle, einem weiteren Festzug zur Messe und abendlichem Beisammensein mit Volksbelustigung ausklang, hatte einer der Mitveranstalter ohne weitere Angabe von Gründen die Befürchtung geäußert, dass das neue Löwendenkmal sicher nicht jedem gefallen würde. Irgendeine zeitgenössische Kritik ist aber nicht bekannt, die kam erst später, aber dafür umso heftiger (s. u.!).

## 2. Das neue Kriegerdenkmal – ein Denkmal der Völkerversöhnung?

Schon gleich nach den überaus umfangreichen, meist sympathisierenden Presseberichten der folgenden Tage stellte der Autor des „D'r alt Offeburger“ zum 11.07. unter der Überschrift „Ein Denkmal für Völkerversöhnung?“ die Frage, ob nicht ein anderer Ersatz für die enorme Verluste, besonders für die Hinterbliebenen in „diesem mörderischen Vernichtungskampf“, sinnvoller gewesen wäre. Sehr viel deutlicher noch kamen die gegensätzlichen Auffassungen zu dem umstrittenen Löwendenkmal zum Tragen, als 60 Jahre später, Anfang der 1980er Jahre, über eine Versetzung dieses Kriegerdenkmals nachgedacht wurde. Dabei wurde immer wieder über die Symbolkraft des westwärts brüllenden Löwen am Stadteingang zum Teil äußerst kontrovers diskutiert. In der Volksmeinung hielt sich die Deutung, dass dieser „germanische Löwe racheheischend Richtung Frankreich brüllen würde“. Der Löwe sei keineswegs ein friedliebendes Symbol und würde als drohendes Raubtier zerstörerische Gewalt verkörpern. 1986 stellte dann ein von der Stadt beauftragter Statiker auch noch fest, dass das Fundament des massiv steinernen Denkmals nicht mehr sicher sei. Viel-

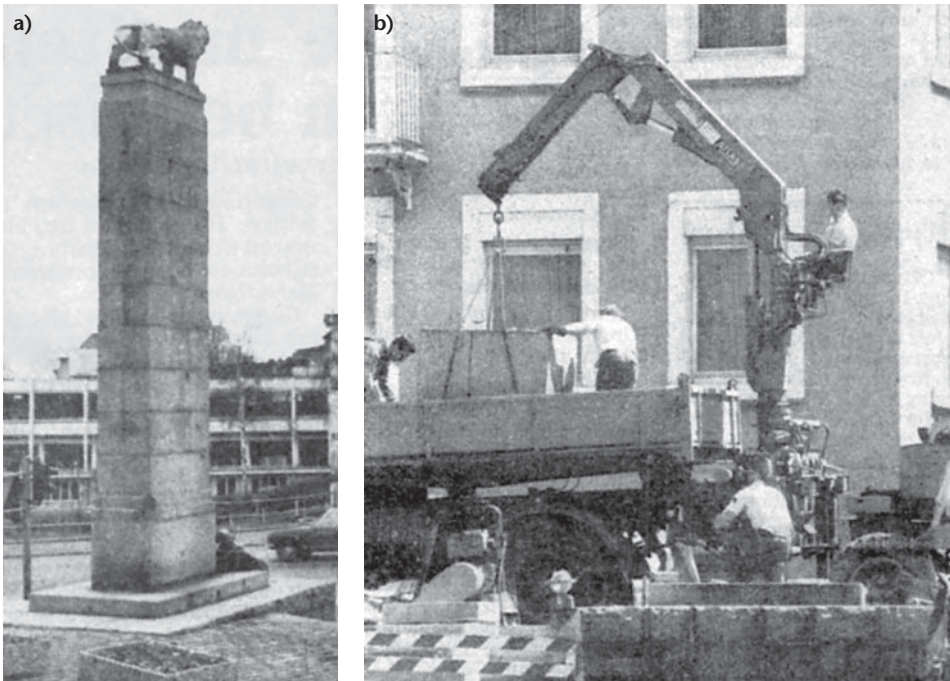


Abb. 11: Abbau des Löwendenkmals 1986 a) einsames Warten b) die Verladung



leicht waren ja auch der zunehmende Autoverkehr und der täglich vorbeizuckelnde „Enteköpfer“ eine mögliche Erklärung für diese neuerliche Beeinträchtigung. Auf Beschluss des Ältestenrates der Stadt wurde das Denkmal abgebaut, der grün schimmernde stolze Bronzelöwe wurde im Offenburger Bauhof erst einmal zwischengelagert.

Im Sommer 1986 wurde zwischen allen politischen Lagern der Stadt eine heftige Diskussion geführt, die ihren Niederschlag auch in den Leserbriefen der Presse fand. Der liberale Fraktionsvorsitzende Dr. Gailer beklagte in einem offenen Schreiben an Oberbürgermeister Grüber (SPD), dass die Versetzung des Denkmals „bei einem großen Teil der Bevölkerung Befremden ausgelöst und Gefühle der Tradition verletzt habe“. (OT vom 26.07.1986). Stefan Moser vom OT monierte daraufhin ebenfalls, dass die Motive „im stillen Kämmerlein von OB und Fraktionsausschuss vordergründig und nicht geschichtsbewusst seien“, nämlich Erweiterung der Fußgängerzone, Schäden im Fundament und angebliche Rücksicht auf die brüskierten Franzosen in der Stadt. Auf dieses Statement meldete sich Ursula Flügler mit einem originellen eigenen Beitrag Ende des Monats. Sie bemängelte, dass dieser Eingriff in das Stadtbild das beziehungsreiche Ensemble des südlichen Stadtareals erheblich beeinträchtige. Im Rückblick auf andere monumentale Zeugnisse der Geschichte befürchtet sie, den Verlust des historischen Bewusstseins, nach dem „jede Generation nur das an Denkmälern stehen ließe, was ihr gerade in den Kram passt“. In einem passenden Gedicht bringt sie einen versöhnlichen Ton in die Debatte, die zum Teil schon bizarre Formen angenommen hatte:

***Denk-mal***

*Adler, Löwen und Krieger  
diesseits und jenseits des Rheins  
für Besiegte, für Sieger?  
Klagen sie deins oder meins?  
Friedlich im Schatten des Löwen  
sitzen im Straßencafé  
deutsche Schüler mit ihren  
Freunden aus Lons-le-Saunier.*

Dagegen hatte drei Tage zuvor Hella Braun in der gleichen Zeitung gefordert: „Vergeltungssymbolik: Der Löwe muss weg!“ Sie weist darauf hin, dass der Löwe schon bei der Denkmaleinweihung als „blutgieriges Gewalt- und Vergeltungssymbol“ empfunden worden sei. Der Löwe würde eine kriegerische Gesinnung ausdrücken, die „nicht zu der Trauer um die im Kriege



a)



b)



c)

geopferten Soldaten und nicht zur Hoffnung auf Frieden passt“. H. Braun verlangt stattdessen von der Stadt die Ausschreibung für einen Wettbewerb zu einem Friedensdenkmal. Daran könnten sich Friedensgedanken und -gespräche entzünden, „an einem Löwen nicht!“

Ein weiterer Leserbriefschreiber, J. Schmidt-Heydt, versuchte in seiner Erwiderung in diesem Leserbriefduell abschließend die Wogen etwas zu glätten. Er wolle auf ein grundlegendes Missverständnis aufmerksam machen, bei dem die Eigenschaften des Löwen falsch gedeutet würden. Dieser stünde in seiner Symbolik als König der Tiere für Kraft, Mut, Gelassenheit und beherrschte Tapferkeit. Ihn mit Gewalt und Blutrünstigkeit gleichzusetzen, sei eine Fehldeutung. So habe doch auch der zum Verrat missbrauchte Judaskuss nicht alle folgenden Küsse verräterisch gemacht. Auch spiele der Löwe im Christentum eine positive Rolle, genau so wie in Ägypten als Signal für die einsetzende Nilschwemme oder allgemein als Brunnenfigur. Der Leserbriefschreiber würde sich freuen, wenn der Löwe in diesem Sinne sichtbar als Symbol erhalten bliebe.

Unabhängig von dieser erregten politischen Debatte wurde noch im gleichen Jahr das beanstandete Löwendenkmal abgebaut und an einen neuen Standort in der Nähe versetzt. In einer äußeren Ausbuchtung der südlichen Stadtmauer im ehemaligen Festungsgraben, der Grabenallee, brüllt der Löwe jetzt eher still und verkehrsberuhigt im Abseits und in eine andere Richtung. Eine Kompasspeilung hat inzwischen ergeben, dass er zufällig ausgerechnet auf Colmar im Oberelsass ausgerichtet ist: „Honi soit qui mal y pense!“

*Abb. 12: Dionysos ersetzt den Löwen und wird später selbst an die Stadtmauer versetzt*  
 a) am alten Standort  
 b) antike Huldigung  
 c) an der Mauer



Abbildung 14: Das an die Grabenallee versetzte Löwendenkmal heute



Abb. 13: Der umstritten brüllende Löwe

An die Stelle des Denkmals trat eine ganz anders konzipierte Statue, die Bronzefigur des von Senator Burda gestifteten monumentalen griechischen Weingottes Dionysos von Giacomo Manzu. Sein lateinischer Bruder Bacchus fand seinen Platz als lustiger Wasserspeier am Eingang des Weindorfes Fessenbach, wo er bis heute die Passanten beglückt. Was für ein schöner Ersatz für ein umstrittenes Kriegerdenkmal für Gefallene nach dem bis dahin schlimmsten europäischen Bruderkrieg! Dafür jetzt ein willkommenes, leicht ironisches Kulturmonument eines jungen Weingottes in neckisch verschmitzter Naschpose in den Zeiten eines lang anhaltenden Friedens. Aber auch dem Weingott wurde inzwischen ein anderer Platz zugewiesen in Reichweite des alten Standorts an der Stadtmauer. Für seine neuerliche Entthronung als exponierter Blickfang am Kanzlerhaus wird er dort jetzt wenigstens allabendlich illuminiert. Wie das Löwendenkmal der 170er und das Adlerdenkmal der 172er verlangt er nun „extra muros“ an einem unauffälligeren Standort außerhalb der Stadtmauern ein paar Schritte mehr, will man bei ihm und bei ihnen verweilen, um dreimal über den wechselnden Gang der Zeiten nachzusinnen.

#### IV. Gedanken zum Gedenken

Die beiden Offenburger Kriegerdenkmäler von 1926 und 1927 wurden in einer Zeit voller politischer und gesellschaftlicher Spannungen errichtet. Die Verantwortlichen der Regimentsvereine und ihre überlebenden Kameraden waren nach einem verlorenen Krieg gegen die Nachbarn Belgien und Frankreich von einer Übermacht der Gegner geschlagen in die unversehrte Heimat zurückmarschiert und mussten dort den Schock eines demütigenden Siegfriedens, eine sozialistische Revolution und die Abdankung ihrer Kriegsherrn erleben, auf die sie vereidigt



waren. Hass und Verbitterung, die auch noch durch die Dolchstoßlegende Ludendorffs und Hindenburgs untermauert wurden, führten zu Traumatisierungen, die noch durch Gebietsabtretungen, Reduzierung des Heeres, Reparationszahlungen in unvorstellbarer Höhe und den Kriegsschulparagrafen verstärkt wurden. Zerstörerische Krisen brachten die ungeliebte neue Weimarer Republik im Jahre 1923 mit Inflation, Ruhrkrise, Hitlerputsch und kommunistischen Aufständen in Mitteldeutschland an den Rand des Abgrunds. Auch in Offenburg spürte man diese Krisenzeit mit Geldentwertung, Aufständen und französischer Stadtbesetzung. Die Stadt lag jetzt in der Grenzregion einer entmilitarisierten Zone, die für Neuinvestitionen nicht attraktiv war, es gab keine Garnison mehr. Schmerzlich empfunden wurde hier besonders der Verlust des nahen Straßburg und des benachbarten Elsass, aus dem die deutschen Flüchtlinge in die Stadt strömten.

Im Jahre 1924 wurde in Offenburg die Ortsgruppe der Nationalsozialisten gegründet, die die militärische Tradition der Kriegervereine auf ihre Weise vereinnahmte. In Deutschland setzte im gleichen Jahr dagegen eine mehrjährige Phase der Stabilisierung ein, als die neue Regierung Stresemann die Inflation durch

*Abb. 15: Macht-  
ergreifung des  
Gedenkens durch  
die Offenburger  
Nazis (undatiert)*



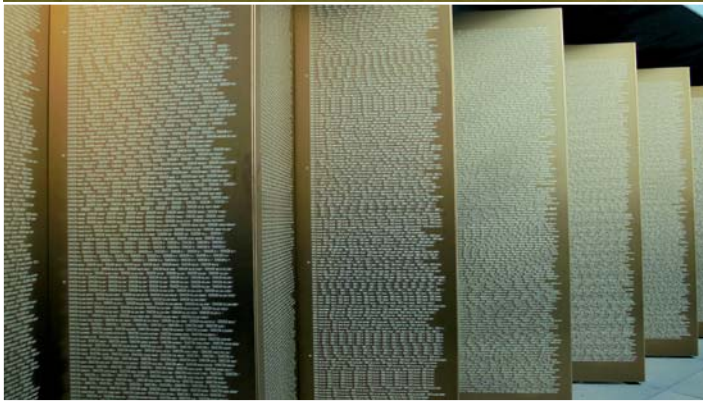
Abb. 16: Dreimal  
hoheitliches Denk-  
malsymbol Adler  
a) aggressiv am  
1870er Denkmal  
b) im Jugendstil für  
die Südwestafrikaner  
(Gerberstraße)  
c) efeuumrankt  
flugbehindert am  
172er Denkmal

eine Währungsreform beenden und im Dawesplan eine akzeptable Neuregelung der Reparationszahlungen erreichen konnte. Im allgemeinen Bewusstsein trat aber auch gleichzeitig eine Neubesinnung auf die Kriegsjahre von 1914–1918 ein. Eine Fülle von Kriegsliteratur erschien in Millionenaufgabe auf dem Büchermarkt von Autoren wie A. Zweig, L. Renn, H. Carossa, J. Ringelnatz und E. Jünger. E. M. Remarques Kriegsroman „Im Westen nichts Neues“ musste immer wieder neu aufgelegt werden. Gleichzeitig wurden in fast jeder Stadt Kriegervereine gegründet und Pläne für Kriegerdenkmale entworfen, wie hier 1926 und 1927 in Offenburg. Dazu erschienen die jeweiligen Regimentsberichte.

Die Motive der Gestaltung reichten von Darstellungen des sterbenden Kameraden neben einem kampfbereiten Krieger, der trauernden Mutter neben ihrem Sohn und dem tröstenden Christus bis zur Heroisierung des Kämpfers. Auch gab es unter Verzicht auf figürliche Darstellungen schlichte Steinmonumente mit eingemeißelten Opferzahlen unter Symbolen von Adlern und Löwen als Wächtern des Gedenkens. In den Aufschriften wurde immer wieder der Opfergedanke betont, wie auf dem Of-

fenburger Waldbachfriedhof: „Seid opferbereit wie die Toten in Kraft und Liebe für Volk und Vaterland.“ Die Heroisierung des heldenhaften Kampfes las man auch auf fast allen Todesanzeigen von Gefallenen, oft mit dem Zusatz „auf dem Altar des Vaterlandes.“ Diese Formulierung tauchte auch bei allen Festreden zur Einweihung der Kriegerdenkmäler auf, oft mit der Aufforderung der Nachfolgebereitschaft. Opfer wurde hier immer im Sinne von „sacrificium“, d. h. aktiv dargebrachtem Opfer, verstanden, weniger als „victima“, d. h. passiv erlittenem Leid, was der Kriegsrealität meist sicher mehr entsprach.

Heute nach 100 Jahren kann die gewaltige Last damals dargebrachter unsäglich vieler Opfer vielleicht zur verbindenden Idee übernationaler Opfererinnerung und Sinnstiftung als katastrophische Geburtsstunde eines verbrüdernten Europas füh-



*Abb. 17: „Healing of Memory“: Der Ring der 580000 Namen  
a) der Ring  
b) die Namensstelen*

ren. In diesem Sinne hat der französische Staatspräsident Francois Hollande zum „Jubiläumsjahr“ 2014 ein eindrucksvolles Zeichen gesetzt: Im ehemaligen Feindesland und am Ort einer der verlustreichsten „Schlachten“ der Ersten Weltkrieges hat er bei Notre-Dame-de-Lorette auf blutgetränktem Boden ein Denkmal gesetzt, das die Namen von 580000 dort Gefallenen vereint. Der Architekt Philippe Prost hat „als Symbol der Einheit, des Frieden und der Ewigkeit“ auf einem 330 m langen Ring aus Kunststein, der auf 58 m über der Erde schwebt, und drei Meter hohen Metallsäulen, die Namen von 241 214 Engländern, 173876 Deutschen und 106012 Franzosen vereint. Namen ohne Nationalität, Dienstgrad und Alter. Auch Offenburger Namen sind darunter. Hollande hat damit einen viel zu wenig beachteten Beitrag geleistet zum „Healing of Memory“, der jetzt auch im Reformationsjahr 2017 zu einer weltweiten Forderung auf einem anderen Feld geworden ist. Über der Frage, ob das Jahr als ein Jubiläum oder ein Gedenken gefeiert werden soll, hat sich die Deutsche Bischofskonferenz mit der EKD unter anderem auf folgende Formulierungen geeinigt: „Die Erinnerung an die Vergangenheit ist kein Selbstzweck. Sie dient immer der Orientierung in der Gegenwart und der Gestaltung der Zukunft. Die Arbeit der Erinnerung versetzt die Nachgeborenen in die Perspektive der Opfer. Dadurch leistet sie einen unentbehrlichen Beitrag zur humanen Orientierung.“

In diesem Sinne können die beiden untersuchten Offenburger Kriegerdenkmäler von 1926 und 1927 im Rückblick des

Weltkriegsgedenkjahres 2017 Lernorte für den Frieden sein. In Erinnerung an die damalige Situation und in der Betrachtung vor Ort können sie pädagogische Arbeit für politische Friedensbereitschaft und persönliche Friedfertigkeit initiieren. So haben sie eine sinnstiftende Funktion in einer Zeit, die außerhalb unseres nach zwei katastrophalen Weltkriegen kriegsfrei und friedlich gewordenen Landes an vielen Orten der Erde beherrscht ist von unendlicher Not durch Gewalt, Aggression, Krieg und Flüchtlingselend.

### **Anmerkungen**

- 1 Mein Dank für die tatkräftige Unterstützung meiner Arbeit durch die prompte Beschaffung der einschlägigen Akten und Abbildungen geht an Herrn Stadtarchivar Boomers. Ihm ist auch die sensationelle Wiederauffindung des lange gesuchten Fotos von der Hakenkreuzfahne vor dem 170er Denkmal zu danken (Abb. 15). Herr K. Strittmatter hat dankenswerterweise wieder mit großer Geduld für die Digitalisierung von Text und Abbildungen gesorgt.
- 2 Weitere Einzelheiten über Emil Huber in Verbindung mit der Geschichte des Regiments und seine Schlachten 1914–1918 bei M. Merker: Mit Kopfschuss und Uniform zur Konfirmation (siehe die Literaturliste)
- 3 Dazu umfassende Hintergrundinformationen über seine gymnasialen Mitkämpfer in der ORTENAU bei M. Merker: Gymnasiale Kriegsbegeisterung und vaterländischer Opfertod (2014) und: Zerrissene Freundschaften (2015), siehe die Literaturliste

### **Literatur**

- Armbruster, Jörg: Das Badische Infanterie-Regiment Nr. 170 aus Offenburg im 1. Weltkrieg, in: Die Ortenau 94, 2014, S. 375–400, Offenburg 2014
- Deutsche Bischofskonferenz/EKD: Erinnerung heilen, Jesus Christus bezeugen. Ein gemeinsames Wort zum Jahr 2017, Hannover 2017
- Ihlfenfeld O.R.L. von: Das Badische Infanterie Regiment 170 im Weltkriege, Berlin 1926
- Merker, Manfred: Gymnasiale Kriegsbegeisterung und vaterländischer Opfertod 1914–1918 in: Die Ortenau 94 2014 S. 111–166 Offenburg 2014
- Ders.: Mit Kopfschuss und Uniform zur Konfirmation. Emil Huber (1900–1939) aus Offenburg, „der Knabe mit dem Eisernen Kreuz“ als jüngster deutscher Kriegsfreiwilliger des 1. Weltkriegs, in: Die Ortenau 94, 2014, S. 167–190, Offenburg 2014
- Ders.: Zerrissene Freundschaften – ein Teilaspekt der großen Verluste von 1914–1918, in: Die Ortenau 95, 2015, S. 411–486, Offenburg 2015
- Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen, Offenburg 1998
- Wegner, Hans: Die Geschichte des 3. Oberelsässischen Infanterie-Regiments Nr. 172, Zeulenroda 1934

### **Unveröffentlichte Quellen**

- Zum 172er Regiment StaO 5/5283
- Zum 170er Regiment StaO 052–2
- Denkmäler allgemein ZGO 05, 5/5280

### **Abbildungen**

Außenaufnahmen vom Autor, übrige Abbildungen vom StaO

## Möglicherweise ein Kreuzweg von Albert Henselmann?

*Bernhard Wink*

Bei einer restauratorischen Untersuchung und Bestandsaufnahme der Weingartenkirche in Offenburg – Zell-Weierbach im Hinblick auf eine anstehende Renovation des Kirchengebäudes wurde neben der Untersuchung der Bausubstanz auch die Kirchengestaltung erfasst. Hierbei fiel der Kreuzweg aus 14 als silhouettierte Reliefs geschnitzten Stationen auf, an dem weder eine Signatur noch irgendeine archivalische Erwähnung festgestellt werden konnte.<sup>1</sup>

Der Kreuzweg lässt sich stilistisch in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts verorten. Kräftige erdige Gestalten mit einem zeittypischen Pathos und einer gewissen Monumentalität in der Ausgestaltung bevölkern den Kreuzweg. Von stilistischen Merkmalen sollte allerdings nicht vorschnell auf ideologische Tendenzen geschlossen werden, denn Künstler sind Kinder ihrer Zeit, auch wenn sie sich in Opposition zur herrschenden Ideologie befinden.

Eine nähere Untersuchung der Rückseiten zeigte polychrome Fragmente. Der Kreuzweg war also farbig gestaltet ehe er mindestens zweimal monochrom überfasst worden war. Diese Überfassungen gingen mit umfassenden Reparaturmaßnahmen und erneuerten Basisplatten einher, was insgesamt den Eindruck der Monumentalität verstärkte.

Hier soll nun die Frage nach einer Urheberschaft von Bildhauer Albert Henselmann gestellt werden. Albert Henselmann war 1890 als Sohn des Kirchenmalers Fidel Henselmann geboren worden und bei seinem Vater bis 1908 in die Lehre gegangen. Fidel Henselmann war 1887 (Bemalung der Apostelfiguren von Franz Tavella), 1902 (Bemalung eines Kreuzifixus' von Rudolf Joggerst) und 1908/09 (Neufassung der



*Abb. 1:  
Albert Henselmann  
in Lahr 1963*

<sup>1</sup> Im Erzbischöflichen Bauamt und Archiv, im Archiv des Denkmalamts Freiburg, im städtischen Archiv Offenburg und im Pfarrhaus Weingarten wurden archivalische Unterlagen gesichtet.





Abb. 2: Weingarten-  
kirche, Offenburg –  
Zell-Weierbach,  
Kreuzwegstation 1



Abb. 3: Weingartenkirche, Offenburg –  
Zell-Weierbach, Kreuzwegstation 1, Detail

Altäre aus der Werkstatt Franz Xaver Marmon) in der Weingartenkirche tätig gewesen, vielleicht auch unter Mitarbeit seines Sohnes und Lehrlings Albert. Als erwachsener Mann war Albert Henselmann mit seiner Frau Lore und dem 1933 geborenen Sohn Caspar 1938 nach Ausschluss aus der Reichskulturkammer der Bildenden Künste und einem Arbeitsverbot in die Schweiz emigriert. Die von ihm gegründete „Tessiner Werkschule“ war nach den Erinnerungen des Sohnes Caspar nicht sehr erfolgreich. Er war auf von Freunden vermittelte Aufträge angewiesen und schuf trotz des von der Schweizer Polizei überwachten Arbeitsverbots aufgrund privater Kontakte kirchliche Kunstwerke und Kunstwerke für private Mäzene. Er wurde nun auch bildhauerisch



Abb. 4: Albert E. Henselmann, Selbstbildnis, 1927, Bleistift auf Papier, 49×34 cm, bez. u. r.: Selbstbildnis/27., MiR, WV 418.

tätig und schuf zahlreiche Reliefs. Es ist vorstellbar, dass er sich auch in seiner Heimatstadt Offenburg über ehemalige Kollegen und Freunde um Aufträge „unter der Hand“ bemühte. Seinen ersten heute bekannten Kreuzweg erstellte er 1937 für die Frauenfriedenskirche in Frankfurt am Main. Dass zum Kreuzweg in der Weingartenkirche bisher keine Signaturen, Notizen oder Rechnungen vorliegen, kann eine bewusste Vorsichtsmaßnahme aufgrund der politischen Situation sein.

Der kleine Hinweis, der die Grundlage für die formulierte Hypothese bildet, fiel mir am Kreuzweg selber auf: Das Gesicht des Häschers in der Kreuzwegstation 1 ähnelt auffallend

dem Künstler. Ist dieses Selbstportrait eine Art versteckter Signatur? Fast alle Menschen im Kreuzweg sind im Profil dargestellt. Das Gesicht des Häschers in Kreuzwegstation 1 ist eines der beiden, die dem Betrachter frontal zugekehrt sind. Das zweite dem Betrachter zugewendete Gesicht findet sich in Kreuzwegstation 11 an einem Häscher, der die römische Standarte trägt und wäre noch zu entschlüsseln.

Formal ist Henselmanns Stil der Schweizer Jahre schwer zu definieren, da er sich aufgrund der besonderen Exilsituation sehr dem individuellen Geschmack seiner Auftraggeber anpasste. Sein plastischer Stil ähnelt sehr dem seines zwei Jahre älteren Bildhauerfreundes Emil Sutor aus Offenburg, ist jedoch kantiger und weniger rund auch in der Ausgestaltung der Gesichter. Eine abschließende Antwort würde jedoch aufgrund der komplizierten Sachlage eine umfassende kunstwissenschaftliche Untersuchung erfordern.

### Literatur

- Brandenburger-Eisele, Gerlinde/Fliedner, Hans Joachim, Albert Henselmann, Caspar Henselmann, Katalog zu einer Ausstellung im Ritterhausmuseum Offenburg, 1994  
Michaela Maier, Albert E. Henselmann (1899–1974) Der Weg zur Form?, Inauguraldissertation an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, 2002 (<http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/3549>)

### Abbildungsnachweis

- Abb. 1, Ausstellungskatalog, zeitgenössische Fotografie im Nachlass, StA Offenburg;  
Abb. 2, 3, Bernhard Wink;  
Abb. 4, Werksverzeichnis M. Maier, 27., MiR, WV 418

Vermächtnis an die Heimat:

## Andreas Schnebelt schuf vor 80 Jahren ein Gemälde mit Nachhaltigkeit

*Clemens Herrmann*

Den großen Sitzungssaal im Schutterwälder Rathaus ziert an der Wand ein bemerkenswertes Gemälde, das das frühere Ortszentrum samt historischen Trachtenträgerinnen und -trägern zeigt. Ein kleines Schild daneben weist auf den Schöpfer des Bildes, Andreas Schnebelt, hin. Wie viele andere Künstler ist auch er mittlerweile in Vergessenheit geraten und es wird Zeit, im 80. Jahr des Entstehens des Kunstwerkes, an ihn zu erinnern.

Dank des guten Erinnerungsvermögens seines Neffen, Elektromeister Gerhard Kempf, kann das Leben und Wirken seines markanten Onkels nachgezeichnet werden. Andreas Schnebelt wurde am 8. Juli 1891 als Sohn des Meßners Valentin Schnebelt und seiner Frau Viktoria, geborene Geppert in Schutterwald geboren. Vom sechsten Lebensjahr besuchte er acht Jahre lang die Volksschule in Schutterwald. Danach ging er von 1906 bis 1909 in die Lehre bei Malermeister Hermann Fischinger in Kürzell. Nach bestandener Gesellenprüfung erweiterte er sein Können bei den Gebrüdern Alois und Karl Meier, bei Kunstmaler Augustin Kolb, alle in Offenburg und zuletzt bei Malermeister Sigmund Junker in Schutterwald. Ab dem 16. Oktober 1912 begann für Andreas Schnebelt die Militärzeit und er trat dem 9. Kompanie-Regiment 112 in Offenburg bei. Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges rückte die Kompanie ins Feld. Am 1. September 1914 wurde Schnebelt zum Unteroffizier befördert. Eine Wende in seinem Leben wurde am 5. März 1915 eingeleitet, als er auf der Lorettohöhe, Stellung Angres bei Lievin, Departement Pade-Calais eine schwere Verwundung erlitt. Nach dem Durchschuss des rechten Armes musste eine Amputation des rechten Unterarmes durchgeführt werden. Noch im Genesungsprozess im Reservelazarett Ettlingen, wo er eine Armprothese verpasst bekam, begann Andreas Schnebelt in der angeschlossenen Berufsschule mit der theoretischen und praktischen Weiterbildung zur Meisterprüfung im Malerhandwerk. Doch als zwangsweiser-nur-Linkshänder musste der Kriegsversehrte zum Grafiker und Retuscheur umgeschult werden. Bei der Druckerei C. F. Müller in Karlsruhe fand er eine neue Arbeitsstelle. Sein Wohn-



*Trotz Kriegsversehrtheit aus dem 1. Weltkrieg schuf Andreas Schnebelt mit seiner linken Hand markante Kunstwerke.*



*Das Gemälde von  
Andreas Schnebelt aus  
dem Jahre 1936 zeigt  
das historische  
Ortsbild von  
Schutterwald.*

ort blieb fortan Karlsruhe. Am 13. September 1920 heiratete er die Schutterwälderin Anna Viktoria Kempf. Sie bekamen zwei Kinder, die aber beide im Säuglingsalter verstarben. Neben seinem Beruf in der Druckerei besuchte Andreas Schnebelt die Kunstakademie in Karlsruhe und bildete sich trotz seiner Behinderung zum Kunstmaler weiter. Etliche Gemälde, alle mit der linken Hand gemalt, wurden von ihm in den nachfolgenden Jahren geschaffen. Das Heimatbild im Schutterwälder Rathaus vom Jahre 1936 zeugt davon. Andreas Schnebelt starb am 12. Juni 1962 in Karlsruhe, wurde jedoch zwei Tage später unter großer Anteilnahme in Schutterwald beerdigt.

Fotorepro.: Clemens Herrmann.

„Blick von der Tanne“

## Die Kriegsbilder des Malers Karl August Arnold aus dem Ersten Weltkrieg

Rolf Oswald

Das Besondere an Arnolds Kunst zu der damaligen Zeit: Er thematisiert den Kriegsalltag und seine Bilder haben außergewöhnliche Entstehungsgeschichten, oft unter dramatischen Umständen. Der Maler hat sie nicht im geschützten Atelier ohne störenden Betrieb und Lärm gemalt, auch nicht auf der Staffelei inmitten einer Landschaft mit reizvollen, idyllischen Motiven wie die damaligen Plain-air-Maler. Die Bilder sind vielmehr mitten im Kriegsgeschehen des Ersten Weltkriegs entstanden, im Schützengraben, im Stollen, auf dem Beobachtungsstand. Die Arbeiten haben einen doppelten Wert: Sie zeigen den Schrecken des Kriegs und seiner Folgen und sie sind zugleich authentische historische Erinnerungstücke des Ersten Weltkriegs.<sup>1</sup>

### Krieg und Kriegsbilder: Vorbemerkungen des Autors

Im August 1914 begann der Erste Weltkrieg. In dieser „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ mit seinen mörderischen „Ausblutungsschlachten“ mit modernem Kriegsgerät fanden fast 10 Millionen Soldaten einen grausamen Tod, weitere 20 Millionen wurden verwundet und blieben fürs Leben an Körper oder Seele gezeichnet. Ganze Landstriche wurden verwüstet – von Geschütz-Granaten zerklüftet, durch Giftgas verseucht, das im Ersten Weltkrieg erstmalig zum Einsatz kam.<sup>2</sup> Namen wie Verdun, Ypern, die Somme-Schlacht, Tannenberg stehen für ein bis dahin beispielloses Massensterben, das die damalige Propaganda vom einzelnen „Heldentod“ Lügen straft.

Mitten in diesem Kriegsgeschehen, an der West- und kurzzeitig an der Ostfront, hat der damals einundzwanzigjährige Student der Malerei, Karl August Arnold, das Leben und Sterben um sich herum mit Stift und Pinsel festgehalten; überall: im Schützengraben, vor zerstörten britischen Tanks, auf seinem Beobachtungsbaum, inmitten der verbrannten Landschaft und zu jeder Tageszeit, sogar in der Nacht<sup>3</sup>, skizzierte und zeichnete er Unfassbares.



*Abb. 1: Die Batterie  
mit Mörser, vorne  
Karl August Arnold  
(Rückensicht)*

Aber: Darf man Bilder vom Krieg, darf man Kriegstote, Leichname auf dem Schlachtfeld zeichnen und diese dann der Öffentlichkeit präsentieren? Ist es nicht pietätlos, Tote zur Schau zu stellen? Andererseits, die Kriegstoten nicht zu zeigen, sie zu verschweigen, heißt dies nicht, den Krieg zu verharmlosen, weil man die Opfer ignoriert? Einen Krieg ohne Opfer aber gibt es nicht. Und sie nimmt man erst wahr, wenn man sie sieht.<sup>4</sup> Alleine eine Statistik von Opfern löst keinen Schreck aus – wirkt so, als ginge es um einen Krieg der Zahlen und nicht der Menschen. Wenn man sich mit dem Krieg, mit den Kriegsfolgen, mit dem Leid der Menschen befasst, bedarf es zwingend Bilder vom Krieg.

Kriegsbilder lassen sich unterschiedlichen Absichten und Zielen zuordnen:

- Sie stellen die Schrecken des Krieges und seiner Folgen dar – und wollen damit abschrecken, sind gegen den Krieg gerichtet.
- Sie dienen der Rechtfertigung, gar der Verherrlichung des Krieges – wollen für ihn werben.
- Sie unterstützen die Propaganda der kriegführenden Mächte, indem sie den jeweiligen Feind karikieren, diskriminieren und verunglimpfen.

Eine Sammlung illustrier Beispiele dafür findet sich in einer Ausstellung, die Wissenschaftler aus Kalifornien gestaltet haben.<sup>5</sup>

Einige bekannte Maler haben am Ersten Weltkrieg teilgenommen und sich mit ihm malerisch auseinandergesetzt. Die Ergebnisse sind äußerst unterschiedlich ausgefallen. Max Ernst machte z.B. nicht viel Aufheben von seiner Kriegsteilnahme. Er stellte nur fest: „Max Ernst starb am 1. August 1914. Er

kehrte am 11. November 1918 ins Leben zurück“.<sup>6</sup> Wieland Schmied hat die Beteiligung so zusammengefasst:

*„Von allen Künstlern, die den Ersten Weltkrieg mehr oder weniger versehrt überstehen sollten und doch für lange Zeit von ihm gezeichnet blieben – Kirchner, Heckel, Meidner, Beckmann, Dix, Grosz (Macke war schon 1914 gefallen, Weisgerber 1915, Marc 1916, Morgner 1917) –, hat Dix die Opfer, die Toten im Schützengraben und die Verstümmelten, die Krüppel, die überlebt hatten, als verachtete Außenseiter der Gesellschaft am erschütterndsten gemalt und gezeichnet; hat Grosz die leidenschaftlichsten und bösesten Anklagen formuliert gegen die, die zum Krieg gehetzt und dann den größten Profit aus ihm gezogen haben; hat Beckmann die Ungeheuerlichkeit des Geschehens und Gesehenen in beunruhigende Gleichnisse gebannt, die an Verhängnis und Verstrickung der antiken Tragödien gemahnen ...“<sup>7</sup>*

Bei der Betrachtung der Arnoldschen Aquarelle und Zeichnungen des Kriegsgeschehens erkennt man zwar die furchtbaren Kriegsschäden, trotzdem wirken die Bilder nicht schockierend. Viele Aquarelle kann man als ästhetisch, luftig, harmonisch und freundlich bezeichnen. Wie ist dieser Widerspruch möglich? Unsere Augen sind „dank“ der inzwischen entwickelten optischen Techniken der Fotografie, vor allem aber von Film und Video realistischere Bilder vom Krieg gewohnt. Wir sind optisch näher am Geschehen, wenn wir den Kameramann bei Straßenkämpfen zwischen Schutt, Staub, Schüssen, Bombenabwürfen und einstürzenden Gebäuden zum Beispiel im syrischen Bürgerkrieg „begleiten“ und haben den Eindruck, wir erlebten den Kampf mit. Wir sind scheinbar persönliche Augenzeugen des Kriegsgeschehens in der Welt: Das Fernsehen vermittelt den Eindruck, wir seien mittendrin, obwohl wir bequem und sicher zu Hause im Fernsehsessel sitzen. Dagegen haben die Zeichnungen und Aquarelle als Darstellungen von statischen Augenblickssituationen für uns heutige Zeitgenossen ihren Schrecken verloren. Sie zeigen Momentaufnahmen, nicht den Prozess kriegerischer Grausamkeiten.

Was der Maler Karl Arnold geliefert hat, war eine der seltenen Ausnahmen. Arnold hat mit dem ständigen Zeichnen und Aquarellieren in den vier Kriegsjahren eine Sammlung mit über 1200 Arbeiten geschaffen. Ihren Stellenwert beschreibt er in seinem Tagebuch 1920/22: „Diese Skizzen und Briefe bilden das Wertvollste, das ich in meinem Leben geschaffen habe.“

Wer ist dieser leidenschaftliche Maler? Was hat ihn zu dieser Produktivität getrieben? Wie stellt er das Kriegsgeschehen



dar? Welche Botschaften transportieren seine Arbeiten? Im Folgenden soll versucht werden, den Maler Karl Arnold und seine Kriegsbilder vor dem Hintergrund dieser Fragen zu beleuchten.

### **Kurzbiographie von Karl August Arnold (nach Kurt Wink)**

Am 29.10.1888 wird Karl August Arnold als Sohn des „Hauptlehrers“ Adam Arnold und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Eckert, in Steinbach bei Baden-Baden geboren. Als er zehn Jahre alt ist, wird der Vater Rektor an der „Volksschule“ in Schöllbronn, einer kleinen Gemeinde in der Nähe von Ettlingen. Um das Gymnasium zu besuchen, muss er jeden Tag drei bis vier Kilometer zu Fuß auf der Höhe des landschaftlich idyllischen Albtales nach Ettlingen gehen. Er nimmt bei diesem täglichen Weg fünf Jahre lang die ihn umgebende Natur, die Obstbäume, den Wald, die Wiesen und Felder wie auch die schönen Ausblicke von dem Höhenrücken in sich auf. Von 1907 bis zum Abitur 1909 besucht er das Humboldt-Gymnasium in Karlsruhe. Um der Militärpflicht nachzukommen, meldet sich Arnold 1909 in Straßburg als „Einjähriger Freiwilliger“. In Straßburg beginnt er danach ein Studium der Germanistik und der Kunstwissenschaften und schließt sich einer Burschenschaft an, der schlagenden Verbindung „Arminia Straßburg“<sup>8</sup>. Besuche und Studien in den Straßburger Museen und eigene Malversuche ermutigen ihn, sich der Malerei zuzuwenden und nicht Lehrer zu werden, wie es die Eltern vorgesehen hatten. Er zieht nach München und bewirbt sich dort 1912 erfolgreich an der Akademie für bildende Künste bei Professor Heinrich von Zügel<sup>9</sup>. Nach zweijährigem Studium bekommt er mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 die Einberufung zum Kriegsdienst.

Zunächst als Frontsoldat, später als Beobachtungsoffizier kommt Arnold an die West- und kurzzeitig an die Ostfront. Das Kriegsgeschehen hält er in einer großen Anzahl von Skizzen, Aquarellen, Tuschzeichnungen fest. Nach dem Krieg lebt er zunächst im Schwarzwald, heiratet 1920 seine Cousine Luise Eckert und lässt sich mit ihr in Bayern in der Gemeinde Endorf nieder. Als „Maler des Chiemsees“ beginnt eine neue Lebens- und Schaffensphase. Arnold eröffnet auf der Herreninsel im Bibliotheksaal des Alten Schlosses seine Ausstellung zusammen mit anderen Malern. 1921 bis 1940 findet alljährlich die „Kunstaussstellung Arnold – Herrenchiemsee“ statt. 1924 wird Tochter Anneliese geboren. Arnold erhält Anfang der 1940er Jahre seine Einberufung; als Reserveoffizier ist er für den Ein-

zug von Pferden und Fahrzeugen für das Militär zuständig. 1960 bezieht er eine Wohnung in Rosenheim. Am 7. November 1980 stirbt Karl August Arnold 92-jährig in Rosenheim.

### Der malende Soldat

Das erste Foto von Arnold als Soldat, das wir kennen, zeigt ihn an Weihnachten 1909 als „Freiwilligen Einjährigen“ in strammer Pose, Paradeuniform, Stehkragen, weiße Handschuhe in der einen, Schildmütze in der anderen Hand schaut er selbstbewusst und stolz in die Ferne seiner soldatischen Zukunft. 1914 unmittelbar nach Kriegsausbruch wird Arnold zum Bayerischen 3. Fußartillerie Regiment eingezogen. Schon im August 1914 kommt er an die Westfront zwischen St. Quentin und Reims nach Avricourt nahe der Oise.

Über seinen weiteren Einsatz und die Standortverlagerungen gibt sein Kriegstagebuch Auskunft.<sup>10</sup> Danach war er im Frühjahr 1915 mit seiner Kompanie südlich/westlich von Peronne an der Somme stationiert. Sein Haupteinsatzbereich in den Kriegsjahren war das Gebiet an der Somme, allerdings war er an der Somme-Schlacht<sup>11</sup> nicht beteiligt; in diesen Monaten war er an der Ostfront eingesetzt. Vom Sommer 1916 bis Herbst kam Arnold nach Galizien in das Gebiet um Brzezany zwischen Lemberg und Tarnopol. Ende 1916 befindet er sich in Sèchauld; danach zwischen Sedan und Reims (z. B. Dez. Monthois). Ab März oder April bis zum 19.6.1917 ist er in Fort Brimont (5 km nördlich von Reims) stationiert. Erneut wird er dann für einige Monate an die Ostfront verlegt. Über Mainz, Frankfurt, Leipzig, Görlitz, Krakau ging es nach Lemberg. Ab August war Arnold im Kurland stationiert worden und im September 1917 an der Schlacht um Riga beteiligt.

Wieder aus dem Osten zurückgekehrt, stand er bis Kriegsende im nordöstlichen Frankreich um Cambrai/Bapaume an der Front.

Als Artilleriebeobachter war es seine Aufgabe, die feindlichen Stellungen, Truppenstärke und -bewegungen zu beobachten und zu berechnen, sie auszukundschaften und an die Batterie<sup>12</sup> weiterzugeben. Seinen Standort bezog er auf Beobachtungsständen hoch oben in Bäumen, wo er auf einer provisorischen Holzplattform einerseits eine gute Übersicht über das Schlachtfeld hatte, andererseits geschützt vor feindlichem Einblick, Gewehrfeuer und Splitterwirkung war (siehe Abbildung 10). Einige dieser Stellungen sind für ihn ein Hort geworden, in seinen Tagebüchern widmet er einer Tanne ein wehmütiges Abschiedsgedicht.



Abb. 2: Arnold als Soldat



Abb. 3 Nächtlicher  
Angriff bei Deniécourt  
Fouancourt.  
Mai 1915

Nächtliche Beobachtungen von seinem Wipfel-Standort reflektiert und verarbeitete er in mehreren Gedichten: Zum Beispiel in dem mit „Kriegsmaiennacht 1915“ überschriebenen Gedicht schwelgt er in stimmungsvoller Betrachtung über die tiefe Stille und das Lichtspiel des Mondes, der sein Gesicht hinter Wolken verbirgt, über die silberne Pracht gibt er unvermittelt eine Meldung weiter: „... und durch die Kabel rast die Meldung ,zwanzger haben den Graben genommen, einhundert Mann sind umgekommen!‘ Und wieder wird’s stille, nichts mehr vom Sturm ...“ Und er widmet sich wieder der geheimnisvollen Maiennacht und dem sich mit Vogelgezwitscher ankündenden Tag. Aber auch den militärisch/technischen Aspekt flicht er mit ein: „... ich starre durch die (Fernrohr-)Gläser/ dort, ein Aufblitzen/

Wo, Wie weit, war doch da,/ ganz nah –/ bis ein Donnerschlag/ die Nacht erzittern macht,/ bis ein zweiter Blitzstrahl/ einen Druck erzeugt/ auf meinem linken Daumen/ bis der zweite Donnerschlag/ ihn nochmal drücken macht/ und krampfhaft fest/ die Stoppuhr packen lässt,/ derweil die Rechte rasch/ am Triebknopf hat gedreht,/ so dass der Blitzstrahl/ mitten sitzt im Fadenkreuz:/ und rasch der Lampe/ matter Schein:/ Stoppuhr zeigt 11 Sekunden –/ also war doch da, ganz nah –/ Nonius haftet auf Teilscheibe/ mit 1265 (16stel)!/“ Er beschreibt die einsetzende Stille und fährt fort: „Das ist der Anfang/ zum Höllengesang/ fünf Leuchtkugeln fliegen in großem Bogen/ und machen mich blind/ an den Augen / Doch die Landschaft erhellt/ und ein knattern ergellt/ und Vöglein kommen geflogen/ Die wollen’s nicht sehn/ wollen Züge nicht sehen/ von all dem Morden/ da drunten,/ doch ich, ich muß durch die Gläser späh’n:/ und soll die Batterien ja erkunden! ...“ Als der Morgen graut, ist alles wieder ruhig. Der Mond hatte sich den „... mordenden Menschen ...“ verschlossen.

Karl August Arnold hat in den vier Kriegsjahren über 1200 Skizzen, Aquarelle und Federzeichnungen geschaffen.<sup>13</sup> Viele der Skizzen sind im Postkartenformat. Es scheint, er habe im Osten wie im Westen jede freie Minute zum Zeichnen und Malen genutzt. Oft hat Arnold Geschehnisse in Zeichnungen oder Skizzen festgehalten und mit erläuternden Texten, gelegentlich in erzählender Gedichtform, ergänzt. Meist ist nur

wenig Zeit, das Geschehen in schnellen Strichen festzuhalten, bevor das Trommelfeuer wieder einsetzt. So muten die mit wenigen Strichen hingeworfenen Skizzen an. Sie erzählen von existenziellen Momenten des Krieges, von getöteten Kameraden, von Angst und Schrecken, von Leid und Tod. Aquarelle beschwören den Traum vom Frieden, Skizzen erzählen vom Leben der Landser, von Schützengräben, Unterständen und einzelnen Soldaten, auch wenn sie gerade auf einem Hocker eingeknickt sind.

Seine militärische Aufgabe als Artilleriebeobachter vom Baumwipfel kam auch seiner künstlerischen Tätigkeit zugute. Die Sicht aus diesen Stellungen hat ihn vermutlich zu malerischen Motiven inspiriert. Auf vielen seiner Aquarelle kann man die erhöhte Position des Malers daran erkennen, dass die Horizontlinie weit im oberen Drittel des Bildes verläuft, also viel Erde und nur ein schmaler Streifen vom Himmel gezeigt wird.

Das Schloss Deniécourt, südwestlich von Peronne, war lange Zeit Arnolds Standort, Unterschlupf und Malmotiv. Dieses Schloss gehörte einem Französischen Adeligen, der auf der anderen Seite der Front gegen die Deutschen kämpfte. Er erreichte bei diesen Auseinandersetzungen, dass dieses Schloss von den französischen Angriffen zunächst bis kurz vor Kriegsende verschont blieb. Erst nachdem er gefallen war, hat die französische Armee das Schloss zerstört (siehe Abb. 9).

Offenbar war der als überzeugter Soldat in den Krieg gezogene Arnold nach den grausamen Alltagserlebnissen an der Front verunsichert und wusste nicht, wie er auf den Kriegstod seines Nebenmannes reagieren sollte: mit Trauer, gesteigertem Patriotismus, mit Ablehnung des Krieges, mit Mitleid? Oder ließ sich dies Sterben einfach moralisch ignorieren? Er flüchtete sich offensichtlich in Bitterkeit und Sarkasmus, wie seine Kommentare auf einigen

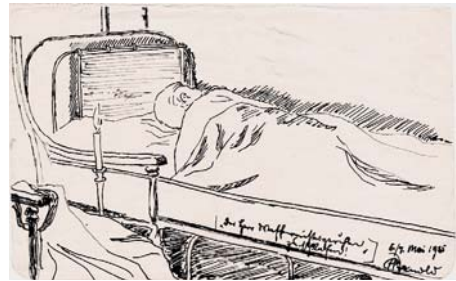


Abb. 4: Skizzen als Momentaufnahmen aus dem Kriegsgeschehen



Abb 5: Schloss Deniècourt, Arnold stehend rechts

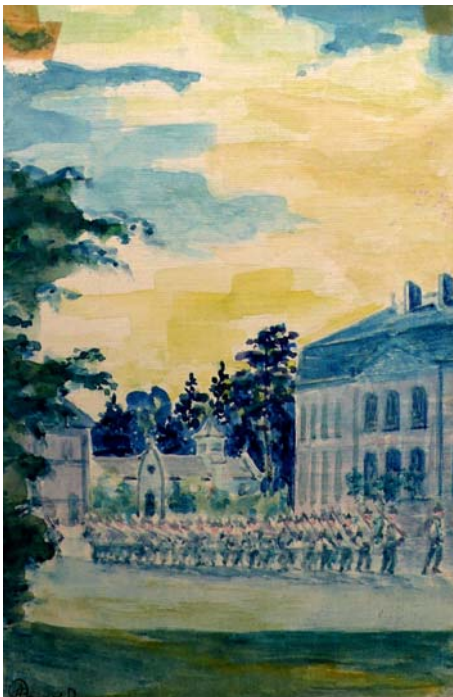


Abb 6: Schloss Deniècourt im Jahre 1915 mit der Kapelle im Hintergrund und einem Aufmarsch deutscher Soldaten



Abb 7: Postkarten-Skizze der Kapelle und dem Friedhof von Schloss Deniècourt, 5.4.1915

Skizzen vermuten lassen. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist die Skizze auf einer Postkarte mit einem Gedicht über den Tod eines Kameraden, dessen Grabstätte und einen Granateinschlag.

Auf der Rückseite dieser Federzeichnung, die ein Soldatengrab auf dem Friedhof hinter der Kapelle von Schloss Denié-court darstellt, schrieb Arnold handschriftlich folgenden Text:

„Infanterist Georg Wantscher vom 8./8. Res. Inf. Rgt. (auf ... stand gefallen Karfreitag. Ostern 1915 beerdigt – Oster Montag Granateinschlag auf s. Grab)“

*„Hinter der Schloßkirch'  
Ganz hart an der Mauer,  
dort ruh'n sie nun  
auf ewig Dauer.  
Ihr glaubt,  
sie fanden Gesellschaft nicht?  
Der Mond, er spendet ja  
Silbernes Licht.  
Auch eine Granate  
gesellte sich zu:  
So haben sie gefunden  
Die ewige Ruh!“*

Oster-Montag 1915 K.A. Arnold

Erst später in seinem Kriegstagebuch 1914/17 ergänzte er dieses Gedicht mit dem bitteren, sicher den vaterländischen Patriotismus des offiziellen Militärs karikierenden, Zusatz:

*„Gloria, gloria,  
gloria, victoria,  
ja mit Herz und Hand  
fürs Vaterland, fürs Vaterland.  
Und die Vöglein im Walde,  
die sangen so wunder-, wunderschön,  
in der Heimat, in der Heimat,  
da gibt's ein Wiederseh'n!“<sup>14</sup>*

In dem beginnenden Stellungskrieg brachten sich die Truppen gegenseitig erbarmungslos um. Arnold hielt oft die letzten Stunden der Opfer vor der Grablegung fest. Im Schloss Denié-court hat er zwei im Kampf umgekommene Kameraden skizziert.

Die zwei Leichname hat man in einer Ecke eines Saals auf eine Decke gelegt. Ein Soldat widmet sich ihnen, mit abge-



Abb. 8: Postkarte  
„Junge Kameraden  
3.5.15“

wandtem Gesicht blickt er auf sie hinab. Auch Maria, auf einem Sockel an der Wand schaut auf sie herunter, sie scheint segnend eine Hand über sie zu halten. Jemand hat versucht, die Ecke feierlich zu gestalten mit Reisig oder Ästchen und zwei hohen Kerzenständern. Das Schicksal der beiden hat Arnold auf der Rückseite der Postkarte mit einem sarkastischen, bitteren Text kommentiert, aber zugleich auch nüchtern die Personalien der Gefallenen festgehalten: *„Ich und auch mein Kamerad, kaum gedacht, kaum gelacht war der Lust ein End' gemacht. In der Schlosskirche Deniécourt bei Peronne. 5. Mai 1915. Freiw. Inf. Ragebauer/Inf. Maierthaler 5./8. Res.-Inf. Regt. Beerdigt im Schlossfriedhof.“* In einer weiteren Randnotiz fügt er die bittere Wahrheit hinzu: *„Vorgestern aus der Heimat in die Stellung. Gestern rot, heute tot.“*

Merkwürdigerweise hat er diese beiden getöteten Kameraden nochmals auf einer zweiten

Postkarte gezeichnet. Man erkennt darauf keine Verwundungen an ihnen, sie wirken, als ob sie friedlich schliefen, handelte es sich um Opfer von einem Giftgaseinsatz?

Auf diesem Aquarell zeigt sich exemplarisch der dualistische Malstil von Arnold: Einerseits ist nach einem Angriff kein Stein mehr auf dem anderen, ein Bild der Zerstörung und Vernichtung, gleichzeitig ist es in der feinen Ausführung, dem sanften grau, dem erdbeigen und den luftblauen Tönen ein ruhiges, freundliches Bild. Zur Harmonie trägt die gelungene Komposition bei: Der Blick wird durch die Straße in den Bildmittelpunkt zur Zerstörung geführt. Diese wird zwar im Kontrast zum nach rechts verlaufenden intakten Haus betont, gleichzeitig abgemildert durch das Haus, das sich über den Bildrand hinaus als idyllische Bauernkate fortsetzt. Selbst in der Grausamkeit des Krieges sieht Arnold noch das Leichte, Luftige, und das Aquarell wird zu einem Bild der heiteren Zerstörung.

Während seines Einsatzes an der Ostfront entstehen idyllische Aquarelle von Bauerndörfern und Landschaften mit Weihern und Wiesen. Daneben hielt Arnold aber auch die Kriegsgeschehnisse seiner Kompanie fest: So hat er in mehreren Aquarellen ihre getarnten und im Wald versteckten Geschütze (21 cm Mörser) gemalt, die bei der Schlacht um Riga (Lettland) im Einsatz waren.

Bei dem Angriff auf Riga gab es schwere Kämpfe mit der russischen Armee entlang der Düna. Bei dem brennenden An-



Abb. 9:  
Zerstörtes  
Schloss  
Deniécourt,  
14.8.18

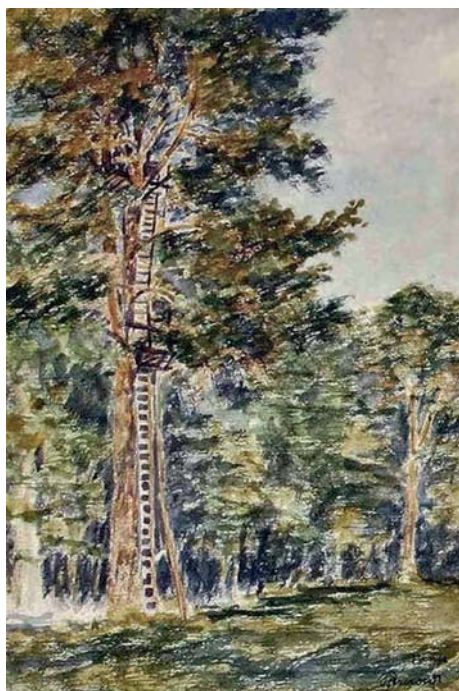


Abb 10: Einer der Beobachtungsstandorte auf einem Baum



Abb 11: Ammenancourt le Petit, 30.4.1917





Abb. 12: Zerstörtes  
Gutshaus bei Uexküll,  
1.9.1917

wesen, das vermutlich kurz vorher seine Kameraden, möglicherweise unter seiner Mitwirkung, in Brand geschossen haben, handelt es sich um ein Gutshaus bei Uexküll, einer kleinen Stadt ca. 30 km stromaufwärts von Riga. Angesichts des schrecklichen Geschehens fällt es schwer, etwas über die maleische Technik anzumerken: Viele der Aquarelle von Arnold sind kolorierte Zeichnungen, bemüht, das Geschehen möglichst detailgetreu wiederzugeben. Bei dieser Abbildung ist es dem malenden Soldaten meisterhaft gelungen, nur mit Farben und Wasser die zerstörerische Explosion und den Brand nach dem Einschlag der Granaten darzustellen, der das nur angedeutete stolze Gutshaus in Kürze vollends vernichtet haben wird. Mit wenigen Pinselstrichen zeigt er expressiv die Vernichtung einer bisher friedlichen Lebens- und Heimstätte von Menschen, Tieren und ihrer Kultur.

Auf dieser amtlichen Nachricht vom Tode des Soldaten Andreas Bürkle an seine Angehörigen wird symbolträchtig ein Soldat gezeigt, der unverehrt, ohne Wunden, gekleidet in tadelloser Uniform, auf einer grünen Decke liegt, den Kopf auf den Tornister gebettet, die Beine übereinander geschlagen. Eine junge Frau mit Engelsflügeln und einem Sträußchen Eichenblätter beugt sich hingebungsvoll über ihn. Sie befinden sich an einem unbestimmten Ort, um sie herum kein Leben, keine Landschaft, es handelt sich eher um einen gedämpften Raum; das Bild soll Ruhe und Geborgenheit ausstrahlen und tatsächlich wirkt die Szene friedlich, wäre nicht die Aufschrift: „Er starb fürs Vaterland“, die die verzweifelte Frage der Angehörigen nach dem „Warum“ dieses Todes beantwortet soll. Das Bibelzitat „Wir



Abb. 13: Todesnachricht eines gefallenen Soldaten<sup>15</sup>



Abb. 14: Toter Soldat am 13.4.1918

sollen auch unser Leben für die Brüder lassen“ soll wohl zusätzlich zu dem Vaterlandsoffer auch aus religiöser Sicht dem Sterben dieses Menschen einen edlen Sinn verleihen.

Der Tod auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs sah anders aus.

Arnold notierte: „Ich fand und begrub ihn. Sandte seinen Paß, Uhr, Brieftasche, Geldbeutel, Messer etc. an seine Kompanie mit genauer Angabe des Grabens.“

Ein Aquarell, das Arnold als Maler des nüchternen Beobachtens und Berichterstattens ausweist, ist das Bildnis eines toten Soldaten, den er am 13.4.1918 auf dem Schlachtfeld entdeckte. Kurt Wink charakterisiert diesen Vorgang treffend: „Ich fand und vergrub ihn“, notierte Arnold zu diesem Bild. So knapp und zurückhaltend wie diese Notiz, so einfach gehalten bleibt auch die Darstellung des Gefallenen. Da wird nichts dramatisiert oder heroisiert, ebenso wenig wie durch eine expressive Übertreibung ein anklagender Ausdruck erhoben wird. In der kurzen Zeit, die zur Verfügung stand, wurde rasch das Vorhandene festgehalten und konzentriert versucht, den Ausschnitt möglichst getreu im Bild zu bannen.“<sup>16</sup> Mit diesem Aquarell zeigt Arnold, anders als die offiziellen Darstellungen des „gefallenen“ Soldaten, mit brutaler

Abb. 15: Bei Puisient  
am 8.5.1918 morgens  
7 Uhr



Abb 16: Panoramabild  
eines Schlachtfeldes  
vom 23.4.18



Wahrheit das Sterben auf dem umkämpften Schlachtfeld, der tote Mensch dem verwüsteten Erdboden gleich, alleine, trostlos, unbetruert.

Ein Blick in eine zerstörte Landschaft. Vor kurzem war hier ein Wald, vielleicht eine Obstbaumwiese, ein Feldweg für die bäuerlichen Fuhrwerke. Jetzt verstümmelte, verbrannte Baumstümpfe, die sich schwarz gegen den hellen Himmel abheben. Im Vordergrund ein zerstörter Wagen halb im Gebüsch, bzw. das, was davon übriggeblieben ist. Es ist sieben Uhr morgens. Ein Soldat irrt mit schweren Schritten allein durch das unwirtliche Gelände. Ist er neben dem Maler der einzig übrig Gebliebene? Hat er ein Ziel? Sucht er etwas? Wo sind seine Kameraden? Gestern noch eine blühende Landschaft, jetzt ein ge-



Abb 17: Zerstörte  
britische Tanks



Abb 18: Ein ohnmäch-  
tiger Koloss bei  
Barastre am 11.5.1918  
um 3.30 Uhr mittags

schändetes abgestorbenes Stück Erde. Am Himmel Rauchschwaden von Bränden, die im Bildhintergrund lodern und nichts Gutes verheißen.

Der Blick geht in die Ferne und in die Weite, in der Bildmitte, parallel zum Horizont, zerschneidet eine Straße das Bild in ein Hüben und Drüben. Hier noch ein wenig Grün, links in der Bildmitte ein zerschossener Wagen, danach verliert sich der Blick nach rechts in einem unheimlichen toten Feld, links im Hintergrund ein Geschosseinschlag, am Horizont qualmen und rauchen beschossene Ziele. Die düstere Trostlosigkeit des Stellungskrieges.

Im September 1916 setzten die Briten zum ersten Mal in der Geschichte Panzer ein. Die Deutschen, die zu diesem Zeit-

punkt noch nicht über derartige Waffen verfügten, waren von diesen Stahlkolossen zunächst geschockt. Allerdings war der Angriff dieser Kampfswagen wegen zahlreicher Ausfälle relativ erfolglos. Besonders eindrucksvoll zeigt sich optisch die vernichtende Energie des Krieges auch an den liegen gebliebenen zerstörten englischen Tanks. Mehrfach malte Arnold zerstörte, oft umgestürzte, verlassene englische Panzer. Sie sind in der Schlacht bei Camprai im Herbst und Winter des Jahres 1917 von den Deutschen im Kampf beschädigt und unbrauchbar gemacht worden.

Man sieht dem zerstörten Panzer seine nach vorwärtsdrängende Kraft und Energie noch an: er wollte alles niederwalzen, was sich ihm in den Weg stellt. Nun liegt er unbeweglich, fast scheint es ermattet, darnieder. Was hat ihn zum Stillstand gebracht? Er galt als unbesiegbare Koloss – was muss das für eine noch mächtigere Energie gewesen sein, die ihn stoppte. Der Stacheldrahtverhau hat sich wie ein Totenschleier an ihn gehängt. Bemerkenswert ist auch die Kompositionslinie von links unten nach rechts oben. Im oberen Dreieck Stacheldraht und das eiserne Ungetüm, das gewissermaßen aus dem Bild herausdrängt. Das untere Dreieck leer.

Der letzte Kriegseinsatz begann für A. Arnold am 6. Juli 1918, nachdem er seit dem 20. Juni 1918 einen Heimaturlaub in Ettlingen und Todtmoos bei Verwandten verbracht hatte. Er fuhr über Brüssel, wo er zwei Museen besuchte, nach Cambrai im nordöstlichen Frankreich. Auf der Weiterfahrt nach Bapaume geriet er im fahrenden Zug in einen Fliegerangriff. In seinem Kriegstagebuch notierte er: „Der vor mir sitzende Stabsarzt erhielt einen Splitter auf die linke Schädeldecke, der tödliche Folgen hatte. Grausamer Anblick.“ Und „Noch 14 Mann stöhnten schrecklich aller Orts“.

*„Oh weh, in 3 km Umkreis nicht ein einziger Baumstamm, wieder ein wüstes, verwildertes Gelände, zerfurcht von gefährlichen kaum wahrnehmbaren Granattrichtern. Häuserreste gibt es überhaupt nicht mehr. Aber blühende Vegetation in Brennnesseln Disteln, Schafgarbe. Dann und wann versuchen Kornblumen und ein bisschen Klee oder Hafer zu wuchern. Ja, gerade diese müssen sich lebhaft ihr Licht und nötige Wärme erkämpfen. Ganz so wie die Wirklichkeit, so war gestern und vorgestern mit Ahnen und Hoffen! Das wünsche ich mir, dem Maler: das wüteste an Gelände, das ich mir je ausdenken könnte. Diesen Eindruck wovon mir Miramont eine Vorahnung gab, brauche ich zur Vollendung meiner zukünftigen Kriegsbilder, nämlich Schlamm, Staub, Wüste, brennende, stechende Gewächse, kein Tropfen Wasser,*



Abb 19: Beobachtung  
des englischen  
Grabens vor  
Hebuterne, 7.5.1918  
um 10 Uhr abends

*auch nicht solches zum Händewaschen, furchtbar zerwühlter Boden, schrecklich verstümmelte Eisenschienen, englische Tanks, dann und wann zerstückelte Telefonmaste, ein Granatloch in dem 3 Menschenschädel liegen, unweit davon die Knochen eines Unterschenkels mit Überresten von Wickelgamaschen und guten, englischen Soldatenstiefel, usw., ja, so ist's recht für mich. Hier kannst Du leben, schaffen oder sterben!*<sup>17</sup>

Die Stollen, deren Eingang man hier sieht, gingen bis sechs Meter tief ins Erdreich. Sie waren teilweise in mehrere Stuben unterteilt. Ständig begleitete die Soldaten die Angst, darin verschüttet und begraben zu werden.

Späterer Zusatz: „Mein Scherenfernrohr im ersten (und zweiten) Graben von Hebuterne, wo ich als Beobachtungs- und Verbindungsoffizier im Frühjahr und Sommer 1918 mit Uffzr. Huber und zwei Fernsprechern Dienst tat. Die Batterie 5. bayer. Fußartillerie 3 unter Hptm. Hüber und Oberleutn. Egger (Miesbach) lag in Feuerstellungen in der Mulde zwischen Miraumont- Puissieux, täglich schwer beschossen von engl. Batterien. – Gegen Flieger- u. Feindeinsicht ist das Scherenfernrohr stets bestens maskiert u. bedeckt gewesen.“

Ein liebevoll aquarellierter, bunt leuchtender Blumenstrauß, detailgenau sind die Köpfchen des Wiesenklees, die Rispen des Sauerampfers und die Blüten des Fingerkrauts wiedergegeben, ganz naturbelassen: Symbol einer friedlichen Sommerwiese. Dagegen die Vase – eine Patronenhülse von einem großkalibrigen Geschoss, dessen Kugel vermutlich französische Soldaten töten sollte oder getötet hat.<sup>18</sup> Sie steht auf



Abb 20: Zerschossenes  
Geschütz über einem  
Stolleneingang,  
5.6.18 / 8.30 morgens  
– bei Hebuterne



Abb 21: Mein Glas auf  
vorgeschobenem Beob.  
vor Hebuterne 6.6.18 /  
7 Uhr vormittags

einem Regal mit einer Streichholzschachtel und weiteren Gegenständen. Darunter ein Sack, der offenbar als Kopfkissen für eine Ruhebank diente; die englische Aufschrift „OATS“ zeigt, dass es ein Hafersack war, vermutlich handelte es sich dabei um Kriegsbeute, denn von der deutschen Heeresversorgung stammte er sicher nicht. Am gerundeten Dach kann man die Wellblechbaracke erkennen. Die Bildunterschrift „Mein Blumenstrauß“ lässt darauf schließen, dass Arnold die Blumen nicht nur gemalt, sondern auch gepflückt hat und dies mitten im mörderischen Kriegsgeschehen. Zeugt dieses Ensemble von Sehnsucht nach Frieden und Harmonie oder versucht Arnold sich den Krieg schön zu malen?

### Schlussbemerkung: Vom Patriotismus zu skeptischer Distanz?

Ganz offensichtlich hatte sich der naturliebende Schüler Arnold von der patriotischen Stimmung der Burschenschaftler und den „Einjährigen“, zu denen er sich in Straßburg freiwillig gemeldet hatte, anstecken lassen. Es klingt, als habe er seinen vaterländischen Auftrag gefunden, wenn er zu Kriegsbeginn dichtete: „und schwör's dem deutschen Volke:/ für Freiheit, Ehre, Vaterland./ In deutscher Arbeit,/ mit dem Land/ für deutschen Geist und Treu:/ So ziehen erneut wir aus zum Kampf/ gen eine Welt, die uns umstellt/“<sup>19</sup> Doch diese patriotische Hurra-Stimmung ist mit den Fronterfahrungen und den Alltagserlebnissen im Schützengraben rasch in Nachdenklichkeit, distanzierte Beobachtung und Skepsis umgeschlagen. Vor allem sein genaues Hinsehen beim Skizzieren und der Blick von der Tanne auf die kämpfenden Soldaten haben ihm „die Augen

geöffnet“ und einen Gesinnungswandel bewirkt.

Aber während Maler wie Otto Dix (1891–1969) und Georg Grosz (1893–1959) in ihren Kriegs- und Nachkriegsbildern die Malerei als politisches Kampfmittel gegen den Krieg einsetzten und die Verantwortlichen mit aggressivem Malstil scharf angegriffen haben, wirken die Bilder von Arnold meist weich und harmonisch. Die Aquarelle mit zerstörten Landschaften, die Zeichnungen toter Soldaten von Arnold klagen zwar moralisch ebenfalls an, die Anklage scheint aber nicht das eigentliche Motiv zu sein und sie sind nicht so scharf zugespitzt wie bei ersteren. Er beklagt, benennt aber nicht die Schuldigen, er dokumentiert Zerstörung, zieht aber niemanden zur Verantwortung. Sein Antrieb ist nicht die Denunziation des Schreckens, sondern bleibt die Lust am Malen, am Festhalten des Gesehenen, am farbenfrohen Dokumentieren. Der zerstörte englische Tank ist für ihn gleichberechtigtes Motiv mit einer Dorfstraße, einem französischen Bauernhaus oder einem Blumenstrauß. Kann man ihm dies zum Vorwurf machen? Die Kriegsbilder haben durchaus einen aufklärerischen Sinn, sie beschönigen nicht das Kriegsgeschehen und sie zeugen schon gar nicht von Kriegsverherrlichung. Im Spannungsfeld von schonungsloser Realitätskolportage und geschönter Naturidylle scheinen seine Kriegsbilder zu sagen: Trotz der zerstörerischen Destruktion der Menschen hat das Leben im Einklang mit der Natur einen Sinn. Man kann es naiv nennen, aber es scheint, als wollte Arnold dem Krieg etwas Aufbauendes entgegensetzen.

In seinem „Tagebuch 1920/22“ schreibt er: „Den ganzen ungeheuren Welt- und Völkerkrieg mit Deutschland in der Mitte durfte ich miterleben als Krieger an der Front und als Künstler in der Tiefe meines Herzens. Tiefe Wunden brachten all das Leid und all das seelische Erleben. Aber nach außen hin schien ein jeder abgehärteter als Granit.“ Und: „Kein Sonnenstrahl ließ ich an mir vorüber. Hunderte kleiner Aquarelle und Zeichnungen beweisen das heute.“<sup>20</sup>

Die Kriegsbilder von Karl August Arnold sind einhundertjährige, künstlerisch gestaltete Zeugen eines schlimmen Weltgeschehens. Überzeitlich mahnen sie die nachfolgenden Generationen, nicht erneut auf nationalstaatliche und fremdenfeindliche Ideologien hereinzufallen, sie erinnern an die tödlichen Folgen, die damit verbunden sind.



Abb 22: „Mein Blumenstrauß“  
im Ruhequartier,  
Wellblechbaracke im  
Park Haplincourt,  
29.7.18 morgens



## Anmerkungen

- 1 Ich danke Peter Buck für seine unterstützenden Recherchen. Der Nachlass von Karl August Arnold befindet sich im Privatbesitz der Familien Peter Buck und Eckhard Huber. Über Arnold gibt es bisher keine Publikation. Grundlage für den vorliegenden Aufsatz ist die unveröffentlichte Arbeit von Kurt Wink: Karl August Arnold – Leben und Werk – Vorgelegt zur Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Realschulen in Bayern. Frühjahr 1989.
- 2 Erstmals wurden Panzer eingesetzt. Die deutsche Armee hatte in ihren Artillerieregimentern den sog. 21-cm-Mörser im Einsatz – ein Geschütz mit einer Schussweite von über 9000 m. Es war das Rückgrat der deutschen Fußartillerie.
- 3 Auf vielen seiner Skizzen und Aquarelle hat er nicht nur den Ort und den Tag, sondern auch die genaue Uhrzeit festgehalten.
- 4 Der Vietnamkrieg hat sein schreckliches Gesicht mit zwei Fotos bekommen: Ein GI tötet einen Jungen mit einem Pistolenschuss in den Kopf und ein nacktes Mädchen rennt neben einem schwer bewaffneten GI.
- 5 Originaltitel: „World Ware One: War of Images – Images of War.“ Vom „The Getty Research Institute“ in Los Angeles erstellt. Die Ausstellung wurde in mehreren Ländern und Städten gezeigt, u. a. Bundeskunsthalle Bonn 2013/2014, zuletzt unter dem Titel „1914–1918 Krieg der Bilder – Bilder des Kriegs“ im Wörth-Museum Erstein.
- 6 Zitiert nach John Russell, max ernst, Leben und Werk, Köln S. 30
- 7 Wieland Schmied, Ausgangspunkt und Verwandlung – Gedanken über Vision, Expression und Konstruktion in der deutschen Kunst 1905–1985. In: Deutsche Kunst im 20. Jahrhundert, Staatsgalerie Stuttgart 8. Februar bis 27. April, 1986 Prestel Verlag.
- 8 Die „Arminia“ war eine hochangesehene Burschenschaft und Arnold war stolz, ihr angehören zu dürfen. Allerdings missfielen ihm die häufigen Biergelagen in den Kneipen und Schenken Straßburgs. Wink S. 37
- 9 Heinrich von Zügel geb. 1855 in Murrhardt – gest. 1941 in München. Tier- und Landschaftsmaler, gehört zu den Vertretern des deutschen Impressionismus. Seit 1889 Professor an der Münchener Akademie.
- 10 Es handelt sich um ein Heft mit ca. 25 handschriftlich beschriebenen Seiten. Es wurde nicht kontinuierlich, sondern nur zeitweise auf sehr unterschiedliche Weise geführt. Das Heft befindet sich im Besitz von Peter Buck.
- 11 In der Somme-Schlacht standen Deutsche Engländern und Franzosen gegenüber. Sie dauerte von Juli 1916 bis November 1916. Es war die verlustreichste Schlacht des Ersten Weltkrieges. In den fünf Monaten kamen 1,3 Millionen Soldaten ums Leben.
- 12 Militärische Einheit, etwa der Kompanie entsprechend
- 13 Sie befinden sich zum größten Teil im Nachlass bei den Familien Peter Buck und Eckhard Huber. Auch die Kriegstagebücher befinden sich in privatem Besitz.
- 14 Kurt Wink, S. 100
- 15 Es handelt sich um die offizielle Todesnachricht des Soldaten Andreas Bürkle aus Nordrach, der am 17. Juli 1918 in Frankreich umkam. Freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Frau Christa Geiger.
- 16 Kurt Wink, S. 109
- 17 Handschriftlicher Eintrag im Kriegstagebuch unter dem Datum 13.7.1918
- 18 Die schlanke Kartusche sieht zwar elegant aus, kann aber statisch im Verhältnis zu dem hohen Blumenstrauß nicht stimmen. Arnold erwähnt mehrfach ihr Geschütz. Es dürfte sich also um großkalibrige 10,5 cm Munition für eine Haubitze gehandelt haben.
- 19 Zitiert nach Kurt Wink, S. 51
- 20 Kurt Wink, S. 115

## Ernst Peter Huber – ein Künstlerleben

Peter Buck



Abb. 1: Bauernhaus

Ernst Peter Huber wurde am 31. Oktober 1900 als Sohn des Werkführers der Vereinigten Keramischen Fabriken, Peter Huber und dessen Ehefrau Maria, geb. Dillberger in Zell am Harmersbach geboren (**Abb. 2**). Nach Abschluss einer Ausbildung als Keramikmaler ging er auf Wunsch seiner Eltern und auf Empfehlung des damaligen Keramikfabrikanten G. Schmieder zur weiteren Ausbildung auf die Kunstgewerbliche Fachschule nach Karlsruhe. Sein malerisches Talent drängte ihn jedoch nach freischaffendem Künstlertum und so besuchte er – zunächst ohne Wissen seiner Eltern – die bekannte Privatschule Block – Hagemann, Karlsruhe. Nach bestandener Prüfung wurde er zum Studium an der Staatlichen Kunstakademie 1921 als Schüler zugelassen und konnte sich hier mit allen Gebieten der Malerei und Techniken vertraut machen (**Abb. 3**). Während der letzten Hochschuljahre war er Meisterschüler der Professoren Dillinger und Göbel. Die Schule hatte unter der Leitung des Professors A. Haueisen weit über die Grenzen Badens hinaus einen guten Ruf. Im Alter von 26 Jahren war Huber kein Unbekannter mehr (**Abb. 4**). Die Galerie Moos in Karlsruhe zeigte 1926 im Rahmen einer Ausstellung deutsch-



Abb. 2: Selbstbildnis



Abb. 3: Friedl

französischer Kunst des 19./20. Jahrhunderts neben Werken von Picasso, Manet, Cézanne, Delacroix, Derain und Rodin u. a. Portraits von Huber, über die ein Kritiker des Karlsruher Anzeiger schreibt: „E. Huber bringt Landschaftliches, Stilleben, Figurales und Sittenbildliches, so dass sein Schaffen ein recht reichhaltiges und wenn man sein sehr ernsthaft behandeltes ‚Bauernmädchen‘ als Versprechen beachtet, Gediegenes zu werden verheißt“ und welches nach Ansicht der Kuratoren den Stil der Neuen Sachlichkeit repräsentiert. Das erwähnte „Bauernmädchen“ (Abb. 5) wurde im Straßburger Museum für moderne und zeitgenössische Kunst 1999 als Bild eines „unbekannten Malers“ wieder entdeckt und als Bild von E. P. Huber identifiziert.

Mitte der 1920er Jahre zeigt die Kunsthalle Baden-Baden eine Kollektion namhafter Schweizer Maler wie u. a. Buri, Robert, Hodler und Blanchet zusammen, um sie einer Auswahl badischer Künstler gegenüberzustellen, unter denen die Jury eine „energische Siebung“ vorgenommen hatte. Huber war dabei mit einer „sehr guten Rheinlandschaft, in der das Fließen des Wassers suggestiv zum Ausdruck kommt“, schrieb die Presse.

Dem Studium in Karlsruhe folgten schaffensreiche Jahre in inspirierenden Künstlerkreisen im Einflussbereich der pulsierenden Weltstadt Berlin. Hier in Werder fand Huber zu seiner



persönlichen Ausdruckskraft, die durch Vielfalt der künstlerischen Umsetzung schon in seinen jungen Jahren geprägt wurde. Angeregt durch die alten Meister in Berliner Galerien galt die traditionelle Ölmalerei seinem Interesse, der er sich bevorzugt und mit Hingabe widmete (Abb. 6).

Familiäre Gründe zwangen den Maler 1932 zur Rückkehr in seinen Heimatort im Schwarzwald, der ihm Nährboden und zugleich unerschöpfliches Motivreservoir von Anfang an gewesen war. In der Folgezeit entstand eine Vielzahl be-

Abb. 4: (oben)  
Gröbernhof

Abb. 5: (links)  
Bauernmädchen

Abb. 6: (rechts)  
Straße in Werder



Abb. 7:  
Rohrhardsberg



Abb. 8:  
Dorf in Frankreich

glückender Kunstwerke seines unermüdlichen und begnadeten Schaffens. Es waren stilsichere Ölbilder, Pastelle und Aquarelle (Abb. 7) aus der Schwarzwaldheimat sowie Porträts von starker Ausdruckskraft. Die Gründung einer Familie ließ seine Berufung zum Beruf werden. Freischaffend malte er fleißig in seinem Zeller Atelier zur Freude seiner Bewunderer, Auftraggeber und einer großen Schar von jungen Leuten, denen er gern die Grundkenntnisse der Malerei näherbrachte. Sein Bekanntheitsgrad ging inzwischen über die Region hinaus.



Abb. 9: Geroldseck

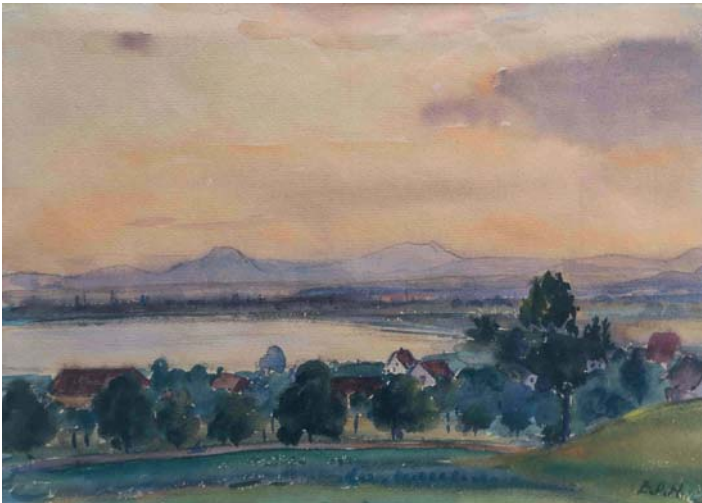


Abb. 10: Hegau

Die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges bewirkten einen schmerzlichen Einbruch in Hubers Malerleben. Doch unverzagt begleitete ihn die Staffelei im Tornister an die Front, wo er neue Eindrücke und Motive aufnahm und umsetzte (Abb. 8). Seinen Aquarellen und Zeichnungen aus der Normandie und Holland war der Wahnsinn des Krieges nicht anzumerken, dafür umso mehr der Mangel an Farben und Leinwand, was ihn auch noch in der Nachkriegszeit zwangsläufig zum „Meister des Aquarells“ werden ließ, wie sich die Presse anlässlich einer Ausstellung 1950 im Europahaus Offenburg ausdrückte (Abb. 9).



Abb. 11:  
Herbstwald

Huber schloss sich dem Künstlerkreis Wolfach an, der sich der Tradition der Maler Liebich, Hasemann, Thoma oder Sandhaas verpflichtet fühlte. Dieser Zeit entstammen klassische Portraits und Landschaften, die heute als Inbegriff regionalen Heimatgutes betrachtet werden können (Abb. 10).

Ein Leben als freischaffender Künstler war ihm nicht vergönnt. Er starb am 29. Juni 1959 an seinem Arbeitsplatz.

**Ruth Baitsch, (Chronik der Stadt Zell am Harmersbach) schreibt 1970:**

„Ernst Peter Huber war ein Kunstmaler mit gut fundiertem Wissen und gründlicher Praxis in allen farblichen und grafischen Techniken. So konnte er einen ebenso allgemein verständlichen wie selbstkritischen eigenen Stil in der Gestaltung von Gegenstand und Komposition mitteilen. Seine Bilder offenbaren die Natur in ihrer ganzen Skala von inniger Zartheit bis zur grandiosen Wucht, seien es Motive der vertrauten Heimatlandschaft oder fremder Regionen, denen seine Liebe gleichermaßen galt und die er künstlerisch einfühlsam meisterte [Abb. 11]. Stolz und unbeirrbar in seinem künstlerischen Schaffen, immer nach größerer Vollendung suchend, blieb er der noble und bescheidene Mensch, dessen Lauterkeit im Verein mit dem Wissen um die Größe und zugleich gnadenlose Härte des Lebens ihn zum echten Künstler formten, der schon in unseren Tagen als einer der wahrhaft großen Söhne Zells aner-



Abb. 12:  
Vier Bauersleut

kannt und verehrt wird. Sein Freund und Weggefährte Thomas Kopp, Autor zahlreicher regionaler Literatur nannte ihn den ‚stillen Maler‘ [Abb. 12]“.

*Text überarbeitet und ergänzt von P. Buck, Feb. 2017*

### **Kurzbiografie Ernst Peter Huber, Kunstmaler 1900–1959**

- 1900 geboren in Zell-Harmersbach am 31. Oktober, Vater: Peter Huber, Werkführer in der Keramikfabrik
- 1915 Lehrzeit als Keramikmaler in der Firma G. Schmieder
- 1918 Besuch der Kunstgewerblichen Fachschule und Malerschule Block- Hagemann, beides Karlsruhe
- 1919 Staatliche Kunstakademie, Meisterklasse bei den Professoren Dillinger und Goebel
- 1923 Teilnahme an internationalen Kunstausstellungen in Baden-Baden
- 1926 Galerie Moos, Karlsruhe zusammen mit namhaften zeitgenössischen Maler Frankreichs
- 1930 Umzug nach Werder bei Berlin in eigenes Atelier am Havelufer und Zugang zu Berliner Künstlerkreisen
- 1932 Vater stirbt, Sohn geht zurück nach Zell als freischaffender Künstler
- 1933 Kunstausstellung im Zeller Bürgersaal zusammen mit hiesigen Malern Otto Halter und Gustav Spöri



- 1935 Heirat mit der Lehrerstochter und Sozialpädagogin Friedl Herbst aus Ettlingen
- 1941 Huber wird Kriegsteilnehmer und Kriegsgefangener bis 1946
- 1948 Zurück zur Keramikfabrik in die Musterfertigung und als Leiter der Lehrlingsausbildung
- 1949 Huber wird Gründungsmitglied der Künstlervereinigung im Kreis Wolfach
- 1953 Ausstellung zusammen mit den Malern Josef Frank und Otto Halter in Zell a. H.
- 1955 Ausstellung im Europahaus in Offenburg
- 1958 Gemäldeausstellung in Wolfach, Huber als Vertreter der Karlsruher Schule gelobt
- 1959 Ernst Peter Huber stirbt unerwartet am 29. Juni
- 1959 In der Ausstellung vom Wolfacher Kunstverein ist „Altmeister Huber“ vertreten
- 1969 Der Zell-Harmersbacher Bürgermeister Abele eröffnet eine Huber-Gedächtnisausstellung
- 1974 Ausstellung von Huber-Bildern im Offenburger Verkehrsamt
- 1979 Sparkasse Zell a.H. gedenkt des Malers zum 20. Todestages mit Huber-Bildern
- 1989 Ausstellung im Gewölbe des Prototyp-Verwaltungsgebäudes anlässlich der Zeller 850-Jahr-Feier
- 1999 Huber-Gemälde „Porträt einer Bäuerin“ im Straßburger *Museum für moderne und zeitgenössische Kunst* mit Vermerk „Maler unbekannt“. entdeckt
- 2000 Gedenkausstellung aus Anlass des 100. Geburtstages im neuen Kulturzentrum Obere Fabrik in Zell
- 2009 Gedenkausstellung aus Anlass des 50. Todestages im Storchenturm Zell a. H.

## Maler aus Leidenschaft: Berthold Roth (1934–2003)

*Karl-August Lehmann*

Das Lebenswerk eines Malers, von außen und im Nachhinein betrachtet, muss immer unvollständig bleiben. Das Lebenswerk des Oberharmersbacher Bürgers Berthold Roth zeigt die Vielfältigkeit und das Talent seines künstlerischen Wirkens.<sup>1</sup>

Berthold Roth wurde am 11.04.1934 als Sohn des Maurus Roth und dessen Frau Emma, geb. Kasper in Oberharmersbach geboren. Die Kriegsjahre und die nachfolgenden Jahre prägten seinen beruflichen Werdegang. Sein Talent für das Malen blieb auch anderen nicht verborgen und für den jungen Berthold Roth stand fest: er will Malerei studieren.

Der Vater war in Kriegsgefangenschaft geraten. Für die Familie Roth ging es in erster Linie ums Überleben. Berthold Roth musste Geld verdienen. Für künstlerisches Schaffen gab es wenig Verständnis. Aber er blieb bei der Malerei. Seine Lehrjahre verbrachte er im benachbarten Unterharmersbach und erste berufliche Erfahrung sammelte er in Zell a. H. 1955 machte er sich mit einem eigenen Betrieb in Oberharmersbach selbstständig. Zusammen mit seiner Frau Liesel, geb. Stehle, mit der er zwei Söhne aufzog, führte er künftig sein Geschäft.<sup>2</sup>

Berthold Roth verstand es, Beruf und Leidenschaft miteinander zu verbinden. Das Streichen und Ausgestalten von Fassaden und Räumen mag nicht unbedingt als Kunst zu interpretieren sein. Aber es waren entsprechend große Projekte darunter, wie beispielsweise die Neugestaltung des Innenraums der Pfarrkirche St. Gallus in Oberharmersbach nach der grundlegenden Renovation 1968/69 oder die große Fassade des LVA-Gebäudes im benachbarten Nordrach.

Auch im Alltag als Maler setzte Berthold künstlerische Akzente. Kunstvoll angelegte Schriftzüge für Firmen und Beherbergungsbetriebe, beeindruckende Motive als Hinweis auf das jeweils ansässige und ausgeübte Gewerbe zeigten immer wieder, dass Berthold Roth seinen Lebenstraum als Künstler nicht aufgegeben hatte.

Jahr für Jahr hatte er Gelegenheit, sein Talent zu zeigen und auch zu pflegen. Vereine wurden auf ihn aufmerksam und baten ihn, Kulissen für Theateraufführungen oder besondere Festlichkeiten zu malen. Stundenlang stand er dafür in seiner



*Malerei Berthold Roth  
(1934–2003)*



Portrait (in Öl) Cäcilia Stehle, geb. Braun,  
Schwiegermutter von Berthold Roth, 1901–1963

Werkstatt, die jetzt durchaus als Atelier zu bezeichnen war, und entwarf großformatige Bilder, schuf mit der Liebe zum Detail auch Momentaufnahmen der Ortsgeschichte. Als weiteres Beispiel, mit dem sich Berthold Roth in Erinnerung hält, soll das Logo für die Bärenzunft mit ihren „Häs“-Motiven angeführt sein. Wesentlich aufwendiger war ferner sein Engagement als Mitglied des Historischen Vereins. Mitte der 1980er Jahre hat er nach Vorlage der stark angegriffenen und ausgebleichten Email-Tafeln<sup>3</sup> die 14 Stationen des Kreuzwegs auf der Anhöhe über dem Holdersbachtal auf Holz restauriert.

Er gab sich jedoch auch mit kleineren Kunstwerken zufrieden. Weihnachtskarten waren ebenso begehrt wie

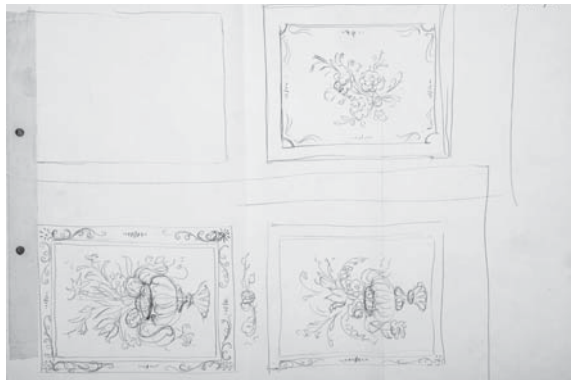


Immer wieder schuf Berthold Roth Momentaufnahmen seines Heimatortes Oberharmersbach. Hier notierte er sich beim Motiv „s Bildstein's“: Läden oben nur zwischen den Fenstern Fenster unten höher gesetzt (Zwei Läden sind durchgestrichen.)

Motive für Flaschen jedweden Inhalts, Präsente für Jubilare mit markanten Motiven seines Heimatortes, das eine oder andere Portrait kam hinzu – es gab kaum einen Bereich, für den Berthold Roth nicht die passenden Pinselstriche parat hatte. Viele Motive zieren Wände von Fluren und Wohnzimmern im Harmersbachtal und weit darüber hinaus. Erinnerungsmotive an die frühere Heimat waren beliebte Geschenke an ehemalige Harmersbacher, die heute in Amerika oder Australien leben.

Trotz allem blieb Berthold Roth zeitlebens bescheiden. Es ging ihm nicht darum, Bilder zu verkaufen. Deswegen war er auch nicht auf Ausstellungen fixiert und er hat auch nicht zu einer Vernissage eingeladen.<sup>4</sup> Bei ihm stand das künstlerische Schaffen im Vordergrund. Man schien zu spüren, dass neben der Alltagsarbeit noch immer sein nicht ganz erfüllter Lebens Traum, ausschließlich als Künstler zu arbeiten, die entscheidende Rolle spielte. Er war fasziniert von Landschaften und Menschen gleichermaßen.

*Verschiedene Motive und Studien finden sich im Berthold Roths Skizzenbüchern.*





*Während seiner Ausflüge ruhte seine Hand nicht: Skizzen vom Höllhof (Gengenbach-Reichenbach) und vom Gengenbacher Niggeltum.*



Jede freie Minute nutzte er, um zu malen, was er gerade sah und wo er ein Motiv als Herausforderung erkannte. Beredtes Zeugnis davon geben seine Skizzenbücher, die er ständig mit sich führte, während seiner regulären Arbeit oder auch bei einer Wanderung oder einem kurzen Urlaubsaufenthalt. Eine einfache Handzeichnung, ein paar Striche für eine bescheidene Skizze vor Ort genügte ihm, um sich zu Hause intensiv mit dem künftigen Kunstwerk auseinanderzusetzen. Mit einem nahezu fotografisch exakten Gedächtnis arbeitete er in seiner Werkstatt die Feinheiten heraus. Er verstand es, ein faszinierendes Spiel von Umrissen und Farben entstehen zu lassen, ganz gleich, ob die vertraute Umgebung im Harmersbachtal oder einer eher fremden Region war. Oder er beschäftigte sich stundenlang mit Rosen in einer Vase, entwarf Skizzen und verwarf sie wieder. Hier zeigte sich sein Gefühl für Details gerade im Stillleben.

Berthold Roth entwickelte im Laufe der Zeit ein breites Spektrum von Stilarten, Richtungen und Techniken. Er experimentierte, ließ sich von Stimmungen einfangen und brachte sie mit Leidenschaft zu Papier. Dabei verstand er ebenso mit Öl oder Aquarell und Pastelltönen umzugehen oder mit Radierungen Stimmungen in Szene zu setzen.

Ständig arbeitete Berthold Roth an sich selbst. In den 1990er Jahren besuchte er mehrfach Fortbildungen bei Profes-



*Gestaltung von Stilleben (hier mit Aquarell) war eine der Stärken des Oberharmersbacher Malers.*



*Bei der Kirchenrenovation (eine Skizze vom Umbau Sommer 1968) war Berthold Roth mit der Gestaltung des Innenraums beauftragt.*



*Für den Oberharmersbacher Weihnachtsmarkt entwarf Berthold Roth ein Motiv der Ortsmitte.*

sor Wolf Wrisch in Rhodt unter Riedburg (Rheinland-Pfalz) und verfeinerte seine Technik und Gestaltung bei Seminaren in der Schwabenakademie im Kloster Irsee.



*Jahrelang zählte die LVA-Klinik in Nordrach zu seinem ständigen Arbeitsplatz.*



*Kunstschrift beherrschte Berthold Roth in allen Variationen.*



*Detailgetreue Wiedergabe von Vorlagen (wie die frühere Holzkonstruktion des Aussichtsturmes auf dem Brandenkopf um 1906) waren für Berthold Roth interessante Übungsobjekte.*

Bis kurz vor seinem Tod hat der Oberharmersbacher Künstler seine Leidenschaft gepflegt. Geblieben ist eine beeindruckende Sammlung von Werken verschiedener Ausprägungen. Berthold Roth starb am 28.04.2003 im Alter von 69 Jahren.

## Anmerkungen

- 1 Angaben zur Person Bertholds Roth und seinem Wirken stammen von seinem Sohn Dietmar Roth (Gespräch am 08.02.2017). Er stellte auch freundlicherweise Werke seines Vaters für Reproduktionen zur Verfügung. Ihm gilt der Dank des Autors ebenso wie Franz Bleier, der diese Veröffentlichung über den Historischen Verein initiierte und tatkräftig unterstützte.
- 2 Die älteren Oberharmersbacher erinnern sich noch daran, wie das Ehepaar Roth mit einer selbstfahrenden Säge- und Spaltmaschine (für Brennholz) bis 1978 unterwegs war.
- 3 Die Email-Tafeln sind im Eingangsbereich des Glockenturms der Pfarrkirche St. Gallus angebracht.
- 4 Nur ein einziges Mal stellte er auf Anfrage seine Bilder zur Verfügung, um anlässlich des Bäuerlichen Weihnachtsmarktes am 03.12.1995 eine Ausstellung seiner Bilder im Sitzungssaal des Rathauses zur präsentieren.

Bilder: Familie Roth/Repros: Lehmann-Archiv

## Kunst im Hanauerland: Willstätter Maler

*Ingrid Hahn (1940–2011)*

### Fritz Schuler, Kunstmaler

Als Sohn der Eheleute Fritz Schuler und Elisabeth, geb. Hörnel wurde er am 20. November 1909 in Willstätt geboren. Kurz nach seiner Geburt zogen seine Eltern mit ihm nach Lidolsheim, wo er seine Kinderjahre verbrachte. Vor der Einschulung kam er zu seinen Großeltern nach Willstätt und besuchte hier die Volksschule. Nach der Schulentlassung, im Jahre 1923, sollte er wie sein Großvater Schuhmacher werden. Da aber recht früh seine Begabung fürs Malen erkennbar war, suchte er sich eine Lehrstelle, um das Malerhandwerk zu erlernen. Er bewarb sich bei dem Malerbetrieb Gutekunst in Kehl.



Bevor er jedoch eine Lehrstelle bekam, musste er sein malesrisches Können unter Beweis stellen. Er malte zwei Bilder, die sich im Familienbesitz befinden. Als Vorlage dienten ihm Postkarten aus dem Schwarzwald. Aufgrund der damaligen großen Arbeitslosigkeit konnte er von seinem Lehrbetrieb nicht übernommen werden. Schuler arbeitete an verschiedenen Stellen in Straßburg.

### Weiterbildung auf der Kunstschule

Nebenbei besuchte er in Straßburg eine Kunstschule, um seine Fähigkeiten weiterzuentwickeln. So oft es die Zeit ermöglichte, malte Fritz Schuler. Die frühen Werke sind noch erhalten. 1937 verheiratete er sich mit Mina, geb. Baro und wohnte mit seiner Frau in deren Elternhaus in der Sessichstraße. Einige Zeit später fand er eine Anstellung als Zeichner bei der Fa. Borsi, Glasplakatenfabrik in Offenburg, wo er bis zur Einberufung 1939 arbeitete.

Der Krieg führte ihn nach Russland und auf die Krim, wo er seine Eindrücke in Skizzen festhielt. Trotz einer Verletzung floh er mit einigen Kameraden aus Russland und konnte so der drohenden sibirischen Gefangenschaft entgehen. In Lübeck geriet er in englische Gefangen-







*Fliederstrauß, 1982*



*Erntefelder zwischen Kinzig und Sand, im Hintergrund der Schwarzwald, 1986*



*Getreidegarben bei der Rench zwischen Willstätt und Hesselhurst, nach einer Skizze von 1948*

schaft, von wo er 1946 entlassen wurde. Nach seiner Rückkehr in die Heimat arbeitete er in der Landwirtschaft seiner Schwiegereltern.

### Neubeginn

Um wieder in seinem erlernten Beruf arbeiten zu können, machte sich Schuler 1948 selbstständig und konnte 1950 einen Gesellen einstellen. Auch begann er wieder zu malen, vorwiegend Landschaftsbilder und Themen aus seiner Heimatgemeinde. Die in Russland gefertigten Skizzen hielt er auf Gemälden fest. Das Bildnis eines Tatarenbürgermeisters mit blauen Augen, skizziert im östlichen Russland, stellt eine Besonderheit dar. Tataren haben in der Regel dunkle Augen. Fritz Schuler legte 1954 die Meisterprüfung im Malerhandwerk ab und konnte nun Lehrlinge ausbilden, u. a. seinen Sohn Heinz. Malen war und blieb seine Leidenschaft.

Erst nach dem Rückzug aus dem Geschäft, das er 1975 seinem Sohn Heinz übergab, konnte er sich wieder ganz seinem Hobby widmen. Man sah ihn viel mit seinem Fahrrad durch Felder und Auen fahren, um sich von der Natur inspirieren zu lassen. Seine Bilder, vorwiegend in Pastell, strahlen Ruhe und Gelassenheit aus. Die Landschaftsbilder bringen seinen inneren Einklang mit der Natur zum Ausdruck. Die meisten Werke entstanden in der Zeit seines Ruhestandes und befinden sich größtenteils im Besitz seiner Kinder und Enkelkinder.

Fritz Schuler starb 1997 nach kurzer Krankheit.



*Frühes Werk in Öl, gemalt nach einer Postkarte, 1925*



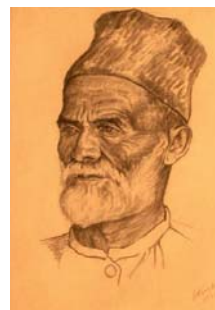
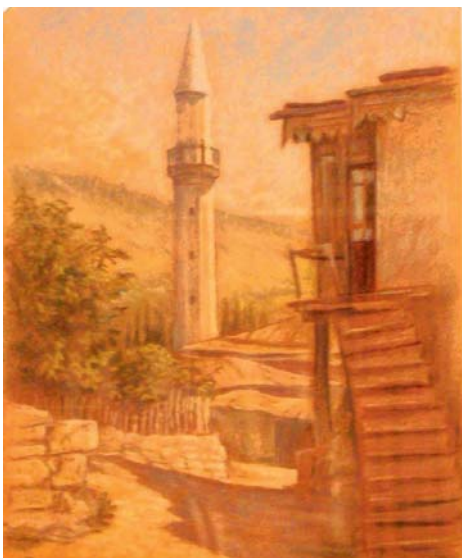
*Frühes Werk in Öl, gemalt nach einer Postkarte, 1925*



*Unbefestigte Straße von Willstatt nach Hesselhurst, 1934*



*Gewitterstimmung, 1982*



*Tatar im östlichen Russland, Kohlezeichnung 1943*



Selbstbildnis

## Gottlieb Teufel, der Mensch und Künstler

Für Gottlieb Teufel gilt das Wort von Knut Hamsun:

*„Statt der gewöhnlichen großen Männer, um derentwillen sich die Menschen vor Ehrfurcht anstoßen, ziehe ich die kleinen, unbekanntem Genies vor, die Jünglinge, die in den Schuljahren sterben, weil ihre Seele sie zersprengt.“*

Der Maler und Radierer Gottlieb Teufel wurde am 28. Januar 1887 als Sohn von Gottlieb Teufel und Anna, geb. Schreiber in Willstätt geboren. Als Ältester von zahlreichen Kindern erlebte er in seinem kleinen Elternhaus eine entbehrungsreiche und freudlose Jugend.

Die Zeit, in die er hineingeboren wurde, war ärmlich. Die Naturverbundenheit der Mutter prägte den Jungen von Kindheit an. Die Volksschule schaffte er mit Leichtigkeit. Mit 14 Jahren kam er zu einem Maler nach Lahr in die Lehre, stets das Ziel vor Augen, dass das Malerhandwerk nur die Anfangsstufe seiner Träume sein könne. Doch um eine weiterführende Schule besuchen zu können, musste er das Einjährige nachholen. Tag für Tag fuhr er nach der Arbeit abends mit dem Rad nach Straßburg und holte die fehlende Schulbildung nach.

Oft nur trockenes Brot in der Tasche und unter großen körperlichen Strapazen erreichte er dieses Ziel. Jetzt konnte er die Kunstgewerbeschule in Straßburg besuchen. Seine Studien unterbrach er nur, um durch Arbeiten Geld für das Studium zu verdienen.

Elternhaus, bereits abgerissen



## Studienjahre

Von 1904 bis 1909 besuchte Teufel die Kunstgewerbeschule in Straßburg und fand in Professor Jordan einen Gönner, der ihn an die Münchner Akademie empfahl, wo er unter schweren Bedingungen seine Aufnahmeprüfung bestand. Dort arbeitete er bei einem Meister, um Geld für das Studium zu verdienen, dem er jede freie Minute widmete. Über viele Jahre versäumte er nie die Abendaktzeichenstunde und hatte damit die souveräne Sicherheit in der Zeichnung gefunden. Er arbeitete im Atelier von Professor Feuerstein, spä-



Stilleben

Hotzenwald Landschaft

ter bei dem Kirchenmaler Schleibner, um das Semestergeld zu verdienen.

Komposition und Farbe waren die Probleme, die ihn in dieser Zeit bedrängten, und so lockten die leuchtenden Farben eines Franz von Stuck, der ihn in sein Atelier aufnahm. Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges war er dessen Meisterschüler. In seinem Atelier hatte er farbige Skizzen stehen, die ihm Händler abtrotzeln wollten, die auf den ersten Blick sahen, dass sich hier eine große Begabung entfaltet. Er sagte:

*„Ich gebe nichts aus der Hand, ich setze meinen Namen unter nichts, was ich nicht restlos bejahe.“*

Um eines Vorteils willen hätte Teufel nie gegen seine Überzeugung gehandelt.

Der erste Weltkrieg vernichtete alle Pläne und Hoffnungen. Im August 1914 trat er als Freiwilliger in das Artillerieregiment in Straßburg ein und legte den Grund zu seinem tragischen Ende. Sein geschwächter Körper war den Strapazen der Ausbildung nicht gewachsen. Teufel erkrankte 1915 an einer Rippfellentzündung, die er im Lazarett bei Professor Rose in Straßburg ausheilte. Der Fronteinsatz führte ihn an die Ostfront, wo er für seinen kameradschaftlichen Einsatz mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde. Im Jahre 1918, nach dem Zusammenbruch, ging er wieder nach München, um in der Stuckschen Meisterklasse seine Studien zu beenden. Sein Weg führte ihn zu Professor Halm, dem damals bedeutendsten Radierer in München.



Stille Stunde

### Tragische Schatten

Das beginnende Lungenleiden, das wohl auf die entbehrungsreiche Jugendzeit zurückzuführen ist, verschlimmerte sich. Ein halbjähriger Aufenthalt in einer Heilstätte war unumgänglich. In dieser Zeit begann Teufel zu radieren und konnte seinen phantasievollen Gedanken Ausdruck verleihen.

1922 heiratete er in Liegnitz/Oberschlesien Margarete von Ravenstein, deren Eltern ein Rittergut besaßen. Er lernte sie 1915 in Straßburg kennen, als sie ihn im Lazarett pflegte. Drei Monate nach der Hochzeit erkrankte Teufel abermals. Schwerkrank kam er in eine Heilstätte und kehrte ohne jeden Heilerfolg im Dezember 1922 nach Karlsruhe, wo das Ehepaar Teufel wohnte, zurück. Während seines Klinikaufenthaltes wurde seine Tochter Christa geboren. In Anbetracht seines Gesundheitszustandes entschloss er sich, aufs Land

zu ziehen und kaufte ein landwirtschaftliches Anwesen. Hier hoffte er Heilung zu finden. Er brauchte nur Ruhe und Gesundheit, um von der reichen Fülle seines Innern geben zu können.

Die Inflation zwang Teufel mit seiner städtischen Frau Landwirtschaft zu betreiben. Beide waren dieser körperlichen Arbeit nicht gewachsen.

### Das Bild des Gekreuzigten

An Weihnachten 1924 erlebte er zum ersten Mal den Verkauf von Radierungen, die ihm einige 100 Mark einbrachten. Mit diesem Geld schickte er seine Frau nach Karlsruhe, um eine Leinwand und Farben zu kaufen, um eine Kreuzigung zu malen, die er nachts visionär geschaut und skizziert hatte. Als alles im Hause war, versagten seine Kräfte. Er lag hoch fiebernd im Bett und stand nur noch auf, um sein Selbstbildnis zu malen. Das war das einzige Bild, das er so bejahte, dass er bereit war, es zu signieren. Er sagte:

*„Als Maler haben mich die Umstände nicht zu Worte kommen lassen, als Radierer aber kann ich nicht ausgelöscht werden.“*

Leider hat er sein Bildnis nicht mehr signiert.

**„Vor meinem geistigen Auge habe ich alles erreicht.“**

Fünfeinhalb Monate währte sein letztes Krankenlager, arbeitend bis in die letzte Nacht hinein. Die Darstellung des gekreuzigten Heilandes beschäftigten oft seine Gedanken, das belegen seine zahlreichen Skizzen. Als die Todesstunde nahte, wollte ihm der Arzt eine erleichternde Spritze geben, die der Sterbende energisch ablehnte. Er sagte:

*„Ich will bewusst über die Schwelle des Todes gehen und vor meinen Herrgott treten.“*

Am 7. Juni 1925 verstarb er auf seinem Balkon, inmitten der schönen Natur, die ihm die letzten schweren Stunden lindern half. Auf seiner letzten Fahrt vom hohen Hotzenwald zum Säckinger Friedhof begleitete ihn eine sehr kleine Gemeinde.

### Georg Friedrich Heitz

Georg Friedrich Heitz wurde am 18. Mai 1895 als Sohn von David Heitz und Christine, geb. Jung in Willstätt in der Schulstraße geboren. Sein Vater war Blechner und betrieb zusätzlich eine Landwirtschaft. Georg wuchs mit drei Geschwistern im Elternhaus auf. Da er ein guter Schüler war, ermöglichten ihm seine Eltern, das Gymnasium in Kehl zu besuchen. Für Eltern und Geschwister bedeutete das zusätzliche Entbehrungen, denn in jener Zeit musste für den Besuch einer weiterführenden Schule Schulgeld bezahlt werden. Über seinen weiteren Ausbildungs- und Werdegang kann nicht viel berichtet werden. Festgehalten ist, dass er in Karlsruhe als Lehrer tätig war. Sein Heimatdorf Willstätt muss er in jungen Jahren oft besucht haben, denn in der Zeit von 1923 bis 1932 wurden die von ihm erhaltenen Bilder gemalt.

Die meisten Themen seiner Bilder zeigen das engere Umfeld seines Elternhauses und bewegen sich rund um die Kinzigbrücke. Es ist anzunehmen, dass er auch in Karlsruhe und an anderen Lebensstationen Bilder gemalt hat. Eine weitere Station seines Lebensweges führt in den Zweiten Weltkrieg, wo er als



Reichs- und Ministerialrat in der Verwaltung der Reichswehr in Straßburg tätig war. Nach Kriegsende kam er in französische Gefangenschaft, wo er im Gefangenen-Lazarett in Neu-Breisach im Elsass am 9. Juli 1946, 51-jährig, verstarb. Georg Heitz wurde in Willstätt beerdigt.



*Sommer an der Kinzig, 1930*



*Frühling am Gießen, 1930*



*Elternhaus im Winkel*

### Georg August König

Geboren am 12. Mai 1844 als Sohn von Johann König, Besitzer der Kleinen Mühle am Plauelbach, und dessen Ehefrau Margaretha Pfozter, verlässt er schon recht früh seinen Heimatort Willstätt, um nach Amerika auszuwandern. Der Grund war seine Beziehung zu Marie Luise Marquart, die von seinen Eltern nicht akzeptiert wurde. Nach einiger Zeit wanderte seine Auserwählte ebenfalls nach Amerika aus. Am 15. Oktober 1869 heiratete Georg August König in Philadelphia/Pennsylvania die am 18. Oktober 1847 in Willstätt geborene Marie Luise Wilhelmine Marquart. Durch das „Consulat des Großherzogtums Baden in Pennsylvania“ gelangte eine beglaubigte Abschrift aus dem „Trauungsregister der deutschen evangelischen Luther- und Zionsgemeinde zu Philadelphia“ nach Willstätt, die der damalige Pfarrer Seisen ins Eheregister der Kirchengemeinde eintrug.

Die Bilder von König zeigen Motive seiner neuen Heimat, wo er als Professor der Chemie im Bergbau arbeitete. Vermutlich schenkte er diese bei Besuchen in seiner alten Heimat seinen Eltern und Geschwistern. Seine 1880 geborene Tochter Elsa betrieb in Maine/Pennsylvania ein Feriencamp und malte ebenfalls. Ein Großfeuer zerstörte das Camp und mit ihm sämtliche von König und seiner Tochter gemalten Bilder. So sind nur die im Willstätter Familienbesitz befindlichen Bilder erhalten geblieben.



*Berge, Seen und Wälder in Maine/USA, 1886*





*Felsenbucht an der Atlantikküste  
von Maine/USA, 1888*



*Elternhaus Kleine Mühle*

## Volkstümliche Kunst: Kleindenkmäler in Gremmelsbach

*Karl Volk*

In der Schwarzwaldlandschaft dominieren nicht Schlösser, Klosterpaläste, Dome und Burgen. Hier sind es Höfe mit ihren je typischen Ausformungen. Ihnen galt in den vergangenen Jahrzehnten das Interesse der Forscher, der Restauratoren und der Denkmalschützer: Zu leisten bleibt der Forschung da und dort noch einiges für die Werke der Kleinkunst am Wegesrand oder an den Häusern selbst.

Konkretes, Gestalt gewordenes Volksleben sind sie, aufschlussreich in ihrer religiösen oder profanen Thematik, nicht in allen ihren täglichen Details, in wichtigen Aspekten aber doch.

Dass auch in dieser Studie religiöse Beispiele überwiegen, wird nicht überraschen. Sind sie doch, ähnlich wie Kirchen und Kapellen, Abbild des Geistes ihrer Bewohner, Ausdruck ihrer Frömmigkeit ohnehin, von Gestaltungsfreude, von Mitteilungsbedürfnis, schließlich ihren materiellen Möglichkeiten, ob von größerem oder geringerem künstlerischem Anspruch. Es sagt dem Forscher einiges, ob er in einer Landschaft Flurkreuze aus Stein oder aus Holz vorfindet, ob überhaupt Kreuze aufgestellt sind. Gemeinsam ist vielen Kleinkunstwerken, dass sie, wenn es sich um religiöse Darstellungen handelte, diese unheilabwehrend wirken sollten. Wurde eine Heiligenfigur aufgestellt, so war es im volksfrommen Glauben die Erwartung auf die Hilfe des oder der Heiligen für bestimmte Nöte, und gerade deshalb so unerschütterlich, weil er oder sie Erfahrung in irdischen Dingen, also besonderes Verständnis für menschliche Nöte haben musste. Wenn sie nicht gar auf „ihrem Gebiet“ so mächtig wie Gott selbst waren. Auf die Fürbitten solcher heiligen Anwälte würde Gott leichter eingehen. Gewiss ist aber auch, dass der Volksglaube sich oft verselbstständigte, denn diese Werke kamen allein auf Initiative des Besitzers, nicht auf „kirchliche“ Verfügung, gar Druck zustande kamen. In den Verkündbüchern der Pfarrei St. Josef Gremmelsbach findet sich nicht der geringste Hinweis auf die Anregung eines Geistlichen für solches. Anlass und Ursache für die Aufstellung, wenn es je einen konkreten Anlass gab, etwa Dankbarkeit für die Errettung aus großer Not und Gefahr, Rückkehr aus Krieg und Gefangenschaft, Zeichen für die Sühne

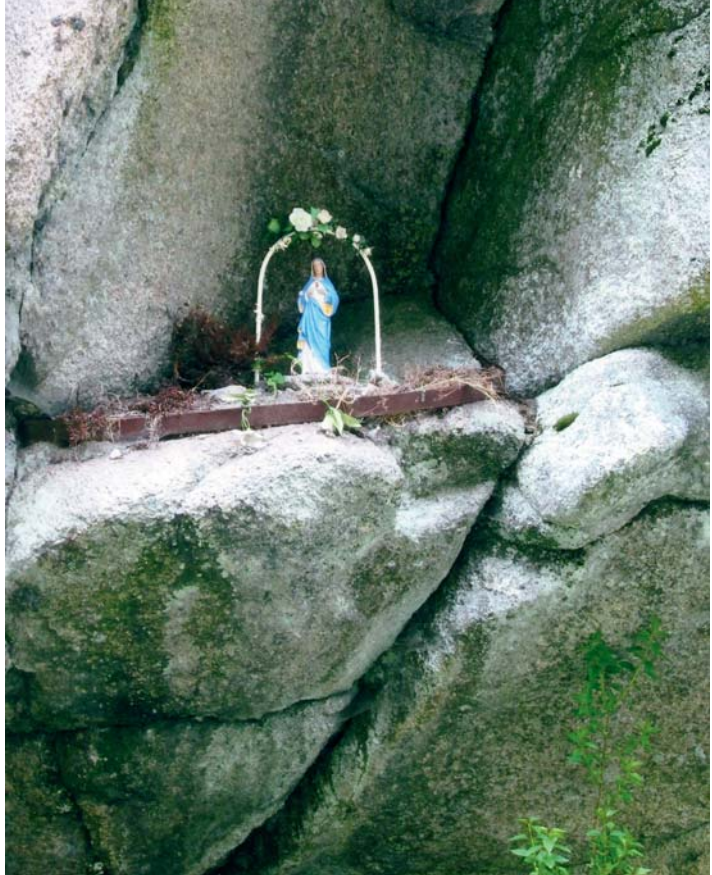


Abb. 1

einer Schuld, sind uns in den hier zu zeigenden Beispielen nicht bekannt. Ob alles zusammengenommen schon eine Sakrallandschaft bildet, sei dahingestellt, ein Teil der Kulturlandschaft sind sie allemal.<sup>1</sup>

### I. Der Hohlenstein

Unser erstes Beispiel ist ein kleines „Heiligtum“ im „Hohlenstein“ im Untertal in Gremmelsbach, wo in einer markanten Höhlung im Fels seit Menschengedenken eine Marienstatuette aufgestellt ist (Abb. 1). Nach unausgesprochener Überzeugung gehörte hier ein solches Figürchen hin, wie auf eine Felsrippe eine Kapelle oder auf eine Bergspitze das Gipfelkreuz.

Ein Bogen mit künstlichen Pflanzen umgibt sie. Die Erde auf der leicht abschüssigen Fläche hält ein Metallreifen zusammen. Das genaue Alter der Statuette ist auch der Eigentümerfa-

milie Schneider nicht bekannt, doch hat nach deren Meinung diese Kleinplastik schon mindestens 1½ Jahrhunderte lang hier ihren Platz. Familie Schneider hat die Marienstatuette stets liebevoll gepflegt und geschmückt – eine Stätte der Hausandacht, eine Idylle. Betrachtet man die kleine Figur genauer, so ist ihr rotes Herz zu erkennen, also handelt es sich um eine Herz-Marien-Statue.

In der Kirchengeschichte hat die Herz-Mariä-Verehrung eine lange Tradition. Schon die Kirchenväter förderten sie, im Mittelalter waren es Gertrud von Helfta und Brigitte von Schweden, in der beginnenden Neuzeit Petrus Canisius und Franz von Sales. Papst Pius IX. führte 1855 ein eigenes Fest ein, Pius XII. weihte 1942 die Kirche und die ganze Menschheit dem unbefleckten Herzen Mariä. Neu entfacht wurde die Bewegung durch die Marienerscheinungen in Fatima. Fremder Einfluss auf eine kleine Pfarrei schon hier!

## II. Der „Leutschenbachseppenhof“

Ein fast vergessenes Kleinkunstwerk stand auf dem „Leutschenbachseppenhof“, von Heinrich Hansjakob in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin als „Seppenhof“ bezeichnet, zwischen dem Dieterlehof und dem seit wenigen Jahrzehnten sogenannten Leutschenbachhof (**Abb. 2**). An der Hofstatt erinnert heute nur noch eine Hinweistafel an den einst uralten, möglicherweise den frühesten Hof im oberen Leutschenbach. Erhalten ist eine Fotografie, die wir wie die ganze Sammlung von Fotografien mit Gremmelsbacher Höfen Franz Dold, vermisst in Stalingrad, verdanken. Es war eine etwa ein Meter große Statue. Seit vielen Jahren war kaum noch von ihr die Rede, man wusste vielfach nicht einmal mehr, ob es eine Männer- oder eine Frauengestalt war. Zu hören war die Bezeichnung „Heidemali“, nach dem „Heidenhof“, einer Form des Schwarzwaldhofs. Dass es das Bild der heiligen Agatha war, wusste nur noch Leonhard Fleig †, dessen Vater die Obhut über die Figur hatte. Und somit gehört die Heilige in den großen Zusammenhang der Verehrung, die ihr in Europa über Jahrhunderte zuteilwurde. Dafür spricht die ganze Darstellung, ihr langes Faltengewand, der wenig kürzere Mantel darüber, ihre zierliche, fast schwächliche Gestalt ohne weibliche Formen, ohne alle männlichen Attribute, in den zarten Händen kein Gerät, keine Waffe, in einer Hand ein quadratischer Gegenstand, vom Mantel teilweise verdeckt, möglicherweise ein Gebetbuch oder eine Bibel. Auf dem Kopf eine hohe Bedeckung, gewiss kein Helm, eher eine Krone, aus der kurzes Haar quillt.



Abb. 2

Auf der Konsole die Jahreszahl MDXC (1590), ein Hinweis auf das Alter des Hofes. Schwer zu deuten ist die allegorische Verzierung auf der Konsole.

Die heilige Agatha erhielt nicht zufällig einen Platz auf diesem alten, exponierten Hof. Die Skulptur ist eines der Beispiele, wie der Volksglaube dem Dogma der offiziellen Kirche entglitt, sich in abergläubischen Formen verselbstständigte und nur mit Mühe zurückgedrängt werden konnte. Damit ist eine der Grundfragen heimatgeschichtlicher Forschung berührt, wie sehr Praktiken von außen sich in einer Gemeinde so sehr einnisteten, dass sie nicht einmal mehr als fremd empfunden wurden. Gerade Heiligen, von denen kaum Konkretes bekannt ist, widerfuhr es, dass sich ihrer die Legende umso intensiver annahm und ihre phantasievollen Ausschmückungen ganz unkritisch für Wahrheit gehalten wurden. So soll Agatha ihre Stadt Catania in Sizilien vor Pest und Hungersnot gerettet und Kranke und Besessene geheilt haben. Mit ihrem Schleier ist die Stadt vor den Lavaströmen des Ätna bewahrt worden. Dabei war das schöne Mädchen der wütenden Verfolgung des lüsternten, brutalen Statthalters Quintian ausgesetzt (Manns, S. 96 f.). Da sie seiner Zudringlichkeit widerstand, zwang er sie in ein Bordell, ließ sie foltern, einsperren, ihr die Brüste abschneiden, doch die Heilung erfolgte durch das Erscheinen des heiligen Petrus – so die Legende. Schließlich erlag sie doch im Jahr 250 den Quälereien.

Ihre Verehrung und der Glaube an die Macht ihrer Fürbitte kannte kaum Grenzen. Sie verselbstständigte sich zu abergläubischen Bräuchen, denen die Kirche wehren musste. In den Formularen der Visitationsberichte erscheint die Frage nach dem Aberglauben in den Pfarreien, direkt auch nach „Agathenzetteln“. Allen Warnungen der Kirche zum Trotz war der Glaube an ihre Wirksamkeit noch bis in den Zweiten Weltkrieg so groß, dass eine Druckerei im Elsass Exemplare mit der magischen Formel vertrieb. Ihr Platz war an der Innenseite der Haustüre.<sup>2</sup> Der lateinische Text laut „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ Band I. Berlin und Leipzig 1927<sup>3</sup>: *Mens sancta, Spontaneus Honor Dei et Patriae Liberatio – M. S. S. H. D. E. P. L. – Ignis a laesura protege nos, o Agatha pia. Adolf Hirth gibt die deutsche Übersetzung: „Einen heiligen Sinn gib uns. Gott sei Ehre und dem Vaterland Rettung. Vor den Schäden des Feuers schütze uns, heilige Agatha!“ Agatha ist (wie Florian) die große „Feuerheilige“, die als Patronin der Erzgießer sowie der Hochofen- und Bergarbeiter verehrt wurde.<sup>4</sup>*

Vom Leutschenbachseppenhof wurde noch in den letzten Jahren erzählt, seine Bewohner hätten geglaubt, solange diese

Statue hier stehe, werde der Blitz nicht einschlagen, für diese Höhenlage und bei der Neigung früherer Zeiten zum Aberglauben das Nächstliegende und beinahe eine Selbstverständlichkeit. Ein übergroßer Talisman also? Und tatsächlich: Nicht der Blitz brachte dem Hof das Ende, sondern der Abbruch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Darüber hinaus schienen Anrufungen der heiligen Agatha um Beistand im bäuerlichen Alltag schier unbegrenzt. An ihrem Festtag (5. Februar) wurden Brot, Wein, Wasser, Früchte und Kerzen geweiht. Solches Brot schimmelt nicht. Will aus dem Rahm keine Butter werden, so hilft ins Butterfass gelegtes „Agathabrot“, es wurde an Menschen und Tiere verteilt. Ihm soll auch die Kraft gegeben gewesen sein, Feuer zu löschen. Es schützt Äcker vor Ungeziefer und Kornbrand. Im tiefen Wasser zeigt es den Ertrunkenen. Der heiligen Agatha geweihtes Mehl schützt vor „hitzigen Krankheiten“, hilft auch bei Heimweh. Unverkennbar magische Wirkung zeigt es gegen Hexen und böse Geister. Ob alles dies die Besitzer des Leutschenbachseppenhofs auch wussten, und die Heilige außer bei Gewittern in entsprechenden Situationen anriefen, ist nicht mehr erforschbar.

### III. Das Höhengasthaus „Staide“

Erstaunlich gut erhalten sind die Gravuren, den Besitzern wichtig erscheinende Angaben als Verzierungen auf den Balken (**Abb. 3**), über dem Eingang zum Höhengasthaus zur „Staide“. Bilder fanden in einer „bilderlosen“ Zeit weit größere Beachtung als in unserer von Illustrationen überschwemmten Gegenwart, und dementsprechend wurde ihnen größere Bedeutung beigemessen.

Die gesamte Fassade beherrschend ist das zweifelsfrei barocke Kruzifix über dem Eingang (**Abb. 4**). Wer es geschaffen hat, liegt im Dunkel. So muss der Stil die einzige Aussage über das beträchtliche Alter des Kunstwerks bleiben. Kreuze an Hausfassaden sind gar nicht so selten, waren früher vielleicht noch verbreiteter. In Gremmelsbach sind sie am Dieterlebauernhof und am Oberen Schafberg noch erhalten. Wir erinnern uns, dass Gremmelsbach um diese Zeit noch keine Kirche hatte, auch Hofkapellen von damals sind nicht bekannt. So brachte man christliche Symbole an, wo irgend es sinnvoll erschien.

Beachtenswert ist am rechten Balken, dass man das Haus unter den Namen der Heiligen Familie und dem Gebet „JESUS UND MARIA UND JOSEPH BEWAHRE DISES HAUS“ betritt. Dieses Gebet steht an höchster Stelle, von Besitzer und Schnitzer gewiss nicht zufällig gewählt.



Abb. 3

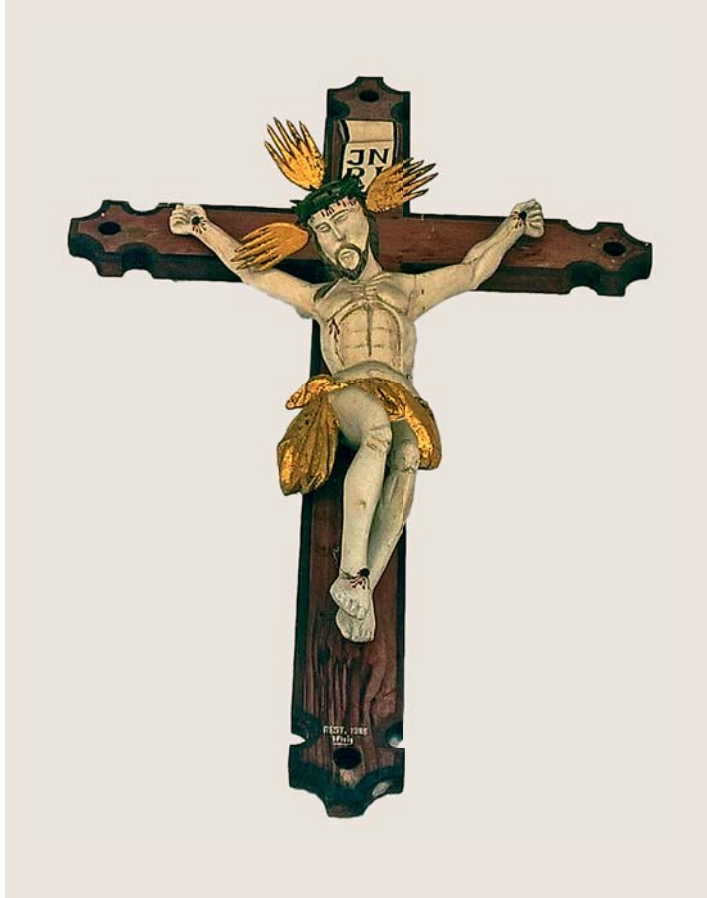


Abb. 4

Die Wirtsgerechtigkeit (Konzession) wurde am 1. September 1683 dem Marx Faller (gleichzeitig Vogt in Gremmelsbach) „in seiner bey der Stauden besagter Vogtey befindlicher Behausung“ erteilt. Es ist die erste Nennung der „STAU“(DE), die 1687 hier im Balken über dem Eingang wiederkehrt. In diesem Jahr verkaufte Faller das Haus an Gabriel Kaltenbach, der die neue Wirtschaft „bei der Stauden“ in dieser Größe erbaute. Als Besitzer, auch aktenmäßig fassbar, ließ sich Gabriel Kaltenbach in diesem Balken verewigen mit „GA“ und „KA“. (Aus der sechsten Generation nach Gabriel Kaltenbach stammt Pfarrer Konrad Kaltenbach aus Niederwasser, der erste Erforscher der Heimatgeschichte, Pfarrer in Aasen bei Donaueschingen.)<sup>5</sup>

Einer Deutung entziehen sich bislang die beiden ersten Buchstaben „D. M.“. Die Kürzel JO. SH. wiederholen sich im auffal-

lend weißen Herzen darunter: MAISTER JOS SH. (Joseph Scherzinger?).

Ebenso wenig deutbar erwiesen sich bisher die beiden im spitzen Winkel auf einander zulaufenden Stäben (?), der obere, schmalere mit rot bemalten Rillen, der untere, breitere mit grünen Rillen. Am oberen Stab scheint links ein Stück herausgebrochen zu sein. Da es schmale Gebilde sind, könnte man an Seile denken. Doch die Führung der Kerben (im rechten Winkel zum Rand), die bei Seilen schräg verlaufen müssten, würde dem widersprechen. Mehr Sinn ergäbe, schmale Brote darin zu sehen, da sie an einem Gasthaus angebracht sind. Doch fehlt die bei Broten und Wecken typische Ausbuchtung in der Mitte. Auch die verschiedenen Farben der Rillen bleibt rätselhaft.

Dennoch liegt die Interpretation nahe: Der Kelch (Wein) darunter wäre dann neben dem Brot das zweite, dazu gehörige eucharistische Symbol. Zusammen mit dem Kreuz auf der rechten Seite und barockem Korpus hätte dies von Anfang an den Einkehrenden darauf hingewiesen, dass er sich hier auf katholischem Gebiet befindet.

Bescheidener nehmen sich die Zeichen auf den beiden anderen Balken aus. In den mittleren Balken ist es als einziges das Christusmonogramm „IHS“ mit einem Kreuz über dem Mittelstrich des „H“ und einem Herzen mit drei Nägeln darunter (Abb. 5). Angedeutet werden soll Christi Leiden und Sterben. Auffällig ist die Umrandung, die den Umrissen eines Totenkopfs ähnelt: Christus als Sieger über den Tod?

Der Name des Sohnes und Nachfolgers von Gabriel Kaltenbach, Mathis, der sich als „dermalen Wirt“ verewigt hat, ist in den linken Balken daneben eingeschnitten (Abb. 6). Ist der gemalte Laubbaum mit üppigem Wurzelwerk (noch in den Originalfarben erhalten, sagt Staudenwirt Rolf Fleig) unter seinem Namen keine Allegorie, so ist er vielleicht ein Hinweis auf die „Staude“. Ein Baum ist wohl eindeutiger darzustellen als eine Staude? Das Kelchmotiv wiederholt sich ohne sonstiges Symbol. Dieser Kelch am unteren Ende des Balkens könnte wieder als gegenreformatorisches Motiv gemeint sein und auf die katholische Konfession in Vorderösterreich hinweisen, aber auch schlicht der Hinweis auf ein Gasthaus und eine Einladung zur Einkehr sein. Die Akten täuschen uns nicht: der Wein war in der Herrschaft Triberg lange vor dem Bier das bevorzugte, wenn nicht das einzig vorhandene Getränk.

Stauenswert ist an diesem profanen Gebäude die Häufung religiöser Symbole, Kennzeichen einer Epoche der nach der Reformation wiedererstarkten Kirche. Gerade an einer Landesgrenze zwischen Württemberg und Vorderösterreich, die auch



Abb. 5



Abb. 6



Konfessionsgrenze wurde, sind die Spuren der Geschichte am deutlichsten zu erkennen. „Nichts ohne Gott“. Das Göttliche ist dem Weltlichen nahe, unzertrennt sind Diesseits und Jenseits. Eine Flut von Festen, insbesondere Marienfeste gehörten zur österreichischen Frömmigkeit, alle bekannten Details aus dem Leben Mariens wurden gefeiert, Vigilien, Fasttage, Andachten wurden abgehalten, tägliche Gebete von der katholischen Kirche verpflichtend vorgeschrieben. Dies verlangte geradezu danach, gegenständlich sichtbar zu sein. Menschenwerk erhält durch den Glauben eine eigene Würde, wird „geadelt“. Doch die Gefahr der Gewöhnung an das Heilige, das jetzt alltäglich wird und mechanisch abläuft, kann zum Aberglauben führen oder schlicht unwirksam werden. Ein Gasthaus bleibt ein Gasthaus und wird durch noch so viele christliche Embleme keine Kirche. Der Alkohol befeuert die Rede, schnell ist ein unbedachtes Wort gesprochen, ein ungerechtes Urteil gefällt, es wird dem Betroffenen zugetragen und schon kommt vom Gericht die Vorladung. Im folgenden Beispiel ist es 1762 Staudenwirt Philipp Ketterer selbst, der keinen Geringeren als Gremmelsbachs Vogt Johann Faller, Heinrich Hansjakobs Urgroßvater (wegen seiner Liebe zu den Vögeln „Vogelhans“ genannt) „einen liederlichen Mann“ schalt, nur weil er ihm „eint- und andere Zehrungen entzogen habe“. Er nahm die Beschuldigung zurück, sie kostete ihn trotzdem eine halbe Krone und 40 Kreuzer. Diese eine Anekdote mag genügen. Es ließen sich mehrere anfügen.<sup>6</sup>

#### IV. Der Mittelgefellhof

Unser letztes Beispiel, ein Denkspruch, damit einziger zusammenhängender Text, will nicht wie die vorangegangenen Denkmale, zu einer religiösen Betrachtung auffordern oder uns über Volksbrauchtum informieren (**Abb. 7**). Wir dürfen annehmen, dass hinter diesen Versen ein wenig Stolz stand, dass damit in weiter Umgebung der Mittelgefellhof der einzige mindestens in Gremmelsbach und Umgebung war, an dessen Fassade ein weithin sichtbarer Sinnspruch zu lesen ist:

*Das Haus ist mein und doch nicht mein  
Beim Zweiten wird es auch so sein  
Dem Dritten wird es übergeben  
Und der wird auch nicht ewig leben  
Der Vierte zieht hinein hinaus  
Nun sag mein Freund wem ist dies Haus*



Abb. 7

Ursprünglich war diese Inschrift auf die Schindeln aufgemalt, wo sie nach der Aussage des jetzigen Besitzers Richard Schwer unter der später angebrachten Schieferverkleidung heute noch erhalten ist. Diese Schrift von 1979 enthält mit verstecktem Humor eine Lebensweisheit, will zunächst den jeweiligen Eigentümer daran erinnern, dass alles auf Erden sein Ende findet, der Adressat soll „weiterdenken“ als nur gerade an seine Jahre auf diesem Hof. Er wird an seine Ahnenreihe erinnert, deren Mühen er sein Werk verdankt, ohne sie stünde er nicht hier. In dieser Reihe stand auch ein Bürgermeister von Gremmelsbach – Martin Schwer – um 1870. Jeder Eigentümer sieht sich aber auch in der Verantwortung für zukünftige Generationen. Nur eines hätte jeder der jeweiligen Besitzer bestritten. Trotz aller Nachdenklichkeit und allem Tiefsinn des Spruchs ließ nie einer einen Zweifel daran, dass er der juristisch rechtmäßige Besitzer ist, wie jeder andere Bauer auch. Das stand schließlich geschrieben.

Hier wird einer Erfahrung Ausdruck gegeben, eine Lebensweisheit formuliert. Die „Grenzen der Menschheit“ werden aufgezeigt, in Goethes Worten:

*Uns hebt die Welle,  
Verschlingt die Welle,  
Und wir versinken.*

Angesprochen werden aber auch die Passanten, die diese Wahrheit auf sich und ihre Verhältnisse beziehen können, dass dies auch ihr Schicksal ist und auch sie sich einmal von ihrem Eigentum trennen müssen. Dass der Spruch zur Kenntnis genommen wird, kann der derzeitige Besitzer Richard Schwer

bestätigen. Auf einer solch seltenen Texttafel muss etwas Bedeutsames zu lesen sein. Immer wieder bleiben Fußgänger stehen, aber auch Autofahrer halten an, um den Spruch zu verinnerlichen.

### Anmerkungen

- 1 Vgl. Klaus Beitzl, *Volks Glaube, Zeugnisse religiöser Volkskunst*, Lizenzausgabe Berlin – Darmstadt – Wien 1978 S. 5 ff.; Walter Hartinger, *Religion und Brauch*, Darmstadt 1992, S. 5 f.; Helmut Krajicek, *Volksfrömmigkeit, Gegenstände der persönlichen Andacht*. Großweil 1989
- 2 Alois Hirth, Fund eines „Agathenzettels“ zu Sasbachwalden, in: *Die Ortenau* 1987, S. 316
- 3 *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Band I. Berlin und Leipzig 1927
- 4 Peter Manns, *Die Heiligen. Alle Biographien zum Regionalkalender für das deutsche Sprachgebiet*, Mainz 1975; S. 96 f.
- 5 Die Ergebnisse seiner Forschung veröffentlichte er in „*Heimatblätter Triberg*“ (1926–1934)
- 6 Generallandesarchiv Karlsruhe 91/12957 fol. 95

Fotos: Volk

## Die Auslöschung der jüdischen Gemeinde von Offenburg: eine Neubewertung der Ereignisse im Winter 1348/49

Andre Gutmann

*Und von dem brunnen, von dem si gesât heten, den erschöpft man, da vande man niôt inne.<sup>1</sup>*

(„Und von dem Brunnen, von dem sie gesagt hatten [sie hätten ihn „verunreinigt“], den schöpfte man aus, da fand man nichts darin.“)

Mit diesem prägnanten und zugleich entlarvenden Satz endet ein undatiertes, aber wahrscheinlich zwischen 10. und 14. Februar 1349 verfasstes Schreiben von Schultheiß, Bürgermeister und Rat der Stadt Offenburg an deren Kollegen in Straßburg, in dem diese detailliert über den Verlauf, das Ergebnis und die Folgen der um die Weihnachtstage 1348 in Offenburg durchgeführten Untersuchung zu einer angeblichen „Brunnenvergiftung“ durch die Juden ihrer Stadt und einer Nachbargemeinde informiert werden. Scheinbar nüchtern wird darin berichtet über die Gefangensetzung aller Offenburger Juden, die Anklage und zielgerichtete Befragung einzelner Beschuldigter, sowohl „freiwillig“ als auch unter Folter, die auf diese Weise erhaltenen Aussagen der Beschuldigten zu deren angeblichen Taten, ihren Zielsetzungen und Motiven, sowie über die gerichtlichen Beratungen, die Verurteilung und anschließende Vollstreckung der Urteile, die am Ende die Ermordung und Auslöschung der kompletten jüdischen Gemeinde in Offenburg bedeutete.

In einer oberflächlichen Betrachtung erscheint der Offenburger Bericht, im Original überliefert und der Forschung schon seit Längerem bekannt, nur als einer unter vielen gleichartigen Berichten dieser Zeit über die an vielen Orten im Südwesten des Reichs stattgefundenen Judenpogrome.<sup>2</sup> Auch unterschied sich das in dem Bericht dokumentierte Vorgehen der Offenburger Obrigkeit gegen ihre jüdischen Mitbürger nicht in besonderem Maße von den Pogromen andernorts. Dennoch sticht das Schreiben in einer von der Forschung bislang weitgehend unbemerkt gebliebenen Weise im Inhalt des Berichts und seiner vermutlichen Zielsetzung, der Darstellung und der verwendeten Begrifflichkeit unter diesen anderen Berichten hervor. Der vorliegende Beitrag setzt es sich zur Aufgabe, dieses

außergewöhnliche Dokument zur Geschichte der Juden und Judenverfolgungen im 14. Jahrhundert im Oberrheingebiet etwas genauer unter die Lupe zu nehmen als dies in bisherigen Betrachtungen zu diesem Thema geschehen ist.<sup>3</sup>

### Die jüdische Gemeinde von Offenburg in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts

Von der Existenz der Offenburger Judengemeinde des 14. Jahrhunderts sind bis heute nur wenige Zeugnisse überliefert, sofern nicht die in ihrer Datierung umstrittene Errichtung eines der heute herausragenden Baudenkmäler der Stadt Offenburg, die Mikwe, ein jüdisches Ritualbad, mit ihr in Verbindung gebracht werden kann. Erst vor Kurzem wurde der Gewölbekeller, von dem die 44 Stufen zu dem Becken des Bades herabführen, grundlegend saniert und dient jetzt als Ort einer im April 2016 feierlich eröffneten Ausstellung zur Funktion des Bades und der Geschichte des jüdischen Lebens in Offenburg und in der Ortenau. Einer in der Diskussion befindlichen sehr späten Datierung in das 16. oder 17. Jahrhundert<sup>4</sup> steht allerdings die Beobachtung entgegen, dass sich nach der Auslöschung 1348 erst im 17. Jahrhundert und dies auch nur vorübergehend während des 30-jährigen Kriegs, genauer ab 1637, wieder eine kleine jüdische Gemeinde in der Stadt nachweisen lässt,<sup>5</sup> zu der auch keine näheren Informationen vorliegen, ob sie finanziell überhaupt in der Lage gewesen wäre, die Errichtung eines solchen Ritualbades stemmen zu können. Plausibler erscheint es in dieser Hinsicht, die Errichtung der Mikwe der mittelalterlichen jüdischen Gemeinde zuzuordnen, die sich spätestens in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Offenburg etabliert hatte.

Über die Größe dieser Gemeinde liegen uns keine belastbaren Informationen vor. Die ältesten Hinweise auf die Existenz einer jüdischen Gemeinde in Offenburg sind zunächst nur indirekter Natur. Resultierend aus den als sogenannte „Armleder“-Pogrome bezeichneten Judenverfolgungen zwischen 1336 und 1338 in Franken, dem Mittelrheingebiet und dem Elsass,<sup>6</sup> nahm die Stadt Straßburg am 4. Dezember 1338 insgesamt 15 dort lebende, wohl erst kurz zuvor zugezogene jüdische Familien in ihren Schutz, wofür diese über fünf Jahre jährlich individuelle Summen an Schutzgeldern zu zahlen hatten, und zwar unabhängig von den jährlich 1000 Pfund, die die jüdische Gemeinde insgesamt an die Stadt zu leisten hatte, und den 60 Mark Silber an den König und 12 Mark Silber an den Bischof.<sup>7</sup> Unter den genannten jüdischen Familien (mit Angabe ihrer Abgabenlast) tauchen auch ein *Lenit von Offenburg und sin kint*

*eilif [= 11] pfunt und ein untze; und etwas später ein Gumbrecht von Offenburg und sine kint sehsedehalb [= 5,5] pfunt und ethuwe und zweintzig pfennige [= 28 Pfennige] auf.*<sup>8</sup> Der zweitgenannte Jude Gumprecht ist nochmals 1343 und 1346 in Zusammenhang mit einem Kreditgeschäft mit mehreren Herren von Geroldseck und anderen Rittern und Edelknechten belegt. Um eine Schuld von 53 Pfund an Gumprecht zurückzahlen zu können, verpfändete Georg von Geroldseck 1343 einen Kornzehnten, der in die Stadt Offenburg geliefert werden sollte und zwar in ein beliebiges Haus, das Gumprecht dort besäße. Bei Säumnis der Zahlungen sollten sich außerdem die Schuldner in Offenburg zum Einlager einfinden.<sup>9</sup> Demnach verfügte der seit spätestens 1338 in Straßburg ansässige Jude Gumprecht weiterhin über enge Beziehungen nach Offenburg, wo er auch wohl mindestens zwei oder mehr Häuser besaß und damit, wie auch das Kreditgeschäft mit den Geroldseckern selbst zeigt, vermutlich recht wohlhabend gewesen sein muss. Es ist anzunehmen, dass sich unter den Opfern des Offenburger Pogroms vom Dezember 1348 auch Angehörige der Familien des Lenit und Gumprecht befunden haben werden.

### Die Judenpogrome von 1348/49

Der Offenburger Pogrom reiht sich ein in eine größere Zahl solcher gewaltsamer Vorgehensweisen gegen die jüdische Bevölkerung vor allem der Städte im Reich in den Jahren 1348 und 1349.<sup>10</sup> Ein enger, wenngleich nicht zu überschätzender Zusammenhang zu den Judenpogromen dieser Zeit bestand mit den gleichzeitigen Pestzügen, die Europa heimsuchten. Unter anderem weil die Juden signifikant geringer von der Pest betroffen waren – was möglicherweise in deren häufigen rituellen Waschungen und dadurch besserer Körperhygiene sowie der stärkeren Abschottung von der übrigen Stadtbevölkerung begründet lag –, gerieten sie in der breiten Bevölkerung schnell unter Verdacht, Auslöser der Epidemien zu sein. Ein typisches Mittel antijüdischer Propaganda war der Vorwurf der Vergiftung der Brunnen und anderer Gewässer, die zusätzlich als Element einer umfassenden, religiös motivierten Verschwörung der Juden gegen die Christen angesehen wurde, womit alle Juden an jedem Ort unter den Generalverdacht einer Teilhabe an dieser Verschwörung gestellt wurden.<sup>11</sup> Dabei erscheint bemerkenswert, dass viele Judenpogrome im Reich nicht etwa in der Folge, sondern schon Wochen und Monate vor dem Ausbruch der Pest an den jeweiligen Orten stattgefunden hatten, den Pogromen also vielfach kein unmittelbarer kausaler Zusammenhang zu-

grunde lag,<sup>12</sup> sondern auf einer vor allem durch Nachrichten und Gerüchte angetriebenen jüdenfeindlichen Grundstimmung in der Bevölkerung beruhten, die teilweise noch durch die Kirche weiter angefacht, aber auch durch zeitgleiche politische Unruhen und ökonomische Konflikte befeuert wurde. In vielen Städten in ganz Europa und dem Reich spielten Juden in dieser Zeit eine bedeutende Rolle in der Entwicklung der urbanen Wirtschaft, weil diese eines ausgebildeten Kreditwesens bedurfte, das zu einem großen Teil auf dem von den Juden betriebenen Geldhandel und Geldverleih – zugleich häufig der einzige Erwerbszweig, der ihnen von Seiten ihrer christlichen Mitbürger zugestanden wurde, – basierte. Gerade in Reichsstädten gehörten die jüdischen Gemeinden zu den königlichen „Kammerdienern“ und stellten über die zu leistenden Judensteuern erhebliche Einnahmefaktoren für das grundsätzlich finanzschwache Königtum dar. Die von jüdischen Kaufleuten und Geldhändlern gewährten Kredite für Bürger und Adlige führten jedoch dazu, dass vor allem diese ein Interesse an der gewaltsamen „Bereinigung“ ihrer Schulden entwickelten, sei es durch Vertreibung oder gleich Tötung ihrer Gläubiger.<sup>13</sup>

In den Städten führte dies, vor allem im Winter 1348/49, zu gut organisierten Pogromen gegen die jüdische Bevölkerung, die kollektiv gefangengesetzt, gefoltert und anschließend hingerichtet wurde, vielfach durch Verbrennung. Zwar gab es durchaus auch mahnende Stimmen, die nach eindeutigen Beweisen statt unter Folter erpressten Geständnissen riefen, und auch nicht jede städtische Obrigkeit war dazu geneigt, dem aufgeheizten Volkzorn willfährig zu entsprechen, zumal Judenpogrome als Auftakt oder Begleiterscheinung zu größeren Unruhen politischer Art gesehen wurden, die leicht in einen Umsturz der bisherigen politischen Ordnung und Ablösung der bisherigen Führung münden konnten.<sup>14</sup> Zu den opferreichsten Pogromen im südwestdeutschen Raum gehörte der vom 14. Februar 1349 in Straßburg, in dessen Verlauf die gesamte jüdische Gemeinde – chronikalische Berichte gehen von bis zu 2000 Personen aus – durch Feuer hingerichtet wurde.<sup>15</sup> In einem erfolglosen Versuch, die eigene Bevölkerung zu beruhigen, hatte der Straßburger Rat allerdings bereits im Sommer 1348 mehrere Juden verhaften, foltern und hinrichten lassen. In Reaktion darauf hatte die Stadt Köln noch im August und danach noch einmal im Dezember 1348 den Straßburger Rat um Informationen über die Verurteilung einiger Juden wegen Brunnenvergiftungen gebeten und im Januar 1349 nochmals explizit davor gewarnt, aufgrund unbewiesener Gerüchte gegen die Juden vorzugehen,<sup>16</sup> doch verhalte diese Warnung

angesichts politischer Unruhen in Straßburg, die nicht zuletzt wegen der zögerlichen Haltung des Stadtrats gegenüber den Juden am 10. Februar 1349 zu einem von den Zünften angeleiteten Umsturz führten. Der daraufhin neu gewählte Stadtrat demonstrierte seine neue politische Ausrichtung mit dem eingeleiteten Pogrom und der folgenden Auslöschung der jüdischen Gemeinde am 14. Februar.<sup>17</sup>

In den Monaten zuvor hatte der Straßburger Rat – vermutlich in Reaktion auf die Anfrage aus Köln im Sommer 1348 – wohl selbst verschiedene Orte im Oberrheingebiet, darunter viele Reichsstädte und mit Straßburg verbündete Städte angefragt, zu welchen Ergebnissen die dortigen Untersuchungen zu Vorwürfen gegen die Juden zu Brunnenvergiftung gekommen seien, und vermutlich auch, ob dabei Verbindungen zu Straßburger Juden aufgetaucht seien. Es ist möglich, aber nicht zu klären, dass die Anfrage seitens Straßburg in einzelnen Städten überhaupt erst zum Auslöser für derartige „Untersuchungen“ wurde, es ist jedoch mehrheitlich anzunehmen, dass das Phänomen auch unabhängig davon schon zu weit verbreitet war. Zudem gab es immer wieder Berichte, wonach „Geständnisse“ von Juden ergeben hätten, dass „alle Juden im Land“ von den Brunnenvergiftungen wissen würden. Diesen Tenor besitzen auch zahlreiche der Antworten bzw. Berichte an Straßburg, die uns aus den Städten Basel, Bern, Breisach, Colmar, Freiburg, Kenzingen, Oberehnheim, Schlettstadt und Waldkirch überliefert sind.<sup>18</sup>

### Der Offenburger Bericht an Straßburg

Wie es das eingangs kurz vorgestellte Antwortschreiben der Offenburger Obrigkeit an den Straßburger Rat nahelegt, muss auch die Stadt Offenburg eine entsprechende Anfrage aus Straßburg erhalten haben. In deren Beantwortung ließen sich die Offenburger indes wohl einige Zeit. Obwohl das Vorgehen und die „Untersuchung“ zu den Offenburger Juden bereits in der zweiten Hälfte des Dezembers 1348 erfolgt war, schickte der Rat seinen Bericht erst in den Tagen unmittelbar nach dem politischen Umsturz in Straßburg am 10. Februar 1349.<sup>19</sup> Der Bericht selbst ist undatiert, als Adressat im Straßburger Rat ist jedoch der Stettmeister Klaus Zorn genannt Bülach angegeben, der erst mit dem Umsturz wieder an die Macht gekommen war. Der terminus ante quem ergibt sich aus einem Verweis darin auf die Straßburger Juden, der nur für den Zeitraum vor deren Vernichtung im Pogrom vom 14. Februar 1349 einen Sinn ergibt.<sup>20</sup>



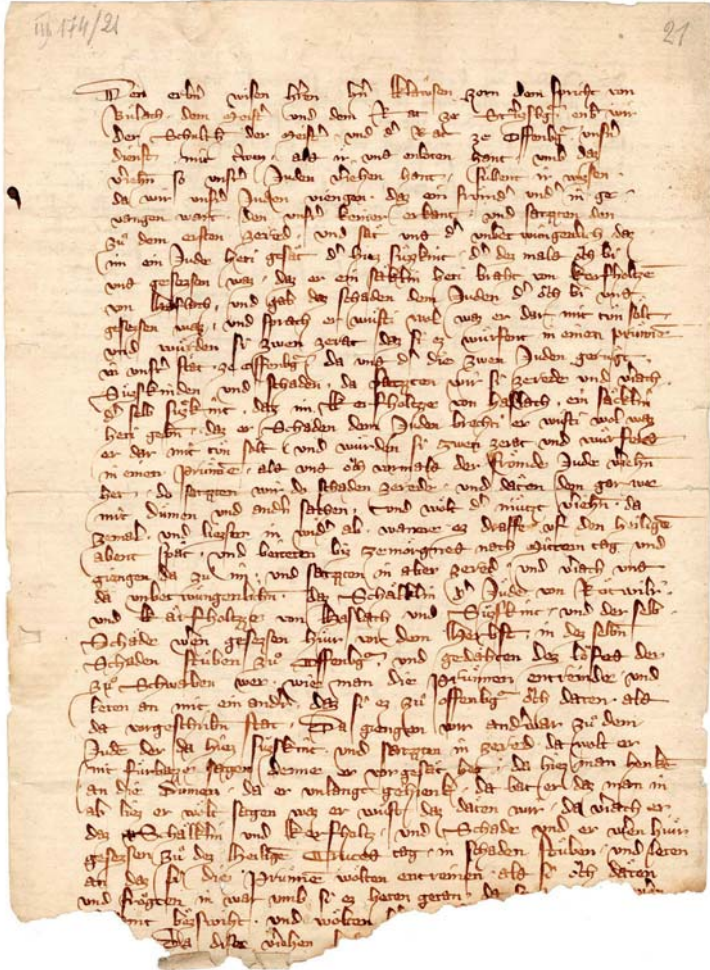


Abb. 1

Oberflächlich erscheint das Offenburger Schreiben nur als einer unter vielen gleichartigen Berichten, wie sie Straßburg auch von anderen Städten erhalten hatte. Bereits Martin Ruch hat allerdings erkannt, dass der Offenburger Bericht eine etwas andere Gewichtung der darin geschilderten Ereignisse besitzt, wenngleich er diesen Unterschied nur „in einem Punkt“ festmachen will: „Denn die Offenburger bezeichneten sich als unschuldig am Tod ihrer Juden. Diese hätten sich nämlich selbst verbrannt und man habe sie nicht einmal geheißen, solches zu tun!“. Demgegenüber sei es aber – angesichts gleichzeitiger Berichte aus anderen Städten – „nun wirklich nicht gut einzusehen, daß gerade den Offenburger Rat als einzigen Anwandlungen von Edelmut überkommen haben sollen“, zumal Selbst-

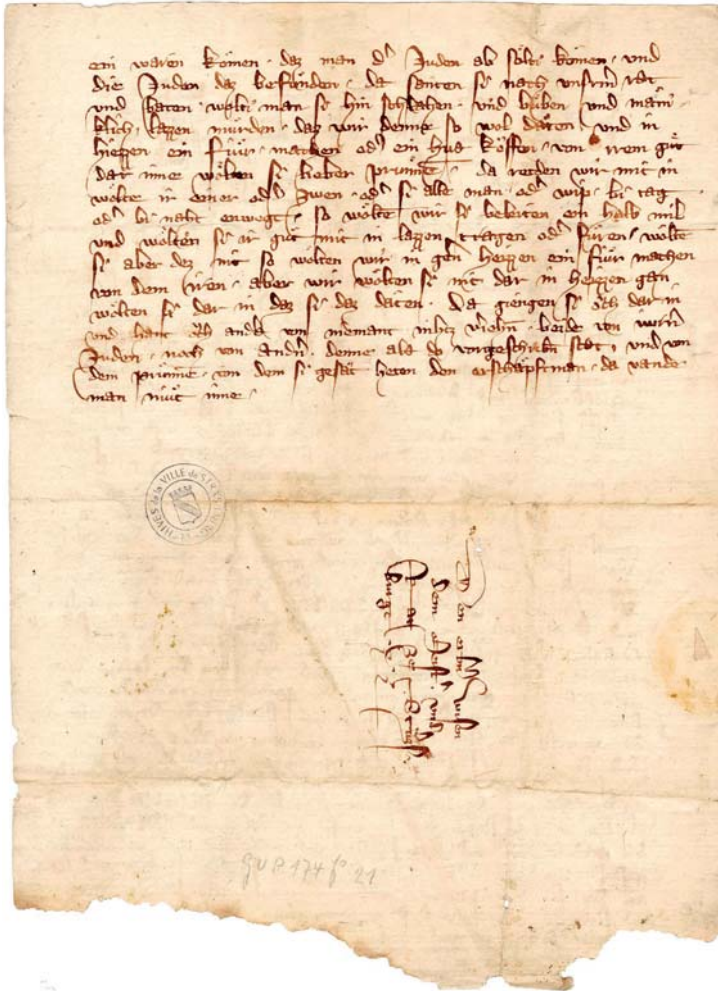


Abb. 2

mord für jeden gläubigen Juden eine schwere Sünde sei.<sup>21</sup> Außer einer von Berthold Rosenthal um 1927 angefertigten, nicht ganz fehlerfreien Übertragung des Berichts in modernes Deutsch,<sup>22</sup> liefert Ruch jedoch auch keine weiteren Interpretationen des Textes,<sup>23</sup> was bedauerlich ist, hält dieser doch noch eine Reihe weiterer Punkte parat, die – entgegen Ruchs Meinung – tatsächlich eine etwas andere Haltung des Offenburger Rats zu den Vorwürfen gegen die eigenen wie auch auswärtige Juden belegt als dies in den gleichzeitigen Berichten aus anderen Städten zum Vorschein kommt, wengleich die Begleitumstände und das letztlich Ergebnis ebenso schrecklich waren wie andernorts.

### Entstehungsumstände

Vor einer inhaltlichen Analyse des Berichts muss zuvor auf die Umstände seiner Entstehung eingegangen werden, die unmittelbare Auswirkung auf die Beurteilung des Inhalts und seiner Interpretation hat. Es handelt sich um den Bericht einer befreundeten Gemeinde an die Stadt Straßburg bzw. genauer des Ratsgremiums der Stadt Offenburg an dessen Kollegen in Straßburg, wobei angesichts der vielfältigen ökonomischen wie wohl teilweise auch verwandtschaftlichen Verbindungen der Führungsschichten beider Städte auch von entsprechenden Beziehungen zwischen einzelnen Angehörigen der Ratsgremien ausgegangen werden muss. Weiterhin richtete sich der Offenburger Bericht an einen durch den Umsturz vom 10. Februar 1349 neu gewählten Straßburger Rat, dessen Zusammensetzung gerade dadurch beeinflusst war, dass große Teile der Bürgerschaft, insbesondere seitens der Zünfte, den alten Rat wegen einer angeblich zu zurückhaltenden Politik gegenüber den Juden abgesetzt sehen wollte; wie die weiteren Entwicklungen bis zum Pogrom vom 14. Februar zeigen, handelte es sich bei dem neuen Rat um ein Gremium, in dem eine judenfeindliche Haltung ein deutliches Übergewicht besaß.<sup>24</sup> Dementsprechend wäre es relativ merkwürdig, wenn die Offenburger einen – so Martin Ruchs Interpretation – apologetischen Bericht über ihre Behandlung der Offenburger Juden an Straßburg hätten abliefern wollen, wohlwissend, dass im Straßburger Rat gerade eine genau umgekehrte Stimmung herrschte. Hier sollte der Bericht mit ergebnisoffenerem Blick betrachtet werden, der nicht einfach den Stereotyp der „antisemitischen Haltung aller städtischer Obrigkeiten“ bedient. Es muss nicht gleich eine „Anwandlung von Edelmut“ im Offenburger Rat angenommen werden, eine kritischere Begutachtung als die von Martin Ruch gelieferte hat der Text aber allemal verdient.

Das gesamte Schreiben umfasst zwei volle Seiten, der wichtigste Satz steht jedoch ganz am Ende: *Und von dem prünnen, von dem si gesât heten* [dass er „verunreinigt“ worden sei], *den erschöpft man, da vande man niút inne* (Z. 51 f.).<sup>25</sup> Unter dieser so formulierten Prämisse, nämlich dass sich trotz der durch Folter erwirkten Geständnisse keinerlei positive Beweise für eine Verunreinigung bzw. Vergiftung des von den Beschuldigten angezeigten Offenburger Brunnens finden lassen, steht der gesamte Bericht und muss auch so interpretiert werden!

### Inhaltliche Analyse

Der Text ist aus der Sicht des Rates geschrieben, doch finden sich darin und teilweise mitten im Satz mehrfache Perspektivenwechsel bei Aussagen und Handlungen, die einerseits dem Rat, andererseits aber den einzelnen Juden, etwa beim Verhör, zugeschrieben werden.<sup>26</sup> Er setzt ein mit der Ankündigung des Offenburger Rats, worum es in seinen Ausführungen konkret gehe: *Als ir uns enboten hant umb daz veriehen, so unser iuden veriehen hant, [...] (Z. 5 f.)*. In Rosenthals Übersetzung lautet der Abschnitt: „Da ihr uns entboten habt um das Vergehen, das unsre Juden vergingen, [...]“. Das Verb „veriehen“ wird in dem gesamten Bericht aber immer nur in einer bestimmten Bedeutung verwendet, und zwar nicht im Sinne von „vergehen“ oder (eine Tat) „begehen“, sondern im Sinne von (etwas) „gestehen“ (vgl. Z. 15, 19, 21, 23, 33, 37 f., 49).<sup>27</sup> Der Abschnitt muss in der Übersetzung eigentlich lauten: „um das Geständnis, das unsere Juden gestanden haben“ bzw. „angegeben haben“. Dieses hier angezeigte Geständnis aber wurde zunächst gar nicht von den Offenburgern errungen, sondern – eindeutig so mitgeteilt: *Als ir uns enboten hant (Z. 5)* – offensichtlich von den Straßburgern! Das mittelhochdeutsche Wort „enbieten“ bedeutet „verkünden“ bzw. „eine Mitteilung überbringen lassen“, ebenso wie „bieten“ bzw. Grüße „entbieten“ (vgl. Z. 3) oder „darbieten“ im Sinne von „informieren“; bereits Rosenthal scheint mit der Wortbedeutung Schwierigkeiten gehabt zu haben und hat es erst gar nicht übersetzt! Es müsste wohl heißen: „Als ihr uns informiert habt über das Geständnis, das von unseren Juden abgegeben wurde, [...]“. Demnach dürfte dieses Geständnis wohl am ehesten bei einer – vermutlich unter Anwendung von Folter durchgeführten – Befragung der in Straßburg ansässigen Juden zustande gekommen sein, vielleicht von jemandem wie dem 1338 belegten Lenit oder dem zusätzlich 1343 und 1346 belegten Gumprecht von Offenburg, wahrscheinlich im Rahmen der ersten Straßburger Pogrome im Sommer 1348.

Im Umkehrschluss bedeutet dies aber auch, dass es in Offenburg selbst möglicherweise gar keinen Grund gegeben haben könnte, weshalb die Juden irgendeines Verbrechens hätten verdächtigt werden müssen. Denn bemerkenswerterweise enthält der Bericht gar keine Angabe zum Anlass der Untersuchung. Sie scheint allein dadurch begonnen worden zu sein, weil dem Offenburger Rat aus Straßburg mitgeteilt wurde, Offenburger oder ursprünglich aus Offenburg stammende Juden hätten im Verhör dort lebende Glaubensgenossen beschuldigt,

worauf der Offenburger Rat überhaupt erst die lokalen Juden gefangen setzte.

Dieser Eindruck verstärkt sich noch dadurch, dass auch die initiale Beschuldigung, der „Anfangsverdacht“, nicht etwa aus den Reihen der Offenburger Juden stammte, sondern von Seiten eines *frömden* [Judens] *under in[en]* (Z. 6 f.) formuliert worden sei, der nicht einmal namentlich benannt wird. Die Anonymisierung dieses „Informanten“ ist umso erstaunlicher, da in anderen Berichten auf die Identifizierung auswärtiger Juden großer Wert gelegt wurde, ließ sich damit doch die Propaganda der „jüdischen Verschwörung“ gegen die Christen auch auf andere Orte streuen und weiterverbreiten! Bemerkenswert ist auch, dass dieser *zû dem ersten ze red* (Z. 8.) gestellt worden sein soll, was auch nicht unbedingt als Ausweis eines besonderen Verdachtsmoments des Rats gegenüber den Offenburger Juden erscheint. Dieser unbekannte auswärtige Jude habe dann *unbetwungenlich* (Z. 8), „ungezwungen“, also nicht unter Einfluss der Folter, zwei Offenburger Juden mit Namen Süßkind und Schaden sowie den Haslacher Juden Kerfholzen der „Brunnenvergiftung“ beschuldigt, worauf das Verfahren gegen Süßkind und Schaden in voller Härte begonnen worden sei, in dessen Verlauf noch ein weiterer Jude namens Schälklin von Rottweil belastet wurde.

Hierzu ist eine weitere Beobachtung einzuflechten, und zwar zur Beschreibung bzw. eigentlich besser Umschreibung des Tatbestands. Denn obwohl es in dem Bericht um den Tatbestand der Brunnenvergiftung geht, wird in Bezug auf die tatsächliche Wortwahl ganz erheblich abgerüstet: Im krassen Gegensatz zu allen anderen Berichten, die Straßburg aus verschiedenen Städten erhielt, und in denen die Worte „Gift“ oder „vergiften“ geradezu exzessiv Verwendung finden,<sup>28</sup> tauchen diese in dem Offenburger Bericht kein einziges Mal auf. Stattdessen finden sich geradezu bemühte Umschreibungen des angeblichen Vergehens, wobei dessen Vorwurf zu keinem Zeitpunkt seitens des Rats gebraucht wird: Nur in den „Geständnissen“, deren Zustandekommen unter Folter freimütig zugegeben wird (Z. 20: *und dâten dem gar we mit dûmen und andern sachen*; Z. 31 f.: *da hiez man henken an die dumen*), werden den beiden gefolterten Juden zweimal die Worte in den Mund gelegt, sie hätten darüber diskutiert, *wie man die prünnen entreinde* (Z. 27 f.) bzw. beabsichtigt habe dies zu tun (Z. 35 f.). Hier ist also davon die Rede, einen Brunnen zu *entreinen* bzw. *entreinden*, zu „entreinigen“, also zu verschmutzen oder zu besudeln, eine in keinem der anderen Berichte an Straßburg gebrauchte Wendung, die auch begrifflich deutlichen Abstand zum Verbrechen des „Vergiftens“ nimmt.

Etwas kurios ist auch die Umschreibung des angeblichen Umgangs der Juden mit der „Tatwaffe“: Der fremde Jude habe mitgeteilt, der Jude Süßkind habe von dem Haslacher Juden Kerfholz *ein säcklin* erhalten, das er dem Schaden gegeben habe, „der wohl wüsste, was er damit zu tun habe“ (Z. 10 ff.)! Selbiges habe Süßkind bei seiner Befragung wiederholt (Z. 15 ff.). Die Tatwaffe ist „ein Säckchen, mit dem etwas zu tun sei“, um einen Brunnen zu „entreinigen“ – was für ein Unterschied zu den üblichen erpressten Geständnissen, dass die Juden *giffit leiten in den brunnen* (in Solothurn), *giffit anderswa in brunnen [...]* *legende*,<sup>29</sup> *giffit leiti in die brunnen ze Colmer*<sup>30</sup> oder *etwen mengen brunnen vergift hant*<sup>31</sup> und weitere ähnliche Wendungen mehr.

Meines Erachtens erscheint es relativ eindeutig, woher diese Zurückhaltung stammt: Wie der Rat am Ende seines Berichts selbst zugibt, konnten außer den unter Folter gemachten „Geständnissen“ keine positiven Beweise für eine tatsächliche Vergiftung eines Brunnens gefunden werden, nachdem auch der von den Juden benannte Brunnen ausgeschöpft und darin nichts gefunden wurde. Insofern versuchte der Rat sich hier, etwas mehr als zwei Monate später, begrifflich von dem unbewiesenen Tatbestand zu distanzieren, auch wenn dies zum Zeitpunkt des aktuellen Verfahrens Ende Dezember 1348 leider keine erkennbare Wirkung zeigte. Die Position der Bemerkung ganz am Ende des Schreibens wird bislang wohl zu Recht so gedeutet, dass auch das Ausschöpfen des Brunnens erst nach Abschluss des Verfahrens, sprich: dem Feuertod der Offenburger Juden vonstattengegangen war. Dabei ist anzunehmen, dass dieses Ausschöpfen von den Zeitgenossen als nachträgliche Sicherungsmaßnahme zur Beseitigung angenommener Vergiftung oder Verunreinigung gesehen wurde, und nicht als Teil eines modern gedachten prozessualen Beweisaufnahmeverfahrens, das durch die Geständnisse und den bereits erfolgten Vollzug der Bestrafung als obsolet betrachtet worden war.

Durch einen Ausriss oder Mäusefraß ist am Blattende des Berichtes ein stärkerer Textverlust entstanden, bedauerlicherweise gerade an einer bedeutenden Stelle, in der die Befragung der Beschuldigten nach den Motiven ihrer Tat und deren Auskünfte behandelt werden; eine sinngemäße Ergänzung ist nur teilweise möglich: *Und frógtin in, warumb sie ez heten getan, da s[äten si und] verie[hen, si se]int bózwiht und wólten s[...?]. Da diese veriehen, s[...?]* (Z. 36 ff.). Bemerkenswert ist hier allein schon die vom Rat gestellte Frage nach der Motivation ihrer Tat; derartige Nachfragen sind selten, weil in der Regel die anti-jüdische Propaganda die Motivation, nämlich die Verschwö-

rung gegen die Christenheit, als ausgemachte Sache vermittelte. Ebenso bemerkenswert erscheint dann die Antwort, soweit sich der Text noch rekonstruieren lässt. So hätten sich die Juden selbst als „Bösewichte“ bezeichnet, ein Begriff, der eigentlich eher unbestimmt im Sinne von „Kriminelle“ gebraucht wurde; und so scheint in dieser obrigkeitlichen Darstellung die (im Nachhinein nicht festgestellte!) Brunnen-„Verschmutzung“ als eine „kriminelle Tat“ angesehen worden zu sein und eben nicht als eine religiös motivierte jüdische Verschwörung, wie sie aus anderen Städten an Straßburg gemeldet wurde.

Es stellt sich nun die Frage, ob der Offenburger Rat aus dieser Bewertung als „krimineller Tat“ irgendeine andere Konsequenz gezogen hatte als die, die wir aus anderen Städten kennen, nämlich die selbstverständliche Ausweitung der Schuld bzw. Täterschaft auf die gesamte jüdische Gemeinde und damit deren kollektive Bestrafung durch Hinrichtung. Hierzu könnte der heute verlorene Text wohl Auskunft geben, eine zumindest potenzielle inhaltliche Rekonstruktion mag sich aus den Informationen im weiteren Verlauf des letzten Abschnitts ergeben: *Da diese veriehen [= gestanden haben], s[...]* (Z. 38) lässt die Mitteilung einer unmittelbaren Handlung in Folge des Geständnisses annehmen, deren konkrete Form hier aber zunächst offen bleiben muss. Einer geordneten Syntax folgend könnte danach etwas gestanden haben wie: [Und da wir über] *ein waren kómen, daz man der iuden ab sólti kómen, und die iuden daz befúnden, da santen si nach unserm rat und baten, wolti man si hin schlafen und búben und mániklich lassen murden, daz wir denne so wol dáten und in hiessen ein fiúr machen oder ein hus kóffen von irem gút, dar inne wólten si lieber prúnnen* (Z. 38–43).

Auch dieser Abschnitt ist interpretationsbedürftig, zunächst in Bezug auf „die Juden“, hier verbunden mit der Frage, wer konkret damit gemeint war. Die bisherige Forschung hat diese Angaben und alle weiteren Bezüge auf „die Juden“ im letzten Abschnitt einfach pauschal auf die gesamte jüdische Gemeinde Offenburgs bezogen und zwar inklusive der beiden „geständigen“ Juden Süßkind und Schaden.<sup>32</sup> Eine Differenzierung erscheint jedoch dringend angebracht, soll besonders eine weitere Passage in diesem Schlussabschnitt des Berichts Sinn ergeben. In diesem Zusammenhang könnte der verlorene Text vielleicht eine Mitteilung zum unmittelbaren Schicksal der beiden Geständigen, nämlich deren unmittelbare Hinrichtung nach dem Geständnis, etwa durch Feuer, enthalten haben, eventuell folgendermaßen: *Da diese veriehen, s[so hant wir si gebrant]* (Z. 38f.) In diesem Fall würde sich „die Juden“ auf

den gesamten Rest der jüdischen Gemeinde beziehen, deren sich der Offenburger Rat entledigen wollte. Der Bericht fährt weiter fort, dass, als *die iuden* von diesen Plänen ihrer Vernichtung erfahren hätten, sie beim Rat vorstellig geworden seien und diesen – in geradezu trotziger Resignation und Anerkennung eines als unabwendbar empfundenen Schicksals – aufgefordert habe, sofern man „sie schlagen, entmannen und jeden ermorden lassen wolle“ (*wolti man si hin schlagen und büben und mänklich lassen murden*; Z. 40f.), dass der Rat dies wohl tun möge, und dieser ihnen befohlen habe (*in hiessen*) „ein Feuer zu machen oder mit ihrem Vermögen ein Haus zu kaufen, in dem sie lieber selbst verbrennen wollten“ ([...], *das wir denne so wol däten und in hiessen ein für machen oder ein hus köffen von irem güt, dar inne wölten si lieber prünnen*; Z. 41 ff.).<sup>33</sup> Interessant erscheint hier bereits die Wortwahl, die Juden „ermorden [zu] lassen“, die ja auf einen als Unrecht empfundenen Vorgang hinweist und daher möglicherweise unmittelbar aus der tatsächlichen Anfrage der Juden an den Rat stammt. Dass dieser Vorwurf der jüdischen Gemeinde gegenüber dem Rat hier so offen von dem Offenburger Schreiber wiedergegeben wird, ist ein weiterer bemerkenswerter Aspekt dieses ungewöhnlichen Berichts.

Der Text schildert anschließend die Reaktion des Rats auf diese „Ansinnen“ der Juden: *Da redten wir mit in, wölte ir einer oder zwen oder si alle, man oder wip, bi tag oder bi naht enwege, so wölten wir si beleiten ein halb mil und wölten si ir güt mit in lassen tragen oder füren* (Z. 43–46). Der Rat habe also mit den Juden gesprochen und seinerseits als Alternative angeboten, dass sie unter (bewaffnetem) Geleit mit ihrer gesamten Habe bis auf eine halbe Meile außerhalb der Stadt abziehen könnten. Die Wendung *man oder wip* ist wohl eher im Sinne von „sowohl Männer als auch Frauen“ zu verstehen, oder sogar „sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechts“, da von Kindern gar keine Rede ist. Es ist im Grunde wohl eine etwas umständliche Umschreibung für Familien.

Insbesondere geht aber aus dieser Ansprache relativ eindeutig hervor, dass es sich bei den Adressaten dieses „Gegenangebots“, also „den Juden“, keinesfalls auch um die beiden Juden Süßkind und Schaden gehandelt haben kann, denn dies hätte bedeutet, dass das Angebot des freien Abzugs auch die geständigen „Bösewichte“ betroffen hätte, ein Umstand, den der Offenburger Rat nicht einmal in Ansätzen oder auch nur einer Absichtserklärung dem Straßburger Rat hätte vermitteln können. Allein das hier mitgeteilte Gegenangebot des freien Abzugs an die übrige jüdische Gemeinde dürfte in Straßburg für



erhebliche Irritationen gesorgt haben, widersprach es doch allem andernorts und dann ja auch in Straßburg geübten Umgang mit den jüdischen Gemeinden, deren vollständige Auslöschung geradezu planmäßig betrieben wurde. Die Beschuldigung aller Juden im Kollektiv, Teil einer Verschwörung gegen ihre christlichen Mitmenschen zu sein, verlangte geradezu nach einer Bestrafung auch des gesamten Kollektivs. Es ist noch einmal zu betonen, dass es aufgrund der Umstände und des Adressaten des Berichts keinen Anlass gab, dass der Offenburger Rat hier selbst irgendwelche Umstände beschönigt oder gar erfunden hat. Vielmehr spricht dieses Gegenangebot an „ein oder zwei oder alle“ jüdische Familien – freier Abzug als Alternative zu einem „freiwilligen“, selbst erwählten Feuertod – dafür, dass der Offenburger Rat die restliche jüdische Gemeinde gerade nicht wie andernorts zum unmittelbaren „Täterkreis“ zählen wollte, dem das gleiche Schicksal wie den eigentlichen Tätern widerfahren sollte. Vor diesem Hintergrund gewinnt der obige Vorschlag zur Rekonstruktion der verlorenen Textteile zusätzliches Gewicht: Er bezieht sich wohl auf die Hinrichtung der beiden Juden Süßkind und Schaden unmittelbar nach ihrem durch Folter erzwungenen Geständnis: *Da diese veriehen, s[o hant wir si gebrant]* (Z. 38). Erst auf diese Weise wird auch das Gegenangebot an „die Juden“, nämlich die restliche Gemeinde, verständlich. Wie umfangreich sich diese restliche Gemeinde gestaltete, ist aus den Angaben indes kaum zu eruieren, es dürften jedoch mindestens drei weitere Haushalte oder Familien gewesen sein, wenn die Angabe „einer oder zwei oder sie alle“ einen Sinn ergeben soll.

Dem Bericht zufolge habe der Rat jedoch auch – für den Fall, dass die jüdische Gemeinde keinen Abzug wünschte – vorgeschlagen, deren eigenes „Angebot“ aufzunehmen, ihnen zu befehlen mit ihrem Gut, also ihrer Habe, ein Feuer zu machen, wobei der Rat ihnen aber nicht befehlen wolle, auch dort hinein (in den Feuertod) zu gehen: *Wölten si aber dez nit, so wölten wir in gern heissen ein für machen von dem iren, aber wir wölten si nit dar in heissen gan* (Z. 46 ff.). Sofern sie jedoch hinein gehen wollten, so könnten sie dies tun, was sie dann auch taten: *wölten si darin, daz si daz dāten. Da giengen si öch darin* (Z. 48 ff.). Mit diesen scheinbar nüchternen Worten dokumentiert der Bericht die Auslöschung der gesamten jüdischen Gemeinde Offenburgs durch den Feuertod.

Diese merkwürdige Selbstdarstellung des Offenburger Rats, der seine jüdischen Mitbürger nach der Verurteilung und wahrscheinlichen Hinrichtung der beiden geständigen Täter vor die scheinbar diametral gegensätzliche Wahl zwischen Feu-

ertod und freiem Abzug gestellt hatte, war bereits Martin Ruch aufgefallen, der die Ausführungen jedoch allein als apologetisches Verhalten des Rats gegenüber seinen Straßburger Ratskollegen interpretierte, obwohl diese ob ihrer eigenen judenfeindlichen Haltung genau die falschen Adressaten eines derartigen Versuchs der eigenen Entlastung darstellten.<sup>34</sup>

Der Bericht erweckt vielmehr den Eindruck, dass der Offenburger Rat nach einer anzunehmenden Hinrichtung der beiden geständigen Täter keinen unmittelbaren Plan auch zur Hinrichtung und Auslöschung der übrigen jüdischen Gemeinde verfolgte, sondern diese „nur“ loswerden wollte. Von dem andernorts breit belegten Vorgehen der Obrigkeit, die angebliche Täterschaft Einzelner bei einer Brunnenvergiftung auch gleich auf die gesamte jüdische Gemeinde zu übertragen und damit eine kollektive Bestrafung, in der Regel kollektive Hinrichtung, zu forcieren und zu legitimieren, scheint der Offenburger Rat bewusst Abstand genommen zu haben. Stattdessen verfolgte er wohl den Weg einer „Kriminalisierung“ der gestandenen Tat durch zwei „Bösewichte“, die dafür durch Hinrichtung bestraft wurden, wohingegen der gesamte Bericht keinen einzigen Verweis auf die andernorts typischen Vorwürfe einer religiös motivierten Verschwörung aller Juden gegen die Christen enthält, die eine Hinrichtung auch der übrigen Offenburger Juden zu legitimieren versucht hätte.

Allerdings – und das ist ausdrücklich hervorzuheben – stellte das vom Rat vorgelegte „Gegenangebot“ des freien Abzugs mit der Habe eigentlich keine echte Alternative für die jüdische Gemeinde dar, weil außerhalb Offenburgs gar kein erreichbarer Fluchtort existierte, zu dem sie hätten gehen können, schon gar nicht Ende Dezember im tiefsten Winter; sie wären außerhalb Offenburgs praktisch vogelfrei gewesen, ohne Chance auf Aufnahme in Sicherheit und im Gegenteil – in einer allgemeinen gesellschaftlichen Atmosphäre des Judenhasses im ganzen Land – mit größter Wahrscheinlichkeit einer baldigen Gefangennahme durch andere Christen, weiterer Folterung und Hinrichtung andernorts ausgeliefert!<sup>35</sup> Angesichts dieser Aussichten scheinen es die Offenburger Juden vorgezogen zu haben, einen in gewissem Sinne „selbstbestimmten“ Tod sterben zu können. Die Selbstverbrennung von Juden, teils ganzer jüdischer Gemeinden aus Furcht vor der Lynchjustiz ihrer christlichen Nachbarn ist gerade für die Pogrome des Jahres 1349 mehrfach belegt, unter anderem etwa für die großen jüdischen Gemeinden in Speyer, Worms und Würzburg.<sup>36</sup>

Der Bericht des Offenburger Rats endet nicht mit der Feststellung des Feuertods der Offenburger Juden, sondern schiebt

noch zwei weitere Informationen hinterher, die beide von herausragender Bedeutung für dessen Aussage und eigentliche Zielsetzung sind: *Und hant öch anders von niemant nihtz veriehen, beide von iwern iuden noch von andern denne als do vorgeschriben stat; und von dem prünnen, von dem si gesät heten, den erschöpft man, da vande man niüt inne* (Z. 49–52). Der erste Teilsatz informiert den Straßburger Rat, dessen eigene Befragungen seiner Juden und deren „Geständnisse“ ja überhaupt erst den Anlass zu den Offenburger Untersuchungen gegeben hatten, dass in weiteren Befragungen der Juden – wobei nicht ganz klar ist, ob nur die beiden „Geständigen“ oder alle Offenburger Juden gemeint sind – „niemand zu keinem anderen etwas gestanden“ habe, also keine weiteren Informationen zu anderen Tatbeteiligten, Helfern oder Mitwissern ans Licht gefördert worden seien, und zwar weder (*beide*) zu „euren“, also den Straßburger Juden, noch zu anderen Juden als denen, die zuvor beschrieben wurden, womit wohl Kerfholz von Haslach und Schälklin von Rottweil gemeint sein dürften.

Wenn die Annahme der Datierung dieses Berichts ab dem 10. Februar, aber noch vor dem Straßburger Pogrom vom 14. Februar 1349 bzw. vor dessen Kenntnisnahme in Offenburg, zutrifft, dann würde diese Bemerkung darauf hindeuten, dass der Offenburger Rat zumindest keine Anstrengungen unternommen hat, um die antijüdische Stimmung in Straßburg weiter zu befeuern, ja im Gegenteil sogar eher versucht hatte, beruhigend auf die Situation einzuwirken. Das Offenburger Ergebnis der Untersuchung von Ende Dezember 1348 entlastete zwar die Straßburger Juden nicht, die explizite Verneinung belastender Aussagen könnte aber ein ähnliches Ziel verfolgt haben. Genutzt hat dies den Straßburger Juden bedauerlicherweise nicht.

Im letzten Satz des Berichts teilt der Offenburger Rat sogar offen mit, dass er in Bezug auf die von den beiden gefolterten Juden Süßkind und Schaden gemachten Geständnisse in dem betreffenden Brunnen keinen Beweis für eine Beeinträchtigung bzw. Verunreinigung oder gar Vergiftung gefunden habe. Martin Ruch hat diese Angabe so interpretiert, dass sich der Rat damit von der Schuld der Ermordung der Offenburger Juden exkulpiert wollte, da er einem offensichtlich falschen Geständnis aufgesessen sei.<sup>37</sup> Diese Interpretation berücksichtigt allerdings kaum den Kontext des Berichts – der Offenburger Rat hatte es überhaupt nicht nötig, sich von der Ermordung der Juden freisprechen zu müssen, schon gar nicht gegenüber dem neu gewählten Straßburger Rat, der überhaupt erst durch die jüdenfeindliche Stimmung in der Stadt an die Macht gekommen war.

Überlegenswert wäre Ruchs Interpretation allerdings dann, wenn dieses späte Bekenntnis fehlender Beweislast, das ja quasi dem Eingeständnis eines „Justizirrtums“ gleichkommt, als ein mehr oder weniger subtiler Hinweis an die Straßburger Kollegen gedacht war, die Vorwürfe gegen die Straßburger Juden genau zu prüfen und nicht bloß auf Basis aggressiver Stimmungen in der Bevölkerung, Gerüchten und unter Folter erpresster Geständnisse ein Pogrom durchzuführen. Diese Interpretation würde auch im Rahmen der bisherigen Beobachtungen zu Inhalt und Begrifflichkeit dieses Berichts einen Sinn ergeben, wie etwa der Umschreibung, ja geradezu Vermeidung der Schilderung eines Tatbestands der „Brunnenvergiftung“, der zugeschriebenen Selbstbeschreibung der geständigen Täter als „kriminelle“ *bózwiht* (Z. 28) statt als Exekutoren einer religiös motivierten Verschwörung gegen die Christen. In diesem Kontext gewinnt vielleicht auch die bestechende Wortwahl in der Schilderung des Vorwurfs der Juden an den Offenburger Rat, er wolle sie „ermorden lassen“ (*lassen mürden*; Z. 30 f.), eine neue Bedeutung; es wird damit bereits auf das im Folgenden vom Rat an den Juden begangene Unrecht hingewiesen.

### Ein Ratsumsturz in Offenburg im Januar/Februar 1349?

Vor einer zusammenfassenden Beurteilung des Berichts sei noch auf eine bemerkenswerte Parallele zwischen Straßburg und Offenburg hingewiesen. Ebenso wie am 10. Februar 1349 die Straßburger Zünfte durch einen Umsturz an die Macht drängten, ist auch für Offenburg im Jahr 1349 eine Verfassungsänderung belegt, die den Zünften eine erheblich größere Beteiligung am Stadtregiment einräumte!<sup>38</sup> Die Urkunde, in der diese Änderung von den Offenburger Pfandherren, den Markgrafen von Baden, zugestanden wurde, ist datiert auf den 27. Oktober 1349. In ihr wird die Verbindlichkeit der neuen Stadtordnung stark betont, samt einer Strafandrohung bei Missachtung. Vermutlich handelte es sich um eine den Bürgern zwangsverordnete Maßnahme, der wohl ziemlich heftige Auseinandersetzungen innerhalb der Bürgerschaft im Lauf des Jahres 1349 vorausgegangen waren und die jetzt zur Beruhigung der Situation beitragen sollte. Es stellt sich die Frage, ob es nicht auch in Offenburg – ganz ähnlich wie im Februar 1349 in Straßburg – zu einem Umsturz gekommen sein könnte, der die politischen Verhältnisse in der Stadt erheblich zugunsten der Zünfte veränderte, wodurch – ähnlich wie in Straßburg – die Juden in Bedrängnis und letztlich zwischen die Mühlsteine der

politischen Wirren geraten waren. So wäre es auch denkbar, dass das Offenburger Ratsgremium, das Ende Dezember 1348 die Untersuchung und den Pogrom gegen die dortigen Juden durchgeführt hatte, sich in der Zusammensetzung ganz erheblich von demjenigen Rat unterschied, der im Februar 1349 den Bericht an Straßburg zu verantworten hatte. Gleichermäßen könnte der neu an die Macht gekommene Rat das Vorgehen seiner Vorgänger auch verurteilt haben, was nun auf mehr oder weniger subtile Wege den Straßburger Kollegen vermittelt werden sollte. Bedauerlicherweise liegen uns keine auch nur ansatzweise ausreichenden Belege für die Zusammensetzung des Ratsgremiums und die genauere Entwicklung der Stadtverfassung um 1348/49 vor. Noch am 31. März 1349 hatte Kaiser Karl IV. in Speyer Markgraf Rudolf V. von Baden-Pforzheim, genannt der Wecker (1348–1361), die bisherige Reichspfandschaft Ortenau, worunter auch die Stadt Offenburg fiel, bestätigt und nochmals um die Summe von 5000 Gulden erhöht.<sup>39</sup> Am 11. August 1349 bestätigte der in Köln weilende Kaiser der Stadt Offenburg alle ihre Privilegien und Freiheiten, wobei aber die Auslöschung der jüdischen Gemeinde Ende 1348 keine Erwähnung findet.<sup>40</sup>

### **Mahnung und Warnung an den Straßburger Rat**

In einer Zusammenschau lässt sich Folgendes festhalten: Der wohl zwischen 10. und 14. Februar 1349 verfasste Bericht des Offenburger Rats an das Straßburger Ratskollegium über die Ende Dezember 1348 in Offenburg stattgefundenen Untersuchungen zum Vorwurf der Brunnenvergiftungen durch dort ansässige Juden und deren Folgen, nämlich die Auslöschung der gesamten jüdischen Gemeinde sowohl durch obrigkeitlich veranlasste Hinrichtungen als auch durch eine unter Druck des Rats „selbstbestimmte“, aber aus Sicht der Juden alternativlose Selbstverbrennung, vermittelt eine Positionierung des Offenburger Rats, die sich doch erheblich von ähnlichen Berichten aus anderen oberrheinischen, elsässischen und nordschweizerischen Städten und Landschaften unterscheidet.

Zumindest der aktuelle Rat von Februar 1349, der diesen Bericht inhaltlich zu verantworten hatte, lässt darin – sowohl in der Art der Schilderung, der verwendeten Begrifflichkeit und der Gestaltung des Informationsgehalts – deutlich den Versuch erkennen, sich der landläufigen Hysterie um eine angebliche jüdische Verschwörung gegen die Christenheit zu entziehen; es ist angesichts der geradezu betont sachlichen Beschreibung der Vorgänge, die auch den kollektiven Feuertod

der Juden recht nüchtern konstatiert, möglicherweise zu viel gesagt, wenn der Bericht etwas wie „Reue“ ausdrücken sollte, aber zumindest scheint eine Spur von Bedauern enthalten zu sein, die den Rat dazu anhielt, das im Dezember 1348 veranlasste Vorgehen gegen die Offenburger Juden als vorschnell begangenes Unrecht zu umreißen, basierend auf durch Folter erpressten Geständnissen, die sich im Nachhinein als falsch herausgestellt hatten. Gleichzeitig erscheint der Bericht, der am Ende explizit von einer weiteren Beschuldigung der Straßburger Juden Abstand nimmt, als eine Warnung an die Straßburger Kollegen, ihre Entscheidung über den Umgang mit ihrer jüdischen Gemeinde nicht von Gerüchten oder böswilligen Anschuldigungen abhängig zu machen, sondern eine gründliche Untersuchung durchzuführen. Mag sein, dass der Offenburger Rat mit dem Eingeständnis fehlender Beweise einer Brunnenvergiftung auch sich selbst von einer Schuld freisprechen wollte, doch ist sie hier zugleich Warnung an den Straßburger Rat, es besser zu machen.

### ***Juden Schuol und Judengasse – Spuren der jüdischen Gemeinde nach ihrer Auslöschung***

Sofern diese Interpretation des Berichts zutrifft, dürfen wir möglicherweise auch davon ausgehen, dass zumindest nach der Feststellung der Unschuld der Juden durch die Untersuchung des Brunnens eine wohl zuvor vorhandene jüdenfeindliche Hysterie in den Monaten ab Januar und Februar 1349 deutlich abgeebbt sein dürfte, die auf Entspannung ausgerichtete Zielsetzung des Berichts vielleicht auch der Atmosphäre in der Stadt entsprochen haben wird, also in der Folge gar kein so jüdenfeindliches Klima mehr bestanden hatte, wie bislang angenommen wurde. Dies könnte entsprechend auch dazu geführt haben, dass sich in den folgenden Jahrzehnten wieder Juden oder gar eine jüdische Gemeinde in Offenburg angesiedelt hatte. Selbiges ist für mehrere Städte, die 1348/49 heftige Judenpogrome erlebten, belegt, etwa in Freiburg seit 1360<sup>41</sup> oder auch in Rottweil seit 1377.<sup>42</sup> Für Offenburg liegen uns keine Informationen über eine derartige Wiederansiedlung vor. Allerdings könnte der Beleg einer an eine *Judengasse* angrenzenden *Juden Schuol*, also einer Synagoge, in Offenburg im Jahr 1392<sup>43</sup> vielleicht doch auch auf eine zu dieser Zeit lebendige jüdische Gemeinde hinweisen, und nicht – wie bisher allgemein angenommen – nur die Reminiszenz an die ehemalige Funktion sein, die dieses Gebäude bis zum Pogrom von 1348 gehabt hatte.

So erscheint es auf den ersten Blick schwer vorstellbar, dass ein Gebäude in Besitz und Nutzung der jüdischen Gemeinde nach deren Vertreibung oder Auslöschung einfach über Jahrzehnte danach leer stehen gelassen worden sein soll,<sup>44</sup> gerade vor dem Hintergrund, dass es ein prominenter Aspekt der Judenpogrome war, dass sich ihre Mörder danach des Besitzes der Juden bemächtigten. Denkbar wäre dies allerdings unter der Annahme, dass die Pestzüge der Jahre 1348/49 auch in Offenburg breite Lücken in die Bevölkerung geschlagen hatten, sodass in der gesamten Stadt auf Jahrzehnte hinaus großflächiger Leerstand an Gebäuden geherrscht haben könnte, weshalb die ehemalige Synagoge keine Inbesitznahme bzw. Umnutzung erfuhr; aber auch dafür fehlen uns jegliche Belege.

Genauso unsicher ist, ob die Bezeichnung *Judengasse* eine 1392 noch aktuelle „funktionale“ Bezeichnung war, also „die Gasse, in der die Juden leben“. Gegen diese Annahme könnte die parallel verwendete Bezeichnung derselben als „Spitalherrengasse“ ins Feld geführt werden. Sie könnte darauf hindeuten, dass hier ein Prozess der versuchten Umbenennung mit einem neuen Namen im Gange war, der die alte Bezeichnung „Judengasse“ ablösen sollte, weil diese eben keine aktuelle Funktion mehr benannte, da in der Gasse keine Juden mehr lebten! Zwar ist der Erfolg dieser Maßnahme nicht belegt, die Urkunde von 1392 ist der einzige Beleg der „Spitalherrengasse“, aber auch die Bezeichnung „Judengasse“ verschwindet danach für über 170 Jahre aus den Quellen. Sie wird erstmals wieder 1562 genannt und ist von da an mehrfach bis zur Umbenennung 1824 in die „Bäckergasse“ belegt.<sup>45</sup> Die Bezeichnung „Spitalherrengasse“ zielte 1392 vermutlich auf den alten Namen der heutigen Glaserstraße als Spitalgasse, von der sie abzweigt, wengleich der Name Spitalgasse selbst erst ab dem frühen 16. Jahrhundert nachzuweisen ist.<sup>46</sup> Umfang und Gestalt des spätmittelalterlichen Baubestands an diesen Straßen ist nicht sicher feststellbar, da archäologische Untersuchungen gezeigt haben, dass der heutige Straßenverlauf der Glaserstraße nicht dem des späten Mittelalters entsprechen kann.<sup>47</sup> Denkbar ist jedoch, dass sich im Bereich zwischen heutiger Spitalstraße und Bäckergasse mehrere Wirtschaftsgebäude des nahegelegenen Andreasspitals, etwa Speicher oder Stallungen, befunden hatten.<sup>48</sup>

Der Beleg einer Judengasse und einer Synagoge zum Jahr 1392 lässt somit keinen eindeutigen Schluss zu, ob es sich zu dieser Zeit noch um aktuell funktionale Beschreibungen und entsprechend Verweise auf das Vorhandensein einer jüdischen Gemeinde, oder doch nur um (immerhin noch recht leben-

dige) Reminiszenzen handelte. Über Jahrhunderte danach sind keine jüdischen Bewohner Offenburgs nachgewiesen. Wie eingangs erwähnt, entstand erst im 30-jährigen Krieg kurzzeitig wieder eine kleine jüdische Gemeinde.<sup>49</sup>

### Archives de la Ville de Strasbourg, GUP Iad. 174, Nr. 3

Bericht von Schultheiß, Meister und Rat der Stadt Offenburg an den Stettmeister Klaus Zorn, genannt Bülach, und den Rat der Straßburg über den Verlauf und das Ergebnis ihrer Untersuchungen zu den Offenburger Juden (zwischen 10. und 14. Februar 1349)

*Den erbern, wissen dem Meister und Rat ze Strasburge.*

*Den erbern wisen herren hern Klawnsen Zorn dem [man] spricht von Bülach, dem meister und dem rat ze Strasburg enb[iten] wir, der schulth[eis], der meist[er] und der rat ze Offenburg, unsern dienst  
5 mit trewen. Als ir uns enboten hant umb daz veriehen, so unser Iuden veriehen hant, süllent ir wissen, da wir unser Iuden viengen, daz ein frömden under in gevangen wart, den unser keiner erkant; und satzzen den zû dem ersten ze red, und sât uns der unbetwûngenlich, das im ein Iude heti gesât, der hies Süsskint, der des mals  
10 öch bi uns gesessen was, das er ein sâklin heti braht von Kerfholtzen von Haslach, und gab das Schaden dem Iuden, der öch bi uns gesessen was, und sprach, er wüsti wol, was er dar mit tûn sôlt. Und wurden si zwen ze rat, dass si es wûrfent in einen prûnnen in unsrer stat ze Offenburg. Da uns der die zwen Iuden gerûgt, Süssskinden und  
15 Schaden, da satzzen wir si ze rede, und veriach der selb Süsskint, das im Kerfholtze von Haslach ein sâklin heti geben, das er Schaden dem Iuden brechti, er wüsti wol, was er dar mit tûn sôlt. Und würden si zwen ze rat und wûrfens in einen prûnnen, als uns öch vormals der frömde Iude veriehen het. Do satzzen wir do Schaden ze rede  
20 und dâten dem gar we mit dûmen und andern sachen, und wôlt der niützt veriehen da zemaal, und liessen in wider ab, wanne ez draffe uf den heiligen abent spät, und beiteten bis ze môrgnes nach mittem tag und giengen da zû im und satzzen in aber ze red, und veriach uns da unbetwûngenlichen, daz Schâlklin der Iude von Rôtwilr und  
25 Kârfholtze von Haslach und Süsskint und der selb Schâde weren gesessen hiûr vor dem herbst in des selben Schaden stûben zû Offenburg und gedâhten des löfes, der zû Schwaben wer, wie man die prûnnen entreinde, und leten an mit ein ander, das si es zû Offenburg öch daten, als da vorgeschriben stat. Da giengen wir anderwar  
30 zû dem Iuden, der da hies Süsskint und satzzen in ze red. Da wolt er nit fürbass e sagen, denne er vorgesât het; da hies man henken an*



die dumen. Da er unlange gehienk, da bat er, das man in ab lies, er wölt sagen, waz er wüst; das dāten wir. Da veriach er, das Schälklin und Kerfholtz und Schade und er weren hiür gesessen zú des heiligen  
 35 Cruces tag in Schaden stúben und leten an, das si dies prúnnen wólten entreinen, als si úch dāten. Und frógten in, war umb si es heten getan, da s[āten si und] verie[hen, si se]int bózwiht und wólten s[...?]. Da diese veriehen, s[o hant wir si gebrant?]. [Und da wir úber] ein waren kómen, das man der Iuden ab sólti kómen, und die  
 40 Iuden das befúnden, da santen si nach unserem rat und baten, wolti man si hin schlahen und búben und mániklich lassen múrden, das wir denne so wol dāten und in hiessen ein fiúr machen oder ein hus kóffen von irem gút, dar inne wólten si lieber prúnnen. Da retden wir mit in, wólte ir einer oder zwen oder si alle, man oder wip, bi tag oder  
 45 bi naht enwege, so wólten wir si beleiten ein halb mil und wólten si ir gút mit in lassen tragen oder fúren. Wólten si aber des nit, so wólten wir in gern heissen ein fiúr machen von dem iren, aber wir wólten si nit dar in heissen gan; wólten si dar in, das si das dāten; da giengen si öch dar in. Und hant öch anders von niemant nihts verie-  
 50 hen, beide von iwern Iuden noch von andern denne als do vorgeschriben stat. Und von dem prúnnen, von dem si gesát heten, den erschópft man, da vande man niút inne.

### Übersetzung in modernes Deutsch:<sup>50</sup>

Dem ehrbaren, weisen Meister und Rat zu Straßburg:

Dem ehrbaren, weisen Herren Herrn Klaus Zorn, den man von Bülach nennt, dem Meister und Rat zu Straßburg übermitteln wir, der Schultheiß, Meister und Rat zu Offenburg, unseren treuen Dienst. Als ihr uns informiert habt über das Geständnis, das von unseren Juden abgegeben wurde, [so] sollt ihr wissen, als wir unsere Juden fingen, dass da ein fremder Jude unter ihnen [gefangen worden] war, den von uns keiner kannte. Und stellten wir diesen als ersten zur Rede, und sagte er ungezwungen, dass ihm ein Jude namens Süßkind, der damals bei uns [in der Stadt] wohnte, gesagt habe, dass er ein Säcklein von Kerfholz von Haslach gebracht und dieses Schaden dem Juden, der auch bei uns wohnte, gegeben habe, und sprach, er wisse wohl, was er damit zu tun habe. Die zwei hätten sich beraten, es in einen Brunnen in unserer Stadt Offenburg zu werfen. Da uns der [fremde Jude] diese zwei Juden angegeben hatte, Süßkind und Schaden, da stellten wir sie zur Rede, und gestand derselbe Süßkind, dass ihm Kerfholz von Haslach ein Säcklein gegeben hätte, das er dem Schaden brachte, [mit der Ansage] er wüsste wohl, was er damit machen sollte. Und sie hätten sich beraten und es

in einen Brunnen geworfen, so wie es uns der fremde Jude zuvor gestanden hat. Da stellten wir den Schaden zur Rede und taten ihm gar weh mit Daumen und anderen Sachen, und wollte dieser zunächst Nichts gestehen, da ließen wir ihn wieder ab, da es bereits spät am Heiligen Abend war, und warteten bis zum Mittag des nachfolgenden Tages und gingen zu ihm und stellten ihn abermals zur Rede, und gestand er ungezwungen, dass Schälklin der Jude von Rottweil und Kerfholz von Haslach und Süßkind und derselbe Schade [= er selbst] vor dem Herbst in der Stube desselben Schadens [= seiner Stube] zusammen gesessen seien und der momentan in Schwaben auftretenden Vorgängen (Lauf) der „Verunreinigung“ von Brunnen gedachten, und sie hätten gemeinsam beschlossen, dies in Offenburg genau so zu machen, wie zuvor beschrieben. Da gingen wir erneut zu dem Juden namens Süßkind und stellten ihn zur Rede. Da wollte dieser nichts weiter sagen als das, was er zuvor gesagt hatte; da hieß man ihn an die Daumen hängen. Nachdem er eine Weile hing, bat er, dass man ihn herablasse, er wolle sagen, was er wisse. Das taten wir. Da gestand er, dass Schälklin und Kerfholz und Schade und er am Heiligen Kreuztag [= 14. September] hier in der Stube des Schadens gesessen seien und vereinbart hätten, diesen Brunnen zu „verunreinigen“, was sie auch taten. Wir fragten ihn, weshalb sie es getan hätten, da [sagten sie und] gestanden, [sie seien] „Bösewichte“ und wollten [...?]. Da diese [Juden] gestanden, [so haben wir sie verbrant?]. [Und da wir überein] gekommen waren, dass man sich der Juden entledigen sollte, als die Juden das erfuhren, sandten sie nach unserem Rat und baten, sofern man sie [ohnehin] erschlagen, entmannen und alle zusammen ermorden lassen wolle, dass wir das wohl tun mögen und ihnen befehle, ein Feuer zu machen oder von ihrem Gut ein Haus zu kaufen, in dem sie lieber verbrennen wollten. Da redeten wir mit ihnen: wollte von ihnen einer oder zwei oder sie alle, Mann oder Frau, bei Tag oder bei Nacht [aus der Stadt] wegziehen, so würden wir ihnen eine halbe Meile Geleit geben und ihnen gestatten ihr Gut mitzutragen oder zu führen. Wollten sie dies aber nicht, so würden wir ihnen gerne befehlen ein Feuer aus ihrem Gut [bzw. dem damit erworbenen Haus] zu machen, doch wollten wir ihnen nicht befehlen, in dieses [Feuer] hineinzugehen. Sofern sie jedoch hineingehen wollten, so könnten sie dies tun, was sie dann auch taten. Und haben [die Juden] weiter zu keinem anderen etwas gestanden [wörtlich: von Niemandem Nichts gestanden], weder zu euren Juden noch zu anderen, als das was zuvor geschrieben steht; und von dem Brunnen, von dem sie gesagt hatten, [sie hätten ihn „verunreinigt“], den schöpfte man aus, da fand man nichts darin.

## Anmerkungen

- 1 Archives de la Ville de Strasbourg, GUP lad. 174, Nr. 3 (vgl. hier Abb. 1 und 2); Druck in Urkundenbuch der Stadt Straßburg, Bd. 5, bearb. von Wilhelm Wiegand, Straßburg 1896, S. 184f., Nr. 196, das Zitat S. 185, Z. 10f.; vgl. auch die erneute Transkription nach dem Original hier im Anhang an diesen Beitrag (das Zitat Z. 51f.) samt Übersetzung in modernes Deutsch.
- 2 Vgl. dazu im Detail unten mit Anm. 10ff.
- 3 Vgl. allgemein zur jüdischen Gemeinde in Offenburg, mit Schwerpunkt allerdings auf der Neuzeit: Ruch, Martin: Geschichte der Offenburger Juden. Jiskor: Erinnerer Dich!, Offenburg 2011, darin zu dem Offenburger Bericht S. 26–31; Stude, Jürgen: Mittelalterliches Judentum in der Ortenau, in: Geroldsecker Land 54 (2012), S. 159–183, darin S. 163–167.
- 4 Porsche, Monika: Die Offenburger Mikwe. Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung im Herbst 2003, in: Badische Heimat 84 (2004), S. 240–253. Vgl. im Überblick zur Offenburger Mikwe unter Angabe der neueren Literatur: Jenisch, Bertram/Gutmann, Andre: Offenburg (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 33), Esslingen 2007, S. 60ff., Fst. 30, sowie S. 131, HT 88.
- 5 Vgl. Ruch, Offenburger Juden (wie Anm. 3), S. 33f. mit Belegen.
- 6 Vgl. dazu Haverkamp, Alfred: Die Judenverfolgungen zur Zeit des Schwarzen Todes im Gesellschaftsgefüge deutscher Städte, in: Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, hg. von dems., Stuttgart 1981, S. 27–93, darin S. 29 mit weiterer Literatur in Anm. 6.
- 7 Urkundenbuch der Stadt Straßburg, Bd. 5, bearb. von Wilhelm Wiegand, Straßburg 1896, S. 94f., Nr. 88 (modernes Regest mit Erläuterung: URL: <http://www.medieval-ashkenaz.org/quellen/el-sass/quellenansicht/nr/CP1-c1-01a5.html>).
- 8 Vgl. auch Ruch, Offenburger Juden (wie Anm. 4), S. 21f., wo jedoch sowohl der Sachverhalt als auch die Zahlenangaben nicht ganz korrekt wiedergegeben sind. Ruch stützt sich maßgeblich auf Glaser, Alfred: Geschichte der Juden in Strassburg, Frankfurt 1925, S. 63.
- 9 Stadtarchiv Freiburg, A 1 XIV von Tübingen, 1343 Mai 26 (modernes Regest: URL: [www.medieval-ashkenaz.org/recherche/suchergebnisse/quellenansicht/nr/CP1-c1-02d5.html](http://www.medieval-ashkenaz.org/recherche/suchergebnisse/quellenansicht/nr/CP1-c1-02d5.html)); StadtA Freiburg, A 1 XIV von Tübingen, 1346 Jun 23 (modernes Regest: URL: [www.medieval-ashkenaz.org/recherche/suchergebnisse/quellenansicht/nr/CP1-c1-02d6.html](http://www.medieval-ashkenaz.org/recherche/suchergebnisse/quellenansicht/nr/CP1-c1-02d6.html)).
- 10 Zur Stellung der Juden in der Gesellschaft des Mittelalters vgl. etwa Graus, Frantisek: Pest – Geißler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit, Göttingen 1988; ders.: Judenpogrome im 14. Jahrhundert: Der Schwarze Tod, in: Juden als Minderheit in der Geschichte, hg. von Bernd Martin und Ernst Schulin, München 1981, S. 68–84; einen hilfreichen Überblick bietet auch Schwendemann, Heinrich: 22. Februar 1424 – Die Juden werden aus der Stadt vertrieben, in: Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte im Mittelalter, hg. von Jürgen Dendorfer, R. Johanna Regnath und Hans-Peter Widmann, Freiburg/Berlin/Wien 2013, S. 124–142, darin S. 125–128; Stude, Judentum (wie Anm. 3), S. 161ff. – Zu den Judenpogromen des 14. Jahrhunderts und insbesondere um 1348/49 vgl. im Überblick die instruktive Darstellung von Haverkamp, Judenverfolgungen (wie Anm. 6), und die beiden oben genannten Arbeiten von Frantisek Graus. Vgl. auch die im Folgenden genannte Literatur.
- 11 Vgl. dazu Rohrbacher, Stefan/Schmidt, Michael: Judenbilder: Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile, Reinbek 1991, besonders S. 194–202.
- 12 Vgl. Haverkamp, Judenverfolgungen (wie Anm. 6), S. 35.
- 13 Vgl. ebd., S. 29ff.
- 14 Vgl. ebd., S. 65ff. am Beispiel von insbesondere Köln und Nürnberg.
- 15 Vgl. etwa Fritsche [Friedrichs] Closener's Chronik, 1362, in: Die Chroniken der Stadt Straßburg, bearb. von Carl Hegel (Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. 8), Leipzig 1870, S. 130; Die Chronik des Jakob Twinger von Königshofen, bearb. von Carl Hegel (Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. 9), Leipzig 1871, S. 763f. Ebenfalls recht detailliert über die Umstände des Straßburger Judenpogroms berichtet Die Chronik des Mathias von Neuenburg, übersetzt von Georg Grandaur. Mit Einleitung von Ludwig Weiland (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 84), Leipzig 1899, Kap. 116, S. 173–177, darin S. 176f. – Zum Verlauf des Straßburger Pogroms vgl. Haverkamp, Judenverfolgungen (wie Anm. 6), S. 52f., 62–66.

- 16 Vgl. UB Straßburg 5 (wie Anm. 1), S. 162, Nr. 173 (1348 Aug 10), S. 165, Nr. 181 (1349 Dez 19), S. 178f., Nr. 190 (1349 Jan 10).
- 17 Vgl. Haverkamp, Judenverfolgungen (wie Anm. 6), S. 64.
- 18 Vgl. UB Straßburg 5 (wie Anm. 1), S. 165, Nr. 180 (Bern an Straßburg, 1348 Nov), S. 166, Nr. 182 (Zofingen an Straßburg, 1348 Dez 23); S. 166f., Nr. 183 (Colmar an Straßburg, 1348 Dez 29), S. 167, Nr. 184 (Burkart von Münsingen an Straßburg, Ende 1348), S. 174ff., Nr. 186 (Freiburg / Waldkirch an Straßburg, Ende 1348), S. 176f., Nr. 187 (Oberehnheim an Straßburg, Ende 1348), S. 177, Nr. 188 (Kenzingen an Straßburg, Ende 1348), S. 177f., Nr. 189 (Breisach an Straßburg, Ende 1348), S. 195f., Nr. 208 (Schlettstadt an Mainz [und Frankfurt], 1349 Jun 30), S. 196f., Nr. 209 (Basel an Straßburg, 1349 Jul 4), S. 198f., Nr. 212 (Basel an Straßburg, 1349 Jul 18).
- 19 Vgl. oben Anm. 1; dazu hier die Abb. 1 und 2, die Abbildung der Vorderseite auch in Ruch, Offenburger Juden (wie Anm. 4), S. 28.
- 20 Zum Verlauf des Pogroms vgl. die Angaben oben Anm. 15.
- 21 Vgl. Ruch, Offenburger Juden (wie Anm. 4), S. 27.
- 22 Vgl. ebd., S. 28ff., dort ohne Verweis auf die Übersetzung, die jedoch identisch ist mit derjenigen in Ruch, Martin: 700 Jahre Geschichte der Juden in Gengenbach 1308–2008, Willstätt 2008, S. 29f., dort mit Verweis auf Berthold Rosenthal, allerdings ohne Angabe der eigentlichen Quelle. Nach Auskunft von Martin Ruch stammt die zitierte Übersetzung Rosenthals aus dem Israel. Gemeindeblatt, Mannheim, 20. Juni 1928.
- 23 Auch Stude, Judentum (wie Anm. 3), S. 176f., geht auf den Bericht ein, liefert jedoch weitgehend nur eine Wiedergabe der Übersetzung von Rosenthal.
- 24 Vgl. Haverkamp, Judenverfolgungen (wie Anm. 6), S. 64.
- 25 Diese und alle folgenden Zeilenangaben beziehen sich auf die Wiedergabe des Originals im Anhang.
- 26 Vgl. zum Beispiel die Aussage des Juden Schaden, *daz Schälklin der Iude von Rôtwilr und Kârfholtzze von Haslach und Süsskinl und der selb Schâde [= er selbst] weren gesessen hiür vor dem herbst in des selben Schaden [= seiner] stüben zu Offenburg* (Z. 24ff.).
- 27 Vgl. zur Wortbedeutung von „verihen“/„verjehen“ auch Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Mit Nachträgen von Ulrich Pretzel, 38. Auflage, Stuttgart 1992, S. 271.
- 28 Vgl. die in Anm. 18 genannten Belege.
- 29 Vgl. UB Straßburg 5 (wie Anm. 1), S. 165, Nr. 180 (Bern an Straßburg, 1348 Nov), Z. 14f.
- 30 Ebd., S. 166f., Nr. 183 (Colmar an Straßburg, 1348 Dez 29), Z. 39.
- 31 Ebd., S. 167, Nr. 184 (Burkart von Münsingen an Straßburg, Ende 1348), Z. 17. Im Protokoll des Freiburger und Waldkircher Judenverhörs ist ebenfalls von einem *sekelin* die Rede, das allerdings im weiteren Verlauf des Textes in unmittelbaren Bezug zu dem darin enthaltenen Gift gesetzt wird. Vgl. ebd., S. 174ff., Nr. 186.
- 32 So etwa in der von Ruch übernommenen Übersetzung von Rosenthal: Ruch, Offenburger Juden (wie Anm. 4), S. 28ff.
- 33 Der Erwerb eines „Hauses“ ist hier nicht auf ein tatsächliches Wohnhaus in der Stadt zu beziehen, sondern auf ein eigens zum Zweck der Hinrichtung gezimmertes Gebäude, Haus oder Hütte, wie dies auch im Fall der Judenpogrome in Basel und Straßburg belegt ist. Vgl. dazu Haverkamp, Judenverfolgungen (wie Anm. 6), S. 51f.; Stude, Judentum (wie Anm. 3), S. 176 mit Anm. 120.
- 34 Vgl. oben zu Anm. 21 und 24.
- 35 Zur Ausbreitung der Pogrome im Oberrheingebiet in den Jahren 1348/49 vgl. die Liste bei Haverkamp, Judenverfolgungen (wie Anm. 6), S. 35–38, sowie die Literaturangaben oben Anm. 10; weiterhin Stude, Judentum (wie Anm. 3), S. 177f.
- 36 Ruch, Offenburger Juden (wie Anm. 4), S. 27 zieht die Darstellung in dem Bericht, unter anderem auch die Wahl der Selbstverbrennung, in Zweifel. Sein Argument, Selbstmord sei für jeden gläubigen Juden eine schwere Sünde, steht jedoch im Widerspruch zur historischen Beleglage, die von der verzweifelten Situation der verfolgten Juden zeugt. Vgl. zu den Selbstverbrennungen der Juden in Speyer, Worms und Würzburg 1349: Germania Judaica, Bd. II, 1, hg. von Zvi Avneri, Tübingen 1968, S. 779 (Speyer), 923 (Worms) und 932 (Würzburg).
- 37 Vgl. Ruch, Offenburger Juden (wie Anm. 4), S. 27.

- 38 Generallandesarchiv Karlsruhe 216, Nr. 97 (Abschrift); Kähni, Otto: Offenburg und die Ortenau, Offenburg 1975, S. 50.
- 39 Böhmer, Johann Friedrich: Regesta Imperii VIII: Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV., 1346–1378, Innsbruck 1877, Nr. 912; Schöpflin, Johann Daniel: Historia Zaringo-Badensis, Bd. 5, Karlsruhe 1764, S. 434.
- 40 Regesta Imperii VIII (wie Anm. 39), Nr. 6617.
- 41 Vgl. Schickl, Peter: Von Schutz und Autonomie zu Verbrennung und Vertreibung: Juden in Freiburg, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, hg. von Heiko Haumann und Hans Schadek, Stuttgart 1996, S. 524–551, darin S. 541; Germania Judaica, Bd. II, 1, hg. von Zvi Avneri, Tübingen 1968, S. 256.
- 42 Ebd., Bd. II, 2, S. 721.
- 43 Die Urkunde ist nur kopia als Regest des frühen 17. Jahrhunderts überliefert. Stadtarchiv Offenburg, Pfarrarchiv Heiligkreuz, Urkundenverzeichnis der Altarpfründen (um 1610/15), bearb. von Andre Gutmann, [Offenburg/Freiburg] 2013, online verfügbar: URL: <http://www.museum-offenburg.de/html/quellenedition.html>, darin S. 482, Eintrag B 140 (1392 Dez 14): *Item {I lib d Straßburger} 16 ß 9 d, loßig mit 16 lib 15 ß, gibt Miller Lawelin von Hofweyr und Metz, sein haußfraw, von Hauß und Hoff sampt deren gerechsam zuo Offenburg in der Judengassen, genant Spitalherren gaß, neben Berchtold Gott von Ortemberg ein und anderseit neben Elsen Speglerin, und ligent vornen gegen der Juden Schuol über, und stoßet hinden in die hinder gassen, davon gehet II ½ d hofrecht all jahr. Vermög Lateinischen brieffs, anfachend: Coram nobis Iudice Curiae Argentinensis etc., endet: Actum 18. Calent[is] Januarii Anno Domini 1393. Under ermelts hofs Inßigel.* Erstmals auf diesen Beleg aufmerksam gemacht hat Martin Ruch in seinem Artikel „Die ‚Judenschul‘ gab es in Offenburg schon im Jahr 1393“, in: Offenburger Tagblatt vom 15. Februar 1991.
- 44 Davon geht Ruch, Offenburger Juden (wie Anm. 4), S. 31, aus.
- 45 Vgl. die Belege in Gutmann, Andre: Straßenname und Straßenverlauf – Zum Wegenetz der Offenburger Altstadt zwischen dem 14. und frühen 19. Jahrhundert, in: Die Ortenau 89 (2009), S. 475–502, darin S. 487, dort die fehlerhafte Datierungsangabe 1393 Dez 13 (statt korrekt 1392 Dez 14).
- 46 Vgl. ebd., S. 496.
- 47 Vgl. dazu Jenisch/Gutmann, Offenburg (wie Anm. 4), S. 92f., Fst. 81 und 82.
- 48 Vgl. ebd., S. 131f., HT 89ff.
- 49 Vgl. oben Anm. 5.
- 50 Die Übersetzung weicht von der älteren Übersetzung von Berthold Rosenthal (vgl. dazu oben Anm. 22) ab. Die wesentlichen Änderungen sind im Untersuchungstext näher erläutert.

## Einiges aus Elsässischen Quellen über die Abtei Schuttern

Louis Schlaefli

Wir beschränken uns auf die Angaben über die Abtei Schuttern, da wir nicht viel Neues über den Pfarrklerus gefunden haben.<sup>1</sup> Diese Notizen, aus der Zeit, als Schuttern der Straßburger Benediktinerkongregation angehörte, stammen zum größten Teil aus den „Archives Départementales du Bas-Rhin“, besonders aus der „Série G“.

### Einwirken der Äbte auf das Pfarrwesen in der Ortenau

- HIRT (HÜRT, HIRSCH, HÜRSCH) Jacobus, aus **Durch(h)ausen**, „*presb. Constant. dioc.*“, wird vom Abt von Schuttern zur Pfarrei **Zunsweier** präsentiert und am 14.10.1615 investiert (G 6303, 199 vo). Zur Zeit der Kirchenvisitation von 1616 wohnen seine Eltern bei ihm.<sup>2</sup> Am 28. Januar 1620 erhält er die Investitur für die Pfarrei **Schutterwald** (G 6305, 201), welche am 8. April 1621 „*vacierend (ist) per obitum Jacobi Hürten*“ (Ibid., 341).
- FALCKNER Johann, präsentiert durch den Abt von Schuttern, erhält am 08.07.1628 die Investitur für die Pfarrei **Gamshurst**, „*(quae) hactenus legitimo possessore uacauerit*“ (G 6306, 266 vo). Am 17.08.1628 zahlt er 15 „*Livres pro indulto libero testandi*“ (G 1434/16, 1 vo).
- Sonderbarerweise verlangt der Abt von Schuttern am 14.03.1632 die Erlaubnis für seine Müller und Bäcker, während der Fastenzeit Fleisch zu essen, was natürlich nicht gestattet wird, „*cum tanta non sit necessitas circa molitores et pistores*“ (G 6308, 157 vo).
- Am 25.11.1634 wurde, auf Bitte des Abtes von Schuttern, eine „*commissio pro cura animarum in et circa Schuttern*“ folgenden Mönchen erteilt, obschon sie sich, „*ob vias periculosas*“, dem Examen „*pro cura*“ nicht stellen konnten:
  - Georgius KECK,
  - Ernestus COBURGER,
  - Udalricus STEHELIN,
  - Petrus HEIMBERGER,
  - Zacharias CÜONTZELMAN (G 6308, 198).
- Am 07.12.1635 fragt der Abt von Schuttern, da er keinen tragbaren Altar besitze, ob er in diesen schlimmen Kriegzeiten auf profanierten Altären zelebrieren könne. Er be-

- kommt zur Antwort: „*Oportet ex necessitate facere virtutem*“ (G 6308, 212 vo).
- Am 03.02.1649 wird gemeldet, dass P. Etto, Profess in Ettenheimmünster, sich weigere, den Eid im Ruralkapitel abzulegen; desgleichen weigert sich auch P. Casparus, „*Religiosus professus & capellanus in Schuttern*“, das Ruralkapitel anzuerkennen (G 6308, 246).
  - Vincentius, „*Praelatus in Schwarzach et Schuttern*“, meldet am 07.07.1649, dass er auf die Abtei Schwarzach verzichten wolle. Da jedoch in dieser Abtei, „*ob paucitatem personarum*“, und auch in der elsässischen Benediktinerkongregation niemand zu finden ist, um diese schwere Last zu tragen, bittet er um Erlaubnis, eine qualifizierte Person aus der Abtei Sankt Blasien erwählen zu dürfen, was von Molsheim aus genehmigt wurde (G 6308, 254 vo). Am 17. August wurde dann P. Placidus Rauber, „*Convent. & magnus Cellerarius Monast. S. Blasii*“, postuliert (ebd., 260). Am 9. Dezember verlangt der Bischof, durch einen Brief aus Brüssel, sein „*Instrumentum electionis*“; was die diesbezügliche Tax anbelangt, soll die Abtei, „*ob paupertatem*“, nur 100 Gulden gleich zahlen und die restierenden 100, sobald sie kann (ebd., 272, 319). Am 4. Mai 1650 entsteht ein Problem wegen des Eides, den der Abt bei der Konsekration dem Weihbischof hätte schwören sollen (ebd., 288 vo).
  - Der Abt von **Schuttern** bittet am 03.11.1649, dass man die Pfarreien **Oberschopfheim** und **Zunsweier** den folgenden Mönchen zustelle:
    - P. Maurus AGRICOLA, aus der Abtei **Schuttern**,
    - P. Zacharias CUNZELMAN, auch aus **Schuttern**,
    - P. Antonius KELLER, aus der Abtei **Sankt-Blasien**.
 Der Generalvikar erteilt ihnen diese *commissio* (G 6308, 267).
  - Der Abt von Schuttern bestätigt am 06.07.1650, dass er den Eid dem Weihbischof geleistet hat. Scheinbar sollte er noch einen anderen als Visitator der Straßburger Benediktinerkongregation ablegen (G 6308, 291).
  - „*Vincentius, Praelatus in Schuttern*“, erhält am 10.12.1650 die Erlaubnis, ein Gültgut „*bonum quoddam gultale in pago Almansweiler*“ gegen 1000 Gulden zu verpfänden, um sein Kloster zu reparieren: „*pro necessaria reparatione sui monasterii, templi, ... in preterito bello devastati, ne omnino corruant*“ (G 6308, 300 vo).
  - Der Abt von Schuttern entschuldigt sich brieflich, „*de recusatione Lotharingicae contributionis*“, da die österreichische Behörden ihn daran hindern (G 6309, 66, 67 vo). Der neue Propst von Allerheiligen, Anastasius (Schlecht) beruft sich

- auf eine Exemption seines Ordens, um sie nicht zu erledigen (ebd., 67 vo).
- Die Mitbrüder des Ruralkapitels Ettenheim beschweren sich am 01.07.1654 über die Benediktiner, welche Pfarreien verwalten, „*quod iura et onera parochialia sustinere nolunt*“; darum wird den Mönchen in Schutterern und Ettenheimmünster befohlen, die Statuten des Kapitels zu beachten (G 6309, 76 vo). Dieselbe Klage wird am 15.03.1656 (G 6310, 16) und am 13. August desselben Jahres wiederholt; es betrifft die Pfarreien Schutterern, Münchweier und Schweighausen (ebd., 35 vo).
  - Der neue Abt von Schutterern, Benedikt (Fusier), bittet am 25.10.1656 um die Erlaubnis, ein Gut („*curiam suae villae in Wippenkirch*“) gegen 400 Gulden zu unterpfänden (G 6310, 41 vo). Am 8. Mai 1657 sendet er sein „*instrumentum Electionis*“ nach Molsheim und bittet um dessen Konfirmation durch den Bischof (ebd., 67). Ein juristisches Problem scheint in dieser Sache entstanden zu sein (ebd., 91). Am 30. Januar 1658 sendet der Abt einen Reversalbrief (ebd., 102).
  - Die drei Ruralkapitel nehmen am 18.12.1656 Stellung in Betreff der Zahlung des „*subsidium charitativum*“ an das Bistum: Ottersweier „*allegat impossibilitatem*“; Ettenheim würde schon bezahlen, aber die Mönche, welche Pfarreien betreuen, sollen auch dazu gezwungen werden. Das Kapitel Offenburg findet, dass es schon genug gegeben habe („*se satis dedisse*“). Der Fiskal wird sich zu ihnen begeben, um sie zur Zahlung zu entschließen (G 6310, 52). Die Abtei Schutterern hat ihn am 17. Januar 1657 auch noch nicht geliefert: sie habe schon sehr viel dem Bischof von Bamberg, „*uti proprietari(us) loci & Castenvogt*“, wie auch den Österreichern geben müssen (ebd., 56 vo).
  - Am 19.12.1657 sendet der Erzpriester einen Bericht über die Pfarreien, welche im Kinzigtal der Abtei Schutterern unterstehen: „*magnum esse defectum in administratione verbi divini et catecheseos*“. Darum soll dem Abt geschrieben werden. Im selben Bericht ist auch die Rede von der Pfarrei Niederschopfheim und dessen Pfarrer Gutman (G 6310, 95 vo).
  - Am 8. Mai 1658 erhebt der Abt von Schutterern Klage wegen der Kollation der Pfarrei Gamshurst; scheinbar wird diese durch den Pfarrer von Großweier und Unzhurst, Joannes Reuther, administriert (G 6310, 118).
  - Am 3. Juli 1658 meldet Joannes Ramstein, Pfarrer von Sasbach, als Erzpriester, dass zwischen dem Kapitel und der Abtei Ettenheimmünster ein Vertrag geschlossen worden ist, wegen den Pfarreien Munichwir (Münchweier) und



- Schweighausen. Abt Franciscus Hertenstein und Prior Conrad Holtzapfel wohnten unter anderen den Verhandlungen bei. Der Abt von Schuttern weigere sich hingegen, einen solchen Schritt zu tun (G 6310, 128 vo).
- Am 13.11.1658 schreibt der Abt von Schwarzach nach Molsheim, um den traurigen Stand der Abtei Schuttern wegen der Unfähigkeit dessen Abtes „*ob capitis incapitatem*“ zu melden; dieser werde die Resignation verlangen. Sollte er nach Molsheim kommen, so müsse man ihm nicht alles glauben und sich eher auf das Protokoll der Visitationsherren stützen (G 6310, 163). Am 29. desselben Monats erfährt man in Molsheim den Tod des Abtes. Der Generalvikar wird zur Neuwahl deputiert; man befürchtet, die österreichischen Behörden könnten sich einmischen (ebd., 168).
  - Am 11.12.1658 stattet der Generalvikar Bericht über die Abtswahl in Schuttern. Da es an Kandidaten in der Abtei selbst fehlte, schritt man zur Postulation: der Abt von Sankt Blasien solle unter den fünf Mönchen seiner Abtei, welche von den Schutteranern erlesen worden sind, einen zum Abt von Schuttern erwählen. Inzwischen wurde die Direktion des Klosters dem Subprior anbefohlen. Die Sache wird auch dem Bischof von Bamberg, „*tanquam Domino directo loci de Schuttern*“, gemeldet, damit er Geduld habe wegen den Ex-tanzen (G 6310, 170).
  - Die neuen Äbte von Gengenbach und Schuttern sollen geweiht werden; sie werden für den 15.12.1660 nach Molsheim zitiert, „*ad dandas reversales consuetas*“ (G 6310, 322 vo). Sie weigern sich, es zu tun, aber in Molsheim beharrt man darauf (G 6311, 21).
  - HAUSER Matthias, „*Marchio Badensis*“, wird am 18.07.1663 durch den Abt von Schuttern zur Pfarrei **Großweier** präsentiert und auch angenommen (G 6311, 244). Er verwaltete auch **Gamshurst**<sup>3</sup>, zu welcher Pfarrei er durch den Abt von Schuttern schon am 6.07.1663 präsentiert worden war (G 1420, 323). Am 18.02.1668 ist diese letzte Pfarrei frei durch seinen Abzug (ebd., 435).
  - Der Landschreiber verlangt am 03.10.1663 die Bezahlung durch die Äbte von Schuttern und Gengenbach der „*Jura Portariae*“ (ebd., 259 u. 267).
  - Nachdem der Abt von Schuttern streng verwarnt worden war, die Türkensteuer und die Kontribution für den Rückkauf der Herrschaft von Oberkirch zu bezahlen, excusiert sich dieser am 12.03.1664, indem er sich auf die Immunität seiner Abtei beruft; er fügt hinzu, dass er der Österreichischen Regierung schon „*pro subsidio Turcico*“ gesteuert habe

- (was die Regierung von Freiburg bestätigt). Die ganze Korrespondenz wird dem Bischof zugesandt (ebd., 301 vo). Am 16.02.1667 geht derselbe Streit weiter (G 6312, 262).
- In Molsheim hat man erfahren, dass die Franziskaner von Offenburg die Pfarreien Sonzweiler (Zunsweiler) und Friesenheim, welche letztere der Abtei Schutterern angehört, scheinbar ohne bischöfliche Erlaubnis verwalten; am 04.03.1665 wird der Erzpriester von Ettenheim aufgefordert, dies nachzuprüfen und fortan keinen Mönch mehr anzunehmen, ohne dass er ihm diese *commissio* vorgezeigt habe (G 6312, 20). Am 20. Mai wird den Franziskanern mit der „*poena suspensionis*“ gedroht (ebd., 49). Am 17. Juni befindet sich der Abt von Schutterern in Molsheim und erklärt dem Rat die Situation in diesen Ortschaften, wie auch in Schutterwald (ebd., 58).
  - Am 06.08.1665 erkundigt sich der Bischof über die Geldstrafe von 100 Reichstaler, welche der Abtei Schutterern auferlegt worden war. Er wünscht auch, nachdem er einen anonymen Brief erhalten hatte, dass eine Visitation der Abtei stattfinde, „*ad evitandos abusos et scandala*“ (ebd., 79).
  - Die Gemeinde Ettenheim übersendet am 19.12.1668 ein *Memoriale* nach Molsheim, in welchem sie um die Gründung eines Kapuzinerklosters bittet; diese Bitte wird, bevor sie an den Bischof weitergeleitet wird, den Äbten von Ettenheimmünster und Schutterern, dem Erzpriester von Lahr und dem Guardian der Franziskaner in Kenzingen unterbreitet (ebd., 431). Der Geistliche Rat ist damit nicht einverstanden: er sehe nicht ein, dass man ein Kloster mit Bettelmönchen in einer Stadt mit wenig Einwohnern gründe, zumal diese Einwohner sehr arm sind und kaum genug zum Leben haben; diese Gründung verstoße auch gegen die Päpstlichen Konstitutionen; sie würde den Untergang der Franziskaner von Grenzingen bedeuten ... (ebd., 434). Am 23. Januar 1669 kommen die Antworten von Ettenheimmünster, Schutterern und Lahr, welche einstimmig abraten, die Kapuziner in die arme Stadt Ettenheim („*ad pauperculum oppidum Ettenheimensen*“) aufzunehmen, an (ebd., 438). Der Provinzial der Franziskaner, dessen Antwort am 30. Januar ankommt, findet, dass die Gründung nicht nützlich und auch nicht nötig sei; sie würde sich zum Nachteil der Franziskaner in Grenzingen entfalten (ebd., 443). Am selben Tag kommt auch die äußerst positive Antwort des Offizials Neunheusser an; er ist z. B. der Ansicht, dass man der Meinung der Franziskaner keine Rechnung tragen solle: sie sollen in ihrer Diözese (Konstanz) wirken und sammeln. Wenn die Kapuziner in

- Ettenheim nicht nützlich und nötig sind, so sind sie es nirgendwo; doch brauche man sie, um die kranken Pfarrer zu ersetzen. Wenn auch Ettenheim arm ist („*etsi urbecula Ettenheim sit tenuis conditionis*“), so ist die Umgebung reich genug, um sie zu ernähren, jedenfalls reicher als Oppenau ... (ebd. 442). Am 20.02.1669 zieht der Bischof einen Strich unter die Rechnung: er will nicht, dass seine Untertanen mit Bettelmönchen belastet werden (ebd., 448 vo).
- Kaum ein Jahr später, am 12.02.1670, bittet die Gemeinde nochmals um die Einpflanzung von Kapuzinern, natürlich ohne Erfolg (G 6313, 15; 33). Nach einer neuen Bitte der Gemeinde Ettenheim wird sich die Stimmung in Molsheim ändern: man sollte eher Almosen etwelchen Bettelmönchen, welche im Bistum sesshaft sind, geben als den Franziskanern in Kenzingen. Da die Schwester des Bischofs, Witwe Leopolds von Baden, im nahen Mahlberg residiert, könnte sie so über Beichtväter verfügen (ebd., 181). Die Gründung wird stattfinden, aber in Mahlberg.<sup>4</sup> Eine weitere Bitte der Gemeinde Ettenheim kommt am 15.04.1671 zu spät: der Bischof hat inzwischen die Erlaubnis zur Gründung in Kippenheim, das nur eine halbe Stunde weiter liegt, gegeben (ebd., 204).
  - Am 20.08.1670 verteidigt der Abt von Schuttern, wie schon jener von Ettenheimmünster, sein Recht, Paramente, Altäre, Kelche und Glocken zu weihen; die zugesandten Dokumente werden im Archiv verwahrt werden (G 6313, 92).
  - Am 04.04.1674 meldet der Prior von Schuttern das Absterben des Abts Blasius Sarway; die Abtswahl wird auf den 10. April festgelegt (G 6313, 581).
  - Der Pfarrer von Schuttern wird am 28.05.1664 nach Molsheim zitiert, um ihn zu Rede zu stellen. Er hatte dem Jakob Freitag und der Dorothea Geswein erlaubt, außer der Diözese zu heiraten, obwohl schon ein Prozess deretwegen vor dem Konsistorium in Gang war (G 6311, 319).
  - ZENGER(LIN) (ZIEGLER) Jacobus, **Friburgensis**, wird am 09.05.1674 für ein Jahr als Pfarrer von **Gamshurst** angenommen (G 6313, 584), obschon die Präsentation durch den Abt Placidus von Schuttern erst am 18. desselben Monats ausgestellt wurde (G 1421, 91).
  - WILLENWART (WÜLLENWARTH) Joannes Conradus, *capellanus* in **Offenburg**, wird am 05.05.1681 durch Abt Placidus von Schuttern zur Pfarrei **Zunzweier** präsentiert: diese, der Abtei Schuttern inkorporierte Pfarrei, wurde bisher „*per incertos pastores*“ verwaltet und stand leer durch die Resignation von Jenger, Pfarrer von Hofweier (G 1421, 177). Er soll

auch um das Jahr 1684 die Pfarrei **Müllen** verwaltet haben.<sup>5</sup> Später (oder zur gleichen Zeit?) wurde er Pfarrer in **Gold-scheuer** (und Marlen?); er hat vor dem 18.12.1691 resigniert (G 1422, 64). Von 1691 bis 1699 waltet er als Pfarrer von **Hofweier**<sup>6</sup>; im Jahr 1692 ist er auch als „*fiscalis in partibus Dioeceseos transrhenanis*“ bezeugt.<sup>7</sup>

- GRAZON Joannes Sebastianus wird am 03.12.1687 durch den Abt von Schutterern zur Pfarrei **Gamshurst** präsentiert (G 1421, 270) und am 19. angenommen (G 6315, 51 u. 60). Er hat die Pfarrei vor dem 23.09.1695 verlassen (G 1422, 194). Als Rektor von **Offenburg** erscheint er dann auch als „*SS. Theol. Dr*“ (G 1423, 117).

### Mönche aus Schutterern im Pfarramt

- AGRICOLA Maurus, Benediktiner aus **Schutterern**, erhielt am 03.11.1649 eine *commissio* nach **Oberschopfheim** oder **Zunsweier** (G 6308, 267). Pater Maurus (handelt es sich immer um ihn?) wird durch seinen Abt am 12.07.1658 als Pfarrer von **Sasbach** präsentiert (G 6310, 132).<sup>8</sup> Sonderbarerweise wird ihm am 26.09.1668 eine neue *commissio* für **Sasbach** ausgestellt (G 6312, 409 vo), was nur ein Irrtum sein kann, denn an diesem Datum wurde er durch seinen Konfratrer Placidus Heüss ersetzt (G 1420, 453). Offenbar ist er in diesem Jahr gestorben.<sup>9</sup>
- AGRICOLA Placidus, Benediktiner aus **Schutterern**, wird durch seinen Abt am 12.07.1658 als Pfarrer von **Oberschopfheim** präsentiert (G 6310, 132).
- BALDINGER Theobertus, Profess von **Schutterern**, ist im Jahr 1666 als Pfarrer von **Friesenheim** bezeugt.<sup>10</sup>
- BURGER Fridericus, Konventual von Schutterern, wurde zum Abt gewählt und am 27.08.1562 von Bischof Erasmus bestätigt (G 1425, 215–216). Er ist im September 1593 gestorben.<sup>11</sup>
- BÜRGI Vincentius, Conventual in **Schutterern**, wird am 11.01.1695 durch seinen Abt zur Pfarrei **Sasbach**<sup>12</sup> präsentiert (G 1422, 185). Er wurde am 14.09.1697 ersetzt (ebd., 265).
- DREER (DREHER?, FECER) Franciscus, Conventual in **Schutterern**, wird am 14.09.1697 durch seinen Abt zur Pfarrei **Sasbach** präsentiert (G 1422, 265), als „*Fecer*“ im Visitationsbericht von 1699 angegeben.<sup>13</sup> Er gab die Pfarrei im Jahr 1705 auf, starb im Jahr 1706 und wurde auch hier begraben.<sup>14</sup>
- FUCHS Conradus, Konventual in **Schutterern**, wird am 07.12.1635 als Pfarrer von **Sasbach** angenommen (G 6308, 212 vo). Er wurde im Jahr 1638 zum Abt gewählt, starb aber schon im Januar 1639.<sup>15</sup> (L.S., Ortenau, 1, 326)

- FUHLIN Bernardus, O.S.B., *religiosus* in **Schuttern**, wird am 19.09.1665 von der bischöflichen Behörde als Pfarrer approbiert, für diejenige Pfarrei, welche ihm sein Abt anvertrauen wird (G 6312, 93).
- HEISS (HEÜSS) Placidus, *Brisacensis*, wird am 18.09.1668 durch seinen Abt als Pfarrer von **Sasbach** präsentiert (G 1420, 453). Er wurde im Jahr 1674 zum Abt gewählt.<sup>16</sup>
- HINDERER Placidus, Profess von **Schuttern**, ist im Jahr 1692 als Pfarrer von **Friesenheim** bezeugt.<sup>17</sup> Es handelt sich gewiss um den späteren Abt (1708–1727).<sup>18</sup>
- LOCHERER Joseph, „*Frater, Convent. Monast. Schuttern, O.S.B.*“, erhält am 29.06.1628 eine „*commissio regendi ad ecclesiam parochialem in Sonzweyer*“ (**Zunsweier**) (G 6306, 266 vo). (L.S., Ortenau, 2, 218)
- MARSCHALCK Benedictus, Profess von **Schuttern**, ist im Jahr 1699 als Pfarrer von **Friesenheim** bezeugt.<sup>19</sup>
- PLANCK(H)ENBACH Michael, Profess von **Schuttern**, wirkte vor dem 26.09.1613 als Pfarrer in **Sasbach** (G 6303, 67).
- SARTORIUS (SCHNEIDER?) Benedictus, Profess in **Schuttern**, wird am 14.03.1632 durch seinen Abt für die Pfarrei **Schuttern** und die umliegenden Ortschaften präsentiert, da es an Priestern fehlt und etliche von den Schweden entführt worden sind („*ob nota belli tempore & captiuos a Suecis abductos sacerdotes*“); er wird angenommen, aber nur für die Kriegszeit; später soll er sich persönlich vorstellen (G 6308, 157 vo). (L.S., Ortenau, 2, 260)
- VÖG(E)LIN Udalricus, „*curat(us) in superiori Schopffen*“ (**Oberschopfheim**), erhält 1515/16 ein „*indultum de non residendo*“ (G 1434/2) und 1517/18 als „*Rector in superiori Schopffen*“, ein selbes (G 1434/1), ein drittes am 06.07.1519 als „*perp. vic. In Schopffheim superiori*“. Er ist jedoch vor dem 28.09.1519 gestorben; an jenem Datum bezahlt sein Bruder, „*R.P. Conradus Abbas in Schuttern, 17 s. 4 d. de fertone Ulrici Vögelin eius fratris, perp. vic. in superiori Schopffen*“ (G 1434/3).
- VÖGLER Jacobus wird am 13.01.1688 zum Abt von **Schuttern** gewählt (G 6315, 71).

### Georg von Reichenbach, Profess aus Schuttern, Abt in Ebersmünster

Adeliger, geboren um 1452 auf Schloss Schiffenberg (Kreis Gießen), soll zuerst in der Abtei Weissenburg eingetreten sein, bevor er in die Abtei Schuttern kam, welche sich im Jahr 1490 der Bursfelder Kongregation angeschlossen und deren Reform eingeführt hat. So, zum Beispiel, wurden die Einzelpfründen

aufgelöst (Kaller, 125). Georg von Reichenbach und vier andere Mönche wurden von Schutterern nach Ebersmünster gesandt, um den Bestand an Mönchen zu erhöhen und auch dort den Anschluss an die Bursfelder Union zu erlangen, was nach gewisser Zeit auch erreicht wurde.

Im Jahr 1511 wurde Georg von Reichenbach zum Abt erwählt. Inzwischen musste er den Bauernkrieg überstehen. Leider wurde das nahe Scherwiller ein Sammelpunkt der aufrührerischen Bauern. Im April 1525 kam eine Bande und verwüstete die Abtei. Sie zerschlugen zum Beispiel eine Diana aus römischer Zeit, welche im Chor der Abteikirche Aufstellung gefunden hatte!

Die Unsicherheit des Klosters auf freiem Land bewegte den Abt, einen Zufluchtsort – den *Praelatenhof*, jetzt „Hôtel d'Ebersmünster“ – in der befestigten nahen Stadt Schlettstadt zu errichten. Der Rohbau wurde einige Monate nach seinem Tod beendet, die innere Einrichtung aber erst im Jahr 1575. Der Gebäude gehört heute zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt.<sup>20</sup>

Inzwischen hatte Wilhelm von Honstein, Bischof von Straßburg, im Jahr 1526 versucht, die Abtei der bischöflichen *mensa* einzugliedern; Abt Georg meldete den Fall nach Rom. Der Prozess endete im Jahr 1528 zugunsten der Abtei. Jedoch nahm der Bischof die Entscheidung nicht an, sodass der Abt sich an das Reichskammergericht wenden musste, aber die Prozedur endete erst zwölf Jahre nach dem Tod des Abtes, im Jahr 1552. Der Abt hatte in der Zwischenzeit, im Jahr 1531, vom Kaiser die Konfirmation der Privilegien der Abtei eingeholt. Er resignierte im Jahr 1539, starb am 10. Juni 1540 und wurde in der Abteikirche begraben. In seiner Grabinschrift wird seine preußische Abstammung erwähnt:

„PRUSSIA ME GENUIT  
RHENENSES ME TENUERE  
NUNC TUMULO CLAUDOR  
SIT REQUIES ANIMAE“<sup>21</sup>

### Einige Werke aus der Bibliothek der Abtei Schutterern

Es handelt sich hier um Bücher, welche sich heute in der „Bibliothèque du Grand Séminaire de Strasbourg“ (BGS) befinden.

### Eine polemische Schrift aus dem Jahr 1542

VIRVESIUS, Alphonsus, Canarien. episcopi, *Philippicae disputationes uiginti adversus Lutherana dogmata, per Philippum Melanctonem defensa, complectens summatim disputationes nuper Augustae ac deinde Ratisponae habitas.*



Abb. 1

- Coloniae, ex off. Melchioris Nouesiani, 1542.
- In-4°, 21 cm, 216 ff. (BGS 1 Jd 5)
- Prov.: 1. Joannes Nuschelerus Canon. S. Petri Junioris Argentini. Ecclesiastes indignus Anno (15)55. 2. „FF. Mon(aste)rij Schutterani B(eatae) V(irginis) O(dinis) S(ancti) B(enedicti). 3. Exlibris de Mgr Raess 3.- Cachet du Grand Séminaire (Abb. 1)

Der erste Inhaber, Johannes Nuscheler (Nuschler) war Stiftsherr und Dekan (ab 1556) im Stift Alt-Sankt-Peter (1550–1565†). Da er kein Testament aufgestellt hatte, kam seine Hinterlassenschaft erst drei Jahre nach seinem Tod in die Hände des Bischofs, weil der Magistrat der Stadt Straßburg inzwischen darüber verfügen wollte.

Später gehörte es der Abtei Schuttern und dann dem Bischof Andreas Raess, welcher viele Bücher nach der Säkularisation in Deutschland erworben hat und seine sehr reiche Bibliothek dem Priesterseminar vermacht hat.

### Eine Predigtsammlung (1558) des Kartäusers Johann Justus (Gerecht) Lansperg

LANSPERGIUS, Joannes Justus, Carth.,: ... *In omnes Dominicales Epistolas & Evangelia Paraphrases et Exegesese catholicae* ...

- Coloniae, exc. Iaspar Gennepaeus, 1558. 2 vol. (Tomes 2 et 3)
- In-8°, 17 cm. (BGS 1 Mf 29)
- Prov. 2. Band: 1. „Lib. Mon(asterii) Schutterani sub abb. Friderico, 1563. 2. Sum Aprimonasterii. (Abb. 2 u. 3)

Das Werk, in drei Bänden, wurde einige Jahre nach der Herausgabe durch die Abtei, unter Abt Fridericus Burger (1562–1593) angeschafft und kam später in die Benediktinerabtei Ebersmunster im El-

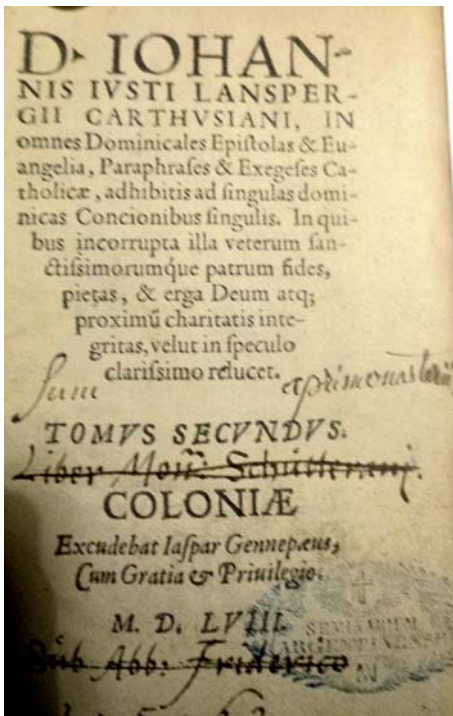


Abb. 2

sass, deren Bibliothek in der Revolutionszeit beschlagnahmt wurde. Wie es mit etlichen anderen Büchern in die Seminarbibliothek kam, steht nirgends geschrieben.

### Eine Spolie aus der Belagerung Molsheims im Jahre 1610

SPANGENBERG Joannes: *Explicationes Euangeliorum & Epistolarum, ... in tabulas ...*

- Basileae, ex off. Iacobi Parci, sumpt. Ioannis Oporini, 1557, mense Augusto.
- In fol., 39 cm, LX-LXXV-51 pp. Einband: 1560. (BGS 2 Ac 3)
- Prov.: 1. „*Est Chr(ist)iani Schelling. Ex dono Reuerendi D(omi)ni Friderici abbatis schutterani. Anno (15)77*“. 2. „*Matthiae Berneggeri libris accessit è spoliis Molsheimianis 1610*“. 3. „*Coll(egii) Reg(ii) Arg(entinensis) S.J.. ex dono D(omi)ni Obrecht Praet(or)is Regii*“.

Das Buch wurde im Jahr 1577 von Abt Fridericus Burger dem Christian Schelling geschenkt. Dieser war ab 1577 und noch im Jahr 1581 Stiftsherr in Wissembourg. Wir kennen die Beziehungen zwischen den zwei Klerikern nicht und wissen auch nicht, wann das Werk nach Molsheim kam, wahrscheinlich in die Jesuitenbibliothek. „*Dieser Zeit (1610) fallent die Marggräuische und andere teüdscher protestierender fürsten Kriegsvolck das Bÿstumb Straßburg feindlich an. Nemen Dachstein, Motzig (Mutzig) und Moltzen (Molsheim) ein, rauben und blinderen alles*“, schreibt Michael Pantaleo, Dekan des St. Martinsstifts. So wurde Matthias Bernegger (1582–1640) Besitzer des Werkes, wie er es selbst angegeben hat. Aus Hallstatt in Österreich gebürtig fand er, in der Zeit der Gegen-Reformation, Zuflucht im protestanti-

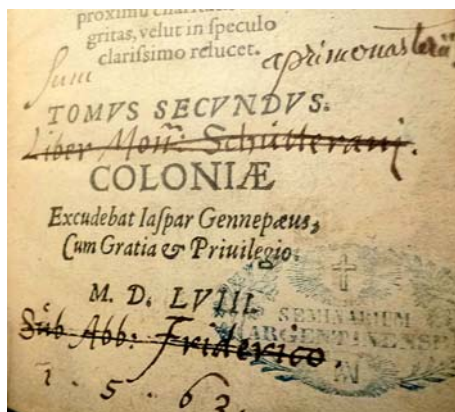


Abb. 3

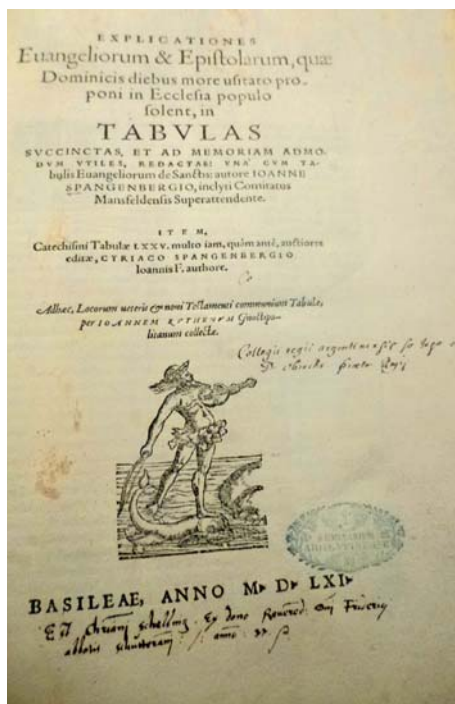


Abb. 4

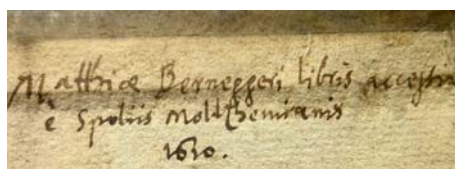


Abb. 5



schen Straßburg, wo er es bis zum Rektor der Universität brachte. Er besaß eine wichtige Bibliothek, die heute zerstreut ist. Mehrere Werke befinden sich im Straßburger „Grand Séminaire“, nachdem sie Ulrich Obrecht (1646–1701) dem „Collège Royal“ vermacht hatte. Nachfolger Bernegggers, ließ er sich durch Bossuet zum Katholizismus bekehren und konnte so der erste königliche Praetor Strassburgs werden. So kam es auch, dass er seine Bibliothek den Jesuiten vermachte.

### Ein Werk mit dem Exlibris des letzten Abtes Placidus III. Bacheberle (1786–1803)

Placidus Bacheberle, aus Oberkirch, der 1786 zum Priester geweiht und 1786 zum 86. und letzten Abt von Schuttern gewählt wurde, hatte ein persönliches Exlibris mit den Initialen



Abb. 6

P(lacidus) A(bt) Z(u) S(chuttern). Ein Engelein mit Mitra überragt ein Doppelwappen. Das Wappen links ist jenes der Abtei: kniend vor Maria mit Kind der Klostergründer Offo; rechts, jenes des Abtes: das Eberlein im Bach hat gewiss mit seinem Namen Bacheberle eine Beziehung (**Abb. 6**).

Es ziert folgendes Werk, das heute in der Bibliothèque du Grand Séminaire de Strasbourg aufbewahrt wird: KANT Immanuel, *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen*, Riga, bey Friedrich Hartknoch, 1771 (BGS 3 Bi 16). Es trägt auch den Eintrag: „*Mon(aste)ri Schutterani abbate Placido III 1792*“. Später wurde es von Jean-Baptiste Reich, erster Superior (1861–1866) des „Petit Séminaire de Saint-Etienne Strasbourg“ erworben; offenbar hat er es der Institution überlassen.

Viel wichtigere Dokumente – Pergamenthandschriften, der Einblattdruck mit dem Heiligen Christophorus ... – befinden sich heute in der Universitätsbibliothek Heidelberg, aber die hier angeführten Werke gehören auch zur „virtuellen Klosterbibliothek Schutterern“.

## Anmerkungen

- 1 Zu den von Dieter KAUSS Dieter, *Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau*, Bühl, 1970, angegebenen Pfarrern können wir nur wenige hinzufügen: ... 1437 ...: OERTELER Ulrich, Leutpriester (SCHERLEN August, *Die Herren von Hattstatt und ihre Besitzungen. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Geschichte Süddeutschlands ...*, Colmar, 1908, S. 171). Vor 1623: Michael GANSER, „*olim minister*“ (G 6306, 65 vo). 1632 – ...: SARTORIUS Benedictus, O.S.B. (G 6308, 157 vo).
- 2 P. STAUDENMAIER, Mittheilungen aus den Capitelsarchiven Offenburg und Lehr, in: *Freiburger Diöcesan-Archiv*, XIV, 1881, 276.
- 3 K. REINFRIED, op. et loc. cit., 1901, 294.
- 4 Siehe: Wolfgang MÜLLER, Kapuziner in Mahlberg, in: *Die Klöster der Ortenau*, 512–521.
- 5 D. KAUF, 600 Jahre St. Ulrich in Müllen, in: *Freiburger Diöcesan-Archiv*, 93 (1973), 248.
- 6 Felix Freiherr RÖDER von DIERSBURG, Mittheilungen aus dem Freiherrl. von Röder'schen Archive über die Pfarreien Diersburg, Hofweier, Schutterwald, Oberweier, in: *Freiburger Diöcesan-Archiv*, XIV, 1881, 232.
- 7 K. REINFRIED, op. et loc. cit., 1903, 298.
- 8 K. REINFRIED, op. et loc. cit., 1901, 271.
- 9 E. DÖBELE, *Geschichte der Pfarrei Sasbach*, Bühl, (1950), 108.
- 10 K. REINFRIED, op. et loc. cit., 1903, 289.
- 11 Fr. WALTENSPÜL – Aug. LINDNER, *Catalogus religiosorum exempti monasterii Rhenaugensis ...*, in: *Freiburger Diöcesan-Archiv*, XIV, 1881, 164.
- 12 S. auch: E. DÖBELE, *Geschichte der Pfarrei Sasbach*, Bühl, (1950), 109.
- 13 K. REINFRIED, op. et loc. cit., 1901, 271.
- 14 E. DÖBELE, *Geschichte der Pfarrei Sasbach*, Bühl, (1950), 109.
- 15 J.G. MAYER, Die Aebte der Klöster Ettenheimmünster und Schutterern, in: *Freiburger Diöcesan-Archiv*, XIV, 1881, 165.
- 16 G. MEZLER / J.G. MAYER, *Monumenta historico-chronologica monastica collecta*, in: *Freiburger Diöcesan-Archiv*, XIV, 1881, 166.
- 17 K. REINFRIED, op. et loc. cit., 1903, 289.

- 18 G. MEZLER / J.G. MAYER, Monumenta historico-chronologica monastica collecta, in: *Freiburger Diöcesan-Archiv*, XIV, 1881, 166.
- 19 K. REINFRIED, op. et loc. cit., 1903, 290.
- 20 HOEBER F., Die Frührenaissance in Schlettstadt. Ein Beitrag zur elsässischen Architekturgeschichte, *Revue Alsacienne Illustrée* XIX (1912), S. 10.
- 21 KALLER Gerhard, Kloster Schuttern, in: Müller Wolfgang, *Die Klöster der Ortenau*, o.D., S. 125; Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne, S. 3128–3129; BORNERT René, *Les monastères d'Alsace*, Strasbourg, Ed. du Signe, 2009–2011, Band II/1, S. 105, 166.

# Die Burg Fürsteneck aus der Sicht der Archäologie – Antworten und neue Fragen

*Heiko Wagner*

## Einleitung und Fragestellungen

Die Reste der wenig bekannten Burg Fürsteneck sind heute in ein Gehöft mit inzwischen zwei Wohnhäusern und einem Stall integriert. Es erhebt sich auf einer auffälligen Anhöhe am Rand des Schwarzwalds zur Vorbergzone hin, auf der Südseite des untersten Renchtals.

Die historische Überlieferung zur Burg reicht vom 13. Jh. bis zum 17. Jh. Sie ist meist mit dem Besitz der Stadt Oberkirch verknüpft. Trotz der offenbar als hoch eingeschätzten Bedeutung der Burg wird die Anlage in der Literatur als „klein“ beschrieben.

Daraus ergibt sich ein gewisser Widerspruch, der sich aber auch aus einer höheren Bedeutung des Zubehörs der Burg erklären könnte.

Fragen ergeben sich jedoch auch zur Gründungszeit der Burg. In der älteren Literatur – und immer wieder abgeschrieben – wird angenommen, die Burg reiche bis ins 12. Jh. zurück und habe den Herzögen von Zähringen gehört. Es wird sogar angenommen, die Burg sei gleichsam als „Ersatz“ für die Schauenburg gegründet worden. Die Schauenburg war im frühen 12. Jh. als Heiratsgut der Liutgard von Zähringen in den Besitz des Grafen Gottfried von Calw gelangt und stand daher den Zähringern nicht mehr zur Verfügung.

Den aufgeworfenen Fragen wurde – im Anschluss an eine Führung von Rudolf H. Zillgith am Tag des offenen Denkmals am 8.9.2013 – erstmals wieder nachgegangen; am 23.11.2016 wurden die Ergebnisse durch eine weitere Begehung ergänzt.

## Größe und Bauform der Burg

Auf den ersten Blick erscheint die Burg Fürsteneck tatsächlich als eine kleine Anlage (**Abb. 1**). Sie ist von lang-rechteckiger, kompakter Form und hat eine Länge von etwa 45 m; ihr Grundriss ist mehrfach in der Literatur abgebildet worden. An beiden Enden bestand wohl – innen an die Ringmauer angesetzt – jeweils ein hoher Wohnbau; dazwischen scheint sich ein Burghof – ggf. mit leichten Bauten – befunden zu haben. Der Grundriss ist mit den sog. Kompaktanlagen wie etwa der Burgruine Neuenfels bei Brit-



*Abb. 1: Innenansicht eines Teilstücks der südwestlichen Längswand der Kernburg (mit Kaminzug?; 8.9.2013).*

zingen (nahe Badenweiler), der Schneeburg bei Ebringen (Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald) und auch mit der Diersburg in der südlichen Ortenau zu vergleichen. Im Falle der Breisgauer Beispiele ist aufgrund von Urkunden und archäologischen Funden eine Gründung im späten 13. Jh. bis frühen 14. Jh. anzunehmen; die Diersburg ist noch nicht genauer datiert.

Mit dem Grundriss der Burg Fürsteneck oberhalb des Gehöftes ergeben

sich jedenfalls keine Hinweise auf die Zähringerzeit.

Der Baumbestand und die heutige Bebauung verstellen jedoch den Blick darauf, dass die Burg eigentlich sehr viel größer ist (**Abb. 2**). Es deutet sich im Gelände und auf der Grundkarte 1: 5000 ein weitaus größerer Burgbering an, der in Richtung NW-SO etwa 150 bis 160 m Länge einfasst. An den Rändern geht er – im Wald auf der NO-Seite bzw. als terrassierte Weinberge auf der SO- und SW-Seite – in steile Hänge über. Es dürfte eine Ringmauer (oder ein Erdwall) bestanden haben, die die Burg nach außen abschloss. Besonders im Südosten, Nordosten und Nordwesten bestand eine breite Plattform, auf der heute ein Wohnhaus und ein Stall stehen; außerdem erstrecken sich hier heutzutage ein planierter Platz und eine Pferdekoppel. Insgesamt ergibt sich eine unregelmäßig ovale Fläche von bis zu 75 m Breite. Damit wird die Fläche großer Burgen wie Geroldseck, Schauenburg und Staufenberg erreicht und sogar übertroffen. Jedoch ist die Verteilung der Baumassen im Falle der Burg Fürsteneck völlig anders zu beurteilen. Verantwortlich dafür ist die natürliche Form des Berges, die durch Abgrabungen und Planierungen den Bedürfnissen angepasst wurde. Es ergab sich so eine recht kleine, hoch gelegene Kernburg, unterhalb davon eine großflächige Unterburg (Vorburg). Sie scheint eher mit leichten Bauten (d. h. aus Holz, Fachwerk oder aus dünnerem Mauerwerk) bestanden gewesen zu sein. Von ihnen ist daher heute obertägig nichts mehr erhalten oder zu sehen. Die wirtschaftlichen Funktionen der Burg scheinen wichtiger gewesen zu sein als Repräsentations- und Wehrarchitektur. Das wird auch aus den Beschreibungen zum zugehörigen Weinbau um 1607 deutlich: Es wäre also mit einer Trotte (Kelter), Kellern zur Weinlagerung und einigen Ställen für Zugtiere zu rechnen, sowie mit Wohnungen der Bediensteten, Knechte und Rebleute. Das Aussehen der Burg ist also als weitaus weniger repräsentativ als im Falle der besser bekannten Schauenburg anzunehmen.

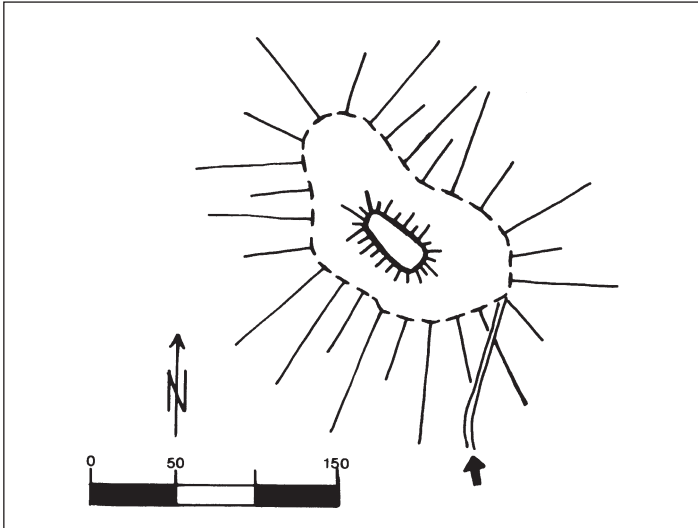


Abb. 2: Schematische Planskizze der Burg Fürsteneck (ohne die moderne Bebauung).

### Die Anfangsdatierung der Burg

Die neuen Geländebegehungen erbrachten recht zahlreiche Keramikfunde (Abb. 3–6), die als Abfälle der Burg angefallen waren. Besonders die Randstücke der Keramiktöpfe und Ofenkacheln sind sehr aussagekräftig und stellen daher eine Geschichtsquelle ersten Ranges dar. Ihre über weite Strecken hin ähnlich verlaufene Entwicklung ermöglicht eine Datierung ihrer Entstehung. In der Summe zeichnen sie – sofern eine ausreichende Zahl an Funden vorliegt – Gründungs- und Laufzeit der jeweiligen Burg nach. Von Fürsteneck liegen besonders Leisten- und Karniesränder von Töpfen (Abb. 7–8) vor, die zur Lagerhaltung und zum Kochen dienten. Manche Töpfe waren mit einem Rollrädchen-dekor verziert (Abb. 8 unten rechts; Abb. 11 unten). Die älteren Stücke sind von lokaler Machart und meist hellbraun bis dunkelbraun gebrannt. Unter den Karniesrändern finden sich auch feintonige Stücke einer grautonigen Drehscheibenware; ihr Kern ist hellgrau, die Oberfläche mittel- bis dunkelgrau. Diese Ware ist in der nördlichen Ortenau, aber auch in Nordbaden weit verbreitet. Hinter ihrer Herstellung stehen wohl größere, überregional agierende Töpferwerkstätten.

Von Ofenkeramik liegt u. a. eine dunkelgraue, gerundete Randscherbe einer relativ frühen Becherkachel des 13. Jhs. (Abb. 9 oben links) vor, die mit recht großen Glimmerplättchen gemagert ist. Weitere Randscherben gehören zu brauntonigen Viereckkacheln (Abb. 9–10; Abb. 11 oben rechts), die im 14. und auch im 15. Jh. üblich waren.



Abb. 3: Randscherben von Töpfen.



Abb. 4: Fragmente von Ofenkacheln.



Abb. 5: Neufunde von 2016 (Topfrand, Rand einer Viereckkachel, rädchenverzierte Wandscherben).



Abb. 6: Auch die Wandscherben helfen durch ihre Machart bei der Datierung.

Auch aus späteren Jahrhunderten kommen – in geringerer Anzahl – Keramik und Ofenkachelfragmente vor.

Die ältesten Funde dürften irgendwann im Zeitraum zwischen etwa 1230 und 1260 entstanden sein. Es liegen keine besonders schmalen Leistenränder vor, die andernorts die Übergangsform aus den älteren Lippenrändern repräsentieren. Auch die rundlich geformten Lippenränder und überhaupt die sog. nachgedrehte Ware fehlen völlig. Dasselbe gilt für die sog. Ältere grautonige Drehscheibenware, die im Jahre 1999 bei den Untersuchungen des Verf. auf der nur wenige Kilometer entfernten Ullenburg in wenigen Exemplaren zutage gekommen war.

Insgesamt liegt der Schwerpunkt der Funde auf der Fürsteneck im 13. und 14. Jh. Funde des 12. und des frühesten 13. Jhs. fehlen ganz.

Damit scheidet eine Gründung durch die Zähringer im 12. Jh. aus. Alle Spekulationen, die sich daran knüpfen („Ersatz“ für die als Heiratsgut verloren gegangene Schauenburg) sind damit gegenstandslos geworden.

### Wer gründete die Burg Fürsteneck?

Die Frage nach den Gründern der Burg Fürsteneck stellt sich damit völlig neu. Die Zähringer scheidet aus der Diskussion aus. Das frühe 13. Jh. ist durch eine tiefgreifende Umstrukturierung des Herrschaftsgefüges charakterisiert. Grund dafür sind das Aussterben der Zähringer 1218 sowie einiger kleinerer Adelsfamilien im Südwesten. Hinzu kam das Bestreben des Königs (späteren Kaisers) Friedrich II., verlorene und entfremdete Güter an das Reich zu ziehen. Damit künftig kein neuer, „anti-staufischer“ Machtblock entstehen konnte, wurden

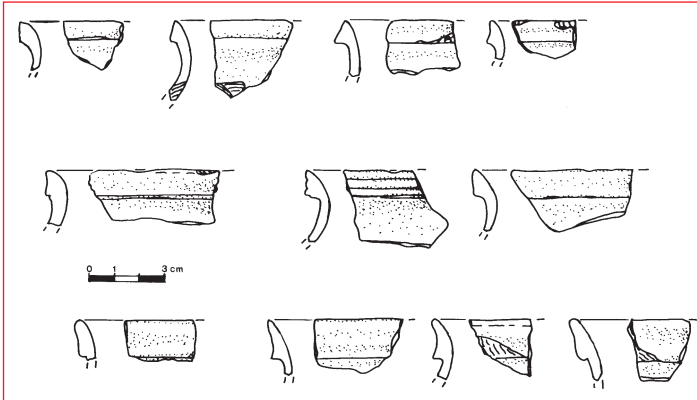


Abb. 7: Leisten- und Karniesränder, meist brauntönig (13.–14. Jh.).

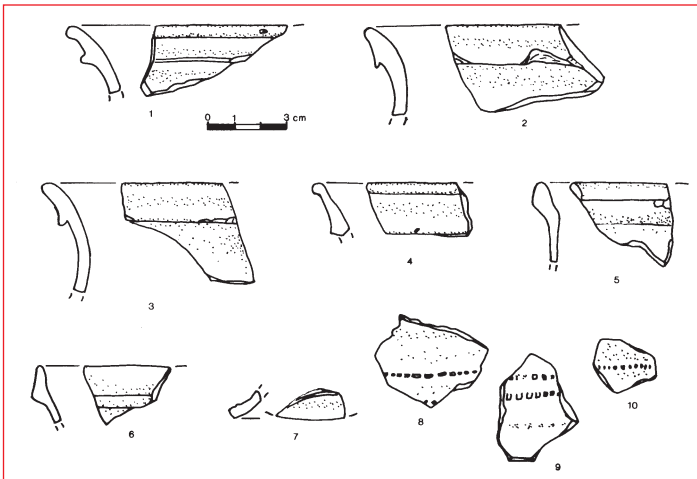


Abb. 8: Oben Karniesränder (14./15. Jh.); die Nummern 4–7 (Randscherben und Deckel) sind grautönige Drehscheibenware. Nr. 8–10 meist brauntönige Wandscherben mit Rollrädchenverzierung (13. Jh.).

die ehemals zähringischen Besitzungen unter verschiedene Familien verteilt (in der Schweiz u. a. die Kyburger, im Breisgau und auf der Baar die Grafen von Urach u. a.). Weitere Erschütterungen und Umstrukturierungen des Machtgefüges folgten um 1246, als Kaiser Friedrich II. gebannt wurde. Damals fiel der Straßburger Bischof Heinrich von Stahleck mit seinen Verbündeten in die Ortenau ein (Ortenberg, Offenburg, Hausach, Gengenbach ...).

Über die Besitzer der Burg Fürsteneck gibt leider erst eine Urkunde vom 20.4.1286 Aufschluss. Besitzer waren bis dahin die Markgrafen von Baden gewesen. König Rudolf I. von Habsburg übertrug Friedrich und Eginon von Fürstenberg die Reichslehen „Fürstenecke et Obirkirche“ für allezeit und als freies Eigentum. Das entsprach offenbar dem Wunsch des bisherigen Besitzers, des Markgrafen Rudolf von Baden, der jedenfalls auf



Abb. 9: Becherkachel  
(oben links; 13. Jh.);  
weitere Napf- oder  
Viereckkacheln (spätes  
13.–14./15. Jh.).

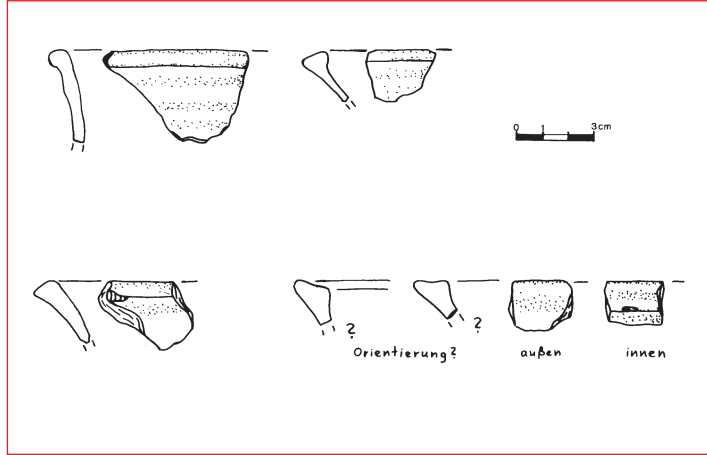


Abb. 10: Drei  
Fragmente von  
brauntonigen Viereck-  
kacheln (14./15. Jh.);  
rechts zwei Fragmente  
von Blatt- oder  
Nischenkacheln  
(14.–16. Jh.).

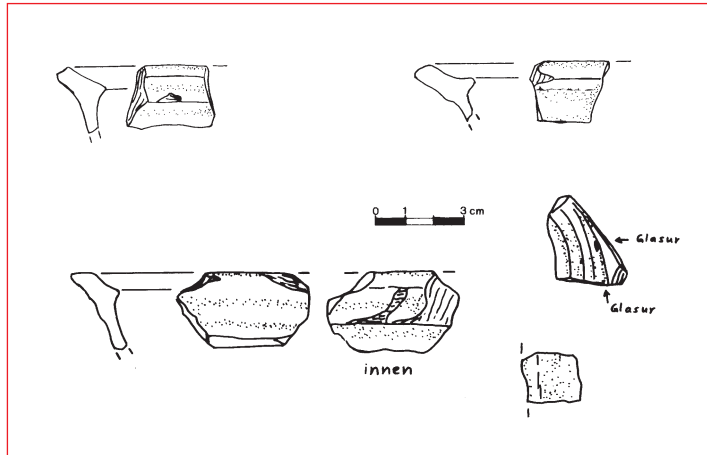
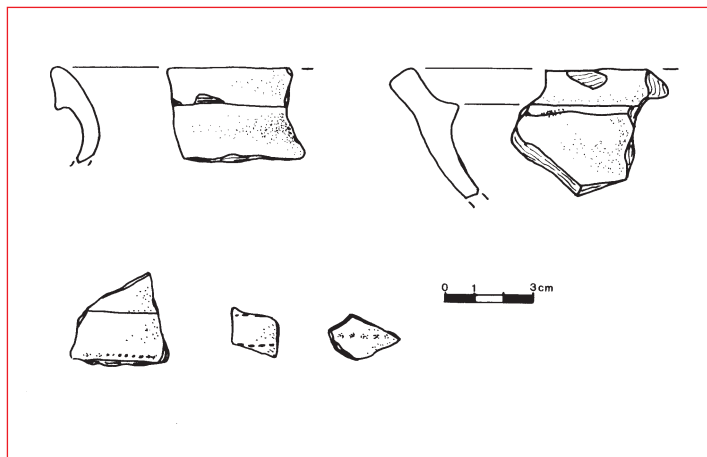


Abb. 11: Neufunde  
von 2016 –  
Randscherbe (spätes  
13./14. Jh.); Rand  
einer brauntonigen  
Viereckkachel  
(14./15. Jh.); drei  
Wandscherben mit  
Rollrädchenverzierung  
(13. Jh.).



Oberkirch und Fürsteneck verzichtete. Dieser erhielt im selben Jahr die nahe seiner Stammburg Hohenbaden gelegene Burg Alt-Eberstein, was vielleicht ja Teil der Absprachen gewesen sein könnte.

Krieger listet eine Erstnennung der Burg Fürsteneck von 1263 auf. Über den Zusammenhang wird nichts berichtet; diese angebliche Erstnennung hilft also momentan nicht weiter.

Interessanter ist eine Quelle vom 26. Juni 1246 (Regesten der Markgrafen von Baden Nr. 389). Sie erwähnt im Zusammenhang mit einem Kriegszug der Markgrafen von Baden „ihre Stadt Oberkirch“, ohne allerdings explizit die Fürsteneck zu nennen. Ob und wie der Kriegszug im Zusammenhang steht mit dem Einfall des Bischofs Heinrich von Stahleck in die Ortenau im selben Jahr, wäre einer Untersuchung wert. Durch diese Urkunde wird eine gewisse Wahrscheinlichkeit unterstrichen, dass die Burg in dieser Zeit den Markgrafen von Baden gehört haben könnte oder von ihnen gerade erbaut wurde.

Wesentlich schwieriger verhält es sich hingegen mit einer Urkunde von 1225. Anlässlich der Bestätigung der Schenkung des Patronatsrechts der Kirche Nußbach an das Kloster Allerheiligen wird offenbar ein nicht näher bezeichnetes „castrum“ genannt; leider wird die betreffende Textstelle in der Literatur nicht ausführlich zitiert. Da im Renchtal Burgen ein häufiges Phänomen sind, wäre m.E. ein „castrum“ nicht sicher auf Fürsteneck zu beziehen – zumal es bei Bottenau auch noch eine Burg Kolbenstein gegeben haben soll, die bisher nicht lokalisiert ist. Die archäologischen Funde lassen auch Zweifel daran aufkommen, ob die Burg Fürsteneck im Jahre 1225 überhaupt schon bestand.

Die Angabe von Hans Heid von 1934, die Burg Fürsteneck sei 1218 von den Zähringern an die Grafen von Fürstenberg gekommen, ist sogar grob fehlerhaft. Die Fürstenberger trennten sich nämlich erst um 1250 von der Grafenfamilie von Urach/Freiburg ab.

Als Erbauer und erste Besitzer der Burg Fürsteneck scheinen sich aus den wenigen Urkunden die mit den Zähringern stammesverwandten Markgrafen von Baden herauszuschälen.

Die Grafen von Freiburg wären zwar prinzipiell auch denkbar. Allerdings kamen die – aus ihnen hervorgegangenen – Fürstenberger erst 1286 in den Besitz der Burg.

Die ebenfalls an diesem Raum interessierten Bischöfe von Straßburg sind noch später genannt. Erst am 3. Jan. 1303 verkauften die Fürstenberger Oberkirch und Fürsteneck an das Hochstift Straßburg; am 10. Oktober desselben Jahres verzichteten sie auf ihr Rückkaufsrecht.

### Ergebnis und Ausblick

Die neuen Geländebegehungen erbrachten Hinweise zur Baugestalt und vor allem zur ehemaligen, unerwarteten Größe der Burg.

Die Keramikfunde zeigen eine Gründung der Burg etwa im 2. Drittel oder um die Mitte des 13. Jhs. an. Damit stellt sich die Frage nach den Erbauern und ersten Besitzern der Burg. Neben den Markgrafen von Baden wäre allenfalls noch – wenig wahrscheinlich – mit den Bischöfen von Straßburg oder den Grafen von Urach-Freiburg zu rechnen.

Die Rolle der Grafen von Eberstein im Zusammenhang mit der Urkunde von 1286 wäre noch zu untersuchen.

Insgesamt sollten in den nächsten Jahren von berufenen Historikern die frühen Urkunden zur Burg Fürsteneck endlich einmal im Volltext und mit einer kritischen Neubewertung in der „Ortenau“ vorgelegt werden. Damit könnten die Fragen nach dem Bauherrn vielleicht näher beleuchtet werden. Am ehesten dürfte es sich um die Markgrafen von Baden gehandelt haben, sofern nicht noch ein früherer Besitzerwechsel unserer Aufmerksamkeit entgangen ist.

### Dank

Rudolf H. Zillgith ist für seine damalige Führung und Hinweise zu danken; an den Begehungen waren Helmut Söllner, Brigitte Schmidt, Regine Dendler, Manfred Müller und Götz Peter Lebrecht beteiligt.

### Literatur

- Hans Heid, Die Burg Fürsteneck. Die Ortenau 21, 1934 (Sonderband: Burgen und Schlösser Mittelbadens), 249–251.
- Albert Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden Bd. I (1904), Sp. 664.
- Johannes Mühlhan, Burg und Herrschaft – Das Renchtal als mittelalterliche Burgen- und Adelslandschaft. Die Ortenau 90, 2010, 45–80 (bes. 54–55).
- Hans-Martin Pillin, Oberkirch Bd. 1 – Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803 (1975) 14; 16; 21; 31–33; 67–68.
- Hans-Martin Pillin, Die Burg Fürsteneck. In: Die Ortenau 64, 1984 (Sonderband: Burgen und Schlösser in Mittelbaden), 216–219.
- Heiko Wagner, Archäologische Untersuchungen an der „Ullenburg“ bei Tiergarten, Stadt Oberkirch, Ortenaukreis. Die Ortenau 81, 2001, 41–67.
- Heiko Wagner, Theiss Burgenführer Oberrhein – 66 Burgen von Basel bis Karlsruhe (Stuttgart 2003) 38–39 (Diersburg), 106–107 (Neuenfels bei Britzingen), 130–131 (Schneeberg bei Ebringen).

*Bildnachweis: Alle Fotos und Zeichnungen von Heiko Wagner, Kirchzarten.*

## Das Reichstal Harmersbach zur Zeit der Reformation

Karl-August Lehmann

Trotz der Abgeschlossenheit des Tales Harmersbach sind auch hier die Auswirkungen der Reformation zu spüren gewesen. Wegen der dürftigen Quellenlage, unter anderem verursacht durch den großen Stadtbrand in der benachbarten Reichsstadt Zell a.H. 1543, und wegen der Vernichtung zahlreicher Unterlagen in Stadt und Tal durch Feuer, das marodierende Soldaten 1643 während des Dreißigjährigen Krieges gelegt hatten, kann man die Versuche religiöser Umbrüche nur ansatzweise rekonstruieren.

Die *Pauerische Emberung*, der Bauernkrieg (1525), beeinträchtigte zumindest zeitweise die angestammten Rechte des Klosters Gengenbach im Reichstal Harmersbach. Graf Wilhelm von Fürstenberg, damaliger Landvogt der Ortenau, war ein begeisterter Anhänger der lutherischen Lehre. Seit 1525 versuchte er im unteren Kinzigtal die neue Religion einzuführen und betrieb die Säkularisation des Klosters Gengenbach.<sup>1</sup>

In der benachbarten Reichsstadt Zell a.H. hatte *eine zeitlang hierinnen das Luthertum über handt genommen und vil alte Schrifftten durch den Predicanten über sein abzug verterpt und verbrent*.<sup>2</sup>

Warum im Reichstal Harmersbach die reformatorischen Einflüsse über mehrere Jahrzehnte wirkten, lässt sich nur vermuten. Zum einen spielten sicher die Kontakte nach Straßburg<sup>3</sup> eine große Rolle (Holzhandel, Zugehörigkeit zum Bistum Straßburg), zum anderen auch die Verpfändung des Tales an verschiedene Familien aus Straßburg bzw. dem Elsass.<sup>4</sup> Ferner war das Tal Harmersbach wegen seiner Abgeschlossenheit über Jahrhunderte hinweg immer wieder Rückzugs- und Zufluchtsgebiet sowohl von politisch wie religiös Verfolgten oder auch von Menschen, die aus irgendwelchen Gründen mit dem Gesetz in Konflikt gekommen waren.<sup>5</sup> So wurden immer wieder, mit Gerüchten vermengt, „Nachrichten“ von außen ins Tal getragen und fielen hier oftmals auf fruchtbaren Boden, weil man der Obrigkeit, sei sie weltlich oder kirchlich geprägt, sich so meinte, widersetzen zu können. Im Harmersbachtal selbst belegen zwei Beispiele die reformatorischen Einflüsse. Zum einen waren dies die „Prädikanten“ und zum andern die Anhänger der „Täuferbewegung“ (Wiedertäufer).

### Die Prädikanten

Die Prädikanten predigten nicht im Kirchenlatein, sondern in der Volkssprache und trugen somit maßgeblich zur Verbreitung des reformatorischen Gedankenguts bei. Entsprechend waren sie der bisherigen Obrigkeit ein Dorn im Auge, weil sie die Autorität der Kirche, seit jeher ein Machtfaktor zur Beherrschung und Unterdrückung der Menschen, untergruben und gleichzeitig die weltliche Herrschaft destabilisierten. Die Prädikanten waren immer wieder Vertreibung bzw. Verfolgung ausgesetzt, zu verschiedenen Zeiten auch unterschiedlich stark in Straßburg.

Wie schnell und wie tief die neue Lehre die Harmersbacher Bevölkerung in ihren Bann zog, lässt sich nur bruchstückhaft nachvollziehen. Schon *um die zeit des bäuerischen aufruhr ... wo die oberthäler bauern haben wollen lutherisch werden*<sup>6</sup>, fanden die verbalen Angriffe der evangelischen Prediger gegen die „Pfaffen“ durchaus Zuspruch in der weithin ungebildeten Bevölkerung. Mit der neuen Botschaft „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ erhofften sie sich eine Verbesserung ihrer sozialen Lage.

Die Unzufriedenheit muss so groß gewesen sein, dass schließlich in der Pfarrei Harmersbach in den Jahren 1529 und 1549 – möglicherweise ohne Unterbrechung – Prädikanten wirkten,<sup>7</sup> die die Gläubigen anscheinend selbst eingesetzt hatten und die auch mit entsprechenden religiösen Handlungen betraut waren.<sup>8</sup> Dieses Verhalten der Talbewohner war jedoch keineswegs im Interesse der damaligen Pfandherren, denen solche Eigenmächtigkeiten hätten gefährlich werden können. So beschwerten sie sich 1549 beim Gengenbacher Abt Friedrich und forderten nachhaltig, dass *dieser Predicant ablogirt, verwysen u. unsere unterthanen mit einem tauglichen geschickten priester nach ordnung und Insatzung der alten catholischen Kirchen versehen werden*.<sup>9</sup>

Danach verlief das religiöse Leben im Reichstal Harmersbach bzw. der Pfarrei Harmersbach fast wieder in geordneten Bahnen. Aber der eine oder andere hatte sich doch stärker mit den religiösen Ideen verschiedener Richtungen identifiziert, die Martin Luther unter „Rotten, Schwärmern und Sakramentierern“ zusammenfasste.<sup>10</sup> Im Harmersbach war es die „Täuferbewegung“, die noch Jahre später harte Reaktionen der Obrigkeit nach sich zog.

### Die Täufer

Die Bewegung der Täufer, von zahlreichen Personen beeinflusst und regional verschieden ausgeprägt, zeigt eine große Bandbreite von eigenen religiösen Vorstellungen. Sie orientierte sich strikt an der Bibel, wobei das christliche Leben nach

an my plogr  
 Auf dem Hof: buch  
 Thl: Harmerspacher Hof: = Kind. Hof. 20j.  
1591. Hans Schneyter / zu vor Balthes Dietrich  
 der Widertäufer: / gibt jasad von 9. ymi  
 jads. 2. guenr / und 3. 4. -- 3. 5.  
 Anders Guenr gibt jasad -- 5. 5. 1/2 5.  
 Auf dem Harmerspacher Hof:  
 Kriegerpacher Hof = 20 j. 1596.  
1596. Hans Schneyter aufm Widertäufer: Hof  
 Ligen zu drei Thannen drittel davon j. 1. 2. 3. 4. 5.  
1597. der Widertäufer: Hof. -- jads. 2. 3. 4. 5.  
 -- kon. 6. 7. 8.  
1598. der Widertäufer: Hof. -- jads. 7. 8.  
 -- kon. 2. 3. 4.  
1601. der Widertäufer: Hof. -- jads. 3. 4. 5.  
 -- kon. 1. 2. 3.  
 Sp. Von dieser Zeit an wird der Hof in  
 Namen Widertäufer: Hof in  
 unyren Documenten nicht mehr genand.  
 wer dan auß nicht eignlich genandt werden kan  
 1599, oder in welchem jader der Widertäufer  
 auf solchen Hof im Thall Harmerspach gekommen.

Hinter der Jahreszahl  
 1591: „Hans Schneyter  
 /: zuvor Balthes  
 Dietrich//der  
 Widertäufer ...“

Hinter den Jahres-  
 zahlen 1596–1601  
 wird jeweils der  
 „Widertäufer: Hof“  
 genannt

Am Ende:  
 „N. Von dieser Zeit  
 an, wird der// Nahmen  
 Widertäufer: Hof  
 nicht mehr genand.  
 wie dan auch nicht  
 eigentlich gesagt  
 werden kann, //wen,  
 oder in welchem jader  
 die widertäufer//auf  
 solchen Hof im Thall  
 Harmerspach  
 gekommen.“

dem Vorbild der Urgemeinde und die Gebote der Bergpredigt im Vordergrund standen. Durch die Buße würden die Menschen von allen Sünden befreit und in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen. Sichtbares Zeichen dafür war die Erwachsenentaufe, daher auch die Bezeichnung „Wiedertäufer“.

Eid, Kriegsdienst, öffentliche Ämter und die Todesstrafe, teilweise auch andere Elemente rechtlicher und staatlicher Ordnung, lehnten sie ab. Diese Einstellung machte sie verdächtig. Als Sekte wurden die Wiedertäufer immer heftiger bekämpft, der Speyrer Reichstag von 1529 drohte ihnen als Ketzer die Todesstrafe an.

Wiederum waren es die Pfandherren, die als (de facto) weltliche Obrigkeit diesen Umtrieben Einhalt zu bieten versuchten. Es liegt nahe, dass wegen der Verfolgung der Ketzer in anderen Regionen viele ihr Heil in der Flucht suchten und so ins Tal gelangt waren. Eine kleine Anzahl von Einwohnern soll diese religiöse Richtung ernsthaft nachgelebt haben. Die Talordnung von 1549 enthält ein eindringliches Gebot gegen diese Menschen:

Item soll es kein burger oder inwohner des thals Harmerspach keinen frembden, es seien walen (walen = welsche Landstreicher,

der Verf.) *oder bettler lenger nit den uber nacht hausen oder herbergen oder besonder die mißglaubigen, sie mit den secten des widerthauuffs beladen oder behaft, gentslich weder gehor noch uffenthalt geben bei einer straf 10 lib.* (damals gängige Währung, 5 lib. entsprachen ungefähr einem Gulden; der Verf.).<sup>11</sup>

Diese Anordnung zeigt, dass im Reichstal Harmersbach immer noch Anhänger dieser religiösen Überzeugung zu finden waren. Konkret ging es wohl um das damals dort ansässige Ehepaar Lemperlin mit seinen beiden Söhnen Jakob und Andreas. Die Eltern sollen immer gute und gehorsame Christen gewesen sein. Als Vater Lemperlin eines Tages einen Brunnenmacher verdingte, soll dieser die beiden Söhne angeblich mit der Lehre der Wiedertäufer verführt haben. Obwohl beide bis dahin beim Pfarrer in die Schule gegangen und gute Christen waren, mieden sie seit dieser Zeit Gottesdienst und Sakramente und *wann sie etwan über den kirchhoff gangen undt man in der kkirchen gewesen, haben allwegen den hut auf das ohr geruckht damit sie den pfaffen nit hörendt.*<sup>12</sup>

Als 1571 der damalige Pfandherr Junker Hans Georg von Seebach die Huldigung der Talbürger entgegen nehmen wollte, sonderten sich die beiden ab und verweigerten sich *deß wiederthauuffs halber glipt und aide zu thuen ... sonder bereget, sie bey ja und nein zu lassen wöllen sie es besser halten dan andere mit dem jurament, auch sonsten mit hoch und niedern dinen sich allzeit gehorsamlich erzaigen.*

Junker Hans erteilte daraufhin dem amtierenden Vogt Michel Lehmann den Befehl, die Brüder wegen Ungehorsams mit je 20 Pfund zu bestrafen und drei Wochen einzusperren. Dies wurde jedoch nicht ausgeführt, obwohl Jakob und Andreas Lemperlin mehrmals die Geldstrafe entrichten bzw. die Gefängnisstrafe antreten wollten. Man sah jetzt eher die Gelegenheit, die aufmüpfigen Brüder loszuwerden und verwies sie binnen 14 Tagen des Tales.<sup>13</sup>

Im folgenden Jahr erkrankten die Eltern Lemperlin (*die pestilentz innen ist zu Hauß khommen undt das volckh gestorben und hinweg gangen undt sie selbs mit behafft sind worden*) und verstarben kurz darauf. Ihr Wunsch war, dass ihre beiden Söhne zurückkommen sollten, um ihnen in der Stunde des Todes beizustehen. Trotz des Verbotes, das Tal jemals wieder zu betreten, kehrten Jakob und Andreas zurück.

Junker Hans ließ sie ergreifen und für fünf Wochen festsetzen. Um ihren guten Willen zu betonen, wandten sich die beiden Brüder an die Obrigkeit: *dan wan unß gott darvon hilfft so wöllen wir unß bürgerlich halten mit fronen, hagen und jagen mit steuer undt schatzungh oder wo feuer außging undt auff soliche weiß*

*es seye bey tag oder bey nacht wöllen wir unß finden lassen, weiter des aydts halber wir seindt der hoffnung das ja und nain so wahr zu halten als glipt und ayd das solt ihr unß vertrawen, wir handt gott verheissen aller dingen nicht zu schweren ... das ist unßer vleißig bitt an euch so wollten wir redlich hauß haltten. Item lassent euwere vest gnädig fünden, es wolt unß doch die menge gern haben undt auch die ersamen herrn zu Harmerspach von wegen unserer arbeith und handwerckhs.*

Doch die beiden *halsstarrige widertheuffer* durften keine Gnade erwarten. Junker Hans Georg von Seebach ließ sie zur besseren Verwahrung über den Rhein nach Osthofen<sup>14</sup> bringen. Von einer Hinrichtung sah man ab, aber sie wurden *ad perpetuos carceres* (lebenslängliche Haftstrafe, der Verf.) verurteilt. Im dortigen Turm überlebten sie nicht lange. Andreas starb am ersten Weihnachtstag 1573, sein älterer Bruder am 8. August 1574. Sie wurden unter dem Galgen in Osthofen begraben, weil beide ihrem Bekenntnis nicht abgeschworen hatten.

Vogt und Gericht im Reichstal Harmersbach beschlagnahmten die Güter der Gebrüder Lemperlin, um die aufgelaufenen Verfahrenskosten zu begleichen. Dagegen protestierten die nächsten Verwandten, Jakob und Mathiß Brüderlin aus Gengenbach, die gegen die Entrichtung der ursprünglichen Geldstrafe auf einer Aushändigung der Güter bestanden. Ein langer Prozess wegen *etlicher in bemelter Thall Harmerspach gewesene ungehorsame und verstorbene widerteuffer verlassenschaft*<sup>15</sup> begann. Vor dem Rottweiler Hofgericht erhielten die Brüderlin ihr Recht, aber die Beklagten brachten durch Einspruch den Rechtsstreit vor das Reichskammergericht. Dort dauerte die Auseinandersetzung bis 1611. Wie in anderen Fällen auch, wurde das Verfahren eingestellt, nachdem die Kläger verstorben waren.

Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts gab es als letzten Hinweis auf diese Religionsgemeinschaft den *widertäufer hof im huob=Reicherspacher Zehend*.<sup>16</sup> Hans Schneiter wurde als Hofbesitzer im Jahre 1591 genannt, *zuvor Balthes Dietrich der Widertäufer*. Es muss also außer den Lemperlins möglicherweise gleichzeitig, aber auch später Anhänger der Wiedertäufer gegeben haben. Wann und wie der Hof zu seinem Namen gekommen ist, ließ sich schon in der damaligen Zeit nicht belegen.

Vermutlich war der Hof ursprünglich im Besitz der *Juncker von Schneiter* oder *Schneit*.<sup>17</sup> Sie haben wohl nicht immer im Tal gewohnt und diesen Hof möglicherweise an andere Familien verpachtet. Sie selbst hatten um diese Zeit ihren Adelstitel ver-



loren, weil sich Bernhard von Schneiter 1529 von einem Prädikanten hatte trauen lassen. Mit einem neuerlichen Besitzerwechsel verschwindet auch diese Hofbezeichnung, denn Hans Schneiter, der 1574 *den Hof auf Schottenhöfen gekauft, ano 1585 aber denselben wider verkaufft*, und ist auf den *widertäuffer=hof gezogen*.

## Abkürzungen

GLA Generallandesarchiv Karlsruhe

## Anmerkungen

- 1 Zur Reformation in Gengenbach: Bläsi, Peter, Die Reformation in Gengenbach, in: Die Ortenau 1977, S. 196–227
- 2 zitiert nach Bläsi, S. 204, S. 207
- 3 Straßburg war damals eine Hochburg der Reformation. Zur Rolle der Wiedertäufer in Straßburg: Deppermann, Klaus, Artikel Melchior Hoffmann, in: Theologische Realenzyklopädie Band 15, Berlin 1986, S. 470–473
- 4 Zur Verpfändungsgeschichte des Reichstals Harmersbach: Lehmann, Karl-August, Harmersbach Die Geschichte eines Tales Bd. I 1989, S. 62–82
- 5 Lehmann, S. 260–261
- 6 GLA 229/38 692 Der obere Teil des Tales, das heutige Oberharmersbach, bildet seit 1240 eine eigene Pfarrei, während das Untertal zum Kirchspiel Zell gehörte.
- 7 Wegen der Vernichtung zahlreicher Unterlagen, durch das Niederbrennen des Pfarrhauses auch der Kirchenbücher, während des Dreißigjährigen Krieges 1643 ist eine verlässliche Auflistung der Harmersbacher Pfarrer erst danach möglich.
- 8 GLA 229/38 692: *von einem lutherischen Praedicanten copuliren lassen*.
- 9 GLA 229/38 747, fol.6
- 10 zitiert nach Schütz, Franz-Josef (Hrsg), Geschichte – Dauer und Wandel Frankfurt/Main 1987, S. 250
- 11 GLA 67/1525, fol. 3
- 12 GLA 71 H 23
- 13 GLA 67/1525
- 14 Gemeint ist das heutige Osthoffen im Elsass, ca. 15 km westlich von Straßburg gelegen.
- 15 GLA 229/38 806 I
- 16 GLA 229/38 692
- 17 GLA 229/38 692: Die *Schneitter* lassen sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen. Der Einfluss dieses niederen Adelsgeschlechts war nicht unbedeutend. Berthold von Schneit war 1349 Schultheiß in Gengenbach, Dame von Schneit 1386 Schultheiß in Zell, andere Mitglieder der Familie waren unter anderem *ambachtsmann* des Klosters Gengenbach oder hatten das Wasserlehen inne. Mehrmals wurde aus dieser Familie auch der Harmersbacher Vogt bestimmt.

Bildnachweis: GLA 229/38 692 II

Repro: Lehmann-Archiv

# Die ehemalige Orangerie des Benediktinerklosters Ettenheimmünster

Georg Schrott

## Die Forschungslage

Das Benediktinerkloster Ettenheimmünster wurde im Jahr 1803 säkularisiert. Während die meisten Klöster diese Umbruchszeit zumindest physisch überlebten, gehört das Kloster im Münstertal zu jenen Einrichtungen, die fast gänzlich von der Erdoberfläche verschwunden sind. Mit den übrigen Klostergebäuden verschwanden auch der Garten und seine Ausstattung, auch eine repräsentative Orangerie. In der überregionalen Orangerieforschung ist man auf diese deswegen noch gar nicht aufmerksam geworden. Auch in einem neuen Überblick, der sich nur mit den noch bestehenden Orangerien in Baden-Württemberg beschäftigt, ist sie naturgemäß nicht berücksichtigt.<sup>1</sup>

In der klösterlichen Lokalgeschichte<sup>2</sup> wurde die frühere Existenz des Bauwerks zunächst ebenfalls nicht zur Kenntnis genommen.<sup>3</sup> Man findet sie erst 1932 bei Heizmann erwähnt, allerdings ganz undeutlich und ungenau: „*Derselbe Abt [Augustin Dornblüth] errichtete 1764 den großen Garten mit dem Hause.*“<sup>4</sup> Hacker kommt das Verdienst zu, in seiner Dissertation von 1938 auf die Orangerie als architekturgeschichtlich interessantes Element des Klosterensembles aufmerksam gemacht zu haben.<sup>5</sup> Dank der regen Beschäftigung mit der Klostergeschichte in den vergangenen Jahren – vor allem durch Sieger, Uttenweiler und Weis<sup>6</sup> – ist auf die meisten orangeriehistorischen Aspekte mittlerweile aufmerksam gemacht worden. Auch die vielen Quellen und Überreste aus der Orangeriegeschichte von Ettenheimmünster wurden durch sie bereits publiziert und kommentiert. So kann nun eine monographische Zusammenschau versucht werden, gedacht als exemplarischer Baustein zur klösterlichen Orangerieforschung.

## Wozu Orangerieforschung?

Vor allem in jüngerer Zeit hat die historische Orangerieforschung einen deutlichen Aufschwung genommen. Er verdankt sich unter anderem einem kulturgeschichtlichen Wandel, bei

dem ursprünglich selbstständige Disziplinen wie beispielsweise Architektur-, Kunst- oder Sozialgeschichte immer intensivere Vernetzungen eingingen. Erst jetzt konnte die große Bedeutung der Orangeriekultur wahrgenommen werden, und eine recht rege Forschung setzte ein.<sup>7</sup>

Der Schwerpunkt der orangeriehistorischen Exploration liegt dabei auf den Höfen der frühneuzeitlichen Fürsten.<sup>8</sup> Dort sind die eigentlichen Zentren der europäischen Gartenkunst zu suchen und dort war die Avantgarde des hortikulturellen Fortschritts zu finden<sup>9</sup> – insbesondere auch auf dem Gebiet der Orangeriekultur. Die Regenten bezogen nicht wenig Prestige aus dem Umstand, dass sie in der Lage waren, südländische Gewächse in großer Zahl beschaffen zu lassen und trotz des widrigen Klimas auch zu erhalten. Immergrüne Zitruspflanzen, an denen Blüten und Früchte zugleich hingen, suggerierten einen ewigen Frühling und machten die Orangerie zu einem paradiesischen oder elysischen Ort. Unter all den exotischen Pflanzen, die es dort gab, spielte eine Spezies eine herausragende Rolle – in quantitativer wie symbolischer Hinsicht: die Pomeranze (*Citrus aurantium*).<sup>10</sup> Man identifizierte sie gern mit den mythischen „mala aurea“, den „Goldenen Früchten“, die Herakles in einer seiner Aufgaben aus dem Garten der Hesperiden raubte. Ein elysischer Ort voller mythischer Früchte – die Orangerie war im Verständnis ihrer Betreiber *„der Ort, wo die Götter wohnen ... An die Stelle von Herkules tritt im 17./18. Jahrhundert aber nun ganz individuell der jeweilige Herr des Orangeriegartens ... Herr eines Orangeriegartens zu sein, hieß die eigene göttliche Dimension zu veranschaulichen.“*<sup>11</sup> Man kann geradezu von einer *„jeder Orangerie immanente[n] Apotheose“*<sup>12</sup> sprechen.

Die höfische Orangeriekultur strahlte nicht wenig auf Landadel, Stifte und auch auf reiche Bürger aus. Die Gartenanlagen der Klosterprälaten sind im Zeitalter des Barock und auch noch danach immer von der höfischen Kultur inspiriert – sei es mittelbar oder unmittelbar. In einer Zeit, in der die ständische Ordnung als Grundlage der sozialen Stabilität betrachtet wurde, galten dabei aber in jeglicher Kommunikation, sei es verbal oder symbolisch, die Kriterien von *aptum* und *decorum*, das heißt des „Passend-Seins“, der Angemessenheit und Stimmigkeit. Klösterliche Orangerien<sup>13</sup> mussten demzufolge eine tendenziell abgestufte Form von Prunk aufweisen, auch wenn es hierfür keinen objektiven Maßstab gab. Andererseits standen die Formen der Selbstdarstellung, die die Klosterprälaten pflegten – und zu pflegen hatten –, denen der Fürsten nicht diametral entgegen. In den landständischen Stiften sind sehr wohl Kulturphänomene zu entdecken, die

eine Zwischenstellung „zwischen apotheotischer Herrscherklärung und klösterlicher Bescheidenheit“ einnehmen.<sup>14</sup>

Eine Schiefelage heutiger Orangerieforschung besteht darin, dass sich das Interesse größtenteils auf noch bestehende Bauten konzentriert. Gerade im Fall der Klosterorangerien ist dann zumindest in Deutschland eine realistische Einschätzung der historischen Gegebenheiten praktisch unmöglich, denn nur wenige Einrichtungen haben die Säkularisationswelle um 1803 überlebt. Ein Bild, das der vormodernen klösterlichen Orangeriekultur einigermaßen gerecht wird, lässt sich nur entwerfen, wenn auch die abgegangenen Winterungsgebäude und die daran geknüpften gärtnerischen und repräsentativen Praktiken in den Blick genommen werden. Dies soll hier exemplarisch am Beispiel der ehemaligen Abtei Ettenheimmünster erfolgen.

### Datierung

Das Orangeriegebäude in Ettenheimmünster gehört zu den relativ jungen klösterlichen Beispielen dieser Architekturgattung. Nachdem Abt Johann Baptist Eck (reg. 1710–40) für den barocken Klosterneubau durch Peter Thumb (ab 1718) gesorgt hatte, war das Ensemble seit den 1730er Jahren in einen „vorläufigen architektonischen Endzustand“ gebracht. Ecks Nachfolger, Abt Augustin Dornblüth, hatte nun für die weitere ästhetische Ausgestaltung zu sorgen. So ließ er 1769 eine neue Orgel durch Johann Andreas Silbermann einbauen<sup>15</sup> und die Wallfahrtskirche St. Landelin instandsetzen, und er wurde auch zum Bauherrn der Orangerie.<sup>16</sup>

Deren Bauzeit ist archivalisch belegt: 1772<sup>17</sup> schloss Abt Augustin Dornblüth einen Akkord mit Johannes Hirschbiehl über den Bau der Orangerie. Gegen 1000 fl. sowie eine bestimmte Menge Getreide habe er „sich verbunden nebst grabung aller fundamenten der orangerie haus seinen Kösten die Maurer und steinhauer arbeit betrefend nach dem ihm gegebenen riß meistersmässig herzustellen, und dem bildhauer einen steinhauer gesellen wie auch Eine Caution von 1500f. zu geben.“<sup>18</sup>

### Die Lage

Die Konstellation der Orangerie im Verhältnis zur übrigen Klosteranlage ergibt sich am deutlichsten aus einer Tractuskarte von 1804, die die Platzierung des Gebäudes in Bezug zu den Gartenachsen und -wegen erkennen lässt (**Abb. 1**).<sup>19</sup> Sie ist geprägt von einer gewissen Kompromisshaftigkeit.<sup>20</sup> Die Lage

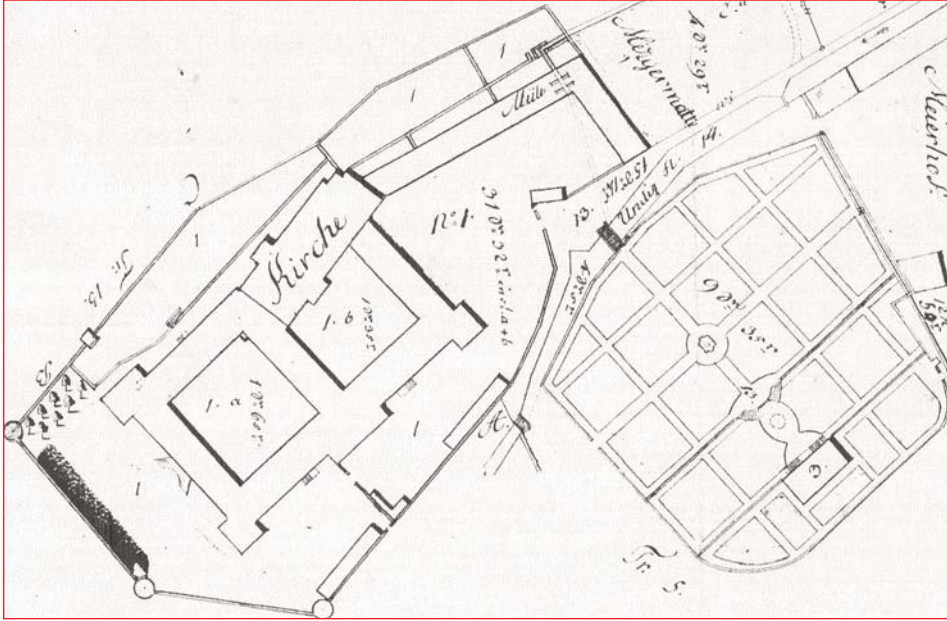


Abb. 1: Tractus-Karte von dem Münsterthal Nr. 1 (Ausschnitt); deutlich sichtbar sind drei Terrassenebenen und die vor der Orangerie (darin ist die Nr. 3 eingetragen) endende Garten-Hauptachse

des Benediktinerstifts im ostwestlich verlaufenden Tal des Ettenbachs am Fuße von rund 250 Meter hohen Schwarzwald-Bergen bot nämlich nur wenig Spielräume für eine raumgreifende Flächengestaltung. Ein ursprünglich geplanter Barockgarten, der östlich der Klostertrakte deren Linien und rechte Winkel aufnahm und der von der im Ostteil gelegenen Prälatur aus eine ästhetische reizvolle und repräsentative Blickachse geboten hätte (s. Abb. 2), musste offenbar verworfen werden. Stattdessen wurde südöstlich des Vorplatzes auf der anderen Bachseite ein vieleckiges, terrassiertes Areal mit asymmetrischen Umrissen angelegt. Dessen Hauptachse war ausgerechnet auf klösterliche Nebengebäude ausgerichtet, doch immerhin war es nur ein kurzer Weg vom klösterlichen Haupteingang und der Prälatur bis zum Gartentor<sup>21</sup>, und jeder, der auf der Landstraße das Klostergelände durchquerte, konnte einen Blick auf den Garten und das Orangeriegebäude werfen.

Dieses war nämlich als Point de vue der Gartenachse angelegt und stand auf dem oberen, südlichen Plateau der Anlage. Das bedeutete allerdings, dass sich die gärtnerisch wichtige Haupt-Gebäudefront von Kloster und Garten ab- und der südlichen Gartenmauer zuwandte. Dem Betrachter zeigte sich dagegen die durch Freitreppe und Portal repräsentativ gestaltete nordnordwestliche Fassade.



### Der Grundriss

Ein Plan<sup>22</sup> (Abb. 3) vermittelt erste Vorstellungen von der Gestalt des Bauwerks, hier als „Orangerie Hauß“ betitelt. Die Maße werden in etwa durch eine skizzenhafte Baubeschreibung von 1813 bestätigt. Sie gibt eine Breite von 78 Schuh (ca. 26 m) und eine Tiefe von 33 Schuh (ca. 11 m) an.<sup>23</sup> Das Haus erstreckte sich ungefähr (d.h. leicht gegen den Uhrzeigersinn aus der Windrose gedreht) in der orangerietypischen Ost-West-Ausrichtung. Es beherbergte drei Räume: den siebenachsigen Hauptraum von etwa 60 mal 30 Schuh, also rund 20 mal 10 Metern, westlich und östlich davon schmale Abseiten von kaum mehr als fünf Schuh Breite. Der Grundriss des Baukörpers war rechteckig, allerdings waren die Nebenräume auf der Südseite, also zum Garten und zur Klosteranlage hin, leicht eingezogen. Ästhetisch ansprechender wäre dies auf der Nord- und Schauseite gewesen, da die Fassade so stärker strukturiert gewirkt hätte, doch sollte diese wohl bündig mit dem Plateausockel der obersten Gartenebene abschließen. Hier war auch eine Freitreppe vorgelagert, die auf die nächsttiefere Ebene des Terrassengartens führte. Die eingezeichneten vierzehn Stufen der Freitreppe erlauben es, die Höhe des Sockels ungefähr zu schätzen – es dürften bei angenehmer Tritthöhe gegen zweieinhalb Meter gewesen sein. Ein Podest mit ge-

*Abb. 2: Ein nicht realisierter Idealplan des Klostersgartens*

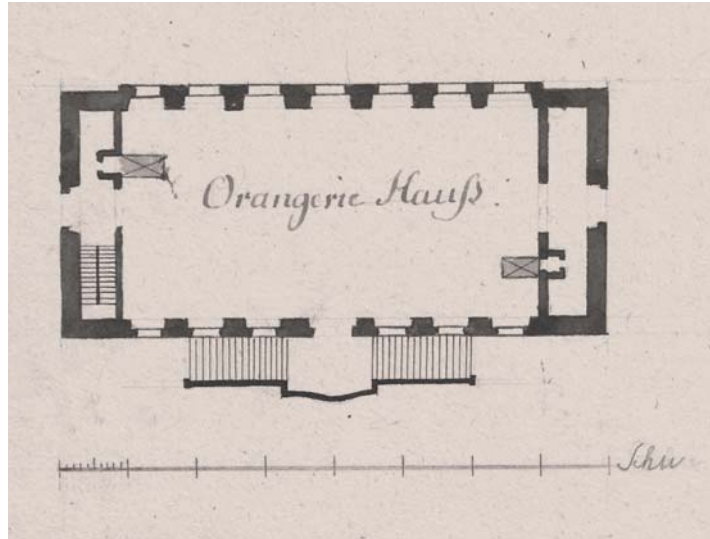


Abb. 3:  
Der Grundriss  
der ehemaligen  
Orangerie

schwungener Front von ca. vier Metern Breite und knapp drei Metern Tiefe, abgesichert durch ein schmiedeeisernes Geländer,<sup>24</sup> erschloss den Zutritt zum Gebäude.

Als einziger Zugang wäre eine so hohe Treppe höchst unpraktisch gewesen, denn man hätte im Frühling und Herbst die schweren Kübelpflanzen darüber transportieren müssen. Doch die Orangerie war auch an beiden Schmalseiten durch Türen von etwa fünf Schuh Breite erschlossen, sodass man die Bäumchen bequem hinein- und hinausbringen konnte. Eine Ansicht des Klosters (s. **Abb. 4**) legt nahe, dass zumindest ein Teil der Orangeriepflanzen jeweils seitlich der Winterung zur Aufstellung kamen.

Der Saal wurde mittels zweier Öfen geheizt. Sie standen einander nicht symmetrisch gegenüber, sondern waren diagonal an der nördlichen West- und an der südlichen Ostwand angeordnet. Dies sorgte für eine maximale Gleichmäßigkeit der Wärmeverteilung. Bedient wurden sie von den Nebenräumen aus. Im westlichen Nebenraum ist außerdem eine 24-stufige Treppe eingezeichnet, die zum Dachboden führte. Im Winter erfüllten die Abseiten auch eine schützende Windfang-Funktion: Wer sie betrat, konnte die Außentür schließen, bevor er die Tür zum Saal öffnete. Die Pflanzen blieben so vor eisiger Zugluft verschont.

Befenstert war nicht nur die Süd-, sondern – als die repräsentative, dem Kloster zugewandte Schauseite – auch die Nordfront, eine eher unwirtschaftliche Lösung, da dadurch der Be-



darf an Feuerholz zusätzlich stieg, es sei denn, man verschloss die Nordfenster im Winter mit isolierenden Blenden.

### Der Baukörper

Einen Eindruck vom Baukörper vermittelt neben dem Grundriss auch eine gemalte Vedute des Klosters (s. Abb. 4). Bei dem Ölbild, das sich heute in Privatbesitz befindet, soll es sich um eine ehemalige Supraporte aus der Benediktinerabtei Sankt Blasien handeln. Von einem südsüdöstlichen Blickwinkel aus<sup>25</sup> wird eine Übersicht über die verschiedenen Trakte der Klosteranlage gegeben. Am rechten Bildrand ist im Vordergrund ein Teil der Orangerie-Südfront zu sehen.

Dem Gemälde zufolge wird es sich im Wesentlichen um einen Ziegelbau<sup>26</sup> mit Hausteine-Verzierungen gehandelt haben. Gezeigt ist die (grau verputzte?) Südwand mit zweien der insgesamt sieben Fenster. Diese sind von einem hellen, eventuell steinsichtigen Gewände umgeben. Laut einem Archivalie von 1813<sup>27</sup> war der Innenraum 18 Schuh, also ca. sechs Meter hoch. Wenn auf dem Bild die Proportionen halbwegs realistisch wiedergegeben sind, nahm das Walmdach etwa drei Achtel der Gesamthöhe ein. Insgesamt muss es sich dann um einen Bau von wenigstens zehn Metern Höhe gehandelt haben. Die Fenster wären etwa vier bis fünf Meter hoch gewesen.

Allerdings widerspricht die gemalte Ansicht in manchen Details dem Grundriss, welcher (nach dem Prinzip der lectio

*Abb. 4: Vedute des Kloster Ettenheimmünster; rechts im Vordergrund ist die Orangerie teilweise zu sehen, links daneben vier Kübel mit Zitruspflanzen*



difficilior) die größere Glaubwürdigkeit besitzt. So ist die Südwand auf dem Gemälde als ebene Fläche wiedergegeben, obwohl der linke Seitenraum um einen Schuh zurückspringen müsste. Auch sollte der Abstand von der Hausecke zum ersten Fenster etwa dreimal so groß sein wie zwischen dem ersten und zweiten Fenster. Der Künstler hat sich hier wohl für eine Vereinfachung entschieden.

Der ebenerdige Seiteneingang an der Westseite ist auf dem Gemälde – perspektivisch bedingt – als dünner vertikaler Strich erkennbar. Der Grundriss wird in diesem Detail aber zumindest bestätigt.

Dass das Obergeschoss als Sommerwohnung für den Abt oder als Rückzugsort „in die romantische Einsamkeit einer Kartause“<sup>28</sup> ausgebaut war, ist angesichts der winzigen giebelständigen Gauben unwahrscheinlich – ganz abgesehen von den ungeeigneten kultur- und ordensgeschichtlichen Interpretationskriterien, die Hacker hier heranzieht: statt „romantisch“ müsste man wohl eher „asketisch“ sagen, statt „Kartause“ „Eremitage“. Auch ist in einer Bewertung des Baus aus dem Jahr 1813 nur von zwei „Bühnen“<sup>29</sup>, also Speicherräumen unter dem Dach die Rede.<sup>30</sup>

### Das Portal

Bei ansonsten vermutlich zurückhaltender Bauzier war die Mittelachse der Nordseite durch eine aufwendige Gestaltung hervorgehoben. Die Freitreppe führte auf ein Podest mit ausschwingendem Grundriss, über dem sich ein originell gestaltetes Portal erhob (s. **Abb. 5**). Seine plastische Gestaltung nahm in besonderer Weise auf den Ort und den Bauherrn Bezug und wies jeden Besucher demonstrativ auf diesen hin. Durch eine Umbaumaßnahme blieb das Portal erhalten und kann heute als Eingang zur Kirche in Ettenheimweiler besichtigt werden.

Hacker charakterisiert das Werk als „*einheitliches, geschlossenes Kunstwerk. ... Der Aufbau ist klar und voll innerer, wohl abgewogener Spannung zwischen architektonischem Rahmen und dem Gezierde.*“<sup>31</sup> Er lässt eine ausführliche Beschreibung der architektonischen und skulpturalen Elemente folgen,<sup>32</sup> auf deren Wiedergabe hier verzichtet wird.

Zu ergänzen ist Hackers Darstellung in einem wichtigen Detail. Die Büste auf dem Schlussstein des Torbogens konnte durch ikonographische Vergleiche zweifelsfrei mit dem hl. Ladelinus identifiziert werden.<sup>33</sup> Uttenweiler verweist auf das jugendliche Gesicht, den Lorbeerkranz und die charakteristische Form des Kragens.<sup>34</sup> Wie auf einem Andachtsbild von



*Abb. 5: Das ehemalige Orangerie-Portal, heute an der Kirche in Ettenheimweiler*

1759<sup>35</sup>, das wohl als direkte Vorlage gelten muss, ist Landelins Blick himmelwärts gerichtet, ein Verzückungsgestus, der auf dem Kupferstich einer Apotheose der hl. Dreifaltigkeit gilt, während er sich am Orangerieportal einfach dem natürlichen Himmel zuwendet.

Dieses Gestaltungselement des Portals belegt einmal mehr die große Bedeutung, die Landelinus während Dornblüths Abbatat zugeschrieben wurde.<sup>36</sup> Der Legende nach<sup>37</sup> lebte er als Eremit in der Gegend, bis ihn dort der Jagdhüter des Königs, vom Teufel aufgehetzt, erschlug. In der Nähe entstand später eine Mönchsniederlassung.<sup>38</sup> Dornblüth nun war sichtlich um eine Kultaktivierung des Landelinus bemüht. Wichtigste Maßnahme war die Erneuerung der Wallfahrtskirche zum hl. Landelin<sup>39</sup> im Jahr 1764.

Neben der besonderen Wertschätzung für den Heiligen zur Zeit des Orangeriebaus könnte ein bestimmtes Motiv der Lan-

delin-Überlieferung den Ausschlag gegeben haben, dass er das Portal des Gartenhauses zierte. Erzählt wurde nämlich u.a., dass der Pilgerstab des Heiligen, an seinem Grab in die Erde gesteckt, austrieb und im Lauf der Jahre zu einer stattlichen Eiche heranwuchs<sup>40</sup> – nicht nur als ein religiöses Auferstehungssymbol zu lesen, sondern durchaus auch als Antizipation einer florierenden Orangerie!

Oberhalb der Büste ist auf drei Rosenstöcken je eine Blüte zu sehen. Das mutet wie die Abbeviatur eines Gartens und eine Anspielung auf das Umfeld der Orangerie an. Zugleich war es für den Bauherrn aber eine Möglichkeit, sich hier selbst verewigen zu lassen. Das Motiv entstammt nämlich dem Wappen von Abt Dornblüth, wie es beispielsweise auch auf seinem Porträt zu finden ist:<sup>41</sup> drei Rosenbüsche, jeder auf einem eigenen Hügel gepflanzt. Das Bildelement der drei Hügel ist auf dem Orangerieportal durch den geschwungenen unteren Rand der Wappenkartusche, in der die Rosen zu sehen sind, zumindest angedeutet.

Auf jedem Wandpfeiler-Kapitell und auf dem Portal-Scheitel steht jeweils eine mit Früchten behangene Kübelpflanze und gibt so unmissverständlich zu verstehen, dass diese Bauzier eigentlich zu einer Orangerie gehört.

Beim Bildhauer handelte es sich um den Ettenheimmünsterer Laienbruder Ägidius Butsch<sup>42</sup> (1725–85). Er hatte schon vor seiner Einkleidung (im Jahr 1758) für das Kloster gearbeitet und vielleicht so überhaupt erst seine Berufung zum Ordensstand erfahren. 1759 legte er die Profess ab. Im folgenden Vierteljahrhundert schuf er zahlreiche Werke in Stein und Holz. Für die Wallfahrtskirche Sankt Landelin richtete er die Bauzier der Außenmauern zu und schnitzte mehrere Einrichtungstücke. In der Stiftskirche sind ihm der Prospekt der Silbermannorgel, die Chorgestühle, mehrere Beichtstühle und das Eingangsportal zu verdanken. Das Bildprogramm des Orangerieportals wird wohl eher dem Abt zuzuschreiben sein, Butsch führte es zu einem qualitätvollen Resultat aus.

### Nutzungsarten

Nur vermeintlich überflüssig ist ein eigener Abschnitt zu den Verwendungszwecken der Orangerie. Selbstverständlich diente sie zur Überwinterung der frostempfindlichen Pflanzen. Dass das Obergeschoss als Sommerwohnung für den Abt ausgebaut war,<sup>43</sup> kann wohl ausgeschlossen werden. In der warmen Jahreszeit bot sich aber eine andere Nutzung an. Wenn alle Pflanzen ausgeräumt waren, stand dank der beidseitigen Befenste-

rung ein lichtdurchfluteter Saal zur Verfügung, der nachweislich zu festlichen Anlässen genutzt wurde.<sup>44</sup> Der Oberforstmeister Carl Ludwig Schilling von Canstatt trug unter dem 20. Juli 1795 folgendes in sein Tagebuch ein: „*Mittags ½ 12. Uhr fuhr ich mit meiner Frau [von Mahlberg] nach Ettenheim Münster zum Mittag Essen, wo eine sehr große Gesellschaft war ... nach Tisch wurde in dem Orangerie Hauß getantzt biß Abends wo die Gesellschaft wiederum auseinanderging.*“<sup>45</sup> Die festliche Bewirtung von Gästen im Klostergarten ist schon Jahrzehnte früher belegt,<sup>46</sup> erhielt durch die Orangerie aber einen besonders würdevollen architektonischen Rahmen.

Schließlich hatten Orangerien immer einen ideellen Nutzen für ihre Betreiber. Als Zitat fürstlich-höfischer Kultur konnte der Prälat hierdurch seinen sozialen Status und Anspruch demonstrieren und sich so in der Gesellschaft positionieren.

### Der Pflanzenbestand

Wie groß und welcher Art die Pflanzensammlung in der Orangerie von Ettenheimmünster war und welche Geschichte sie nahm, dürfte wohl nicht mehr zu rekonstruieren sein. Lediglich nach der Klosteraufhebung ist der Bestand konkreter greifbar. 1805 wird berichtet, es seien „*90 Stück in eisernen Kübten, befinden sich aber in einem sehr schlechten zustande – kein Wunder seit 5 biß 6 Jahren sind sie nicht mehr versezt worden, da doch dieses beinahe alle drei Jahre beobachtet werden solle, selbst die Kübten verlangen ausbesserungen, und 50 bäume ganz neue.*“<sup>47</sup>

Eine genaue Aufschlüsselung nach Pflanzenspezies erfolgt leider nicht, die Rede ist lediglich von „*orangen Bäume[n]*“, womit im damaligen Sprachgebrauch eher Pomeranzen als Apfelsinen gemeint waren. Zumindest mit einigen Zitronen ist entsprechend den Üblichkeiten zu rechnen. Oft gab es auch noch andere Exoten mit mediterraner oder auch kolonialer Herkunft. Von solchen ist hier nicht die Rede. Für die Einschätzung der Sammelmotivation sind Beobachtungen in dieser Richtung durchaus aufschlussreich: Erfolgte die Pflanzenbeschaffung vordringlich zum Zweck standesgemäßer Selbstdarstellung, wie es am barocken Ursprung der klösterlichen Orangeriekultur erfolgte, oder gab es eine Akzentuierung in Richtung botanischer Sammelinteressen, wie sie unter aufklärerisch geprägten Gebildeten zunehmend erwachten? Die Quellen aus Ettenheimmünster deuten eher auf die erste Variante hin, ohne dass sich heute noch Sichereres sagen ließe.

Dem Umfang nach liegt eine sehr klostertypische Pflanzensammlung vor. Während an Fürstenhöfen das ganze 18. Jahr-

hundert über Zahlen von Zitrusbäumen genannt werden, die in die Hunderte gehen,<sup>48</sup> waren die Bestände in den geistlichen Einrichtungen kleiner, mit von Ort zu Ort sehr stark schwankenden Zahlen. In der oberpfälzische Zisterzienserabtei Waldsassen ist bei der Säkularisation ein Bestand von knapp fünfzig bitteren und süßen Pomeranzen und beinahe sechzig Zitronen nachgewiesen, dazu andere Pflanzen wie beispielsweise Feigen, Lorbeerbäumchen, Agaven und Kakteen.<sup>49</sup> Das Kloster Neuzelle verfügte bei seinem Ende 1817 über 121 Zitronen-, 17 Pomeranzen- und sechs Apfelsinenbäume.<sup>50</sup> Im nahen Schuttern gab es 1807 einen Bestand von 78 Zitronen-, fünf Lorbeer- und einem Granatapfelbaum.<sup>51</sup> In St. Trudpert waren es dagegen nur sechs Oleander, vier Lorbeer- und zwei Granatapfelbäume neben wenigen anderen Pflanzen.<sup>52</sup> Als 1817 der Abt von Sankt Peter in Salzburg seine Orangeriebestände verkaufte, waren dort neben verschiedenen anderen fremdländischen Gewächsen 25 Orangenbäume zu finden.<sup>53</sup>

Welcher Art die Pflanzkübel waren, muss ebenfalls offenbleiben. Das Gemälde der Supraporte zeigt eisenbereifte Holzzuber, doch das Archivale spricht von „*eisernen Küblen*“. Zu denken ist beispielsweise an quaderförmige Gefäße aus Eisen-guss, wie man sie auch andernorts verwendete.<sup>54</sup>

Dass die Pflanzen schon seit der Jahrhundertwende vernachlässigt waren, lag sicher an den Umbrüchen der Säkularisationszeit. Als repräsentative Objekte waren nun weder die Pomeranzen noch das Orangeriehaus zu gebrauchen. Immerhin wurden die Bäumchen aber am Leben gehalten.

### Das Ende

Das Ende der Orangeriekultur in Ettenheimmünster nahte schrittweise. Anfang 1803 ging das Stift endgültig in die Herrschaft und in den Besitz des badischen Markgrafen über.<sup>55</sup> Unter den Liegenschaften war natürlich auch „*der Lust- und Kuchengarten mit dem darin stehenden Orangerie Haus*“.<sup>56</sup> In einer Aufstellung über „*Nothwendige Reparationen*“ wird bescheinigt, dass die Winterung „*noch in ganz gutem Stand*“ sei.<sup>57</sup>

Der Aufhebungskommissär scheint der Anlage des Kloster-gartens eine gewisse Wertschätzung entgegengebracht zu haben, denn der Klostergärtner Jacob Striegel gehörte zu denjenigen Bedienten, die zunächst vom neuen Herren übernommen wurden.<sup>58</sup>

1804 verpachtete das Land Baden die Klosteranlage samt Klostergarten und Orangeriegebäude auf zehn Jahre an Carl Ludwig Wunderlich und Friedrich Christian Herbst,<sup>59</sup> die dort

eine Zichorienfabrik und eine Bleischrotproduktion einrichteten.

Aus dem Jahr 1805 sind sodann *„Acta Den Verkauf der Kloster Ettenheimmünsterischen Orangerie Bäume an die Compagnie Wunderlich zu Ettenheimmünster [betreffend]“* erhalten.<sup>60</sup> Darin teilt zunächst (am 24. Mai 1805) ein Angehöriger der Ettenheimer Amtskellerei mit:

*„Erst vor einiger zeit langte ich zur Kenntniß daß die in dem orangerie Hauß zu Ettenheimmünster vorhandne orangen Bäume noch gnädigster herrschaft zugehörig seien und die Compagnie Wunderlich selbige bisher bloß bef[?]et habe.“* Die Bäume bräuchten Pflege, und viele Kübel seien schadhaf, sodass sich die Frage stellte, ob die Ausbesserungen vorgenommen werden sollten *„oder ob es rathlicher sollte gefunden werden solche je nachdem sich Liebhaber dazu einfinden in ihrem würcklichen zustande bestmöglich zu verkaufen“.*

Im Antwortschreiben wurde die Amtskellerei einen Monat später angewiesen, die *„noch vorhandenen Orangen Bäume nach vorheriger Bekanntmachung durch die hiesige Zeitung und das ProvincialBlatt, wie auch in Strasburg und durch Ausschreiben bey der Nachbarschaft in öffentlicher Steigerung salva ratificatione [= mit Vorbehalt der Genehmigung] zu verkaufen“.*

Die Versteigerung der Bäumchen wurde erst auf den 12. September angesetzt, da man *„zu deren Erholung den zweiten Trieb im Augustmonat abwarten wollte, und würcklich haben sie sich ziemlich gut erholt.“* Die „Compagnie Wunderlich und Herbst“ bot zunächst 44 Gulden und erhielt den Zuschlag schließlich für 50 fl.

Die Zitate aus dem Archivale informieren uns nicht nur über Bestand und Wert der Sammlung, sondern zeigen erkennbar auch das „Überleben“ orangeriegärtnerischen Wissens nach der Säkularisation.

Anfang 1812 ging dann die gesamte Klosteranlage endgültig in Privatbesitz über. Käufer war ein Geschäftsmann aus Lahr namens Leonhard Helbling, der nun auch der neue Eigentümer der Orangerie und des Gartens war.<sup>61</sup> Nach dessen Tod 1822 veranlasste sein Sohn Carl nach und nach den Abbruch der Klosteranlage.<sup>62</sup>

Schon vorher gab es einen Kaufinteressenten für die Winterrung. Im zwölf Kilometer entfernten Kappel am Rhein wirkte von 1806 bis 1827 Joseph Vitus Burg als Pfarrer. Dieser hätte gern die Orangerie von Ettenheimmünster erworben, um sie als Baumaterial für einen neuen Pfarrhof zu verwenden. Er schrieb daher 1809 an die Großherzogliche Kammer des Mittelrheins: *„In dem Klostergarten Ettenheimmünster, 2 Stunden von*

*hier, steht ein Orangerie Haus, das dort zu gar nichts verwendet ist, auch nicht leicht verwendete werden kann und wegen seiner Unterhaltung dem Großh. aerarium vielmehr zur Last fällt; es ist 76 Sch. lang und 38 breit ..., der Tachstuhl ist noch wie neu u. dies Gebäude könnte, ganz wie es ist, mit geringen Kosten als Pfarrhaus hier verwendet werden.*<sup>63</sup>

Die Amtskellerei in Ettenheim begrüßte den Vorschlag. Auch wenn die Baulast zu dieser Zeit beim Pächter lag, war doch langfristig das Großherzogtum für den Unterhalt verantwortlich. So vertrat der Amtskellerer Stölcker die Auffassung, *„dieses zu Ettenheimmünster unnütze Gebäude würde hier [in Kappel] besonders an Mauer und Quadersteine, Steinhauerarbeiten, Blatten, Thür und Fenster, Hausstiege q. bei der Zimmer Arbeit durch den ganzen Dachstuhl sammt Gebälke und Ziegel, und so noch in vielen anderen Artiklen q. solch großen Vorschub leisten, daß, wenn zu den oben erwähnten 1600 f der Erlös aus dem alten von den Käufern abzurechnenden Gebäude, auf 6 bis 800 f estimiert genommen, und aus der herrschaftlichen Kasse noch ein Zuschuß von beiläufig 2500 f bis 3000 f geschähe, das ganze Gebäude ... zustand gebracht würde.*<sup>64</sup>

Um das Projekt weiter voranzubringen, wurde 1813 eine *„Abschätzung der tauglichen Materialien“* vorgenommen. Die Rede ist von einem gut erhaltenen, doppelt gedeckten Mansarddach, *„sechs Fenstergestelle[n]“* (so viele befanden sich auf der Nordseite), *„andern guten Gewänden 262 Schuh“* (wohl die sieben gehauenen Fenstergewände von der Südseite, dann pro Fenster etwa 12 Meter im Umfang), *„an Stapfeln 234 Schuh“* (also Treppenstufen), tausend Schuh Steinplatten (also wohl der Bodenbelag) und *„ca. 8500 Stück Ziegel“*.<sup>65</sup>

Allerdings zerschlugen sich die Baupläne in Kappel, und das Orangeriehaus blieb noch einige Jahre erhalten. 1823 erwarb es dann die Stadt Ettenheim auf Abbruch, um die Filialkirche in Ettenheimweiler zu bauen<sup>66</sup>. So war die Geschichte der ehemaligen Klosterorangerie endgültig zu Ende.

### **Interpretation: die Orangerie von Ettenheimmünster im überregionalen Vergleich**

Das „Orangeriehaus“ in Ettenheimmünster wies eine spezifische Mischung aus konventionellen und besonderen Zügen auf. Dies zeigt sich, wenn man vergleicht, wie es andere Bauherren mit solchen Anlagen hielten.

Nur bedingt eignen sich dabei fürstliche Orangerien als Vergleichsobjekte. Architektonische Höchstleistungen wie die Anlagen in Weikersheim<sup>67</sup> oder Erlangen<sup>68</sup> oder gar der Dresde-

ner Zwinger<sup>69</sup> setzten Standards, an die die Äbte als Bauherren schon aus finanziellen Gründen niemals herankommen konnten. Auch hatten sie ihres niedrigeren Standes wegen ihre Repräsentationskultur in abgestufter Form zu gestalten. Zu bedenken ist aber außerdem, dass im Umfeld von Klosteranlagen völlig andere (garten-) architektonische Bedingungen herrschten<sup>70</sup> als im Bereich der Residenzen. Während Schlossanlagen auf dem Reißbrett entworfen und an geeigneter Stelle völlig neu aus dem Boden gestampft werden konnten, waren Konventbauten architektonisch immer auf die Stiftskirche bezogen. Dort befanden sich in der Regel Stifter- oder auch Heiligengräber, weswegen eine Verlegung in den seltensten Fällen infrage kam. Aus wirtschaftlichen Gründen – zur Nutzung von Fischweihern und Mühlen – waren viele Klostergründungen in Flusstälern erfolgt, nicht nur bei den dafür sprichwörtlich bekannten Zisterziensern. Die Morphologie der Umgebung setzte den garten- und landschaftsarchitektonischen Spielräumen dann enge Grenzen.

So war es auch im Falle Ettenheimmünsters. Der nicht umgesetzte Idealplan des Gartens<sup>71</sup> (Abb. 2) zeigt, dass zeitweise ein weitaus strafferes Architekturkonzept der klösterlichen Gesamtanlage ins Auge gefasst war. Die konkrete Realisierung fiel aber anders aus. Die Gartenanlage wurde gedreht, und dies führte zu einer ganzen Reihe von Kompromissen.

Schon aus rein gärtnerischer Sicht ist ein nach Norden abfallender Terrassengarten eine unbefriedigende Lösung. Die Stützmauern der einzelnen Plateaus lassen sich nicht für Spalierpflanzen, schon gar nicht für Wein oder Obstbäume, nutzen. Doch immerhin erhielt der Garten so eine ansprechende, dreidimensionale räumliche Gliederung.

Ein weiterer Kompromiss betraf die architektonische Gesamtkonzeption. Die Gartenfläche war nun wohl größer als auf der Idealansicht und durch die Terrassierung auch optisch wirkungsvoller, doch die Verlängerung der Garten-Hauptachse führte jetzt sozusagen ins Nichts – statt auf irgendeinen wesentlichen klösterlichen Architekturakzent einfach auf ein Wirtschaftsgebäude hin. Die Orangerie war Point de vue der Gartenachse, doch an keiner Stelle in Konventbau oder Prälatur gab es eine Blickachse, die mit dieser Linie zur Deckung gebracht werden konnte. Solche Lösungen sind aber recht typisch für Klosteranlagen. Man findet oder fand ähnliche Strukturen beispielsweise in den Stiften Bronnbach<sup>72</sup> oder Waldsassen<sup>73</sup>.

Der überregionale Vergleich zeigt außerdem, dass Orangerien in klösterlichen Terrassengärten öfter vorkamen. Ein ge-



lungenes, aber ebenfalls nach der Säkularisation verlorengangenes Beispiel stand einst auf dem Gelände des bambergischen Zisterzienserklosters Langheim (dort aber nördlich des Konventgevierts und zum Kloster hin abfallend)<sup>74</sup>, ein kompositorisch weniger gut integriertes in Bamberg selbst unterhalb des Klosters Michelsberg, ein weiteres am Abhang südlich des österreichischen Benediktinerstifts Lambach. In Kamp<sup>75</sup> am Niederrhein gab es ursprünglich zwei Winterungen, allerdings am Fuß des dortigen, vom Klostergebäude aus abfallenden Terrassengartens.

Wiederum ein Kompromiss, fast schon eine architektonische Notlösung, ist in dem Umstand zu sehen, dass die hortikulturell wichtigste Südseite der Orangerie nicht nur vom Kloster, sondern auch vom Garten abgewandt war. So sahen sich die Planer, also Bauherr und Architekt, genötigt, ausgerechnet die Nordfassade als Schauseite zu gestalten. Der Gewinn dieser Lösung bestand in einem gut durchlichteten Raum, der sich für sommerliche Festivitäten anbot. Ein Nachteil war die schlechtere Beheizbarkeit im Winter. Für eine „moderne“ Lösung wie eine von der nördlichen Außenwand her zu bedienende Kanalheizung war der Bau nicht geeignet.

Überhaupt fällt auf, dass die Einrichtung in Ettenheimmünster ein vergleichsweise rückwärtsgewandtes Konzept umsetzt. Andersorts war man, wohl unter dem Eindruck aufklärerischen Nützlichkeitsdenkens, zum Bau funktionaler, aber tendenziell schmuckloser „Schwanenhals-Orangerien“ übergegangen. Klösterliche Beispiele können heute noch in Seligenstadt und Bronnbach besichtigt werden. Einen weiteren Eindruck funktionalen Orangeriebaus vermittelt der am historischen Vorbild orientierte Neubau des Glashauses im fränkischen Triefenstein. Das Orangeriehaus in Ettenheimmünster wirkt dagegen fast schon wie ein kleines barockes Gartenschlösschen. Mit seiner Architektur und Bauzier ist es den prominenteren Beispielen klösterlicher Orangerien zuzurechnen, weniger schmuckvoll zwar als etwa die in der Reichsabtei Echternach<sup>76</sup>, aber nicht unähnlich im Erscheinungsbild. In einer Zeit, in der auch die Orangeriekultur mehr und mehr unter das Diktat der Vernunft und der Nützlichkeit geraten war, entschied sich Abt Augustin Dornblüth noch für barocken Glanz, für eine traditionelle, auf architektonische Repräsentation ausgerichtete Lösung.

Ungewöhnlich ist sodann das Gestaltungselement des skulpturengeschmückten Mittelportals. Dass dort eine Büste des Klosterheiligen Landelinus zu finden ist, setzt einen geistlichen Akzent an einer Stelle, die mehr als andere Bereiche der



Klosterarchitektur eine weitgehend weltliche Ausrichtung besaß. Selbst die Orangerie war also einbezogen in eine breit angelegte „Kult-Propaganda“ für den heiligen Landelin, die unter Abt Augustin Dornblüth forciert wurde.

Die Zahl von 90 Orangenbäumen, die bei der Säkularisation vorhanden waren, ist wohl als durchschnittlicher Bestand für ein Kloster anzusehen. Sollte es zutreffen, dass sich außer Zitruspflanzen keine andere Spezies in Ettenheimmünster befanden, so ist die Motivation für deren Haltung eher in ständischer Repräsentation als in aufklärerischem Sammelinteresse zu sehen, denn sonst hätte man sich bemüht, auf dem Pflanzenmarkt auch andere exotische Gewächse für das Glashaus zu erwerben.

Mit dem ehemaligen „Orangerie Hauß“ von Ettenheimmünster, oder genauer: mit seiner quellengestützten Rekonstruktion (vgl. auch **Abb. 6**) liegt uns ein schönes und lehrreiches Beispiel klösterlicher Kulturgeschichte vor. Auch wenn der Verlust der klösterlichen Kernanlage ungleich schwerer wiegt, ist doch Hacker zuzustimmen, der meint, wir müssten „*eigentlich bedauern, daß ein so schönes Gartenhäuschen abgebrochen worden ist und damit ein Kleinod barocker Baukunst verloren ging.*“<sup>77</sup> Auch hierin ist Ettenheimmünster leider nicht zu den Ausnahme-, sondern zu den Regelfällen zu rechnen.

Doch der Wert der Anlage ist nicht allein in ihrer künstlerischen, architekturgeschichtlichen und ästhetischen Bedeutung zu sehen. Klosterorangerien waren auch kommunikative

*Abb. 6: CAD-Rekonstruktion der ehemaligen Orangerie von Jörg Sieger*

Zeichen, Ausdrucksmittel des klösterlichen Selbstverständnisses nach außen und innen. Sie visualisierten eine Facette der institutionellen Identität und einen sozialen Anspruch, der geprägt war von Standesbewusstsein und weltläufiger Bildung.

Angesichts dieser Vielfalt von Aspekten – botanisch, architektonisch, ästhetisch, institutionell, medial – ist die Beschäftigung mit der Geschichte der Klosterorangerien ein zwar nachgeordneter, aber dennoch unerlässlicher Beitrag, wenn es darum gehen soll, vormoderne klösterliche Kulturgeschichte möglichst umfassend und differenziert zu verstehen und darzustellen. Das Beispiel aus Ettenheimmünster liefert hierfür ein liebenswertes Beispiel, das in der orangeriehistorischen Forschung nicht länger ignoriert werden sollte.<sup>78</sup>

### Abbildungsnachweise:

Abb. 1: Tractus-Karten von dem Münsterthal und den dazugehörigen drey Höfen 1804, Bd. 1: Tractus-Karte Nr. 1 (Archiv der Ortsverwaltung Ettenheimmünster), hier nach: Helle/Baumann/Reinbold, Ortssippenbuch Ettenheimmünster (wie Anm. 16), 31.

Abb. 2: Wolfgang Hoffmann, Ettenheim.

Abb. 3: Generallandesarchiv Karlsruhe: Baupläne Ettenheimmünster 8 (Ausschnitt).

Abb. 4: Dr. Hans Berthold, Freiburg/Br.

Abb. 5: Bernhard Uttenweiler, Ettenheim.

Abb. 6: Dr. Jörg Sieger, Karlsruhe.

### Anmerkungen

- 1 Martin, Petra M.: Orangerien in Baden-Württemberg – Ein Überblick über den Denkmalbestand, in: Orangeriekultur im Bodenseeraum (Orangeriekultur 9) Berlin 2013, 33–49.
- 2 Einführende Überblicke zur Klostergeschichte: Kürzel, Albert: Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster. Geschichtliche Beschreibung, Lahr 1870 (ND Ettenheim 1995); Heizmann, Ludwig: Das Benediktiner-Kloster Ettenheimmünster, Lahr 1932; Schwarzmaier, Hansmartin: Ettenheimmünster, in: Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg (Bearb. Franz Quarthal) (Germania Benedictina V), Sankt Ottilien 21987, 215–224.
- 3 Nicht in Kürzel, Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster (wie Anm. 2); Kraus, Franz Xaver: Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Breisach, Emmendingen, Ettenheim, Freiburg (Land), Neustadt, Staufen und Waldkirch (Kreis Freiburg Land) (Hg. Max Wingenroth) (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden 6) Tübingen – Leipzig 1904.
- 4 Heizmann, Das Benediktiner-Kloster Ettenheimmünster (wie Anm. 2), 93.
- 5 S. Hacker, Adolf: Ettenheimmünster. Seine Baugeschichte. Ein Beitrag zur Geschichte des Barocks am Oberrhein, Würzburg 1938, 55 f. u. ö.
- 6 S. beispielsweise Weis, Dieter: Klosterkirche Ettenheimmünster. Zur Ausstattung der Kirche und dem Verbleib der Kircheneinrichtung. Eine Dokumentation, Offenburg 1999; Uttenweiler, Bernhard (Hrsg.): Ettenheim. Geschichte einer Stadt in Bildern und Dokumenten. Ettenheim – Ettenheimweiler – Ettenheimmünster – Altdorf – Münchweiler – Wallburg, Ettenheim 2005; ders.: Beiträge zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster. Vom „Heddo-Testament“ von 762 bis zur Säkularisation 1803. Ettenheimmünster 1250 Jahre, Ettenheimmünster 2013; Jörg Sieger hat eine virtuelle Rekonstruktion der Klosteranlage initiiert (vgl. Abb. 6).

- 7 S. v. a. die Aktivitäten des „Arbeitskreis Orangerien in Deutschland e.V.“ und seine Schriftenreihe „Orangeriekultur“.
- 8 S. dazu zuletzt beispielsweise Paulus, Helmut-Eberhard: Teatro – Cavea – Orangerie. Das Motto „hoc opus, hic labor est“ zeichnet den Weg vom olympischen Helden Herkules zur Frucht der Unsterblichkeit, in: Orangeriekultur in Sachsen. Die Tradition der Pflanzenkultivierung (Orangeriekultur 12) Berlin 2015, 53–79; exemplarisch zur Orangeriekultur in Dresden: Balsam, Simone: „L’Orangerie Royale de Dresden“ – Garten der Hesperiden, in: ebd., 34–46.
- 9 S. Schweizer, Stefan: Einführung, in: ders./Winter, Sascha (Hgg.): Gartenkunst in Deutschland. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Geschichte – Themen – Perspektiven, Regensburg 2012, 11–21, hier: 17.
- 10 S. Gröschel Claudia: Die goldenen Äpfel. Zitrusfrüchte zwischen antikem Mythos, Herrschaftssymbol und bildender Kunst, in: Der Süden im Norden. Orangerien – ein fürstliches Vergnügen, Regensburg 1999, 7–13; Heilmeyer, Marina: Die Goldenen Äpfel – Mythologisches rund um die Zitrusfrüchte, in: Oranien – Orangen – Oranienbaum, München – Berlin 1999, 16–23; Paulus, Helmut-Eberhard: Die Orangerie von Schloss Friedenstein zu Gotha im historischen Kontext der europäischen Orangeriekultur, in: Orangeriekultur im Herzogtum Sachsen-Gotha (Orangeriekultur 8) Petersberg 2013, 81–116.
- 11 Paulus, Helmut-Eberhard: Orangerie – der realisierte Traum von der Antike als Paradies, in: ders.: Orangerieträume in Thüringen. Orangerieanlagen der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten (Große Kunstführer der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten 2) Regensburg 2005, 11–40, hier: 34f.
- 12 Ebd., 34.
- 13 S. dazu die Überblicke Schrott, Georg: Caffeebaum und Pomerantzen. Orangeriekultur in Oberpfälzer Klöstern (Hg. Provinzialbibliothek Amberg) Regensburg 2009; ders.: Orangerien in frühneuzeitlichen Klöstern. Eine kulturgeschichtliche Entdeckungsreise durch Gärten und Archive, in: Birnbacher, Korbinian/Haering, Stephan (Hgg.): Germania Monastica. Festschrift für Ulrich Faust OSB zum 80. Geburtstag (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 126) Sankt Ottilien 2015, 291–338.
- 14 In diese Formel fasst Barbara Sipple ihre Interpretation der Deckenstuckierung im Gäste-Empfangszimmer des Zisterzienserklosters Bronnbach; Sipple, Barbara: Die Stuckierung des Apollozimmers im Kloster Bronnbach, in: Forschungen zur Bau- und Ausstattungsgeschichte von Kloster Bronnbach (Hgg. Helmut Flachenecker u.a.) (Veröffentlichungen des Historischen Vereins Wertheim 9) Wertheim 2014, 113–174, hier: 161.
- 15 S. Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 31.
- 16 Lediglich erwähnt ist das „Garten Hauß“ in P. Bernhard Stöbers handschriftlicher „Kurze[r] Historische[r] Beschreibung der Pfarreÿ Münsterthal bei St: Landelin ...“ von 1804, S. 139; abgedruckt in: Helle, Franz-Josef/Baumann, Günter/Reinbold, Erich: Ortssippenbuch Ettenheimmünster. Ettenheimmünster, Ortenaukreis/Baden (Deutsche Ortssippenbücher. Reihe A, Bd. 362; Badische Ortssippenbücher 109) Ettenheimmünster 2004, 39–132, hier: 88; ebenso in Stöbers lateinischem Pendant „*Monasterium D: Ettonis prope S.Landelinum...*“, S.171: „*Hortum magnum propè Monasterium, Domumque in ea positam] edificavit*“; beide Ms. im Pfarrarchiv Ettenheimmünster.
- 17 Gegen Heizmann, Das Benediktiner-Kloster Ettenheimmünster (wie Anm. 2), 93 („1764“) und Hacker, Ettenheimmünster (wie Anm. 5), 25 („1762“); deren Zeitangaben könnten die Entstehung des Gartens betreffen, der schon vor der Orangerie angelegt worden sein dürfte.
- 18 Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe: 87–88.
- 19 Tractus-Karten von dem Münsterthal und den dazugehörigen drey Höfen 1804, Bd. 1: Tractus-Karte Nr. 1 (Archiv der Ortsverwaltung Ettenheimmünster).
- 20 Diese ist charakteristisch für viele Klosterorangerien; s. Schrott, Georg: Orangerien und Glashäuser in den architektonischen Ensembles frühneuzeitlicher Klöster, in: Zitrusblätter Nr. 12/2016, 1–3 (<http://www.orangeriekultur.de/media/Zitrusblaetter/ZB12–2016.pdf>; Zugriff: 5.4.2016).
- 21 Dieses ist erhalten, befindet sich heute aber in Lahr; s. Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 102.
- 22 Generallandesarchiv Karlsruhe: Baupläne Ettenheimmünster 8.

- 23 S. Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 102. Eine Quellenangabe fehlt, vermutlich handelt es sich um den von Weis auch vorher mehrfach zitierten Akt im Erzbischöflichen Archiv Freiburg: Finanzkammer – Kappel Nr. 12044.
- 24 S. Erzbischöflichen Archiv Freiburg: Finanzkammer – Kappel Nr. 12044; zitiert nach Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 101. Es wird angenommen, dass das heute hinter der Lahrer Stiftskirche befindliche Barockgitter aus Teilen des ursprünglichen Orangeriegeländers zusammengesetzt ist; s. Wickerstheimer, August: Gitterwerkteil von Kloster Ettenheimmünster, in: Die Ortenau 41 (1961) 237; Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 101 f. (Abb.).  
Ähnliche Lösungen mit Freitreppe und Eisengitter vor einem klösterlichen Gartengebäude findet man heute beispielsweise noch in im westfälischen Hardehausen oder im luxemburgischen Echternach.
- 25 Gegen Schrott, Orangerien in frühneuzeitlichen Klöstern (wie Anm. 13), 291 f.; dort sind die Himmelsrichtungen falsch angegeben.
- 26 Von Ziegeln als Baumaterial ist in einem Archivale von 1813 die Rede; s. Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 102 (ohne Quellenangabe, vermutlich das von Weis auch vorher mehrfach zitierten Archivale Erzbischöflichen Archiv Freiburg: Finanzkammer – Kappel Nr. 12044).
- 27 S. ebd., 102 (ohne Quellenangabe, vermutlich das von Weis auch vorher mehrfach zitierten Archivale Erzbischöflichen Archiv Freiburg: Finanzkammer – Kappel Nr. 12044).
- 28 S. Hacker, Ettenheimmünster (wie Anm. 5), 56.
- 29 Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 102; ohne direkte Quellenangabe, vermutlich aber aus dem Archivale Erzbischöflichen Archiv Freiburg: Finanzkammer – Kappel Nr. 12044.
- 30 S. dazu Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 102.
- 31 Hacker, Ettenheimmünster (wie Anm. 5), 103.
- 32 Ebd., 103 ff.
- 33 Bei Hacker gilt sie noch als „Cäsarenkopf“; s. ebd., 103.
- 34 S. Uttenweiler, Bernhard: Landelinus-Ikonographie, in: Rest, Josef: Aufsätze zur Geschichte der südlichen Ortenau, Ettenheim 1986, 159–293, hier: 240.
- 35 Abgebildet in ebd., 211.
- 36 S. ebd., 240.
- 37 Sichere historische Belege für den Heiligen fehlen. Die Vita des Heiligen ist ediert in: von der Straeten, Joseph: La Vie de S. Landelin, ermite et martyr au pays de Bade, in: Analecta Bollandiana 73 (1955) 66–118; s. auch Kewitz, Hubert: Zur Geschichte des hl. Landelin von Ettenheimmünster, in: Die Ortenau 65 (1985) 102–119.
- 38 Zur Klostergründung s. zuletzt Krieg, Heinz: Die Gründung des Klosters Ettenheimmünster und das sogenannte Heddo-Testament des Jahres 762: Probleme der Überlieferung einer urkundlichen Erwähnung, in: Uttenweiler, Beiträge (wie Anm. 6), 61–75.
- 39 S. Uttenweiler, Bernhard: Die Verehrung des heiligen Märtyrers Landelin und die Wallfahrtskirche in Ettenheimmünster, Lindenberg 2006.
- 40 S. Uttenweiler, Landelinus-Ikonographie (wie Anm. 34), 212. Auch ein Fresko im Bilderzyklus zum Leben des Heiligen in der Wallfahrtskirche St. Landelin stellt das Ereignis dar.
- 41 Heute im Pfarrhof von Gengenbach; s. Lederer, Winfried: Benediktinerabtei und Reichsstadt Gengenbach. Bd. 1. Äbte und Mönche der Abtei. Leben und Wirken, Lindenberg 2007, 75.
- 42 Über ihn s. Kewitz, Hubert: Bruder Aegidius Butsch. Zum 200. Todestag des Bildhauers von Ettenheimmünster, in: Geroldsecker Land 27 (1985) 91–100; Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 32.
- 43 S. o. S. 8.
- 44 Klär postuliert ohne Quellenangabe, das Orangerie-Gebäude sei „zu solchen Zwecken“ gebaut worden; s. Klär, Bernhard: Musikpflege im Kloster Ettenheimmünster. Pater Ildefons Haas aus Offenburg, in: Die Ortenau 77 (1997) 311–332, hier: 318; vgl. auch schon ders.: P. Ildefons Haas (1735–1791). Ein Musiker des Klosters Ettenheimmünster, in: Freiburger Diözesan-Archiv 82/83 (1962/63) 267–286, hier: 273.

- 45 Schilling, Carl Ludwig von: Tagbuch 1794. 1795 (Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe 69/337; freundlicher Hinweis von Herrn Dieter Weis, Ettenheim).
- 46 Im Juli 1711 besuchte Markgräfin Francisca Sybilla Augusta von Baden das Kloster. *„Daß mittagsmahl wurde im garten ... unter aufgemachter lauber-hütten und grünem gezelt eingenommen, da dan alles splendide und magnifice hergegangen.“* So Will, Carolus: Neu Auffgerichtetes Jahr-Buch Wahrhafter Zufällen ... 1728, 10 (Badische Landesbibliothek Karlsruhe., Ms. EM 69; online-Digitalisat: <http://digital.blb-karlsruhe.de/blbhs/content/pageview/499234>; Zugriff: 27.11.2015).
- 47 Generallandesarchiv Karlsruhe: 404, Nr. 108.
- 48 S. beispielsweise Stieler, Cordelia: Die Zitruskultur in Anhalt-Dessau, in: Oranien – Orangen – Oranienbaum (Hg. Vorstand der Kulturstiftung DessauWörlitz) (Kataloge und Schriften der Kulturstiftung DessauWörlitz 9), München – Berlin 1999, 38–48, hier: 40ff.; Erkelens, Wies: Orangenbäume im Besitz der Prinzen von Oranien – vor allem auf Het Loo, in: ebd., 92–102, hier: 101; Wertz, Hubert Wolfgang: Die Schwetzingen Orangerie, in: Der Süden im Norden. Orangerien – ein fürstliches Vergnügen, Regensburg 1999, 59–73, pass.; Scheffler, Jens: „... denn der Anblick ist wahrhaft prächtig.“ Der Wandel des Orangerieparterres und der Orangeriepflanzenbestände in der Herzoglichen Orangerie Gotha, in: Orangeriekultur im Herzogtum Sachsen-Gotha (Orangeriekultur 8) Berlin 2013, 23–37, hier: 27; Thimm, Günther: Die Orangerie zu Molsdorf, in: ebd., 146–152, hier: 149; Meukow, Aline/Troll, Hartmut: Orangeriekultur in Rastatt und Favorite unter Ludwig-Wilhelm und Sibylla Augusta von Baden-Baden, in: Orangeriekultur im Bodenseeraum (Orangeriekultur 9) Berlin 2013, 79–96, hier: 93; Balsam, „L’Orangerie Royale de Dresden“ (wie Anm. 8), 42ff.
- 49 S. Schrott, Caffeebaum und Pomerantzen (wie Anm. 13), 37ff.
- 50 S. Niemann, Alexander: Pflanzen und Gartenliteratur. Garten, Orangerie und Bibliothek des Klosters Neuzelle in der Niederlausitz, in: Klösterliche Sammelpraxis in der Frühen Neuzeit (Hg. Georg Schrott/Manfred Knedlik) (Religionsgeschichte der Frühen Neuzeit 9) Nordhausen 2010, 257–323, 284.
- 51 S. Lipp, Reinhard: Himmlische Gärten auf Erden in badischen Klöstern, Karlsruhe (Privatdruck) 2012, 46.
- 52 S. ebd.
- 53 S. Schrott, Georg: Orangeriekultur im Salzburger Benediktinerstift St. Peter – ein Sonderfall?, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 154/155 (2014/15) 279–299.
- 54 S. Ahrendt, Dorothee: Historische Orangerie- und Pflanzgefäße, in: Der Süden im Norden. Orangerien – ein fürstliches Vergnügen, Regensburg 1999, 85–91, hier: 90f.
- 55 S. dazu auch Kohler, Oskar: Die Verwendung der Gebäude des Klosters Ettenheimmünster nach der Aufhebung im Jahre 1803, in: Die Ortenau 47 (1967) 20–24; Schmid, Hermann: Der Untergang des Benediktiner-Stifts Ettenheimmünster 1802/03, in: Die Ortenau 62 (1982) 112–139.
- 56 Liegenschaftsverzeichnis von 1804, fol. 75r (Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe 237\_4582).
- 57 Fol. 122r (Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe 237\_4582).
- 58 S. Helle/Baumann/Reinbold, Ortssippenbuch Ettenheimmünster (wie Anm. 16), 182 (nach Generallandesarchiv Karlsruhe 87–237/267 = Nr. 4582). Schon sein Vater Bernhard Striegel war bis 1788 Klostersgärtner (also wohl, bis ihn sein damals 37-jähriger Sohn ablöste) und somit der Hauptverantwortliche für den Betrieb der Orangerie gewesen. Über die beiden Striegel s. ebd., 806 (Nr. 1451 und 1454). Zur Zeit der Säkularisation waren auf dem Areal außerdem zwei Tagelöhner und zwei „Gartenmädel“ beschäftigt; s. Röding, Ulrike/Helle, Franz-Josef: Ettenheimmünster im 19. Jahrhundert, in: ebd., 197–220, hier: 204.
- 59 S. Generallandesarchiv Karlsruhe: 87/80; nach: Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 39 und Anm. 92. Zur „Compagnie Wunderlich und Herbst“ s. Kohler, Verwendung (wie Anm. 55).
- 60 Generallandesarchiv Karlsruhe: 404, Nr. 108.
- 61 S. Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 40 und Anm. 92
- 62 S. ebd., 41.
- 63 Erzbischöflichen Archiv Freiburg: Finanzkammer – Kappel Nr. 12044; zitiert nach Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 100.

- 64 Ebd.; zitiert nach Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 101.
- 65 S. Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster (wie Anm. 6), 102 (ohne Quellenangabe, vermutlich aus dem Archivale Erzbischöflichen Archiv Freiburg: Finanzkammer – Kappel Nr. 12044).
- 66 S. ebd., 103.
- 67 S. Münzenmayer, Rosemarie: Die Orangerie im Schloss Weikersheim, in: Der Süden im Norden. Orangerien – ein fürstliches Vergnügen, Regensburg 1999, 46 f.
- 68 S. Paulus, Helmut-Eberhard: Tempel und Garten der Flora – Die Orangerie Erlangen, in: Die Gartenkunst 21 (2009) 198–212.
- 69 S. Balsam, „L’Orangerie Royale de Dresden“ (wie Anm. 8).
- 70 S. Schrott, Orangerien und Glashäuser (wie Anm. 20).
- 71 Heute im Rathaus Ettenheim.
- 72 S. zuletzt Friedrich, Verena: Wider ein übles Gewächs-Haus ist kein anderes Mittel, als ein anderes zu bauen... Bemerkungen zur ‚Orangerie‘ in Kloster Bronnbach, in: Forschungen zur Bau- und Ausstattungsgeschichte von Kloster Bronnbach (Hgg. Helmut Flachenecker u. a.) (Veröffentlichungen des Historischen Vereins Wertheim 9) Wertheim 2014, 293–306.
- 73 S. Schrott, Caffeebaum, 68.
- 74 S. ders., Orangerien in frühneuzeitlichen Klöstern (wie Anm. 13), 313 f.
- 75 S. Detten, Detlef von: Die archäologischen Untersuchungen im barocken Terrassengarten von Kloster Kamp, in: Der Terrassengarten von Kloster Kamp (Hg. Landschaftsverband Rheinland, Landeskonservator Rheinland) (Arbeitsheft 34) Köln 1993, 39–62, hier: 56 ff.; Klinkhammer, Werner: Die architektonische Neugestaltung des Kamper Terrassengartens, in: ebd., 123–152, hier: 134 ff.
- 76 S. Schmitt, Michel: Der Einzug der „moderna nova architectura“ in die Abtei Echternach, in: Die Abtei Echternach 698–1998 (Hg. Michele Camillo Ferrari/Jean Schroeder/Henri Trauffer) (Publications du Cludem 15) Luxembourg 1999, 275–281, hier: 280.
- 77 Hacker, Ettenheimmünster (wie Anm. 5), 56.
- 78 Für intensive Unterstützung danke ich herzlich Dr. Hans Berthold (Freiburg/Br.), Dr. Martin Ruch (Willstätt), Dr. Jörg Sieger (Karlsruhe), Wolfgang Hoffmann (Ettenheim), Bernhard Uttenweiler (ebd.) und Dieter Weis (ebd.).

## Die Hi-Story derer von Lassolaye

Ursprünge, Umsprünge, Seitensprünge und sonstige Unregelmäßigkeiten.

*Ralf Bernd Herden*

Die Lassolayes waren eine der Familien in badischen Hof- und Staatsdiensten, welche nicht nur das Land durch ihr Wirken entscheidend mit prägten, sondern auch deutlich zur buntschillernden Palette des badischen Adels insbesondere auch in der Ortenau mit beitrugen.

Die Lassolayes, durch Leopold von Lassolaye Besitzer des Schlößchens Aubach (zwischen Lauf und Obersasbach) im Jahre 1797,<sup>1</sup> waren vielfach verwurzelt und verzweigt. Leopold selbst war 1819 bis zu seinem Tode 1820 Abgeordneter der II. Kammer für Offenburg. Bei der Säkularisation und Übernahme des Klosters Allerheiligen war Franz Carl von Lassolaye 1803 als markgräfllich-badischer Kommissar u. a. mit der Aufgabe betraut, Klosterwaldungen in die Verwaltung des badischen Forstamtes Mahlberg einzugliedern, bevor diese dann dem neu errichteten Oberforstamt Oberkirch mit Amtssitz in Gengenbach zugewiesen wurden.<sup>2</sup>

Wenig an ihrer offiziell-offiziösen Familiengeschichte scheint wahr zu sein, und was wahr zu sein scheint, ist – mit anzuerkennenden Ausnahmen – weder besonders ehrenhaft noch besonders lobenswert. Die buntschillernden Charaktere dieses Freiherrenhauses dürfen zumindest ernsthaft hinterfragt werden. Der Ursprung seines Adels übrigens auch, der erst durch den kaiserlichen Adelsbrief 1780 zweifelsfrei geklärt ist. Doch auch danach bleiben Schatten auf der Geschichte dieser sonnigen Familie.

### Die Ursprünge und Verbindungen

#### 1. Carl Malescol von La Solaye, der Stammvater

Die Lassolayes sollen ihre besondere Stellung in Baden der Entführung eines Prinzen zu verdanken gehabt haben: Der Großvater des in den Freiherrenstand erhobenen Amtmannes, Carl Malescol von La Sollaye, war angeblich Kammerherr am Hofe des Prinzen von Savoyen-Carignan, bevor er nach Baden kam. Dort war er Hofkavalier der Prinzessin Luise Christine von Savoyen-Carignan, die seit dem Jahre 1653 mit dem Markgrafen Ferdinand Maximilian von Baden-Baden vermählt war. Sie



war die Mutter des später so berühmten „Türkenlouis“, des Feldherren Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden. Da sie mit ihrem Sohn ihre Heimat nicht verlassen wollte, fädelten Großvater und Vater einfach die Entführung des stammhaltenden Nachwuchses ein. Dabei soll sich Carl Malescol von La Solaye entsprechende Meriten erworben haben.<sup>3</sup>

Das Ganze aber scheint eine Legende zu sein, wie sich dies bei intensiverer Betrachtung aufdrängt, und auch bereits wissenschaftlich widerlegt worden ist.<sup>4</sup> Auch was die savoyische Herkunft anbelangt, drängen sich Zweifel auf. Es gibt keine Belege, nur Behauptungen, welche wohl eher dem familiären Geschichtswunschdenken als der Realität entsprechen. Hier sei nur Franziska Raynaud zitiert: „Im Leben und Verhalten deutet nichts auf eine savoyische Herkunft. Sie standen niemals Taufpaten bei Savoyern, haben auch keine Savoyer in die Markgrafschaft nachgeholt und die ansässigen (Savoyer) nicht begünstigt.“<sup>5</sup> Die Vermutung von Franziska Raynaud, dass die von Lassolayes französischer Herkunft waren, teilt der Autor dieser Zeilen nicht. Dass sie ursprünglich nichtadeliger Herkunft waren, diese Vermutung teilt der Autor dagegen sehr.

Für uns der bedeutendste Repräsentant der Familie ist sicherlich der badische General Carl Felix Freiherr von Lassolaye. Er darf jedoch nicht mit dem am 23. November 1828 geborenen Carl Felix Freiherr von Lassolaye verwechselt werden: Auch er war Militär, nämlich k. u. k.-österreichischer Feldmarschall-Leutnant und Kommandant der Kavallerie-Truppen-Division in Krakau.<sup>6</sup> Dieser, wir nennen ihn einmal einfach „österreichische Zweig“ der Familie scheint einfach im Raum zu schweben. Seine familiären Wurzeln bleiben bis heute im Dunkeln.

## **2. Carl Wilhelm Reichsfreiherr von Lassolaye: Der Kaiserliche Adelsbrief**

Er ist der Stammvater der nachfolgenden Lassolayes und fungierte als „Fürstlich Badischer geheimer Hofrat“ und Oberamtmann der Grafschaft Eberstein zu Gernsbach. Von ihm wissen wir, dass er am 16. August 1782 zu Gernsbach verstarb. Ihm war durch Kaiser Josef II. am 15. April 1780 der erbliche Reichsfreiherrnstand verliehen worden.<sup>7</sup> Sein Vater war Franz Carl Ludwig von Lassolaye, markgräflich badischer Kammerrath und Amtmann in Baden, verstorben am 02. April 1726.<sup>8</sup> Nachfolgend werden seine für die badische Geschichte interessanten Söhne erwähnt:

## 2.1 Franz Freiherr von Lassolaye

Franz Carl Nepomuk Petrus von Alcantara Freiherr von Lassolaye wurde als Landvogt in Oberkirch im Jahre 1803 mit den Besitzungen des Bistums Straßburg übernommen, allerdings im Jahre 1808 „wegen Malversation cassiert“.<sup>9</sup> „Malversation“ bedeutet auf Deutsch nichts anderes als „Unterschlagung“. Da hatte der Landvogt wohl in die Kasse seines durchlauchtigsten Herren gegriffen, und war schlicht und einfach kriminell geworden. Franz Carl Nepomuk Petrus von Alcantara war geboren am 25. September 1744 und starb in Freiburg am 13. April 1834.<sup>10</sup> Im Adressbuch 1813<sup>11</sup> ist Lassolaye noch nicht in Freiburg aufgeführt, 1818<sup>12</sup> wohnt er in Haus Nr. 216, Dr. Wisser Erben in der Salzgasse. Dort ist er im Adress-Verzeichnis als Landvogt aufgeführt, und dort bleibt er bis 1825 wohnen, wobei im Jahr 1825<sup>13</sup> die Bezeichnung „Landvogt pens.“ lautet.

Im Jahre 1826<sup>14</sup> wohnt Lassolaye dann im Haus Nr. 387, gehörig dem Handelsmann Städele in der Pfaffengasse. Jetzt wird auf jede Berufsangabe verzichtet. Ab 1827<sup>15</sup> bis zu seinem Tode (1834)<sup>16</sup> wohnt er dann im Haus Nr. 269 in der Wammersgasse (Wagnersche Erben). Nr. 268 ist das Stadthaus, Nr. 267 das Kaufhaus.

Es drängt sich der Verdacht auf, dass der gute Franz Carl einmal insgesamt bessere Zeiten erlebt hat: Als „Geheimer-Reichs-Hof-Referendar und Kaiserlicher Wirklicher Hofrat“ ab 1782 in Wien.<sup>17</sup> Gedient hatte er zuvor als Hauptmann bei der Caprara-Infanterie. Dem hohen Aufstieg des Herren Reichsreferendars sollte ein ganz tiefer Fall folgen, bei dem man wirklich von Glück sprechen kann, dass er ihn überhaupt überlebt hat. Das Ganze hätte ihm eine Warnung sein müssen, 1808 nicht nochmals in die Kasse seines Dienstherrn zu greifen. Zumal er dem Hause Zähringen, also den badischen Markgrafen bzw. Großherzögen, mit hoher Wahrscheinlichkeit sein (Über-)Leben zu verdanken hatte. Wie er sich dann bis 1834 über Wasser hielt, und wovon er gelebt hat, ist bisher noch offen. Ob er gar noch eine Pension erhalten hat, und wenn ja, nach der „Malversation“ aus welchem unerfindlichen Grund?

### 2.1.1 Friedrich Freiherr von Lassolaye

1812 Secondeleutnant im 3. Infanterie-Regiment, 1812<sup>18</sup> oder 1813<sup>19</sup> gestorben in russischer Gefangenschaft. Es müsste sich dabei um Friedrich von Lassolaye handeln, einen am 07. November 1793 geborenen Sohn des Franz Carl Nepomuk Petrus von Alcantara Freiherr von Lassolaye und damit Vetter des badischen Generals Carl Felix von Lassolaye.<sup>20</sup>

## 2.2 *Joseph Freiherr von Lassolaye*

Er hieß mit vollem Namen Josephus Valerius Ignatius Antonius Johannes Nepomuk und wurde am 04. April 1746 geboren. Er war bereits 1792 Obervogt des Oberamtes Eberstein zu Gernsbach – also in den Fußstapfen seines Vaters –, 1805 Landvogt, 1809 Direktor des Murgkreises.<sup>21</sup> Der großherzoglich badische Staatsrat (1813) und Kreisdirektor zu Rastatt<sup>22</sup> verstarb am 22. März 1823<sup>23</sup> bzw. 25. März 1823<sup>24</sup> in Rastatt. Er hatte noch im Jahre 1818 in Ehren sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feiern dürfen. Er und sein Familienzweig scheinen die absolut seriöse Richtung des Hauses darzustellen.

### 2.2.1 *Carl Felix Freiherr von Lassolaye*

Der spätere General und die „herrschende graue Eminenz“ am Hofe Badens wurde geboren am 19. Oktober 1784 als Sohn des Staatsrates und Kreisdirektors Joseph Freiherr von Lassolaye. Er durchlief eine glänzende militärische Karriere: Junker (1800), Secondeleutnant im Regiment Churprinz (1803), im folgenden Jahr zur Artillerie versetzt, 1805 Premierleutnant, 1807 Stabskapitän und Ritter des Karl-Friedrich-Verdienstordens, 1809 wirklicher Kapitän und Kommandeur des Karl-Friedrich-Verdienstordens, 1810 Offizier der französischen Ehrenlegion, 1812 Major, 1814 Oberstleutnant, 1816 Kommandeur des Ordens vom Zähringer Löwen, 1823 Oberst und Kommandeur der Artillerie-Brigade, 1832 Kommandeur-Kreuz des Zähringer Löwen-Ordens mit Eichenlaub, aufgestiegen bis zum Generalmajor der Artillerie (1837). War nicht nur von 1835 bis 1838 „Mitglied des Kriegsministeriums“, sondern begleitete auch den Markgrafen (und späteren Großherzog) Leopold im Jahre 1826 auf seine Reisen nach Berlin und St. Petersburg.

Neben zahlreichen anderen Auszeichnungen erhielt er im Jahre 1840 das Großkreuz des Zähringer Löwen mit Eichenlaub.<sup>25</sup> 1842 wurde er Kommandeur des kurhessischen Löwens I. Klasse, sowie Kommandeur der französischen Ehrenlegion. 1845 Generalleutnant und General-Adjutant.<sup>26</sup> Er war später vermählt mit Maria de Uria y Alcedo, der (erst später!) verwitweten Frau von Sarachaga. Diese Beziehung verdient nachfolgend eigene Erwähnung und Darstellung.

Als Oberstleutnant tat sich Lassolaye dadurch hervor, dass er am 13. Februar 1814 mehrere Haubitzenschüsse auf die Stadt Straßburg abgeben ließ. Mehrere Geschosse gingen am Fuß der Wälle nieder, drei drangen in die Kronenburger Straße ein. Jedoch war nur eines der Geschosse zerplatzt, glücklicherweise, ohne ein Unglück zu verursachen.<sup>27</sup>

Carl Felix Freiherr von Lassolaye war auch der erste Gouverneur der Bundesfestung Ratstatt, als diese nach mehrjähriger Bauzeit erstmals im Jahre 1848 eine militärische Leitung bekam. Als solcher war er oberster Befehlshaber aller in der Bundesfestung stationierten Truppen, nicht nur der badischen, sondern auch der österreichischen und preußischen Kontingente. Ihm unterstand der Festungskommandant, dem er die Tagesbefehle erteilte. Jedoch wurde er bereits im Sommer 1848 in dieser Funktion beurlaubt, bei Revolutionsausbruch 1849 genauso wie der badische Festungskommandant Heinrich von Hinckeldey abgelöst.<sup>28</sup> Festungsbaumeister der Festung Rastatt, welche von 1842 bis 1848 erbaut wurde, war übrigens der österreichische Ingenieur-Obristleutnant Georg Eberle.<sup>29</sup> Er hatte u. a. auch die Festung Nauders, genannt auch „Straßensperre Hochfinstermünz“ in Nordtirol erbaut, und beendete seine Karriere als Stadt- und Festungskommandant von Krakau 1855 im Range eines Feldmarschall-Leutnants.

Der gute Katholik Lassolaye war als badischer Artilleriehauptmann in Spanien stationiert und nahm es dort wohl mit dem Fraternisierungsverbot nicht zu ernst – jedenfalls verliebte sich die (ebenfalls gute Katholikin) Micaela de Uria (sie war verheiratet mit dem spanischen Granden und königlichen Präfekten zu Valencia, *Don Florentino de Sarachaga y Yzardui*) in den badischen Offizier – und folgte Carl Felix von Lassolaye in seine Garnison nach Karlsruhe.

Heiraten konnte man aber erst 1826, nachdem der verlassene Don Florentino de Sarachaga im Jahr 1825 das Zeitliche gesegnet hatte. Selbst Bemühungen beim päpstlichen Kardinalstaatssekretär Consalvi<sup>30</sup> – im Rahmen des Wiener Kongresses vorgetragen – hatten nichts geholfen: Die Unauflöslichkeit der Ehe hielt Rom heilig. So musste einer „der hervorragendsten katholischen Männer Alld Deutschlands“ in einem ehebrecherischen Verhältnis leben.<sup>31</sup>

Carl Felix Freiherr von Lassolaye hatte 1834 als Oberst und Kommandeur der Artillerie-Brigade unter seinen Offizieren damals den Premierleutnant August Goeler von Ravensburg, die Secondeleutnants Felix Roeder von Diersburg, Julius Goeler von Ravensburg, sowie seine beiden Stiefsöhne Georg von Uria und Joseph von Uria.<sup>32</sup> Sie alle haben bekanntlich in der Haber(Goelerschen) Affaire einen wahrhaft namhafte Rolle gespielt. Ob es dabei um die Ehre der Großherzogin oder des badischen Offizierskorps ging, oder um schlichten Antisemitismus, sei einmal dahingestellt.

General von Lassolaye vertrat den Großherzog 18. Juli 1852 beim Empfang des Kaisers der Franzosen, Napoleon III.,

in Straßburg, als die Bahnlinie Straßburg-Paris eingeweiht wurde.<sup>33</sup>

### 2.3 Leopold Freiherr von Lassolaye

Bei ihm müsste es sich um den am 12. November 1747 geborenen und 1820 in Offenburg verstorbenen Leopold Xaverius Johannes Nepomuk Judas Thaddäus handeln.<sup>34</sup> Freiherr Leopold von Lassolaye war Eigentümer des Schlosses Aubach (Gemeinde Lauf, Ortenaukreis). Das Schloss hatte 1793 bis 1796 Karl Schulmeister aus Straßburg (1770–1853, Leibspion Napoleons I.) gehört, ging nach der Familie Lassolaye auf den Freiherrn Leopold von Holzing (1784–1831, zuletzt Oberst und Kommandeur des Großherzoglich Badischen Dragoner-Regiments von Freystett) über, die Familie von Holzing veräußerte im Jahr 1835 das Anwesen an den russischen Adligen Ludwig (Lewis) von Harder.<sup>35</sup> Von Holzing-Berstett aber waren die Vorfahren von Marie Luise Kaschnitz.

Leopold Xaver war im Jahre 1819 als Abgeordneter der Stadt Offenburg in die II. Kammer der badischen Ständeversammlung gewählt worden. Als er im Folgejahr verstarb, wurde Oberbürgermeister Gottwald zu seinem Nachfolger gewählt. Leopold Xaver muss also in Offenburg recht angesehen und unumstritten gewesen sein. Die Nachwahl Gottwalds jedenfalls war selbst dem „Österreichischen Beobachter“ eine Meldung wert.<sup>36</sup>

Doch auch er hatte wohl eine nicht ganz reine Weste. Er war nicht nur, wie sich noch zeigen wird, in den tiefen Absturz seines Bruders vom Reichsreferendar ins Nichts beteiligt, sondern zumindest in jungen Jahren wohl auch einer jener Zeitgenossen, die die eigene Frau vermieten, wenn der Zinsertrag stimmt. Der Fürst Josef Wenzel von Fürstenberg bedachte „seinen lieben Lassolaye und seine liebe Frau Lassolaye“ mit einem Kunkellehnen, dem Lustschloss Wartenberg mit Hof und zugehöriger Herrschaft.

„Was in den Zimmern (des Lustschloss Wartenberg) die Malerei als allegorische Tändelei hinterlassen hat, zeugt nur allzu sehr gegen die Sitten des Hofes und für unedle Beweggründe dieses Kaufes, gleichviel, ob der Maler seinen Pinsel knechtischer Entwürdigung seiner Kunst oder satirischer Rache geliebt habe.“<sup>37</sup> Man war eben ein Kind seiner Zeit.

Doch auch das Wohlleben auf Kosten des Hauses Fürstenberg ging einmal zu Ende: „Seit dem Tode des letzten Fürsten haben sich am Hofe und in der Kanzlei ziemliche Veränderungen zugetragen.“<sup>38</sup>

Die Presse in Wien, Breslau, Leipzig, Berlin und Hamburg meldete dann im Jahr 1787, dass gegen den Reichsreferendar Lassolaye und seinen Bruder, der in fürstenbergischen Diensten sei, Untersuchungen angestellt würden. Beide würden in strenger Haft gehalten und würden der Verrats beschuldigt.<sup>39</sup>

### 1787 oder die Affäre der Herren von Lassolaye

Ein unbekannter Autor<sup>40</sup> berichtet uns einleitend hierzu 1784 über den Fürstenbergischen Hof, „der geheime Rat Freiherr von Lassolaye und sein Vertrauter, der Gelehrte Ueblacker, welche beide vorhin in großem Ansehen standen, und das Heft in den Händen hatten, wurden verabschiedet und befinden sich wirklich in Wien.“

Leopold von Lassolaye war unter Josef Wenzel (Regent 1762–1782, geboren 1728 in Prag, verstorben 1783 in Donaueschingen) Kabinettssekretär<sup>41</sup> und damit wohl der heimliche Herrscher des Landes gewesen, während sein Herr wohl eher als „Duodezfürst mit Neigung zur Mätressenwirtschaft“<sup>42</sup> gesehen werden musste. Nach dem Regierungsantritt von Josef Maria Benedikt<sup>43</sup> (1758–1796, geboren und verstorben in Donaueschingen, Regent ab 1783) hatte Leopold von Lassolaye demnach wohl nicht sehr unerwartet, doch sehr schnell seinen Sessel räumen müssen. Josef Maria Benedikt war ein eher sittenstrenger Fürst, der die Ausschweifungen seines Vaters nicht zu schätzen wusste. Hierauf war Leopold von Lassolaye nach Wien gegangen.

Dort amtierte sein Bruder Franz Carl als „Geheimer-Reichs-Hof-Referendar“, sicherlich eine Position von nicht geringer Bedeutung. Im „Genealogischen Handbuch“ wird unter „Kaiserliche- und Reichs geheime Hofkanzley 1784“ für die „Lateinische Expedition“ aufgeführt der „Geheime-Reichs-Hof-Referendar Carl Freiherr Lassolaye zu Waren, kaiserlicher wirklicher Hofrat“.<sup>44</sup>

Anscheinend waren die Brüder Lassolaye daran interessiert, Sorge für das eigene Fortkommen zu tragen. Oder sie waren vielleicht auch in revolutionäre Umtriebe verwickelt. Jedenfalls muss, ob eigennützig oder idealistisch motiviert, etwas vorgefallen sein. Sonst könnte man sich die nachfolgenden Zeitungsmeldungen nicht erklären:

„Der Reichshofratsreferendar, Herr von Lassolaye, hat unter Einverständnis des Mainzischen Hofes seine gegen 8.000 Gulden tragende Stelle abtreten müssen, weil er mit den arretierten Beamten der Militärökonomie in Verbindung gestanden sein soll. Er hat nun Hausarrest, einen Kommissär und zwei Mann

Wache. Dem Obristen von Legisfeld sind in seinem Arrest Fesseln angelegt worden.“<sup>45</sup>

„Außer der Fortsetzung der äußerst wichtigen Untersuchung gegen den Obersten Legisfeld und seine Mitschuldigen, ist eine andere gegen den Reichsreferendarius von Lassolaye und seinen Bruder, der in Fürstenbergischen Diensten ist, angestellt. Man beschuldigt sie einer verräterischen Korrespondenz und sie sind beide in einer strengen, gefänglichen Haft.“<sup>46</sup>

„Man weiß jetzt, dass bereits am Weihnachtstage das Entlassungsschreiben des Reichsreferendarius von der lateinischen Expedition, von Lassolaye, von Mainz einlief, das ihm zugestellt ward, eben als er mit zweien k. k. Offizieren und einem gewissen Doctor bei der Tafel saß. Gleich nach dessen Durchlesung wollte er einspannen lassen, vermutlich um sich zu flüchten; allein eben in diesem Augenblick traten einige Polizeikommissäre herein, welche genugsame Reserve im Vorzimmer ließen, und führten ihn sowohl als seine Gäste nacheinander in das Polizeihaus.

Die Offiziere und der Doctor wurden von dem General G\*\* scharf verhört, und erst nach geschעהer Aufklärung, dass sie mit Lassolaye sonst keinen Nexus hätten, mit dem Verbot, von dem was man sie befragte nichts zu offenbaren, entlassen. Mit Lassolaye wurden hingegen seither mehrere Verhöre gepflogen, bei denen sich ein sehr hoher Grad von Schuld veroffenbaret haben muss, weil seitdem nicht nur seine Effecten gesperrt, sondern auch die Dienerschaft entlassen und die Pferde verkauft worden, Lassolaye selbst aber bereits dem Kriminalgerichte übergeben ist.

So tief konnte auf einmal ein Mann fallen, der in den wichtigsten und geheimsten Reichsangelegenheiten gebraucht ward; der eine jährliche Einnahme von 10.000 Kaisergulden bei ledigem Stande hatte, und von dem man folglich nie hätte erwarten sollen, daß er die dem Reichsoberhaupte geschworene Pflicht und Treue so weit außer acht lassen könnte. Aus dem, was oben angeführt worden, wird man leicht schließen können, dass bloß die Mitwissenschaft und Mitwirkung in dem Verbrechen seines Bruders mit Legisfeld und den hiesigen Verpflegungsoffizieren, obschon schwer genug, ihm dennoch nicht die gegenwärtige Behandlung zuziehen konnte; und in der Tat, wenn das gegründet ist, was sonst beglaubte Personen davon wissen wollen, so ist sein Verbrechen noch viel schwerer.

Eine neuere Wiener Nachricht, die wir aber nicht verbürgen können, sagt, Herr von Lassolaye wäre nicht in den Legisfeldschen Prozeß verwickelt, sondern wegen eines Unterschleifs bei den Gütern der aufgehobenen Klöster in Untersuchung. In

der Legisfeldschen Sache soll nach einem öffentlichen Blatt die unterschlagene Summe sich auf eine Million belaufen, welche unter die in dieser Sache verwickelten verteilt worden. Uebelacker, der Denunciant dieser Unordnungen, befindet sich, laut diesen Nachrichten, dermalen in Wien und genießt kaiserlichen Schutz und Gnade. Der Hofrat, Herr von Müller, welcher neulich seine Entlassung erhielt, hatte das Referat in dieser Sache.<sup>47</sup>

„Die Untersuchung gegen Lassolaye und Legisfeld ist nun auch geendigt. Vermöge des bekannt gemachten Urteils ist der Oberste und Oberinspector des Militär-Verpflegungswesens, Freiherr von Legisfeld, eines Unterschleifs und genomener Geschenke 68.935 fl. Schuldig gefunden, wofür er infam cassiert (unehrenhaft entlassen, der Verf.) und zum dreitägigen Stehen am Schandpfahle, und zwölfjährigem Schiffsziehen (die österreichisch-ungarische Form der Galeerenstrafe, eine damals übliche Form der Tötung durch Arbeit, der Verf.) verurteilt ist.

Der Lieferant Leopold Freiherr von Lassolaye (der ursprünglich aus fürstenbergischen Diensten, der Verf.) hat 36.635 fl. Geschenke erhalten, und ist seines Adels entsetzt und zum jährigen Arrest verurteilt. Der Reichshofrats-Referendar Carl Lassolaye hat 5.000 fl zu seinem Anteil bekommen, ist seines Adels entsetzt und zu einmonatigem Arrest verdammt. Der Verpflegungs-Amts-Sekretär Ettlinger ist infam cassiert, zum Schandpfahl und zum Gassenkehren verdammt. Der Verpflegungsrat von Sonnenfeld infam cassiert und zum jährigen Arrest verdammt. Da diese Leute gestohlen haben, war ihre Strafe gerecht.<sup>48</sup>

„Lassolaye kommt, wenn er auf der Schandbühne gestanden hat, nicht in ein unterirdisches Gefängnis, sondern zum Schiffsziehen nach Ungarn.<sup>49</sup>

„Des ehemaligen Reichsreferendar Baron von Lassolaye trauriges Schicksal ist nunmehr entschieden. Des Hochverrats überwiesen, worauf das alte Gesetz Brandmarkung – lebendige Verbrennung usw. bestimmte, muss er vom Montag an die Schandbühne drei Tage hintereinander besteigen, bekommt am ersten und am dritten Tage jedesmal 50 Prügel ad Posteriora; und wird auf lebenslang zum Schiffsziehen nach Ungarn in Ketten geschmiedet.<sup>50</sup>

„Der gewesene Reichsreferendar Lassolaye ist am 09. auf zeit lebens nach der Festung Munkatsch in Ungarn abgeführt worden. Legisfeld und Ettlting haben ihr Bühnesteigen ausgestanden, und kehren bereits in Ketten die Gassen. Lassolaye war außer anderen Vergehen mit in dem Legisfeldschen Komplott,



welches den Fiskus um 152.858 fl. betrog, davon erhielt Legisfeld 68.935 fl, und zwar von Leopold Lassolaye aus dem Reich 44.339 fl., von dem de Hondt aber 24.595 fl. Ettling bekam für sich 5.000 fl, Sonnenfeld 6.000 fl; Polster einen Ring, eine goldene Dose und Rheinwein, und der Referendar Lassolaye ein Geschenk von den Armeelieferanten von 5.000 fl.<sup>451</sup>

„Der ehemalige Reichshofratsreferendar Baron Lassolaye wurde am 09. dies nach Ungran gebracht; Sein Bruder Leopold bleibt ein Jahr in Arrest und wird dann über die Grenze geführt. Lassolaye, der Referendar, spielte in den legisfeldschen Betrügereien, andere Vergehen ungerechnet, eine Hauptrolle.“<sup>452</sup>

„Daß Lassolaye unweit der Festung Mungatsch desertieren wollen, und aus einem tiefen Sumpfe mit Lebensgefahr von den ihm nacheilenden Komitatsheiduken wieder herausgezogen worden, ist zuverlässig.“<sup>453</sup>

Der ehemalige Reichsreferendar von Lassolaye hatte aber bei allem Elend wohl doch noch großes Glück: „Während der letzten Tage des Kaisers (verstorben am 20. Februar 1790, der Verf.) begnadigte dieser Monarch den bekannten Staatsgefangenen Lassolaye, der zu einem ewigen Gefängnis verurteilt war.“<sup>454</sup>

Über mögliche politische Hintergründe des Handelns des lateinischen geheimen Reichsreferendars Carl von Lassolaye berichtet uns später ein Werk<sup>455</sup>, das sich mit der Geschichte Ungarns intensiver auseinandersetzt: „In den Kreis der zwischen Preußen und Ungarn tätigen politischen Agenten wünschte auch der frühere geheime Reichsreferendar bei der Kaiserl. Reichs-Hofkanzlei in Wien, Baron Karl von Las Solaye einzutreten. Joseph II. ließ ihn deshalb unter dem Verdacht, verräterische Berichte an den Königlich preußischen Hof geschickt und bei Getreidelieferungen unehrenhaft gehandelt zu haben, in der Festung Munkacs gefangen setzen, und erst Leopold II. gab ihm nach fast drei Jahren die Freiheit auf die Befürwortung des Markgrafen von Baden. Jacobi, der schon früher mit ihm in Verbindung gestanden hatte, erhielt nun von ihm zahlreiche Mitteilungen über Leopold II. und empfahl ihn für preußische Dienste nach Berlin.

Las Solaye bemühte sich durch Minister Lucchesini bei dessen Anwesenheit in Wien, sodann – nachdem er Österreich verlassen hatte – in Regensburg durch Goertz eine Anstellung in Preußen zu erlangen. Friedrich Wilhelm II. wollte aber nunmehr nichts mehr mit dem kompromittierten Mann zu schaffen haben und ließ ihm als Gabe 2000 Thaler anweisen, ohne seine Dienste in Anspruch zu nehmen.

Die revolutionäre Gärung in Ungarn ging nunmehr unter dem Einfluß der französischen Revolution weiter. Es war

deshalb natürlich, daß Ungarn Sympathien für Frankreich, andererseits Teilnahmslosigkeit an dem Koalitionskrieg zeigte.“

Dieses Geschehen muss wohl im Jahre 1790 gewesen sein. Und die Festung Munkacs? Die Plankenburg? Bei ihr handelt es sich um ein damals ungarisches Staatgefängnis, eine Art Bastille der Habsburger. So bleibt hier nur festzuhalten: Nicht alle Lassolayes waren, aus welchen Gründen auch immer, die reinen Ehrenmänner, wie sie bisher in der badischen Geschichte dargestellt worden sind.

Nicht uninteressant auch die Tatsache, dass man Lassolaye zuerst sehr streng bestrafte, danach aber immer wieder Milde-rungen bis hin zur Begnadigung aussprach. Allein die zwei-mal fünfzig Stockhiebe hätten zum Tode führen können. Und auch auf der Flucht hatte man Lassolaye entweder erschießen oder auf immer im Sumpf verschwinden lassen können. Auch die Tatsache, dass man mit „Komitatsheiduken“, also einer lokalen Truppe, sicher nicht die Eliteeinheit der damaligen Zeit, damit beauftragte, den Gefangenen zu bewachen, kann nachdenklich stimmen. Wollte man ihm von oben vielleicht sogar die Möglichkeit der erfolgreichen Flucht einräumen? Schließlich hat man ihn aus dem Sumpf gerettet und nicht erschossen.

Lassolaye war damit wohl rund drei Jahre in der Festung Munkatsch. Wie es ihm dort erging, ist nicht bekannt. Dass Kettenhäftlinge unter furchtbarsten Bedingungen gehalten wurden, ist hingegen allgemein bekannt. Die Freiheitsstrafe wurde unter solchen Umständen zur Körperstrafe, zur Folter.

Die Kontakte, die der Verurteilte, je nach Behandlung durch seine Bewacher, zur Außenwelt anknüpfen konnte oder durfte, müssen sehr spärlich gewesen sein. Mit seinen Bewachern wird er sich auf Ungarisch, der Amtssprache, verständigt haben. Die große Bevölkerungsmehrheit dieser Ecke der k. u. k.-Monarchie aber waren Juden, welche auch jiddisch sprachen. Das dama-lige jiddisch hat übrigens nichts mit der neuhebräischen Spra-che zu tun, sondern ist ein Mischdialekt – vorwiegend aus deutschen und polnischen, aber auch russischen und ungari-schen Ursprüngen.

Wie wir später in der badischen Geschichte noch gesehen haben, kultivierten zumindest die Adoptivsöhne des General-leutnants Carl Felix von Lassolaye einen doch recht deutlichen Antisemitismus – jedenfalls im Hinblick darauf, was den jü-di-schen Baron Moritz von Haber betraf. Die Familie von Haber stammte übrigens ursprünglich aus dem Raum Breslau. Von dort her war Salomon von Haber nach Karlsruhe gekommen und hatte sich nicht ohne Erfolg etabliert.

## Literaturverzeichnis

- Batzer, Ernst: Schloß Aubach.** In: Die Ortenau (21) 1934, S. 224 (Sonderband: Schlösser und Burgen Mittelbadens). Zitiert: **Batzer**
- Bayreuther Zeitung**  
 Bayreuther Zeitung vom 13. Januar 1787, Nr. 6 Seite 35. Zitiert: **Bayreuther Zeitung vom 13. Januar 1787**  
 Anhang vom 03. März 1787 zu Bayreuther Zeitung vom 02. März 1787, Nr. 26 Seite 18. Zitiert: **Bayreuther Zeitung vom 03. März 1787**  
 Bayreuther Zeitung vom 21. Juli 1787, Nr. 87 Seite 616. Zitiert: **Bayreuther Zeitung vom 21. Juli 1787**
- Becke-Klüchtzner, E. von der: Stammtafeln des Adels des Großherzogtums Baden.** U. von Hagen'sche Hof-Buchdruckerei (Weber und Kölblin), Baden-Baden 1886. Zitiert: **Becke-Klüchtzner**
- Cast, Fr.: Historisches und genalogisches Adelsbuch des Großherzogtums Baden.** Nach offiziellen, von den Behörden erhaltenen, und anderen, authentischen Quellen bearbeitet. Stuttgart, Verlag der F.J. Cast'schen Buchhhandlung 1844. Zitiert: **Cast**
- Curländer: Reisen eines Curländers durch Schwaben, ein Nachtrag zu den Briefen eines reisenden Franzosen,** 1784, ohne Ort und Autor (vermutlich Johann Ferdinand Gaum), ohne Verlag, zitiert nach dem Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek, dort Inventarnummer 36606326770019. Zitiert: **Curländer**
- Erlanger Real-Zeitung**  
 vom 08. Januar 1787, Nr. 3 Seite 22, Zitiert: **Erlanger Real-Zeitung 08. Januar 1787**  
 vom 02. März 1787, Nr. 18 Seite 150. Zitiert: **Erlanger Real-Zeitung 02. März 1787**  
 vom 20. Juli 1787, Nr. 56, Seite 487. Zitiert: **Erlanger Real-Zeitung 20. Juli 1787**
- Fischbach, Gustav: Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg.** Straßburg, in allen Buchhandlungen 1870. Fischbach war Redakteur des in Straßburg erscheinenden „Niederrheinischen Kuriers“. Zitiert: **Fischbach**
- Freyburger Adress-Kalender 1813,** Freyburg im Breisgau, gedruckt und im Verlag bei Xaver Rosset.  
**Freiburger Adress-Kalender 1818ff.,** Freiburg im Breisgau 1818ff., gedruckt und im Verlag bei Xaver Rosset.
- Gallix et Guy: Histoire complete et authentique de Louis-Napoleon depuis sa naissance jusasqu'a ce jour.** Paris, H. Morel 1853. Zitiert: **Gallix et Guy**
- Gnädigner, Hellmut: Zur Geschichte des Klosterwaldes Allerheiligen.** In: Die Ortenau 65 (1985), S. 274ff. Zitiert: **Gnädinger.**
- Gragger, Robert: Ungarische Bibliothek,** herausgegeben für das ungarische Institut an der Universität Berlin durch Robert Gragger, erste Reihe, Nr. 6: Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone. Von Robert Gragger. Berlin, Walter de Gruyter 1923. Zitiert: **Gragger**
- Geheimer Briefwechsel** zwischen den Lebendigen und den Todten, Nr. 9, Mittwoch, den 03. März 1790 (Gehra 1790), nach dem digitalisierten Exemplar der University of Colombia. Zitiert: **Geheimer Briefwechsel, 03. März 1790**
- Handbuch für Baden und seine Diener.** Verzeichnis aller badischen Diener vom Jahr 1790 bis 1840, nebst Nachtrag bis 1845. Von einem ergrauten Diener und Vaterlandsfreund. Druck von R. Adlon, Heidelberg 1846. Zitiert: **Handbuch (1846)**
- Historisches Portefeuille.** Wien, Breslau, Leipzig, Berlin und Hamburg  
 im Februar 1787, 2. Stück Seite 240. Zitiert: **Historisches Portefeuille 240**  
 im August 1787, 8. Stück, Seiten 213 und 214. Zitiert: **Historisches Portefeuille 213/214**
- Hof- und Staatshandbuch des Großherzogtums Baden 1834.** Druck und Verlag durch die Hofbuchhandlung G. Braun In Karlsruhe 1834, Karlsruhe 1834. Zitiert: **Hof- und Staatshandbuch (1834)**
- Krebel, Gottlob Friedrich: Genealogisches Handbuch.** (Buch-)Handlung Johann Friedrich Gelditschen Leipzig 1784. Zitiert: **Krebel**
- Müller, Marco: Die Bundesfestung Rastatt.** In: Badische Heimat Heft 4/2005, S. 499ff. Zitiert: **Müller, Marco**

- Österreichischer Beobachter:** Nr. 97 vom 06. April 1820, S. 469. Verlag von Anton Strauß in Wien.  
**Zitiert: Österreichischer Beobachter**
- Raynaud, Franziska: Savoyer in der Markfragschaft Baden-Baden.** In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines Band 148 (2000), S. 151 ff.
- Rößler, Karl Joseph: Mariano von Sarachaga y Uria** – Ein spanischer Grandseigneur in badischen Staatsdiensten. Maschinenschriftliches Manuskript (mit teilweise handschriftlichen Anmerkungen) 1966, ohne weitere Angaben, aus den Beständen der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau, Signatur H 4131 pr. **Zitiert: Rößler (1966)**
- Schneider, Hugo (Hrsg.): Burgen und Schlösser in Mittelbaden,** Hrsg. Von Hugo Schneider für den Historischen Verein für Mittelbaden. Jahrbuch „Die Ortenau“, Band 64 (1984). Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden in Offenburg. **Zitiert: Schneider**
- Schwab/Schwarzmaier: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte. Band 2: Die Territorien im alten Reich.** Herausgegeben im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde von Meinrad Schwab und Hansmartin Schwarzmaier. Stuttgart, Klett-Cotta 1995. **Zitiert: Schwab/Schwarzmaier**
- Vehse, Eduard: Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation.** Hoffmann und Campe, Hamburg  
 15. Band, 2. Abteilung, 9. Teil: Österreich. 1852. **Zitiert: Vehse (15.2.9)**  
 44. Band, 6. Abteilung, 10. Teil: Mediatisierte. 1858. **Zitiert: Vehse (44.6.10)**

## Anmerkungen

- 1 Batzer, Ortenau (21) 1934, S. 224
- 2 Gnändinger, Ortenau (65) 1985, S. 274 (293f.)
- 3 Cast, S. 282/283
- 4 Raynaud, S. 163
- 5 Raynaud, S. 164
- 6 Becke-Klüchtzner, S. 257
- 7 Becke-Klüchtzner, S. 256/257
- 8 Becke-Klüchtzner, S. 257
- 9 Handbuch (1846), S. 49
- 10 Becke-Klüchtzner, S. 257
- 11 Freyburger Adress-Kalender 1813
- 12 Freyburger Adress-Kalender 1818, S. 151
- 13 Freyburger Adress-Kalender 1825, S. 151
- 14 Freyburger Adress-Kalender 1826, S. 250
- 15 Freyburger Adress-Kalender 1827, S. 144
- 16 Freyburger Adress-Kalender 1834, S. 202
- 17 Krebel, S. 10
- 18 Becke-Klüchtzner, S. 257
- 19 Handbuch (1846), S. 18
- 20 Becke-Klüchtzner, S. 257
- 21 Handbuch (1846), S. 42
- 22 Handbuch (1846), S. 38
- 23 Handbuch (1846), S. 38 und 42
- 24 Becke-Klüchtzner, S. 257,
- 25 Handbuch (1846), S. 3
- 26 Handbuch (1846), S. 297
- 27 Fischbach, S. 27
- 28 Müller, Marco, S. 499 (503)
- 29 Müller, Marco, S. 499 (500)
- 30 Rößler, S. 1 Fn. 3 (S. 41)
- 31 Rößler, S. 41 (dort Fn. 2)

- 32 Hof- und Staatshandbuch (1834), S. 82 f.
- 33 Zur Bahneinweihung: Gallix et Guy, S. 257
- 34 Becke-Klüchtzner, S. 257
- 35 Schneider: Schloß Aubach, in: Burgen, S. 172
- 36 Österreichischer Beobachter, Nr. 97 vom 06. April 1820, S. 469
- 37 Vehse (44.6.10), S. 127
- 38 Curländer, S. 317
- 39 Historisches Portefeuille, S. 240
- 40 Curländer, S. 317
- 41 Schwab/Schwarzmaier, S. 345
- 42 Schwab/Schwarzmaier, S. 346
- 43 Schwab/Schwarzmaier, S. 347
- 44 Krebel, S. 10
- 45 Erlanger Real-Zeitung, 08. Januar 1787
- 46 Historisches Portefeuille, (Februar 1787) S. 240
- 47 Bayreuther Zeitung vom 13. Januar 1787
- 48 Historisches Portefeuille, (August 1787) S. 213/214
- 49 Erlanger Real-Zeitung, 02. März 1787
- 50 Bayreuther Zeitung vom 03. März 1787
- 51 Erlanger Real-Zeitung, 20. Juli 1787
- 52 Bayreuther Zeitung vom 21. Juli 1787
- 53 Augsburgerische Postzeitung 1787, Seite 834
- 54 Geheimer Briefwechsel, 03. März 1790
- 55 Gragger, S. 85

## Fotos im Krieg – die Abbildungen in der Zeitung „Der Kinzigtäler“ 1914

Andreas Morgenstern

Den Ersten Weltkrieg begleiteten propagandistisch zahlreiche Fotos. Sie sollten einen bildlichen Eindruck der Ereignisse ins Deutsche Reich, auch ins Kinzigtal vermitteln. Für die politische und militärische Führung des Kaiserreichs war dies sehr wertvoll, da das moderne Medium Foto im frühen 20. Jahrhundert reges Interesse beim Publikum hervorrief und Zustimmung versprach. Die Gründe für die Faszination Fotografie sind leicht zu beschreiben, deuten allerdings auch gleich auf die Problematik hin: Fotos *versprechen* Echtheit.<sup>1</sup> Für den Rezipienten entsteht so der Eindruck, dass das auf dem Foto festgehaltene Ereignis so wie abgebildet auch gewesen sein muss. Das ist der Unterschied zu einem gemalten Bild, bei dem der Künstler nach seinen eigenen Vorstellungen oder Vorgaben das Thema gestaltet, sozusagen ausmalen kann. Bei einem Foto klickt der Fotograf dagegen nur auf den Auslöser, anschließend ist ein Moment festgehalten. Und dieses Bild lässt sich dann überallhin verbreiten – so bekommen wir alle im wahrsten Wortsinn Einblick in bestimmte Ereignisse weit weg von unserem Lebensumfeld.

Da das Foto einen authentischen Eindruck verspricht, befördert es die Auseinandersetzung mit dem Motiv, d. h. es schafft mehr Nähe als die offensichtlich von Menschenhand geschaffene Zeichnung. Dass diese manipulieren kann, war den Rezipienten auch schon vor 100 Jahren klar, doch für die Fotografie galt vielfach die Idealvorstellung, dass sich „das Licht nicht irren“ kann.<sup>2</sup> Das erhöhte die Glaubwürdigkeit der Fotografie und damit die Glaubwürdigkeit des übermittelten Eindrucks. Der Erste Weltkrieg wurde daher medial durch Fotos bewusst nicht allein begleitet, sondern oft auch mitbegründet.<sup>3</sup> Daher sollen in diesem Beitrag die im ersten Jahr des Ersten Weltkriegs abgedruckten Bilder aus dem „Kinzigtäler“ als Mittel der Propaganda betrachtet werden. Wer bei seiner täglichen Zeitungslektüre dem Medium ausgesetzt war, sollte mit dem Foto im Sinne einer den Krieg befürwortenden Propaganda beeinflusst werden.

Für die in der Wolfacher Tageszeitung „Der Kinzigtäler“ 1914 abgedruckten Fotografien verspricht die Auseinandersetzung eine Antwort auf die Frage zu bieten, warum die Men-

Abb. 1: Kopfzeile  
der Zeitung  
„Der Kinzigtäler“.



schen so lang an den Sieg glaubten. Das Bild kann das natürlich nicht allein erklären, hierfür waren allein die gesellschaftlichen Prägekräfte zu stark,<sup>4</sup> kann aber dennoch den einen oder anderen Hinweis geben.

„Der Kinzigtäler“, gegründet 1865 „für die Bewohner des Kinzigthals“, erschien im Verlag von August Sandfuchs in Wolfach für den damaligen Amtsbezirk Wolfach (Abb. 1).

Ausgewählt wurde der Jahrgang 1914, genauer die Ausgaben zwischen Kriegsbeginn Anfang August und Jahresende. Unter den ca. 130 badischen Tageszeitungen vor 100 Jahren gehörte der „Kinzigtäler“ zur Mehrheit der lokal orientierten, politisch recht blassen Zeitungen.

Die Bildpropaganda Deutschlands im Ersten Weltkrieg nahm einen eigentümlichen Platz zwischen Zensur und Beschränkung ein, gleichzeitig besaß sie aber auch gewissen Freiraum. Im Prinzip waren die Einschränkungen der Presse rigide. Mit der Erklärung des Kriegszustands am 31. Juli 1914 wurde das Pressefreiheit garantierende Reichspressegesetz von 1874 aufgehoben. Nun galt wieder Vorzensur, weil die vorgesehenen Ausführungsbestimmungen für den Kriegsfall nie festgelegt worden waren. Ein 26-Punkte-Katalog legte fest, worüber nicht berichtet werden durfte, von militärischen Ereignissen im Detail über Truppentransporte bis zu Störungen des Bahnverkehrs, beispielsweise durch Unfälle. Das Merkblatt für die Presse forderte u. a. „selbstlosen Verzicht“ und das „Opfer der Verschwiegenheit“.<sup>5</sup>

Für das Medium Fotografie muss dieser Befund eingeschränkt werden. Zunächst einmal aus einem praktischen Grund. Das Bild war dank seiner ästhetischen Vielschichtigkeit schwieriger als ein Text zu kontrollieren. Auch waren Fotos gerade in der schnelllebigen Tagespresse noch kaum verbreitet, ihre Kontrolle hatte so zunächst keine Priorität. Dennoch gab es von Beginn an strikte Verbote: Betroffen waren Aufnahmen von eigenen Toten, großer eigener Waffen, Erkennungszeichen auf Flugzeugen und Festungsanlagen. So blieb das Ziel, eine zuversichtliche Stimmung zu verbreiten.<sup>6</sup>

Die Schwäche der eingerichteten Kontrollmechanismen, für die lange Zeit das damit überforderte Auswärtige Amt zuständig war, erkannte die kaiserliche Führung im Verlauf des Krieges rasch, zog aber erst nach Ende unseres Betrachtungszeit-

raums daraus nachhaltige organisatorische Konsequenzen. 1917 gründete die inzwischen auch die politische Gewalt weitgehend an sich ziehende Oberste Heeresleitung die BUFA („Bild- und Filmdienst“) zur psychologischen Kriegsführung. Aus ihr sollte später die noch heute agierende UFA werden.

Als Ausgangsthese kann für unseren Zeitraum dienen, dass es zumindest formal einen zwar geringen, aber doch gewissen Freiraum gab, gerade für eine der wenigen Tageszeitungen mit regelmäßigen Bildern wie den „Kinzigtäler“. Dabei konnte es aber nicht um eine ausgewogene Berichterstattung gehen. Es herrschte ein Krieg, den auch die meisten seiner Gegner als Verteidigungskrieg ansahen, den seine Anhänger als „Kampf um Sein oder Nichtsein“ betrachteten.

Der „Kinzigtäler“ druckte als eine der wenigen Provinzzeitungen durchschnittlich jeden Tag ein Bild ab (**Abb. 2**). Daran änderte auch der Krieg nichts – weder ist eine Zu- noch eine Abnahme der Abdruckfrequenz nachweisbar. Im 1. Halbjahr 1914 war das Themenspektrum breit gestreut. Sieht man sich aber den Bereich Regionales/Badisches an: nahezu kein Treffer. Hier zeigt sich eine damalige Grundschwäche. Bilder erreichten die Redaktion nur von Agenturen; was die nicht anboten, konnte nicht abgedruckt werden. Lokaljournalisten mit eigenem Fotoapparat gab es kaum, insbesondere auf dem Land.

Mit dem Kriegsausbruch änderte sich die Themenstruktur grundlegend. Der Krieg im Allgemeinen und Militärisches im Besonderen dominierten nun die Bildauswahl (**Abb. 3**). Grundsätzlich ist dies wenig überraschend. Schon der „Unterhaltungsfaktor“ sprach zweifach für diesen Schwenk. Einerseits dominierte der Krieg das öffentliche Leben und ließ jedes andere Thema in den Hintergrund treten, andererseits versprachen solche Fotografien einen hohen Informationsgehalt. Moderne Kriegsführung versprach sensationelle Eindrücke jenseits des Lebens in der Heimat. Die Erwartung des Volks auf einen raschen Sieg musste das noch verstärken – gewonnene Schlachten und ein weiträumiger Vormarsch versprachen begeisternde Bilder. Zweifelsfrei war so große Nachfrage der Leserschaft für militärische Bildsujets vorhanden und konnte mit einem Bild pro Tag wie im „Kinzigtäler“ kaum gestillt werden.<sup>7</sup>

Nun war die Bilderzeugung und folgend die Bildauswahl aber schwierig. Lag die Erwartung in Schlachtenbildern und der Darstellung moderner (deutscher) Waffentechnologie, musste dies gleich enttäuscht werden. Der technische Stand verhinderte das. Jegliche Bewegung in der Schlacht war für die Fotografie nicht darstellbar. Dazu wäre der Einsatz für den Fotografen auch zu gefährlich gewesen – im Unterschied zu



Abb. 2:  
Themenfelder der  
Fotografien vor  
Kriegsbeginn 1914.

Monat	Politik	Militär	Regionales	Vermischtes	Gesamt
Januar	4	–	–	8	12
Februar	4	1	–	11	16
März	2	1	1	13	17
April	5	3	–	13	21
Mai	2	2	–	16	20
Juni	6	2	–	16	24
Juli	10	4	1	7	22

Abb. 3:  
Themenfelder der  
Fotografien nach  
Kriegsbeginn 1914.

Monat	Politik	Militär	Regionales	Vermischtes	Gesamt
August	4	16	–	2	22
September	3	14	–	2	19
Oktober	3	20	–	–	23
November	1	15	–	–	16
Dezember	2	15	–	1	18

den kämpfenden Soldaten hätte er den schützenden Graben verlassen müssen, um einen Blick auf das Geschehen zu erhalten. Die verbreiteten Bilder zeigten daher kein tatsächliches Kampfgeschehen. Stattdessen stammten Porträts von früheren Anlässen wie Militärparaden; neu erstellte Fotografien waren fern der Front komponiert. Die dargestellten Personen wurden entsprechend drapiert, mussten stillhalten. Diese Bilder, mit ihrer gewollten und zugleich verdrehten Aussagekraft, bestimmen aber bis heute unser Bild des Ersten Weltkriegs mit.

Diese grundlegenden Befunde gelten auch für die Bildauswahl im „Kinzigtäler“ im Kriegshalbjahr 1914. Davon ausgehend verspricht die Bildanalyse Aufschluss darüber, welche scheinbar authentischen Eindrücke des Kriegs die Zeitung in den mittleren Schwarzwald brachte. Zu bedenken ist dabei die klassische Aufgabe des Bilds, wie sie auch noch heute gilt: Klischees ansprechen, Gefährlichkeit von etwas oder jemandem betonen, Saboteure bzw. Verräter anklagen, Helden mit einem „Glorienschein“ versehen. Solche aussagekräftigen Bilder haben dann die Macht, als Schlüsselbilder, als „Bildikone“ eine

bestimmte Botschaft eindrucksvoll und emotional zu übermitteln.<sup>8</sup> Benötigt man für dieses Verständnis aber eine Bildunterschrift, ist der größte Wert des Bildes, die Überzeugungskraft, die Macht zur „Überrumpelung“, bereits ausgeblieben.

Sortiert sind die vorhandenen Bilder ab August 1914, nun weitgehend allein mit Kriegshintergrund, in sechs Bereiche:

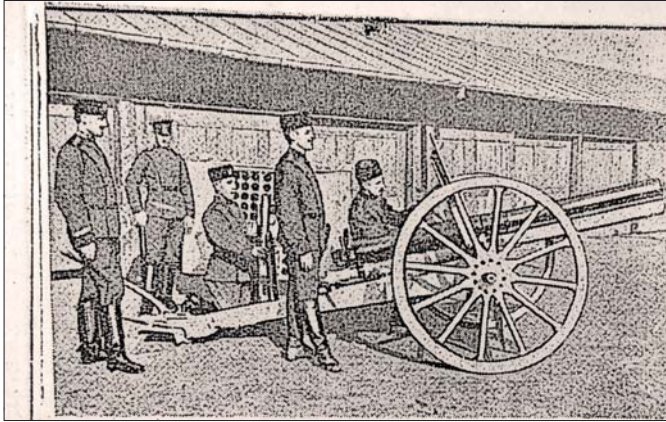
- Militärtechnik
- Patriotismusbeförderung
- militärische Ereignisse
- Zerstörungen
- Opfer
- rassistisch konnotierte Darstellungen.

Hinzuweisen ist auf die schlechte Bildqualität, dem damaligen Stand der Technik von Fotografie und insbesondere Autotypieverfahren entsprechend.

### 1. Militärtechnik

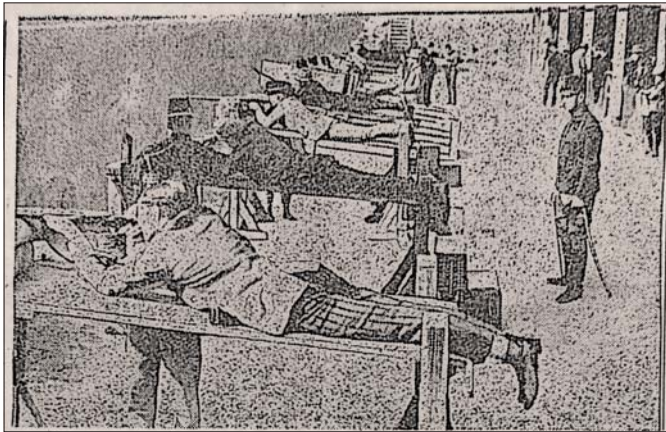
Wie erwähnt durfte schwere Technik ebenso wenig gezeigt werden wie Festungstechnik (**Abb. 4**). Ausnahme von dieser Regel war der Feind. Also durften moderne englische Geschütze usw. gezeigt werden. Aber wollte man fortschrittliche Technologie des Feindes präsentieren, die unter Umständen deutschen Soldaten das Leben kostete? Hinzu trat dann gegebenenfalls noch, dass manches dieser Geschütze ursprünglich aus Deutschland stammte und vor dem Krieg bspw. von Krupp exportiert worden war.

Eines fällt bei der Betrachtung der Fotografien auf: Obwohl Militärtechnik von den genannten sechs Bereichen die meisten Abbildungen ausweist, ist der aus ihnen zu ziehende Erkenntnisgewinn gering. Am 8. August 1914 sind bewegungslos an einem Geschütz stehende Soldaten zu sehen. Im Hintergrund wird ein Gebäude angedeutet. Keinerlei Dynamik kann hier vermittelt werden. Ursprünglich war das wahrscheinlich die Aufnahme einer Übung, jetzt als kriegerisches Geschehen präsentiert. Doch der Reigen begann auch anders. So sah man österreichische Soldaten, ebenfalls am 8. August bei einer anderen Übung (**Abb. 5**), oder eroberte französische Kanonen, daneben deutsche Soldaten mit ihren schicken, aber nicht mehr den militärtechnischen Stand bestimmenden Pickelhauben am 1. September (**Abb. 6**). Überhaupt waren solche Bilder die einfachste Lösung: Die Präsentation von Technik des Feindes, gern auch modern, die aber erobert, zerstört oder versenkt wurde. So kann man am 24. Oktober ein versenktes britisches



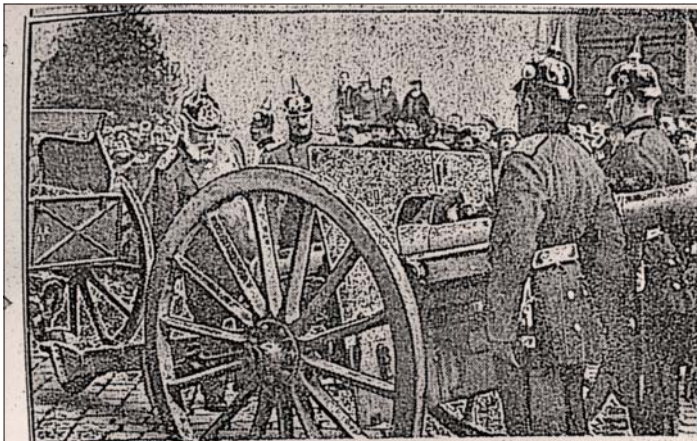
Zum österreichisch-  
serbischen Krieg.  
Unser heutiges Bild  
zeigt serbische Artillerie.

Abb. 4: Der Kinzigtäler, 8. August 1914.



Zum österreichisch-  
serbischen Krieg.  
Unser heutiges Bild zeigt  
österreichische Freiwillige  
bei den Schießübungen.

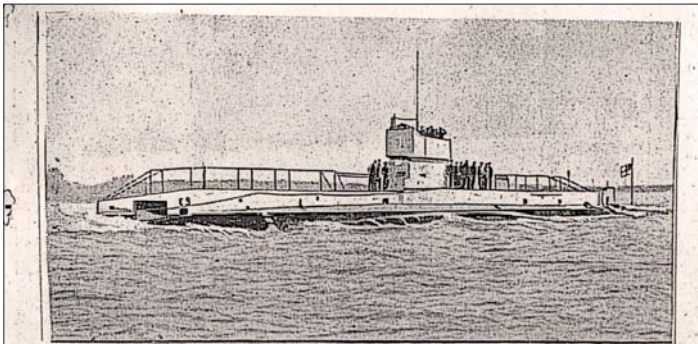
Abb. 5: Der Kinzigtäler, 8. August 1914.



Eroberte franzö-  
sische Kanonen in  
München,  
die von König Lud-  
wig besichtigt wer-  
den, zeigt unser heu-  
tiges Bild.

Abb. 6: Der Kinzigtäler, 1. September 1914.

U-Boot sehen (Abb. 7). Die E3 war als erstes englisches U-Boot überhaupt sechs Tage zuvor vor Borkum tödlich getroffen worden. Moderne Technik wurde gezeigt, gerade auch mit Blick auf die schon vor dem Krieg geförderte und von bedeutenden Teilen der Bevölkerung geteilte Faszination für die Flotte. Sichtbar wurde sie für den „Kinzigtäler“-Leser jedoch erst, nachdem diese feindliche Technik ausgeschaltet war. Hierzu passt auch das Bild der britischen HMS Dreadnought „Audacious“ (Abb. 8). Solche Schiffe begründeten die Kontrolle der Meere durch die Briten, aber als verwundbar konnten sie gezeigt werden. Das hier noch so stolze Schiff war bereits vier Wochen vor dem Abdruck am 30. November versenkt worden. Mächtig wurde es gezeigt, aber auch in leichter Seitenlage. Zu bedrohlich, in direkter Fahrt auf den Leserblick zu, war es nicht.



**Das englische Unterseeboot „E 3“  
das in der deutschen Bucht der Nordsee in den letzten Tagen vernichtet wurde.**


Abb. 7:  
Der Kinzigtäler,  
24. Oktober 1914.



**Der englische Dreadnought  
„Audacious“**

Abb. 8:  
Der Kinzigtäler,  
30. November 1914,  
der Schiffsname wurde  
falsch geschrieben.

Von deutscher Seite war keine spektakuläre Technik zu sehen (Abb. 9). So blieb es im November bei der Darstellung einer Maschinengewehreinheit, wobei der deutsche Soldat da im Mittelpunkt stand. Das Foto sagt wenig aus, außer dass die Soldaten recht entspannt wirken. So weit über den Schützengräben hätten sich die Soldaten in einer Gefechtsituation wohl kaum getraut, vom noch weiter oben stehenden Fotografen ganz zu schweigen. Auffällig rückte der Mensch anstelle der Technik in den Mittelpunkt. Passend dazu druckte der „Kinzigtärer“ unter dem Bild den Brief eines Wolfacher Soldaten ab. Nach einem Dank für die regelmäßige Zusendung der



**Vom Kriegsschauplatz in Nordfrankreich.**

Unter Bild zeigt eine deutsche Maschinengewehreinheit in gedachter Stellung bei den gegenwärtigen Kämpfen in Nordfrankreich.

**Feldbrief eines Wolfachers.**

L. B. . . . , 25. Okt. 1914.

Sehr geehrter Herr Sandfuß!

Schon lange wollte ich Ihnen einmal schreiben, aber im Kriege hat man nicht viel Zeit. So will ich denn versuchen, ob ich es jetzt fertig bringe, ohne gestört zu werden. Zunächst herzlichsten Dank für Uebersendung der Kinzigtärer. Es freut einem überaus, wenn man draußen im Felde Neues aus der Heimat erfährt.

Wir (...er) sind gegenwärtig in Nordfrankreich in der Nähe von L. B. . . . und haben es hauptsächlich mit Engländern und Kolonialtruppen zu tun. Die Engländer sind ganz tüchtige Soldaten und wehren sich ganz verzweifelt. Sie haben ihre großen Schiffsgeschütze bei sich, welche uns viel zu schaffen machen. Schon tagelang stehen wir im Kampf mit ihnen. Ihre Uniform ist ganz ähnlich der unsrigen, sodaß die Beobachtung ordentlich erschwert wird. Man kennt sie eigentlich nur an ihren Mähen. Western stürmten wir das Dorf B. . . . bei L. B. . . . , wo sich der Feind verschanzt hatte. Wegen vier Uhr morgens, also noch bei Dunkelheit, gingen wir vor. Zunächst wurde eine Feldwache überrascht, welche ruhig in einem einzelstehenden Hause schlief. Die Kerle waren nicht wenig erstaunt, und machten große Augen, als wir sie ein wenig unsanft aus ihrem Schlafe weckten. Nur einem gelang es, einen Schuß abzugeben, sodaß die englischen Schützenlinien auf uns aufmerksam wurden. Sie eröffneten natürlich ein mörderisches Feuer; auch die feindliche Artillerie mischte sich drein. Jetzt wurde unser Vorgehen weniger genützlich und mancher Tapfere blieb auf dem Felde. Aber trotzdem ging es mit Hurra weiter, an den Schützengräben kamen. Als sie sahen,

**Eisenbahnunfall.**

Messina, 4. Nov. Ein gemischter Personenzug der Linie Patti-Messina ist in der Nähe von Patti bei der Brücke von Oliveri, die über Regengüsse der letzten Tage beschädigt war, eingeleist. Der Zug stürzte herunter. Das Schicksal der Zugbeamten und der Reisenden ist unbekannt. Ein Hilfszug ist abgegangen.

Messina, 4. Nov. Bei dem bereits gemeldeten Eisenbahnunfall fanden der Lokomotivführer, der Heizer und der Zugführer den Tod. Ein Bremser wurde verletzt. Reisende befanden sich nicht in dem Zuge.

**Hinrichtungen.**

Darmstadt, 4. Nov. Heute morgen erfolgte im Hofe des Provinzialarresthauses die Hinrichtung des 30jährigen Väterersellen Philipp Florich von Monzenheim in Rheinhessen durch den Schwärzrichter Brand aus Magdeburg. Florich hatte in der Nacht zum 13. Juni ds. Js. in Hofheim bei Worms den Bäckermeister Wad, dessen Frau eine Tochter erschlagen und eine zweite Tochter schwer verletzt, hierauf einen Geldbetrag von 900 Mk. geraubt und Johann das Haus in Brand gesteckt. Er wurde am 3. Oktober ds. J. Schwurgericht der Provinz Starkenburg wegen dreifachen Mordmordes dreimal zum Tode verurteilt.

**Knöpfe bei Soldatenbekleidungen gut anzusehen.**

Aus Soldatenkreisen wird die Klage laut, daß an den als Wiesgaben ins Feld abgegebenen Hemden, Unterhosen und Leibbänden mancherorts die Knöpfe so schlecht angefertigt sind, daß sie nach kurzer Zeit abreißen. Die Soldaten in der Felde sind dadurch nicht selten in der Verlegenheit verfaßt, denn nicht immer ist ein neuer Knopf, Nadel und Faden bei der

Abb. 9:  
Der Kinzigtärer,  
5. November 1914.



Zeitung mit ihren Heimatnachrichten beschreibt er den erfolgreichen Kampf gegen tapfer kämpfende Engländer, deren „schwere Schiffsgeschütze“ zu schaffen machen würden. Der einfache Soldat war wohl gegenüber den Todesmaschinen nicht chancenlos.

Am 18. November bekamen die Leser ein „Scheingeschütz“ präsentiert (Abb. 10). Ein umgebautes Holzfass sollte die Angreifer von den wahren Stellungen und Waffen ablenken. Deutschland kämpfte offensichtlich mit Witz und Sinn für Ressourcenschonung, vor allem aber mit Erfindungsreichtum. Die Botschaft war wohl: Auf solche aufgeweckten Soldaten, wie den hier posierenden, kann sich die Heimat beruhigt verlassen.

Abb. 10:  
 Der Kinzigtäler,  
 18. November 1914.

## 2. Patriotismusförderung

Hierzu wurden weit weniger Motive abgebildet. Krieg erzeugt keine allgemeine und länger anhaltende Freude. Entsprechende Gefühlsaufwallungen äußerten sich damit bestenfalls kurzfristig. Außerdem galten reine Propagandabilder von Front und Heimat rasch als unglaubwürdig, die Menschen sahen und hörten doch genug vom Leid des Kriegs. Konnte Begeisterung aber nicht erzeugt oder wenigstens konserviert werden, dann wurde wenigstens an ein tatsächlich vorhandenes Grundgefühl der Anhänglichkeit an die herrschenden Monarchen appelliert.

Ausgewählt habe ich dazu drei Bilder. Zunächst Kaiser Wilhelm II. eine Woche nach Kriegsbeginn am 9. August, schneidig in Uniform, als zöge er gleich selbst an die Front, anlässlich der neuerlichen Vergabe des Eisernen Kreuzes. Eingerahmt war er von verschiedenen Eisernen Kreuzen (Abb. 11). Die Jahreszah-



**Die Erneuerung des  
Eisernen Kreuzes.**

Der Reichspräsident veröffentlicht in einer Sonderausgabe vom 5. August eine Urkunde über die Erneuerung des Eisernen Kreuzes. Im Zeichen des höchsten Kreuzes von Eisen wird Deutschland auch diesmal in den Kampf gegen seine Feinde gehen. Zweimal haben wir in diesem Zeichen herrlich gekämpft, und mit dem unerschütterlichen Glauben an den dritten Sieg gehen jetzt die deutschen Söhne in den Kampf, hoffend, daß das Kreuzeszeichen ihre Heldentat bei der Helmfeier schmücken wird. Alle Volksgenossen aber, die zurückblieben, sollte das Eiserne Kreuz in seiner höchsten Einfachheit daran mahnen, daß wir in diese neue eiserne Zeit eingetreten sind, die Entlohnung und Disziplin an die Volksgemeinschaft fordert. Unser Bild zeigt links: Das Eiserne Kreuz I. Klasse, Vorder- und Rückseite, rechts: Das Eiserne Kreuz II. Klasse, Vorder- und Rückseite, unten: Das Großkreuz, Vorder- und Rückseite. In der Mitte unser oberster Kriegsherr, der Erneuerer des Eisernen Kreuzes.

Abb. 11:  
Der Kinzigtäler,  
9. August 1914.



**Zum Krieg.**

Unser Bild zeigt österreichische Soldaten auf der Fahrt nach dem Kriegsschauplatz. Erfreulich ist die Begeisterung und frohe Stimmung, welche alle Kriegsteilnehmer beherrscht.

Abb. 12:  
Der Kinzigtäler,  
14. August 1914.



Im alten Jahr war uns der Krieg beschieden  
Das neue Jahr bring' siegreich uns den Frieden!

Abb. 13:  
Der Kinzigtäler,  
30. Dezember 1914.

len in den beiden unten hervorgehobenen erinnerten an die gewonnenen Schlachten gegen Frankreich 1813 (Völkerschlacht bei Leipzig) und 1870/71 (Deutsch-Französischer Krieg). Dann gab es natürlich ein Bild jubelnder Soldaten auf dem Weg an die Front (**Abb. 12**). Am 14. August handelte es sich um Österreicher mit nicht genau beschriebenem Ziel. Es blieb bei diesem einen Motiv jubelnder Soldaten – dagegen nehmen diese für uns eine Schlüsselfunktion zur Symbolisierung des sogenannten „Augusterlebnisses“ ein.<sup>9</sup> So oft und viel wurde damals aber gar nicht gejubelt. Sorge und Zweifel waren dafür viel zu verbreitet. So musste ein solches Bild sein – besonders glaubwürdig war es aber nicht, selbst wenn es sich um ein Foto einer mit Deutschland verbündeten Armee handelte. Und noch ein drittes Bild, abgebildet am 30. Dezember, sei hier erwähnt. 1914 war vorbei, hatte aber keinen Frieden gebracht (**Abb. 13**). Der war nun auf das nächste Jahr verschoben – natürlich dank des Sieges der deutsch-österreichischen Waffenbrüderschaft. Oben sind die Soldaten beider Armeen mit modernen Waffen und Fahnen schwenkend auf einem Podest zu sehen. Das Motiv erinnert an ein römisch geprägtes Denkmal. Der Soldat stand so schon jetzt heroisch erhöht und wies auf ein wohl glänzendes, Sieg bringendes, zumindest aber auf ein Jahr 1915 hin, dem mit Selbstbewusstsein entgegengeblickt werden durfte.

### 3. Kriegsgeschehen

Die Darstellung des Kriegs erlaubte die damalige Technik nicht. Die Aufnahmen waren dem technischen Standard entsprechend gestellt oder eben hinter der Front aufgenommen. Als erstes hervorgehoben sei ein Bild der Eroberer von Lüttich vom 12. August (**Abb. 14**). Offiziere, ordentlich aufgestellt – ohne Kriegsgeschehen und auch ohne einfache Soldaten. Zu sehen ist General Otto von Emmich (markiert mit einem „x“) in Galauniform mit seinen Orden, also wohl bei einer Parade. Übrigens war er laut Bildtext „der Sieger von Lüttich“. Die letztlich den Ausschlag gebenden einfachen Soldaten fanden bei dieser Heldenverehrung keine Erwähnung. Man hätte dieses Motiv eigentlich auch dem Bereich Patriotismus zuordnen können; nicht nur hier sind die Grenzen bei der Zuordnung fließend.

Die deutsche Berichterstattung vereinfachte, dass der Krieg weitgehend außerhalb des Reichs geführt wurde (**Abb. 15**). So gehörten auch zwei Bilder von Paris im Luftkrieg dazu – einmal die französischen Vorbereitungen und wohl auch Ängste (26. September), einmal deutsche Flieger über Paris am 2. Oktober (**Abb. 16**). Diese Flieger sind aber nur in der Bildunterschrift





### Zur Eroberung von Lüttich.

Unser Bild zeigt den Sieger von Lüttich, General der Infanterie von Emmich × (10. Armeekorps) an der Seite des Königs Albert von Belgien gelegentlich einer Besichtigung des hannoverschen Dragoner-Regiments Nr. 16 in Lüneburg, dessen Chef der König ist.

Abb. 14:  
Der Kinzigtärer,  
12. August 1914.

### Pariser Vorsichtsmaßnahmen gegen deutsche Luftfahrzeuge

sind gegenwärtig in der Stadt des Lichtes" vielfach in Tätigkeit. Trotzdem haben diese Sicherungen der Kühnheit unserer Flieger speziell keinen Einhalt tun können. Immer und immer wieder treffen Meldungen ein, daß unsere Flieger trotz drohender Gefahren aller Art Paris zwecks Erkundung und Aufklärung überflogen haben. Man hat in Paris auf hervorragenden öffentlichen Gebäuden Scheinwerfer von großen Dimensionen aufgestellt, welche seltsame Flugzeuge sichten sollen. Einen solchen Lichtapparat zeigt unser heutiges Bild in Tätigkeit auf dem Concorde-Platz; rechts sieht man den bekannten großen Obelisk.

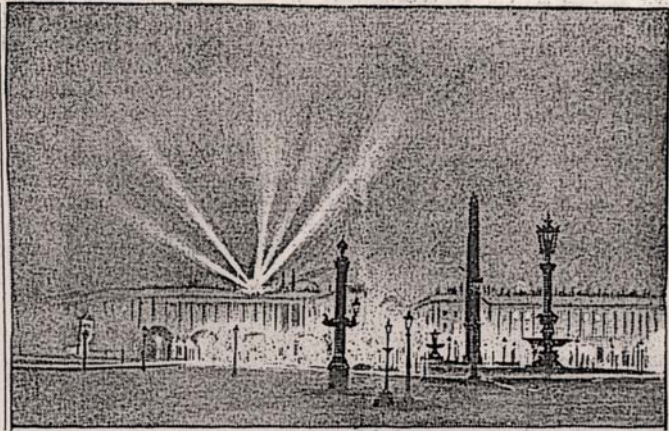
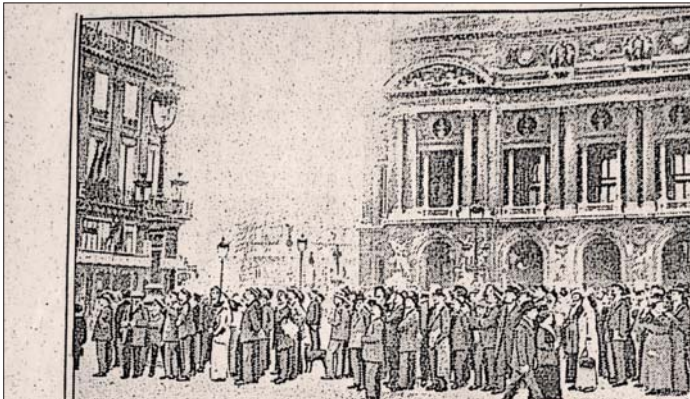


Abb. 15: Der Kinzigtärer, 26. September 1914.



### Ein deutscher Flieger über Paris.

Unsere photographische Aufnahme zeigt Einwohner von Paris auf dem Place de l'Opera in Betrachtung eines deutschen Flugzeuges, im Hintergrund das Gebäude der Oper.

Abb. 16: Der Kinzigtärer, 2. Oktober 1914.

aufgeführt, auf dem Bild sind sie nicht zu erkennen. Motive dieser Art waren praktisch: Die deutsche Luftwaffe wirkte offensichtlich, gezeigt wurde sie nicht. Die rigiden Pressevorgaben waren damit erfüllt. Tod und Zerstörung blieben außen vor. Solch ein Eindruck war dem Leser nicht zuzumuten. Auch wurde der Anschein vermittelt, der Krieg werde ritterlich geführt, gerade gegenüber den Zivilisten. Widersprüche durften nicht thematisiert werden.

Ansonsten verbreitete die Bildauswahl eine heile Welt (Abb. 17). Deutsche Soldaten schafften im besetzten Brüssel Ruhe und Ordnung, eine Feldschlächterei sorgt für eine ausreichende Ernährung und die Briefe deutscher Soldaten werden verlässlich von der Feldpost in die Heimat geliefert. Auffällig ist aber hier auch wie auf allen anderen Bildern des Bereichs die Präsentation gesunder, gestählter Körper: Der deutsche Soldat ist stark, wohl auch unüberwindlich. Ihm fehlte es offensichtlich an nichts. So einem entspannten Mann überlässt man gern die Verteidigung der Heimat.

Aus diesem Bereich ragt allein ein Bild raus, welches aber auch in den Punkt „Opfer“ hätte aufgenommen werden können (Abb. 18). Hier werden Gefangene aller Feindländer abgeführt. Die feindlichen Verbündeten gehen gemeinsam in Gefangenschaft. Zwar unbewaffnet und auch nicht so schneidig wie die Deutschen vorn und hinten, aber auch nicht gequält. Auch hier zeigt der „Kinzigtäler“ einen ritterlich geführten Krieg. Auffällig dabei die Bildunterschrift vom 3. Oktober 1914: darin der abgedruckte Hinweis, das Motiv sei vom Generalstab freigegeben worden. Die Zensurbeschränkung wurde nicht verschwiegen.

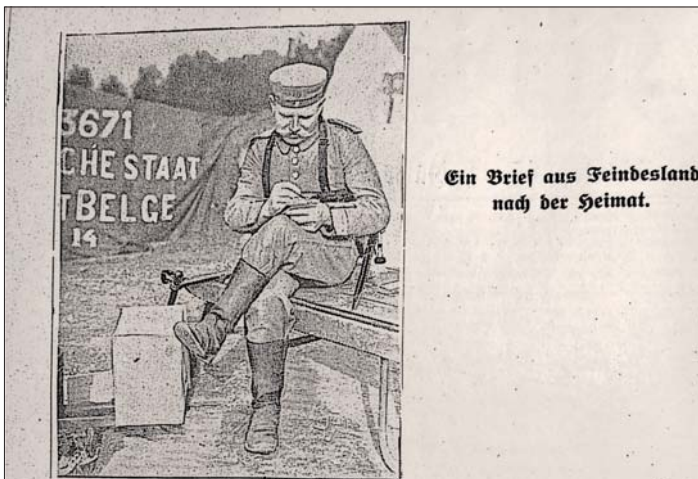


Abb. 17:  
Der Kinzigtäler,  
12. Oktober 1914.



Abb. 18:  
Der Kinzigtäl, 3. Oktober 1914.

#### 4. Zerstörungen

Thema des Herbstes 1914 war die Zerstörung des flämischen Löwen – aus den Deutschen wurden in der alliierten Presse unmenschliche, Zivilisation verachtende Hunnen.<sup>10</sup> Ein Propagandaschlag, von dem sich das Reich während des Krieges nie erholen sollte und der dann auch Auswirkung auf die Härte des Versailler Vertrags hatte.<sup>11</sup> Erstmals kam es zu Zerstörung von Kulturgut und zu zivilen Opfern – ein bis dahin zumindest offizielles Tabu. Davon gab es natürlich in einer deutschen Zeitung nichts zu sehen. Im Gegenteil wurde eine Fotografie aus dem ebenfalls belgischen Gent präsentiert. Die Aufnahme wurde am 16. September abgedruckt – und zeigt ein intaktes historisches Stadtgebiet mit Zivilisten auf der Straße (Abb. 19). Gent war weitgehend kampflos überlassen worden, die Deutschen übernahmen die Stadt in ihrer Schönheit. Keinerlei Ähnlichkeit mit den Behauptungen von deutscher Kulturbarbarei rund um die Ereignisse in Löwen im August, wo Widerstand geleistet worden war. Die Botschaft: Auch unter der Besatzung ging das Leben seinen gewohnten, ja sogar idyllischen Gang. Eine geschickte Bildauswahl.

Fotografien der Schäden blieben aber nicht völlig ungezeigt. Die beiden einzigen Ruinenbilder des Jahres 1914 offenbarten am 30. September eine ungenannte Stadt in Ostpreußen (Abb. 20) und am 4. Dezember Dixmuiden in Belgien (Abb. 21). Zunächst zeigt das Bild aus Ostpreußen vor einer Ruine das sich wieder normalisierende Leben nach der Zurückschlagung des russischen Vormarschs. Eigentlich war diese russische Eroberung im Osten das Ergebnis einer katastrophalen Planung. Der Vormarsch des östlichen Gegners war weit schneller als erwar-



### Die Flandrische Grafsenburg in Gent.

Gent, die Hauptstadt der belgischen Provinz Ostflandern, ist ohne vorherigen Kampf von den deutschen Truppen besetzt worden. Die Stadt ist reich an Sehenswürdigkeiten und interessanten Altgeräthen. Die uralte Dodeburg oder 's Gravensteen (unser heutiges Bild) zählt mit hierzu.

Abb. 19: Der Kinzigtäler, 16. September 1914.



### Von den letzten Kämpfen des Generalobersten v. Hindenburg.

Unser heutiges Bild gibt einen Eindruck von den letzten Kämpfen in Ostpreußen, wo bekanntlich v. Hindenburg die Russen völlig aus Deutschland hinauswarf und bei der Verfolgung auch jenseits der Grenze reichliche Siegesbeute eroberte. Die photographische Aufnahme zeigt ein gegenwärtiges Kriegsbild aus einer ostpreussischen Stadt. Da mit sämtlichen Häusern der Ortschaft auch die Geschäftslokale zerstört sind, werden die Nahrungsmitteln auf offener Straße verkauft.

Abb. 20: Der Kinzigtäler, 30. September 1914.



### Von der Erstür- mung Dixmuidens.

Bei der Erstürmung Dixmuidens durch unsere Truppen hat ein altes berühmtes Bauwerk durch das Bombardement sehr gelitten. Es ist dies die Pfarrkirche St. Jean, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts in reichstem flamboyantstil erbaut wurde. Auf unserer photographischen Aufnahme sieht man die Zerstörungen, (links) das Aeußere, (rechts) das Innere des Gotteshauses.

Abb. 21: Der Kinzigtäler, 4. Dezember 1914.

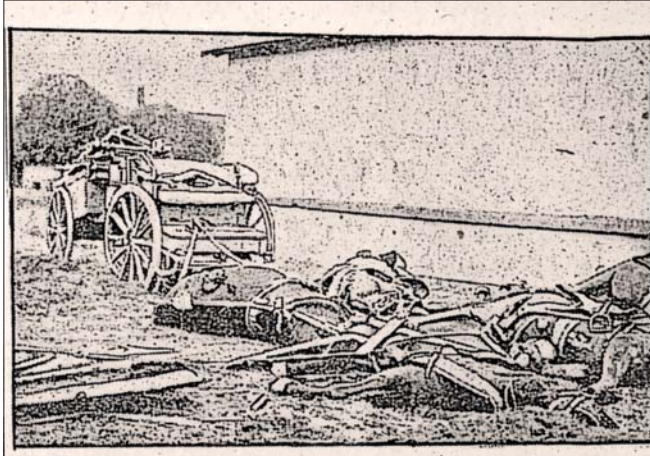
tet erfolgt. Erst die „Schlacht von Tannenberg“ hatte die Russen zurückgeschlagen.<sup>12</sup> Der Osten war danach wieder „sicher“. So auch die Nachricht des Bilds: Im Osten haben wir die Situation im Griff, Sorgen sind nicht nötig. Die Gefahr mag groß gewesen sein, ist aber gebannt.

Anders gestaltete sich die Botschaft des zweiten Bilds (**Abb. 21**): Dixmuiden war zerstört worden, eine belgische Stadt litt. Das gleiche Szenario wie in Löwen, diesmal aber im Bild. Und das sogar mit einer zerstörten Kathedrale und mit einem Beleittext, der auf deutschen Waffeneinsatz hinweist. Warum hier nun, was in Löwen ungezeigt blieb? Belgien war inzwischen beinahe völlig besetzt und die Alliierten hatten bei der Verteidigung im Oktober die Schleusen der Yser geöffnet. Letztlich hatten die Belgier und Franzosen die Stadt selbst sinnlos zerstört, so wohl die dahinterstehende Auskunft. Bildauswahl und Bildunterschrift stellten aber diesen Zusammenhang nicht her, der entstand nur durch andere, nicht direkt daneben stehende Kriegsberichte. Im ersten Moment blieb die Ansicht einer zerstörten Kirche – keine günstige Aussage. Deutsche Feuerkraft mochte wichtig sein, aber hier zeigte sich eine Grenzen überschreitende, selbst den christlichen Glauben angreifende Gewalt. Zumindest bei nachdenklichen Menschen vermittelte das Bild keinen gewinnenden, propagandistisch positiven Eindruck. Der Abdruck des Bildes kann daher nur mit der noch unvollständigen Kontrolle des Mediums Bild erklärt werden.

## 5. Kriegsoffer

Deutsche Kriegsoffer durften nicht abgedruckt werden. Aber auch feindliche tote Soldaten finden sich in der Zeitung nicht. Gestorben wurde im Bild allein bei Tieren. So druckte der „Kinzigtärer“ am 28. November Kadaver getöteter Pferde der russischen Armee ab (**Abb. 22**). Dazu die Bildunterschrift: „Eine einzige deutsche Granate hat in die hinter einem russischen Bauerngehöft haltende feindliche Batterie eingeschlagen und sofortige Vernichtung herbeigeführt. An den Pferdekadavern kann man deutlich die tödlichen feindlichen Verletzungen wahrnehmen.“ Sofortiger Tod, aber keine Soldaten auf dem Bild. Dies wirft die Frage auf, ob bei dem Angriff nur Tiere getroffen worden waren, oder ob die menschlichen Leichen entfernt wurden. Auf jeden Fall wurde dem Leser in der Heimat nicht zu viel Grauen zugemutet.

So gab es darüber hinaus nur ein Bild (**Abb. 23**) einer gemeinschaftlichen Rettungsaktion deutscher und belgischer



### Vom russischen Kriegsschauplatz.

Von der gewaltigen zerstörenden Kraft unserer Artilleriegeschosse legt unsere photographische Aufnahme ein beredtes Zeugnis ab. Eine einzige deutsche Granate hat in die hinter einem russischen Bauerngehöft haltende seltsame Batterie eingeschlagen und sofortige Vernichtung herbeigeführt. An den Pferdekadavern kann man deutlich die furchtbaren tödlichen Verletzungen wahrnehmen.



### Aus Feindesland.

Belgische Jäger, die sich nach einem Gefecht mit einem Schwerverwundeten sechs Tage lang unter großen Entbehrungen in einem Kanalarrohr versteckten. Unsere interessante photographische Aufnahme zeigt die Bergung des Verwundeten durch seine Kameraden und deutsche Soldaten.

Abb. 22:  
Der Kinzigtäler,  
28. November 1914.

Abb. 23:  
Der Kinzigtäler,  
2. Oktober 1914.

Soldaten zugunsten eines verschütteten Belgiers zu sehen – der deutsche Soldat half großherzig dem Feind. Ansonsten Leichtverletzte und Lazarette mit guter Ernährung.

Ein interessantes Motiv gab es aber doch noch (Abb. 24). Schon am 18. September war ein deutsches Soldatengrab auf fremden Boden zu sehen. Untypisch unten auf der Zeitungsseite – Fotos wurden im „Kinzigtäler“ sonst zumeist zentral oben platziert – taucht dieses mit „Ruhe sanft“ beschriebene, mit Dolch und Kopfbedeckung geschmückte Kreuz auf freiem Feld auf. Kein Gefallener, aber die Verluste waren dennoch nicht zu verschweigen, konnten nicht ignoriert werden. Die



Abb. 24:  
Der Kinzigtäler,  
18. September 1914.

ersten Kriegsmonate waren besonders verlustreich – im Bild wurde nun auch manchem Schwarzwälder fern der Front die tägliche Gefahr für die eigenen Söhne, Ehemänner und Väter bewusst gemacht – aber dank des Kreuzes nur indirekt. Außerdem war der Tote wenigstens ordentlich begraben; das grausame Sterben in der Fremde, der Umstand, dass viele Soldaten überhaupt nicht begraben werden konnten, das wurde den Kinzigtälern nicht gezeigt. Den Angehörigen der Opfer blieb so ein wenig Trost – und allen Lesern ein geschöntes Bild des Kriegs.

## 6. Rassismus

Die folgenden Bilder stammen alle aus dem September 1914 und sie beschäftigen sich alle allein mit dem russischen Gegner.

Entgegen der realen Entwicklung, in der wie schon beschrieben dank des rassen Aufmarschs der Russen im Osten die deutsche Kriegsplanung in arge Schwierigkeiten geriet, suggerierte ein Motiv am 1. September ein umfassendes russisches Transportchaos (Abb. 25). Gezeigt wurde ein einziges Durcheinander, Material noch unverladen, die Soldaten aber ungeschützt unter freiem Himmel auf dem Zug. Daneben versah die Redaktion das Bild mit dem Hinweis: „Nichts

deutet auf die mustergiltige Ordnung und Disziplin hin, die bei uns Deutschen üblich ist.“ Von oben herab wurde da geurteilt, und das fern der Realität.

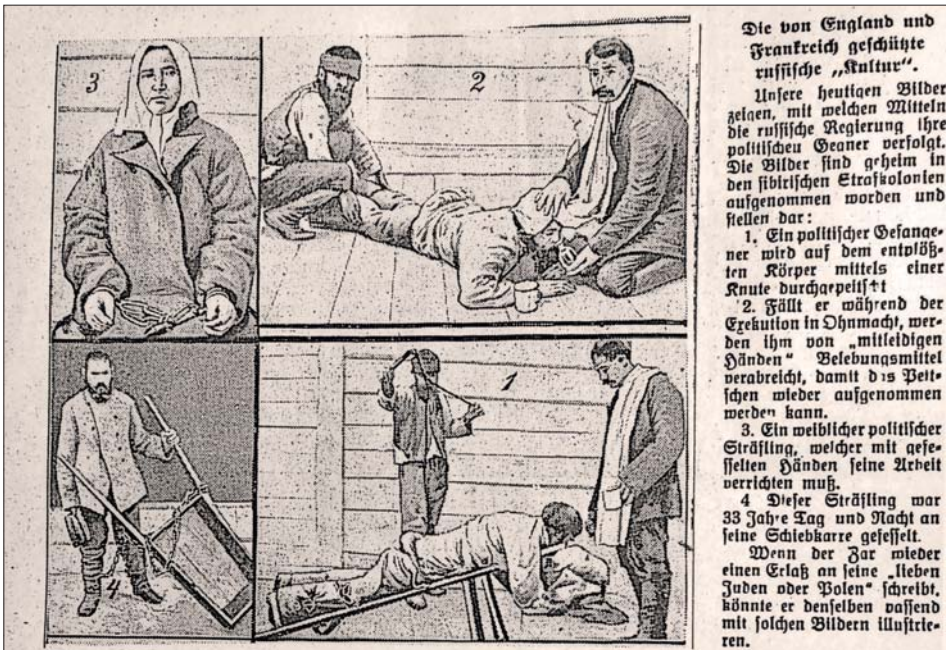
Noch deutlicher wurde die Stoßrichtung bei der Darstellung angeblicher russischer Strafgefangener am 21. September (Abb. 26). Dazu die Titelschlagzeile: „Die von Frankreich und England geschützte russische ‚Kultur‘“ – Kultur in Anführungszeichen. Gezeigt wurden in der Tat schlimmste Folteropfer. Dazu gehörte links unten als Nr. 4 ein Sträfling, der seit 33 Jahren Tag und Nacht an die ebenfalls abgebildete Schubkarre gebunden sei. Hier stellt sich noch mehr als anderswo die Frage,



### Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Die Russen sind bemüht, große Massen Militär nach unserer Ostgrenze zu schaffen. Unser Bild zeigt das Durcheinander auf einem russischen Militärzug. Nichts deutet auf die mustergetriggte Ordnung und Disziplin hin, wie sie bei uns Deutschen üblich ist.

Abb. 25:  
Der Kinzigtärer,  
1. September 1914.



### Die von England und Frankreich geschützte russische „Kultur“.

Unsere heutigen Bilder zeigen, mit welchen Mitteln die russische Regierung ihre politischen Gegner verfolgt. Die Bilder sind geheim in den sibirischen Strafkolonien aufgenommen worden und stellen dar:

1. Ein politischer Gefangener wird auf dem entblößten Körper mittels einer Knute durchgepeitscht.
2. Fällt er während der Exekution in Ohnmacht, werden ihm von „mitleidigen Händen“ Belebungsmitel verabreicht, damit das Peitschen wieder aufgenommen werden kann.
3. Ein weltlicher politischer Sträfling, welcher mit gefesselten Händen seine Arbeit verrichten muß.
4. Dieser Sträfling war 33 Jahre Tag und Nacht an seine Schleibkarre gefesselt. Wenn der Jar wieder einen Erlaß an seine „Neben-Juden oder Polen“ schreibt, könnte er denselben drossend mit solchen Bildern illustrieren.

woher diese angeblichen Fotos aus Feindesland stammten, wie alt sie waren und ob sie echt waren. Für die Leser vermittelten sie zumindest einen authentischen Eindruck. Horrorbilder, gezeichnet über einen Horrorgegner, der zu Untaten schier ungläublichen Ausmaßes fähig sei. Die Frau darüber wurde als gefesselter politischer Sträfling vorgestellt. Ein weiteres Opfer

Abb. 26:  
Der Kinzigtärer,  
21. September 1914.



des russischen Unrechtsregimes, mit dem die Westalliierten gemeinsame Sache machten. Propagandistisch war das wertvoll. Der „Burgfrieden“<sup>13</sup> in Deutschland basierte gerade darauf, dass selbst die bisher als „Reichsfeinde“ verurteilten Sozialdemokraten die Kriegsanstrengungen unterstützten – und gerade bei der SPD war die Abneigung gegen das zaristische Regime besonders ausgeprägt.

Dies war ein kurzer Ausschnitt aus der scheinbaren, für manchen Leser 1914 aber wohl tatsächlichen Realität des Kriegs. Möglich geworden mit der scheinbaren Eindeutigkeit der Botschaft von Fotografien, fand diese Realität den Weg ins heimische Kinzigtal. Manches mögen die Leser geglaubt haben, manches sicherlich nicht. 1919 erschien eine Abrechnung mit der Presse Deutschlands unter dem Titel „Wie wir belogen wurden. Die amtliche Irreführung des deutschen Volkes“.<sup>14</sup> Tatsächlich zeigen allein die hier vorgestellten Bilder mit ihren jeweiligen Erklärungen, aber wohl vielmehr noch die nicht gezeigten Bilder von uns heute bekannten Ereignissen und Zusammenhängen, dass den Menschen zumindest nicht die volle Wahrheit gezeigt wurde – und das praktisch vom ersten Tag an: Kein Sterben und Tod, keine verfolgten Zivilisten, kein zerstörtes Löwen, kein Hunger, kein Elend, kein Zweifel, keine Niederlagen.

Kommt man zum Urteil, dass der „Kinzigtäler“ gelogen hätte, dann tat er das vom ersten Tag an, lange vor jeder kriegswichtigen Entscheidung. Ein Wandel ist nicht zu beobachten, aber es waren von August bis Dezember ja auch nur wenige Monate. Offensichtlicher „Fake“ an den Bildern ist nicht nachweisbar, doch die Auswahl war gesteuert.

Andererseits: Dass wir uns heute hier mit der Steuerungskraft von Fotos im Ersten Weltkrieg überhaupt beschäftigen, zeugt bereits von einer gewissen Demokratisierung. In früheren Kriegen war der Abdruck gar nicht möglich gewesen,<sup>15</sup> da stellte sich die Frage nicht. Aber er wäre auch nicht so wichtig gewesen. In der Zeit der großen Massenheere, als auch die sogenannte „Heimatfront“ völlig in die Kriegsführung einbezogen war, mussten jedoch die Menschen von Sinn und Zweck des Kriegs überzeugt werden. Ein reines „Befehl und Gehorsam“-System funktionierte im 20. Jahrhundert nicht mehr. Das Volk musste einbezogen werden, war zumindest bis zu einem gewissen Grad zu überzeugen. Andernfalls wäre eine umfassende Kriegsführung unmöglich gewesen – General von Emmich konnte natürlich in Wirklichkeit nicht allein Lüttich einnehmen. Kaiser Wilhelm II. mochte einen militärischen

Eindruck machen, in den Schützengräben sah man ihn nicht. All die Entbehrungen der Menschen mussten begründet werden, sonst drohten eben doch Murren und gegebenenfalls Unruhen.

Gab es nun das „überrumpelnde“ Bild? Unzweifelhaft wurde mit dem Medium Fotografie demonstriert: Der Feind ist absolut böse und hinterhältig, die eigenen Truppen sind siegreich und unüberwindlich. Aber wen beeindruckte das wirklich? Für uns heute ist sicherlich kein Bild mit Überrumpelungsmacht dabei, aber wir Menschen des 21. Jahrhunderts sind nicht die Zielgruppe. Ein Bild jubelnder Soldaten wird kaum den schweren Abschied der Lieben an die Front verklärt haben,<sup>16</sup> vielleicht sorgten dafür eher Bilder von den Kriegsschauplätzen. Die sichtbaren Kriegsfolgen kamen ja nicht in die zumindest äußerlich heile Welt des Schwarzwalds – offensichtlich litten, neben natürlich den Soldaten, die Zivilisten. Diese litten aber anderswo. Die Heimat wirkte durch die in ihrer Stärke präsentierten Soldaten geschützt. Männer verteidigten das Land – auch die praktisch umfassende Absenz von Frauen fällt auf.

Überrumpelung, eine Bildikone, die ja Emotionen wecken muss? Eine wirkliche Bildikone ist nicht erkennbar – nicht einmal im mit seiner Wucht am ehesten geeigneten Bereich Punkt 6 („Rassismus“). Grundsätzlich war das aber auch schwierig. Sollten Ruhe, Ordnung, Disziplin, ein planmäßiger Kriegsverlauf gezeigt werden, dann waren kaum Emotionen darstellbar. Die Grenzen damaliger Technik, eben die fehlende Spontaneität und nicht darstellbare Dynamik taten dann noch ein Übriges. Ständig mussten Bildunterschriften die Botschaft verstärken.

Das (Presse-)Bild wie hier im „Kinzigtäler“ vermochte so eine unterstützende Funktion einzunehmen, ein eigenständiger Propagandaerfolg verband sich damit nicht. Dennoch versprach das Foto einen authentischen Kriegseindruck – ein Bild von der Front für die „Heimatfront“.<sup>17</sup> Natürlich vermittelten die Bilder diesen nicht – alles Leid blieb außen vor, die Auswahl blieb gelenkt. Das Potenzial des Bildes als Propagandamittel im 20. Jahrhundert offenbarte sich allerdings schon 1914. Es sollte später mit moderner Technik und auch ausgefeilterem psychologisch-propagandistischem Wissen ganz andere Dimensionen annehmen. Ein Grundstein hierfür wurden aber schon 1914 gelegt und in einer kleinen Zeitung, mitten im scheinbar so friedlichen Kinzigtal, vorgeführt.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu noch immer grundlegend: Alain Jaubert (Hrsg.): *Fotos, die lügen. Politik mit gefälschten Bildern*, Frankfurt a. M. 1989; siehe auch: *Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland* (Hrsg.): *Bilder, die lügen*, Bonn 2003.
- 2 Dieter Vorsteher: *Die Fotografie und der historische Moment*, in: *Menschen-Orte-Zeiten. Fotografie am Deutschen Historischen Museum*, hrsg. vom Deutschen Historischen Museum, Berlin 2011, S. 14.
- 3 Vgl. Leonie Beiersdorf: *Zur Klaviatur der „Massenseele“*. Prämissen der Propaganda im Vorfeld des Ersten Weltkriegs, in: *Krieg & Propaganda 14/18*, hrsg. vom Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg, Hamburg 2014, S. 20–26, insb. S. 25.
- 4 Vgl. u. a. Thomas Schleper (Hrsg.): *Aggression und Avantgarde. Zum Vorabend des Ersten Weltkrieges*, Essen 2014; einen sehr lesenswerten Einblick, vor allem aber mit Blick auf die Städte: *Mit dieser Welt muss aufgeräumt werden. August 1914: Autoren blicken auf die Städte Europas*, in: *Die Horen. Zeitschrift für Kunst, Literatur und Kritik*, Nr. 254, Göttingen 2014.
- 5 Vgl. Jürgen Wilke: *Presseanweisungen im 20. Jahrhundert: Erster Weltkrieg, Drittes Reich, DDR*, Köln/Weimar 2007, S. 18.
- 6 Martin Creutz: *Die Pressepolitik der kaiserlichen Regierung während des Ersten Weltkriegs*, Frankfurt a.M. 1996, S. 175.
- 7 So tummelten sich bereits kurz nach Kriegsausbruch auf dem Printmarkt zahlreiche, oftmals sehr aufwendig gestaltete Bildchroniken der militärischen Ereignisse.
- 8 Vgl. Gerhard Paul: *Das Jahrhundert der Bilder. Das visuelle Gedächtnis und der Bildkanon des kulturellen Gedächtnisses*, in: ders. (Hrsg.): *Das Jahrhundert der Bilde*, Band 1: 1900–1949, Bonn 2009, S. 31.
- 9 Vgl. hierzu grundlegend: Steffen Bruendel: *Volksgemeinschaft oder Volksstaat. Die Ideen von 1914 und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg*, Berlin 2003.
- 10 Vgl. John N. Horne/Alan Kramer: *Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit*, Hamburg 2004.
- 11 Artikel 247 des Versailler Friedensvertrags forderte die Wiedergutmachung der an der Universität Leuven/Löwen verursachten Schäden.
- 12 Vgl. Markus Pöhlmann: *Tod in Masuren: Tannenberg, 23. bis 31. August 1914*. In: Stig Förster/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hrsg.): *Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai*, 3. Aufl., München 2002, S. 279–293.
- 13 Vgl. Susanne Miller: *Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg*, Düsseldorf 1974.
- 14 Von Gustav Mühsam, ein Jurist und nicht zu verwechseln mit dem ungleich bekannteren Erich Mühsam, der manchmal seinen zweiten Vornamen „Gustav“ als Synonym verwendete.
- 15 Allerdings entstanden im Anschluss an den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 erste Bilder der zerstörten Teile von Straßburg. Die überlegene Feuerkraft der deutschen Geschütze wurde damit öffentlich demonstriert.
- 16 Das schließt allerdings nicht aus, dass gerade unter den Frontkämpfern das Erlebnis der aufkeimenden Gemeinschaft im August 1914 nicht nach der Kriegsniederlage und der daraus folgenden Enttäuschung idealisiert werden konnte.
- 17 Der Begriff „Heimatfront“ erfuhr schon im Ersten Weltkrieg Verwendung. Weit verbreitet wurde er aber erst im Zweiten Weltkrieg, als die Mobilisierung der Bevölkerung gegenüber den Jahren 1914–18 noch einmal gesteigert wurde.

## Die Odyssee der Ludwigs-Glocke vom ursprünglichen Geläut der Dreifaltigkeitskirche

Gottfried Wiedemer

Drei Wochen vor der Kirchweihe wurde am 27.9.1908 das Geläut der neuen Oststadtkirche in Offenburg zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit von Dekan Halbig (Bühl/Stadt) geweiht.

Über die fünf Glocken schrieb der damalige Pfarrkurat August Karle in der Festschrift: *„Das wegen seines musikalischen Kunstwertes geschätzte Geläute ... hat die Firma Bachert in Karlsruhe geliefert. Die Kosten von 16167,92 Mark sind durch milde Gaben gedeckt worden.“*

Die große Glocke („Regina“) und die vierte („Carolus“) stiftete die Familie des „Sonnen“-Wirtes Karl Schimpf, die zweite („Hosianna“) Rosa Kern, die dritte („St. Josef“) die Eisenbahner, die fünfte und kleinste (340 kg) der Bauunternehmer Ludwig Fischer. Der Stifter durfte den Namen der Glocke bestimmen, und so hieß diese Glocke „Ludovicus“ nach dem heiligen französischen König Ludwig IX., der in einem Relief auf der Glocke abgebildet ist. Er hat als Zeichen seiner Macht das Schwert in der Rechten, auf der Linken trägt er die Dornenkrone Christi, die ihm die Venezianer aus Byzanz (für eine stolze Summe) beschafft hatten und für die er in Paris die Sainte Chapelle errichten ließ.

Die Glocke spricht selbst in einem Vierzeiler:

„ST. LUDWIG BIN ICH GENANNT,  
RUF' LAUT ÜBER STADT UND LAND.  
GOTT ALLEIN SEI DIE EHR',  
ER UNS DEN FRIEDEN MEHR'.“

Auf dem unteren Rand steht: „Gestiftet vom Erbauer der Kirche Bauunternehmer Ludwig Fischer Offenburg“. Und dieser Stiftername führte die Glocke schließlich auch in ihre „Heimatsstadt“ Offenburg zurück.

Über dreißig Jahre hatte der harmonische Klang der fünf Glocken die Oststädtler zum Gottesdienst gerufen, hatte die Josefglocke zum Angelus und zu Beerdigungen geläutet.

Da ließ im II. Weltkrieg der „Reichsmarschall“ Hermann Göring die Glocken von den Kirchtürmen holen, um Waffen daraus zu schmieden. Nur die kleine Ludwigs-glocke verblieb im Südturm, bis Dekan Eugen Augenstein 1949 das neue Ge-



läut bestellte, diesmal bei der Firma Junker in Brilon (Sauerland). Die Ludwigsglocke war nun überflüssig, weil ihr Klang nicht zu den neuen Glocken passte, und landete später auf einem „Glockenfriedhof“. Dort entdeckte sie nach 1990 die aus Offenburg stammende Mitinhaberin der Karlsruher Firma Metz und nahm Kontakt auf mit Hanne Schmid, der Enkelin des Stifters. Diese kaufte die Glocke als „Familien-Erinnerung“ zurück und stellte sie 1996 im Hof des ehemaligen Firmengeländes in der Hauptstraße 126 auf. Dort hat sie einen mit Blumen geschmückten Ehrenplatz.

Schade, dass diese Geschichte nicht ein paar Jahre früher bekannt wurde. Sie hätte natürlich 2008 in die Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum der Dreifal-

tigkeitskirche gehört. Tröstlich, dass – trotz Krieg, Verlust und Neubeginn – ein geschichtliches Erinnerungsstück auch einmal erhalten bleibt.

## Das Jugendtreffen 1930 auf dem Sohlberg – ein Anfang deutsch-französischer Verständigung?

Heinz G. Huber

Vom 28. Juli bis 3. August 1930 fand um die Jugendherberge auf dem Sohlberg ein deutsch-französisches Jugendtreffen statt. Während die deutschen Teilnehmer Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Jugendbünde waren, in der 40 weltanschaulich und konfessionell unterschiedliche Gruppen zusammengeschlossen waren, gehörten die französischen Teilnehmer „den allerverschiedensten politischen und weltanschaulichen Lagern“ an: Junge „Action Française“, „Jeunesses Patriotes“, „Hervéjugend“ und „Jeunesses Radicales“ waren vertreten sowie Mitglieder der „Völkerbundjugend“, der „Ligue d'Action Republicaine et Socialiste“ und Anhänger der Zweiten und Dritten Internationale.<sup>1</sup>

Die Tagung war von Otto Abetz, dem 1927 gewählten Vorsitzenden der Karlsruher Jugendbünde, und dem „Notre Temps“-Herausgeber und Briand-Vertrauten Jean Luchaire organisiert worden. Bei der Begrüßung formulierte Abetz als Ziel, „eine Annäherung der Jugend einst zweier verfeindeter Nationen zu erzielen“. Und weiter: „Das Schicksal des Abendlandes ist Deutschland und Frankreich; und so wie die Jugend beider Länder ist, so wird einst sein Schicksal, seine Zukunft oder sein Ende sein.“<sup>2</sup> Im Schlusswort forderte Abetz' französischer Partner Luchaire dazu auf, „gegen die verbohrtten alten Männer anzutreten“, Erbfeindschaft und altes Denken gemeinsam mit der Jugend des Nachbarlandes zu überwinden und eine europäische Union auf der Grundlage eines deutsch-französischen Ausgleichs zu errichten.

Dass das Treffen zwischen rund 100 jungen Deutschen und Franzosen zustande kam, war keine Selbstverständlichkeit, sondern „ein Unterfangen mit Pioniercharakter“<sup>3</sup>. Wurde hier eine Entwicklung vorweggenommen, die erst im Zeitalter Adenauers und de Gaulles irreversibel verankert wurde? Die deutsch-französischen Jugendbegegnungen wurden am 26. Oktober 1930 mit der Konstituierung des „Kreises der Freunde des Sohlbergcamps“ institutionalisiert<sup>4</sup> und es wurde mit den Deutsch-französischen Monatsheften ein Publikationsforum geschaffen.<sup>5</sup> In Rethel in den französischen Ardennen (1931), Mainz (1932), Paris (1933) und Berlin (1934) fanden weitere Treffen statt. Sie konnten sich jedoch nicht der Dynamik der politischen Entwicklung vor allem in Deutschland entziehen



*Abb. 1:  
Die Jugendherberge  
auf dem Sohlberg  
(Postkarte 1930).*

und endeten 1940 in der Sackgasse der Kollaboration, als deren Regisseur der karrierebewusste Otto Abetz als Hitlers Botschafter im besetzten Paris fungierte.

### **Der Sohlberg – eine Kultstätte der deutschen und französischen Jugend**

Schauplatz der ersten deutsch-französischen Jugendbegegnung und symbolischer Namensgeber für weitere Treffen war der Sohlberg, eine Erhebung zwischen Rench- und Achertal: „Auf dem Sohlberg mit wunderbarem Ausblick auf die umliegenden Schwarzwaldberge und auf das Rheintal mit dem wie ein glänzender Silberstreifen dahinziehenden Rhein, an dessen Ufern

sich Straßburg und das Münster erhebt, sind deutsche und französische junge Menschen zusammengekommen, um sich auszusprechen über religiöse, politische und wirtschaftliche Verhältnisse ihrer Länder; nicht zuletzt (...) um sich zu verstehen, sich kennen und achten zu lernen.“<sup>6</sup> Die Landschaft selbst inspirierte die menschlichen Begegnungen: „Hier spinnt die Natur selber Fäden von Volk zu Volk“, äußerte ein Teilnehmer der Tagung.<sup>7</sup>

Die neue Jugendherberge auf dem Sohlberg war erst im Juni 1929 eingeweiht worden. Der ehemalige Reichskanzler und amtierende Minister für besetzte Gebiete, Joseph Wirth, war bei der Einweihung anwesend.<sup>8</sup> Die Einrichtung sollte der Jugend aus den besetzten badischen Gebieten als Schullandheim vor allem in und um Kehl dienen. Deswegen hatte sich auch die Stadt Kehl mit einem Zuschuss von 10.000 RM beteiligt. Drei Gewerkschaften stellten dem Gau Baden des Verbandes für deutsche Jugendherbergen hauptsächlich die Mittel zum Bau der Einrichtung zur Verfügung.<sup>9</sup> Weiterhin wurde eine nationalistisch-revisionistische Grenzlandpolitik mit dem Bau und Betrieb des Hauses verbunden: „Das neue Sohlberghaus wird eine Aufgabe von hervorragender kultureller Bedeutung zu erfüllen haben, die Verbindung mit dem alten deutschen Kulturgebiet im Elsaß aufrecht zu halten. Wer vor dem Krieg im Elsaß gelebt hat, weiß, wie gern besonders der Straßburger, der Colmarer Bürger sich in die Schwarzwaldberge begab. Wenn die heutigen strengen Fesseln staatlicher Abgeschlossenheit einmal gefallen sein werden, müssen wir bereit sein, die abgetrennten Brüder zu empfangen, um ihnen deutsches Land und Leben vor Augen zu führen.“<sup>10</sup> Es entbehrt nicht der Ironie, dass 1930 die Jugendherberge der Begegnung mit den bislang als Erbfeinden verfeimten Franzosen diene.

Mit der Gründung des „Sohlbergkreises“ wurde die Erinnerung an den Ort des Treffens von 1930 konserviert. Friedrich Bran erklärte den Sohlberg „zu einer Art Kultstätte („colline inspirée“) der deutsch-französischen Jugend“.<sup>11</sup> Auch wenn die nachfolgenden Treffen an anderen Orten stattfanden, blieb der Mythos des Sohlbergs präsent. Eine Tanne als Symbol des Sohlbergs schmückte die Titelseite der Deutsch-französischen Monatshefte.

### Die Vorbereitungen für das Treffen

Die Initiative zu dem Treffen von 1930 war von dem Karlsruher Kunstlehrer Otto Abetz ausgegangen.<sup>12</sup> Der 1903 in Schwetzingen geborene Beamtensohn begeisterte sich für die Jugendbewegung und trat 1913 dem „Wandervogel“ bei, der sich später



mit der Bündischen Jugend vereinigte. Abetz wurde von der Grenzlandsituation Badens geprägt, er erlebte die Bombenangriffe auf Karlsruhe mit und die von ihm als deutschfeindlich empfundene Besatzungspolitik Poincarés. Als Kunststudent begeisterte er sich andererseits unter dem Einfluss seiner Lehrer für französische Kunst, stand unter dem Einfluss des Literaturwissenschaftlers Adolf von Grolmann und las Romain Rollands „Mahatma Gandhi“. Seinen rhetorischen Fähigkeiten und seinem Charisma verdankte er 1927 die Wahl zum Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Jugendbünde.

Nach der Entspannung des deutsch-französischen Verhältnisses mit dem Vertrag von Locarno und dem Wirken der Außenminister Aristide Briand und Gustav Stresemann entstand auch in der Jugend beider Länder ein wechselseitiges Interesse an Kontakten.<sup>13</sup> Otto Abetz und sein Freund Friedrich Bentmann fuhren an Ostern 1930 nach Paris, um direkten Kontakt aufzunehmen und zu einem Treffen in den Schwarzwald einzuladen. Mit Jean Luchaire, dem Herausgeber des seit 1927 erscheinenden Organs „Notre Temps“, fanden sie den idealen Partner. Der 1901 in Siena geborene Sohn eines Literaturprofessors widmete sich früh dem Journalismus mit dem Schwerpunkt Außenpolitik.<sup>14</sup> Im Ersten Weltkrieg hatte sich Luchaire für Pazifismus und Völkerverständigung eingesetzt, nachdem er als Helfer in einem Lazarett bei Grenoble den Anblick verstümmelter und sterbender Soldaten ertragen musste. Verbittert musste er nach Kriegsende feststellen, dass kein Neuanfang erfolgte, sondern neuer Hass geschürt wurde. In „Notre Temps“ veröffentlichte er Visionen eines europäischen Zusammenschlusses und erfreute sich seit 1928 der finanziellen Förderung des Außenministers Briand.

Luchaire und Abetz kamen überein, Ende Juli eine deutsch-französische Jugendbegegnung zu initiieren. Auf den Konferenzen von Haag im August 1929 und Januar 1930 war die Räumung der restlichen noch besetzten Gebiete, darunter dem Kehler Brückenkopf, vereinbart worden. Am 30. Juni 1930 wurden die letzten Okkupationstruppen abgezogen; die Jugendbegegnung, die in der als Schullandheim Kehls genutzten Jugendherberge stattfinden sollte, sollte ein demonstrativer Neuanfang in den deutsch-französischen Beziehungen sein. Luchaire bereitete publizistisch das Treffen vor, indem er die Aufmerksamkeit von „Notre temps“ durch entsprechende Artikel auf Deutschland lenkte. Er warb in der Ausgabe vom 30. Juni 1930 für das Treffen und wurde dabei vom „Groupe-ment universitaire“ unterstützt, das Anmeldungen entgegennahm.<sup>15</sup>

# sohlberg camp

28. VII. – 3. VIII. 1930

Blick vom Sohlberg auf die Rheinebene

La plaine du Rhin, vue du Sohlberg



Die zwei Jugendherbergen auf dem Sohlberg

Les deux auberges de jeunesse au Sohlberg

**Veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft  
Karlsruher Jugendbünde mit Freunden aus  
Baden und dem Reich**

Seite 1

*Abb. 2: Mit diesem Programm wurde für das Treffen geworben  
(mit freundlicher Erlaubnis des Archivs der deutschen Jugendbewegung Burg Ludwigstein,  
Signatur Sohlberg Camp A 65 Nr. 1).*

Deutsch-französische Jugend-Aussprache über die kulturelle, religiöse, politische und wirtschaftliche  
 La jeune génération française et allemande discutera de la situation intellectuelle, esthétique, politique et

### Conférences et discussions Vorträge und Aussprachen

28. 7. Montag Lundi	20.15 Friedrich Bentmann: Frankreich im deutschen und Deutschland im französischen Geistesleben der Gegenwart
29. 7. Dienstag Mardi	8.15 André Boll: Les beaux arts chez les nouvelles générations françaises 9.15 Kurt Martin: Die deutsche Kunst der Gegenwart
30. 7. Mittwoch Mercredi	8.15 A. Bergsträsser: Die soziologische Struktur Deutschlands nach dem Kriege 9.15 C. Mardrus: Les courants de la nouvelle sociologie française
31. 7. Donnerstag Jeudi	8.15 Guy Crouzet: Nouvelles tendances de la jeune littérature française 9.15 Adolf von Grolman: Die deutsche Dichtung der Gegenwart
1. 8. Freitag Vendredi	8.15 Heinz Dähnhardt: Der politische Willen der jungen deutschen Generation 9.15 Jean Luchoire: Les tendances politiques de la nouvelle génération française
2. 8. Samstag Samedi	8.15 Jacques Chabannes: Religion et mystique d'après guerre 9.15 Otto Piper: Religiöse Strömungen in der heutigen deutschen Jugend
3. 8. Sonntag Dimanche	3.15 Jean Luchoire: „Les nouvelles générations françaises“ 3.45 Gustav Mittelstraß: „Das Problem der jungen Generation in Deutschland“

Die Vorträge werden in der Muttersprache des Referenten gehalten und übersetzte Auszüge daraus für jeden Teilnehmer vervielfältigt. Für die Aussprachen, die von 10.30 bis 12.30 Uhr stattfinden, sind Dolmetscher gewonnen. Die Nachmittage stehen zur freien Verfügung der Teilnehmer. Nach Stuttgart, Baden-Baden und Karlsruhe sind Autobusfahrten vorgesehen. Die Abende sind Lichtbildvorführungen, musikalischen Darbietungen, Radiovorträgen und allgemeinen Aussprachen eingeräumt.

Les conférences seront faites dans la langue de l'orateur. L'extrait des conférences, traduit, sera distribué à chaque participant. Pour les discussions, qui auront lieu de 10.30-12.30 h., il y aura des interprètes. Les après-midi seront à la libre disposition de chacun. Des excursions en autocar seront organisées à Stuttgart, Baden-Baden et Karlsruhe. La soirée sera destinée aux projections, à la musique, T.S.F., et discussions générales.

...age beider Länder in der Nachkriegszeit und die besondere Stellung der jungen Generation in ihr.  
 t économique des deux pays après la guerre et les particularités de leur attitude.

**Renseignements généraux  
 Allgemeine Auskünfte**

Le Sohlberg, dont les deux auberges de jeunesse serviront pour le congrès, est une montagne (altitude 789 m s. m) vers le sud de Baden-Baden avec une vue étendue sur la plaine du Rhin. Situé dans une très belle partie de la forêt noire, au milieu des immenses forêts, non loin de la „Hornisgrinde“ (1164 m altitude), du „Mummelsee“ et des chutes d'eau d'„Allerheiligen“, - il donnera un cadre exzellent pour le congrès.

Der Sohlberg, auf dessen zwei Jugendherbergen das Treffen stattfindet, liegt südlich von Baden-Baden (789 m ü. M.) und hat eine weite Aussicht in die Rheinebene. In einer der schönsten Schwarzwaldgegenden, inmitten großer Tannenwälder, nahe an der Hornisgrinde (1164 m ü. M.), dem Mummelsee und den Allerheiligen-Wasserfällen gelegen, wird er für das Treffen einen ausgezeichneten Rahmen abgeben.

Adresse: Sohlberghaus + Post Ottenhöfen (Baden) + Fernsprecher Kappelrodeck 395

Paris	Kehl	Kehl	Appenweier	Appenweier	Lautenbach
Gare de l'Est départ	arrivé	départ	arrivé	départ	arrivé
22 <sup>00</sup>	6 <sup>25</sup>	6 <sup>45</sup>	7 <sup>00</sup>	7 <sup>08</sup>	7 <sup>34</sup>
23 <sup>25</sup>	8 <sup>30</sup>	8 <sup>56</sup>	9 <sup>12</sup>	9 <sup>35</sup>	10 <sup>11</sup>
9 <sup>00</sup>	15 <sup>06</sup>	—	—	—	—

Le chemin de Lautenbach à pied jusqu'au Sohlberghaus demandera 2 heures. Pour les trains qui arrivent à Kehl à 6.25 et à 15.06, un autobus prendra lundi le 28. juillet la route de Kehl-Appenweier-Achern-Kappelrodeck-Ottenhöfen-Unterwasser au Sohlberghaus; on est prié de s'annoncer assez tôt.

Frankfurt ab	Karlsruhe ab	Baden-Baden ab	Achern an	Achern ab	Ottenhöfen an
S 12 <sup>14</sup>	15 <sup>06</sup>	15 <sup>42</sup>	16 <sup>07</sup>	P 16 <sup>15</sup>	16 <sup>48</sup>
E 15 <sup>51</sup>	18 <sup>40</sup>	19 <sup>14</sup>	19 <sup>39</sup>	P 19 <sup>47</sup>	20 <sup>24</sup>

Von Ottenhöfen zu Fuß 1-2 Stunden auf das Sohlberghaus. Bei vorheriger Anmeldung Autobusverbindung vom Zug: Ottenhöfen an 16.48 zum Sohlberghaus.

Train ou autocar Kehl-Sohlberg 10 frs  
 Autobus Ottenhöfen-Sohlberghaus 1 RM.

Cotisation unique pour les visiteurs français 20 frs  
 Einmalige deutsche Teilnehmergebühr 5 RM.

Nourriture (Café - déjeuner - diner) par jour 7.50 frs  
 Verpflegung (Kaffee, Mittag- und Abendessen) im Tag 1.25 RM.

Logis par nuit: en dortoir 2 fr; en chambre particulière: 4 frs. (nombre limité disponible)  
 sous tente: 1 fr

Übernachten im Schlaftaal 0.30 RM., im Einzelzimmer 0.60 RM. (nur beschränkte Anzahl vorhanden), im Zelt 0.15 RM.

Il est possible d'avoir le visa spécial gratuitement en s'adressant au „Secrétariat du Sohlbergcamp“

**Le Sohlberg**

**Der Sohlberg**

**postes  
 téléphone**

**moyens de  
 communi-  
 cation**

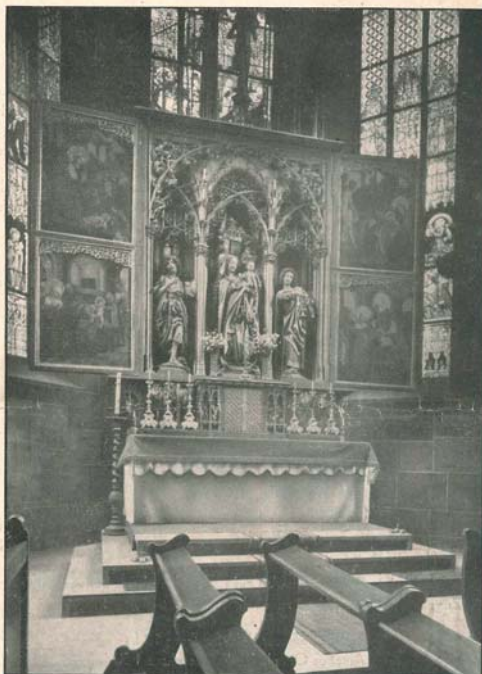
**Verkehrs-  
 ver-  
 bindungen**

**frais-Kosten**

**Visa des  
 passeports**

Sonntag, 3. August 1930, festlicher Abschluss des Treffens. Vormittags ist den Katholiken in der berühmten Abteikirche zu Lautenbach, den Protestanten in Ottenhöfen Gelegenheit zum Gottesdienst gegeben.

Dimanche, le 3. 8, un service sera offert aux catholiques dans la célèbre église de Lautenbach; le service protestant aura lieu à Ottenhöfen. L'après-midi sera destiné à une fête de jeunesse



Altar in der Kirche von Lautenbach am Sohlberg  
Autel de l'église de Lautenbach, près du Sohlberg

4. 8. Rentrée des participants; départ des groupes qui désireront faire des excursions en Allemagne. Heimfahrt der Teilnehmer; Abmarsch der Gruppen, die Wanderungen anschließen lassen.

Pour tout autre renseignement et pour les souscriptions prière de s'adresser au „Secrétariat du Sohlbergcamp, Karlsruhe (Baden), Baumeisterstrasse 56“.

Alle weiteren Auskünfte erteilt das „Sekretariat des Sohlbergcamp, Karlsruhe (Baden), Baumeisterstrasse 56“.

Das zweisprachig abgefasste Einladungsschreiben war mit Abbildungen der Jugendherberge, des spätgotischen Altars der Lautenbacher Kirche und einem Panoramabild mit dem Ausblick vom Sohlberg auf die Rheinebene versehen. Der Flyer enthielt Informationen über Anfahrtsmöglichkeiten, Programm und Aufenthaltskosten. Neben einer Teilnahmegebühr von 5 RM waren für Verpflegung 1,25 RM täglich und für die Übernachtung zwischen 0,15 RM (Zelt), 0,30 RM (Schlafsaal) und 0,60 RM (Einzelzimmer) zu entrichten. Die „Deutsche Akademisch-Pädagogische Vermittlungsstelle“ in Frankreich unterstützte das Projekt und erreichte, dass den französischen Teilnehmern die Visagebühren erlassen wurden. Dagegen hatte der Reichsminister für besetzte Gebiete und Nachfolger Wirths, Treviranus, eine Bitte des badischen Unterrichtsministeriums um finanzielle Unterstützung abschlägig beschieden, weil die Förderung deutsch-französischer Jugendaussprachen „nicht zu den Aufgaben seines Ressorts“ gehöre.<sup>16</sup>

### Frühsport, Nudelsuppe und Lagerfeuer

Zwischen 100 und 140 Jugendliche vorwiegend aus dem akademischen Milieu fanden sich am 28. Juli bei der Jugendherberge auf dem Sohlberg ein. Das Treffen stand unter dem Thema: „Die politische, wirtschaftliche, soziale, kulturelle und religiöse Lage Deutschlands und die besondere Stellung der jungen Generation in ihr.“<sup>17</sup> Durch Vorträge sollte das Wissen über den Nachbarn vertieft werden. Referenten auf deutscher Seite waren vorwiegend Wissenschaftler, auf französischer Seite zumeist Politiker und Journalisten, die ihren „geistigen Mittelpunkt“ im Wochenblatt „Notre Temps“ hatten.<sup>18</sup>

Friedrich Bentmann eröffnete den Reigen der Referate mit Ausführungen über Frankreich im deutschen und Deutschland im französischen Geistesleben der Gegenwart.<sup>19</sup> Kurt Martin, Direktor der Karlsruher Kunsthalle sprach über „Die deutsche Kunst der Gegenwart“. Professor Freise aus Dresden führte in das Wesen und Wirken der modernen Baukunst ein. Über dasselbe Thema mit Bezug auf Frankreich sprach M. Gaubetrat, Schüler des französischen Architekten Le Corbusier. Die beiden Vorträge fanden ihre Ergänzung zwei Tage später durch eine Tagesexkursion interessierter Teilnehmer zur Weißenhof-Siedlung nach Stuttgart. Der Heidelberger Literaturwissenschaftler Adolf von Grolman sprach über deutsche, Guy Crouzet über französische Gegenwartsliteratur. Der Heidelberger Soziologe und spätere Mitbegründer der politischen Wissenschaft in der Bundesrepublik, Arnold Bergstraesser sowie Cecil Mardrus be-

leuchteten gesellschaftliche Aspekte in ihren Ländern, während sich Heinz Dähnhardt und Jean Luchaire sich jeweils den politischen Verhältnissen widmeten. Dähnhardt, Volkskonservativer und Mann der Rechten, schlug dabei mit der Polemik gegen die „Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrags, vor allem gegen die Grenzziehungen im Osten“<sup>20</sup> nationale Töne an, vermochte aber die Atmosphäre unter den jungen Leuten nicht zu beeinträchtigen. „Sie diskutierten Lösungsansätze, Europa auf eine Weise zu organisieren, die für einen ‚guten Deutschen‘ wie für einen guten Franzosen akzeptabel wäre. Im Brennpunkt stand hierbei der Plan einer ‚Europäischen Föderation‘, den der französische Außenminister Aristide Briand im Mai 1930 in einem Memorandum dem Völkerbund dargelegt hatte.“<sup>21</sup>

Schließlich wurde auch auf religiöse Aspekte eingegangen. Der Theologieprofessor Otto Piper aus Münster sprach über „Die religiösen Stimmungen der heutigen deutschen Jugend“ und konstatierte: „Unsere heutige bündische Jugend ist ohne Religiosität nicht zu denken.“ Übereinstimmungen mit Deutschland sah darin J. Chabannes in Frankreich, der nach dem Krieg den „Katholizismus im jungen Frankreich im Wachsen“ sah.<sup>22</sup>

Die Vortragsfolge wurde durch Musikdarbietungen eines Streichquartetts und eines Pianisten „angenehm durchbrochen“. Zwischen den Vorträgen, an den Nachmittagen und an den Abenden bestand auch hinreichend Zeit, sich in Gesprächen und Diskussionen persönlich näher zu kommen. Gewöhnungsbedürftig waren für die französischen Gäste Lagerbräuche der Gastgeber, Frühsport, Nudelsuppe mit einem Glas Quellwasser und die puritanische Unterbringung. Am ersten Tag waren viele junge Franzosen vor dem spartanischen Gericht an die üppige Tafel der Kurhotels der benachbarten Täler geflüchtet, so dass die Vorträge dieses Tages verschoben werden mussten.<sup>23</sup>

Den emotionalen Höhepunkt der Tagung brachte eine schlichte, aber umso ergreifendere Feier unter freiem Himmel. „Ganz in der Ferne leuchtete das Lichtermeer Straßburgs und das Münster ragte wie ein schwarzer Riese in die nächtliche Stille. Beim Schein eines mächtigen brennenden Holzstoßes sprach Jugendpfarrer Kappes von der Bruderliebe und vom Menschentum. Tiefe Ergriffenheit bemächtigte sich aller Teilnehmer, als er zum Gedächtnis aller im Weltkrieg Gefallenen einen grünen Tannenzweig den Flammen übergab.“<sup>24</sup> Otto Abetz erinnert sich so an den Abschluss der Tagung: „Ein mächtiger Holzstoß wurde zusammengetragen und abends entfacht, als die ersten Sterne am nächtlichen Himmel aufzo-

gen. Die Nationalhymnen klangen auf, Sprecher fassten das Ergebnis des Treffens noch einmal zusammen und legten im Namen der Teilnehmer das Gelöbnis ab, die begonnene Arbeit nicht eher ruhen zu lassen, bis die gesamte junge Generation der beiden Länder und durch sie das deutsche und französische Volk den Weg zu einer dauerhaften und echten Verständigung gefunden hätten.<sup>25</sup>

Nach den Vorstellungen der Organisatoren sollten die Teilnehmer freimütig miteinander reden können und dabei „weder den Zwängen ihrer nationalen Anschauungen ausgesetzt sein noch der Versuchung einer (...) pazifistischen Verbrüderungseuphorie erliegen“. Man wollte kein deutsch-französisches affektiv besetztes „rapprochement“ auf der Ebene der Völker, pflegte aber doch eine „gemeinschaftsbildende Lagerfeuerromantik“. „Man gab sich frei von herrschenden nationalen Ideologien und blieb im Grunde doch ihr Gefangener.“<sup>26</sup> Nur so lässt sich das scheinbar paradoxe Resümee im zeitgenössischen Zeitungsbericht der Badischen Presse über die Sohlbergtagung verstehen: „Selten wohl hat sich Jugend so stark als Deutsch, so stark als Französisch gefühlt als auf dem Sohlberg, wo sie im Wesen des fremden Volkes ihre eigene Zugehörigkeit empfand.“<sup>27</sup> Der Sohlbergteilnehmer Arnold Bergstraesser hatte in seiner Schrift „Sinn und Grenzen der Verständigung zwischen Nationen“<sup>28</sup> diese Ambivalenz so beschrieben: „Kulturelle Verständigung kann nichts anderes heißen, als das Fremde in seiner Sonderart zu ergreifen und in der Begegnung mit ihm die selbstverständliche Geltung des Eigenen um so stärker wirksam werden zu lassen“ (S. 79). Immerhin sah ein anderer Journalist auch Ansätze zur Überwindung des klassischen Erbfeinddenkens, wenn er seinen Bericht über das Sohlbergtreffen mit dem Satz beschließt: „Man hat sich kennen und achten gelernt; man hat bei seinem ehemaligen Feind den Menschen entdeckt.“<sup>29</sup> Mehr noch: Es entstanden Freundschaften und Verbindungen. So wurden seit dem Sohlbergtreffen regelmäßig jeden Winter im Schwarzwald deutsch-französische Skilager veranstaltet.<sup>30</sup> Und Otto Abetz heiratete 1932 die Französin Suzanne de Bruyker, Luchaires Sekretärin, die er 1930 auf dem Sohlberg kennengelernt hatte.

Neun Monate nach dem Sohlbergtreffen verfasste Abetz eine Denkschrift über die Jugendbegegnung, die er an das Reichsministerium des Innern, den badischen Staatspräsidenten und das badische Kultusministerium sowie den Reichsausschuss deutscher Jugendverbände sandte. Darin bekennt er sich zur „Grenzlandarbeit der bündischen Jugend“, nämlich die „Beeinflussung vor allem junger Ausländer zu Gunsten der



deutschen Interessen“. Seiner Meinung nach sei das Sohlberg-treffen ein „voller Erfolg zu Gunsten der deutschen Interessen“ gewesen. Nach Tiemann habe Abetz ein „doppeltes Spiel“ betrieben: Er habe den Eindruck erweckt, ganz neue Wege zur deutsch-französischen Verständigung zu beschreiten, in Wirklichkeit sich als Anwalt nationaler Revisionspolitik entpuppt.<sup>31</sup> Demgegenüber reichten nach Ray die Indizien nicht weit genug, um Abetz den „originären Idealismus“ abzusprechen. Die Äußerung, bei der deutsch-französischen Begegnung nationale Interessen zu verfolgen, sei damit zu erklären, dass argwöhnische Ministerialbeamte, die über Zuschüsse und Unterstützung Entscheidungen trafen, besänftigt werden sollten. Die ersten „Auftritte auf der deutsch-französischen Bühne“ seien mithin kein „Blendwerk“ gewesen, sondern einem grundsätzlichen Anliegen entsprungen.<sup>32</sup> Die Forderung nach Revision von Bestimmungen des Versailler Vertrags war nicht nur in Deutschland beinahe Konsens, sondern wurde auch in französischen Intellektuellenkreisen unabhängig vom Sohlberg-treffen diskutiert. Die Begegnung auf dem Sohlberg hätte ein wirklicher Neuanfang sein können.

### **Rückzug in die nationalen Bastionen – die Folgetreffen**

Schon 1930 war vereinbart worden, im folgenden Jahr ein neues Treffen zu organisieren – dieses Mal auf französischem Boden. Man wählte auf französischer Seite das Ardennenstädtchen Rethel, das durch die Kampfhandlungen im 1. Weltkrieg unter starken Zerstörungen gelitten hatte. Damit sollte auch Verständnis für das französische Sicherheitsbedürfnis erweckt werden. Der Sohlbergkreis, der sich von der Arbeitsgemeinschaft der Karlsruher Jugendbünde unabhängig gemacht hatte, trat federführend zusammen mit dem im Juni 1931 gegründeten „Comité d'Entente de jeunesses françaises pour le rapprochement franco-allemand“ in Erscheinung. Darin waren sechs Jugend- und Studentenverbände mit rund 270.000 Mitgliedern zusammengeschlossen.<sup>33</sup> Die Tagung stand unter dem Motto: „Das junge Deutschland und Frankreich vor europäischen Aufgaben“.

Die politische Wirklichkeit holte jedoch die Teilnehmer ein. Die Spannungen zwischen Deutschland und Frankreich hatten sich verschärft. Die Weltwirtschaftskrise in Deutschland verstärkte die Massenarbeitslosigkeit und führte zur politischen Radikalisierung. Hitlers NSDAP errang bei den Septemberwahlen 1930 einen sensationellen Durchbruch. Frankreich wehrte sich gegen ein Zahlungsmoratorium für Deutschland bei den Reparationen und legte sein Veto gegen eine deutsch-österrei-



chische Zollunion ein. In der Frage der europäischen Abrüstung gab es keine Fortschritte. Otto Abetz formulierte im kollektiven „Wir“ die Erwartungen der deutschen Teilnehmer: „Wir waren gekommen, um den Franzosen in aller Schärfe und Klarheit dazulegen, wie es mit uns Deutschen steht, und erst in zweiter Linie über das vereinigte Europa, und zwar auf christlicher Grundlage zu reden.“ Frankreich habe das Kritische der Lage Deutschlands nicht erkannt: „Deshalb könnten die französischen Vertreter sich immer wieder in ihren utopischen Ideen verlieren, für die wir Deutsche sehr wenig übrig hatten, da uns das Schicksal des Volkes zuerst auf der Seele brannte“, konstatierte ein Karlsruher Pressevertreter.<sup>34</sup>

Die Franzosen übten Kritik an der Geschlossenheit der deutschen Delegation und ihrer bedingungslosen Unterstützung der Reichsregierung. Sie warfen ihren Altersgenossen vor, mit noch größerer Leidenschaft als die ältere Generation für die Revision der Friedensverträge, für die Abschaffung der Reparationen, den Anschluss Deutsch-Österreichs, für den Schutz der deutschen Minderheiten und die Abrüstung der Siegermächte einzutreten. Selbst Luchaire zeigte sich enttäuscht darüber, dass man sich in nationale Stellungen zurückzog anstatt Fortschritte in Richtung föderatives Europa zu machen.<sup>35</sup>

Symbolische Akte stellten wenigstens den Zusammenhalt der Jugend im Angesicht der Geschichte her. Die Deutschen legten vor einem französischen Kriegerdenkmal Kränze nieder,

*Abb. 3: Blick vom Sohlberg auf die Rheinebene (Postkarte 1930).*

die Franzosen auf einem deutschen Soldatenfriedhof. In der Pfarrkirche von Rethel wurde eine Messe zur Erhaltung des Friedens gefeiert. Gemeinsam besuchte man die Schlachtfelder der Umgebung und das Fort „La Pompelle“.<sup>36</sup>

In der Woche vom 20. bis zum 26. März 1932 fand in der Mainzer Zitadelle das dritte Jugendtreffen statt. Dort war das „Institut für Völkerbundpädagogik“ untergebracht, nachdem die französische Besatzung 1930 abgezogen war. Die Heftigkeit der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Krise in Deutschland überschattete die Tagung. „Die Geister plätzen aufeinander“, schrieb der Berichterstatter der Badischen Presse.<sup>37</sup> Rechtsextreme Kräfte von der Action Française, der Hervé-Jugend und von HJ und NSDAP störten immer wieder mit provozierenden Äußerungen die Bemühungen, zu einem sachlichen Austausch zu finden. Frankreich wurde der Vorwurf gemacht, es „schüre durch einen ‚brutalen‘ Wirtschaftskrieg Not und Anarchie im Nachbarland“.<sup>38</sup> Irritationen löste die deutsche Forderung aus, Frankreich müsse im Elsass die deutsche Kultur fördern. Vor allem bei den politischen Diskussionen war nichts mehr zu spüren „von der ausgleichstiftenden Vorreiterrolle einer über Landesgrenzen verschworenen Jugend“<sup>39</sup>, die sich als Gegenpart zu den alten Männern der etablierten Politik begriff.

Der fruchtbare Austausch beschränkte sich hauptsächlich auf Kultur: Eine deutsch-französische Bücherschau fand Interesse; deutsche Künstler zeigten moderne Grafiken, die Franzosen hatten Gemälde junger, noch unbekannter Maler mitgebracht. Am meisten trug die Musik dazu bei, „eine seelische Verbindung unter den Teilnehmern herzustellen“<sup>40</sup>. Der Kapellmeister am Badischen Staatstheater, Joseph Keilberth, trat auf wie auch der junge französische Komponist François Gaillard.

### Die Schatten der Kollaboration

Die nationalsozialistische Machtergreifung brachte zwar nicht das Ende der deutsch-französischen Jugendbegegnungen des Sohlbergkreises, wohl aber die Anpassung und Unterordnung unter die Zielvorgaben der nationalsozialistischen Frankreichpolitik. Einher damit ging Abetz' „Metamorphose vom jugendbewegten Idealisten zum nationalsozialistischen Funktionär“.<sup>41</sup> Er trat im Juli 1934 in die HJ ein, wurde Frankreichreferent Baldur von Schirachs, war seit Januar 1935 für die „Dienststelle Ribbentrop“ als Frankreichexperte tätig und wurde im Herbst 1935 zum Geschäftsführer der unter nationalsozialistischen Vorgaben neu gegründeten Deutsch-Französischen Gesellschaft.



*Abb. 4:  
Das Sohlberghaus  
heute (Aufnahme des  
Verfassers). Die  
Jugendherberge ist seit  
2000 geschlossen.*

Seine organisatorischen Fähigkeiten setzte er dazu ein, deutsch-französische Frontkämpfertreffen zu organisieren. Als Botschafter im besetzten Paris seit 1940 nutzte er seine früheren Frankreich-Kontakte, um die Kollaborationspolitik zu koordinieren. Abetz war am Kunstraub jüdischen Eigentums, an der Einführung des Judensterns und der „Auslösung und Intensivierung der Judenverfolgung“ beteiligt.<sup>42</sup> Er wurde 1949 zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt und 1954 nach neunjähriger Haftzeit entlassen.

Trotz seiner Absetzung als Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft Karlsruher Jugendbünde, in dem der Sohlbergkreis organisatorisch verankert war<sup>43</sup>, führte Abetz die Vorbereitungen zu der an Ostern 1933 vereinbarten Jugendtagung in Paris weiter. Er wurde nach Berlin ins Außenministerium zitiert, es fand jedoch kein „Waffengang“ statt, wie es Abetz später darstellte. Vielmehr ließ sich der Sohlbergkreis für die nationalsozialistische Politik instrumentalisieren. Es sollten nur Jugendliche teilnehmen, die auf dem „Boden der neuen Regierung“ standen. Abetz sicherte zu, sich gegen antideutsche „Greuelpropaganda“ zu wenden und Werbung für die Hitlerbewegung zu machen. Für eine vorbereitende Führerbesprechung mit den französischen Partnern wurde sieben Emissären vom Auswärtigen Amt ein Zuschuss von 800 Mark gewährt.<sup>44</sup> Bei den Treffen vom 11. bis zum 19. März 1933 in Paris wurden wegen der antisemitischen und antidemokratischen Auswüchse Proteste laut. Luchaire versicherte, die Kontakte nicht abbrechen zu lassen und die Anstrengungen zur Verständigung fortzusetzen. Andere distanzierten sich oder riefen zu Widerstand auf. In einer Denkschrift über das Pariser Treffen glaubte Abetz, ge-

genüber der Regierung seine Nützlichkeit beweisen zu müssen und rühmte sich, die „Gefahr eines Umfalls der französischen Verbände abgewendet (zu haben), die für die Anti-Versailles-Front gewonnen worden waren“.<sup>45</sup>

Das letzte deutsch-französische Jugendtreffen fand vom 3. bis 7. Januar 1934 in Berlin statt. Das neue nationalsozialistische Deutschland sollte den Franzosen präsentiert werden. Die Veranstaltung wurde von deutscher Seite als „Feuerwerk gezielt propagandistischer Darbietungen“<sup>46</sup> inszeniert. Auf französischer Seite waren trotz des Pariser Eklats erstaunlicherweise Vertreter von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken erschienen, die Teilnehmer repräsentierten fast die gesamte französische Jugend. Dagegen standen auf deutscher Seite Vertreter der gleichgeschalteten studentischen Verbände und der HJ. Der Sohlbergkreis war inzwischen der Reichsjugendführung angegliedert.<sup>47</sup> Die Vertreter der HJ bezeichneten sich als Repräsentanten der gesamten deutschen Jugend.<sup>48</sup> Der Präsident der Reichsschriftumskammer, Hans Friedrich Blunck, pries die „Segnungen“ des Nationalsozialismus für Staat, Wirtschaft und Kultur. Walter Reusch von der deutschen Studentenschaft geißelte in Fortführung der vorhergehenden Tagungen den Geist von Versailles, die deutsche Jugend erhebe mit Recht den Anspruch auf „Ehre und Gleichberechtigung“.<sup>49</sup> Der Führer der Berliner Studentenschaft, Hajo von Habeln, versuchte den französischen Gästen den Begriff des deutschen „Sozialismus“ zu erklären. Er pries SA und SS als „Erziehungsschule zu unserer Gemeinschaft“ und beklagte sich über die Juden: Sie drohten „unser Volkstum zu zersetzen“, hätten sich „mit dem Marxismus“ identifiziert und beabsichtigten Deutschland „wirtschaftlich und kulturell zu vernichten“.<sup>50</sup>

Auf französischer Seite verwarf man den rassistisch-völkischen Volkstumsbegriff: Nicht das Blut und das Volkstum mache einen Menschen zum Franzosen, sondern der Wille, Franzose zu sein. Deshalb gebe es in Frankreich keine Rassenfrage. In den Ausführungen zum Thema „Autorität und Freiheit“ lehnten die Franzosen die absolute Autorität eines Führers oder einer Gruppe von Menschen ab. Die internationale Autorität, der Völkerbund, sollte gestärkt werden. Neben dem Volkstum wünsche man eine Art Weltbürgertum (*fraternité humaine*) als Grundlage für das Zusammenleben der Völker.<sup>51</sup> Es gab aber auf französischer Seite wie bei Drieu La Rochelle Verständnis für den „deutschen Sozialismus“, er sah im „nordischen Element im Franzosentum“ den künftigen Brückenkopf zwischen beiden Nationen. Die Spreu begann sich vom Weizen zu scheiden: Die Ausgangspunkte für die spätere Kollaboration oder

Resistance auf französischer Seite werden erkennbar. Der Sohlbergkreis setzte den Austausch fort, wenn auch nicht mehr durch Treffen und Tagungen, sondern publizistisch durch die Deutsch-französischen Monatshefte.

Das Sohlbergtreffen 1930 hatte deutsche und französische Jugendliche zusammengeführt, die sich nationenübergreifend gegen alten Männer der Politik und ihr in Kategorien der Erbfeindschaft befangenes Denken wandten. Die Jugend beider Länder erhob den Anspruch, in den Beziehungen zwischen beiden Ländern einen Neuanfang zu wagen. In dem Maße, wie man jedoch seit 1931 unter dem Druck der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Krise bei den Zusammenkünften sich mit der Tagespolitik beschäftigte, zog man sich vor allem auf deutscher Seite auf nationale Positionen zurück. Die europäische Vision, die von einem Teil der Franzosen beschworen wurde, verlor mit der erneuten Verschlechterung der Deutsch-französischen Beziehungen ihre Anziehungskraft.

Der Initiator auf deutscher Seite, Otto Abetz, ordnete sich 1933 den Wünschen der Machthaber unter, um die Tagungen weiterführen zu können. Er erkannte, dass für das nationalsozialistische System für eine Beschwichtigung Frankreichs das Netzwerk des Sohlbergkreises von großem Wert war. Überdies vollzog er eine Traumkarriere, die ihn bis in das Amt von Hitlers Botschafter in Paris führte. Das Treffen auf dem Sohlberg 1930 lässt sich weder von den Entwicklungen bei den nachfolgenden Treffen noch von dem Weg der Mitinitiatoren, Otto Abetz und Jean Luchaire, und damit der Kollaboration trennen, doch bleibt es im positiven Sinn ein Solitär in der Geschichte deutsch-französischer Beziehungen.

## Anmerkungen

- 1 Abetz, Otto: Das offene Problem. Ein Rückblick auf zwei Jahrzehnte deutscher Frankreichpolitik. Mit einer Einführung von Ernst Achenbach. Köln 1951, 27.
- 2 Stolzer, O.: Sohlberg Camp. Badischer Beobachter 14. August 1930.
- 3 Ray, Roland: Annäherung an Frankreich im Dienst Hitlers? Otto Abetz und die deutsche Frankreichpolitik 1930–1942. München 2000, 34.
- 4 Ray, Roland, 52.
- 5 Unteutsch, Barbara: Vom Sohlbergkreis zur Gruppe Collaboration: ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen anhand der Deutsch-französischen Monatshefte 1931–1944. Münster 1990.
- 6 Badischer Beobachter, 5. August 1930.
- 7 Zitiert nach Tiemann, Dieter: Deutsch-französische Jugendbeziehungen der Zwischenkriegszeit. Bonn 1989, 116.
- 8 Renchtäl, 1. Juli 1929 /Karlsruher Zeitung, 1. Juli 1929.
- 9 Eine Jugendherberge in Ottenhöfen. Karlsruher Tagblatt, 20. Juli 1928.

- 10 Jugendherberge und Schullandheim. Karlsruher Tagblatt, 23. Juli 1928.
- 11 Zitiert nach Ray, Roland, 47.
- 12 Zur Person von Abetz und zum Folgenden: Bentmann, Friedrich: Abetz, Otto Friedrich, in: Badische Biografien 1, Stuttgart 1982/ Conze, Eckart: Otto Abetz, in: Barbara Stambolis (Hg.): Jugendbewegt geprägt. Göttingen 2013/ Ray, Roland: Annäherung an Frankreich im Dienste Hitlers? München 2000/Lambauer, Barbara: Otto Abetz et les Français ou l'envers de la Collaboration. Paris 2001.
- 13 Tiemann, Dieter, 85.
- 14 Dazu Ray, Roland, 38–45.
- 15 Ray, Roland, 38.
- 16 Ray, Roland, 35/ Tiemann, Dieter, 217.
- 17 Abetz, Otto, 28.
- 18 Abetz, Otto, 28.
- 19 Dazu und zum Folgenden Stolzer, O.: Sohlberg Camp. Badischer Beobachter 14. August 1930/ Abetz, Otto, 28/ Ray, Roland, 24.
- 20 Zwei Nationen auf dem Sohlberg. Badische Chronik der Badischen Presse, 15. August 1930.
- 21 Ray, Roland, 24.
- 22 Stolzer, O.: Solberg Camp. Badischer Beobachter, 14. August 1930.
- 23 Abetz, Otto, 28.
- 24 Stolzer, O.: Solberg Camp. Badischer Beobachter 14. August 1930.
- 25 Abetz, Otto, 29.
- 26 Tiemann, Dieter, 116.
- 27 Badische Presse, 15. August 1930.
- 28 Bergstraesser, Arnold: Sinn und Grenzen der Verständigung zwischen Nationen. München/Leipzig 1930.
- 29 Stolzer, O.: Sohlberg Camp, Badischer Beobachter 14. August 1930.
- 30 Abetz, Otto, 34.
- 31 Zitiert nach Tiemann, Dieter, 118.
- 32 Ray, Roland, 49–52.
- 33 Ray, Roland, 55.
- 34 Deutsche und französische Jugendverbände treffen sich in den Ardennen. Badischer Beobachter, 20. August 1931.
- 35 Tiemann, Dieter, 124.
- 36 Badischer Beobachter, 20. August 1931.
- 37 Jugend baut Brücken. Badische Presse, 29. März 1932.
- 38 Ray, Roland, 66.
- 39 Ray, Roland, 69.
- 40 Badischer Beobachter, 16. April 1932.
- 41 Ray, Roland, 88.
- 42 Lambauer, Barbara: Opportunistischer Antisemitismus. Der deutsche Botschafter Otto Abetz und die Judenverfolgung in Frankreich (1940–1943). In: Vierteljahrschrift für Zeitgeschichte 2005, 271.
- 43 Abetz, Otto, 35.
- 44 Ray, Roland, 80.
- 45 Tiemann, Dieter, 136.
- 46 Tiemann, Dieter, 254.
- 47 Deutsch-französische Jugendbegegnung in Berlin. Karlsruher Tagblatt, 11. Januar 1934.
- 48 Ray, Roland, 90.
- 49 Karlsruher Tagblatt, 11. Januar 1934.
- 50 Deutsch-französische Jugendbegegnung in Berlin (II). Karlsruher Tagblatt 12. Januar 1934; siehe auch zum Folgenden.
- 51 Karlsruher Tagblatt, 12. Januar 1934.

## Feldpostbriefe – Die Grausamkeiten kommen nicht vor

*Günther Fischer*

Bei der Deutschen Feldpost im Zweiten Weltkrieg unterscheidet man zwischen militärischen Feldpost-Sendungen, die von Wehrmachtsdienststellen abgesandt wurden und den Abdruck des Briefstempels oder Dienstsiegels auf der Außenseite trugen, und den Privatsendungen der Wehrmachtsangehörigen als Absender oder Empfänger, die in persönlichen Angelegenheiten verschickt wurden. Die Feldpost war uneingeschränkt ein Teil der Wehrmacht. Die postfachliche Aufsicht oblag dem Reichspostministerium in Berlin. Zugelassen waren gewöhnliche Postkarten und Briefsendungen bis 250 g, Päckchen bis 1 kg, Post- und Zahlungsanweisungen ins Feld und vom Felde, Zeitungen und Telegramme. Der Heeresfeldpostmeister im OKH ließ gelegentlich Sondermarken für (Luft-)Feldpostbriefe und Feldpostpäckchen herausbringen.<sup>1</sup>

Noch in Friedenszeiten wurde die Infrastruktur für den Postverkehr getestet. Die Verantwortlichen legten bis zum Ende des Krieges großen Wert auf die reibungslose Zustellung der Feldpost und es wurden ungeheuerere Anstrengungen, trotz „totalem Krieg“, unternommen, damit die Verbindung zwischen Heimat und Front nicht gänzlich abbrach. Noch im April 1945 wurde Feldpost mit vierwöchiger Verspätung zugestellt. Die Beförderung von Päckchen dagegen konnte immer mal wieder mangels Frachtraum eingestellt werden. Verluste durch Sabotage oder Brand gehörten zur Normalität. Schätzungsweise 30 bis 40 Milliarden Sendungen wurden von beiden Seiten auf den Weg gebracht. Sie waren die Hoffnungsträger, sie gaben dem schrecklichen Alltag des Krieges noch einen Sinn.

Das Briefeschreiben und Versenden von Liebesgaben gehörte auch mit zu den Aufgaben der örtlichen NS-Volkswohlfahrt. In Steinach übernahm 1937 der Gemeinderechner Wilhelm Korhummel das Amt des Ortswalters der NSV vom Bürgermeister und Ortsbauernführer Neumaier. Die Nazi-Clique im Rathaus konnte zwar den vormaligen Sozialdemokraten und Leiter des Gesangvereins nicht aus seiner Stellung verdrängen, aber der neuen Aufgabe konnte er sich nicht entziehen. Im gleichen Jahr trat er der Partei bei. Aus dem Nachlass seiner Tochter Elisabeth stammen die meisten Steinacher Feld-





*Abb. 1: Deutscher Soldat liest einen Feldpostbrief an der Ostfront (1942).*

postbriefe. Sie war es nämlich, die die Korrespondenz zu den meist ledigen, jungen Soldaten aufrechterhielt. Dieser Fundus ist umso mehr als glücklich zu bezeichnen, da es seit den 1980er Jahren ein gesteigertes Interesse an der „Geschichte von unten“ gibt. Soweit die Briefe in Sütterlin geschrieben sind, wurden sie vom Verfasser transkribiert und der heutigen Rechtschreibung angeglichen. Fehlende Satzzeichen und Flüchtigkeitsfehler wurden ergänzt. Auslassungen oder unleserliche Stellen sind als solche (...) gekennzeichnet.

Besonders wichtig ist, dass die Texte ohne jeden Gedanken an eine Veröffentlichung geschrieben sind, unmittelbar aus der Stunde und Stimmung, aus Kämpfen, Siegen, Leiden und Gefahren heraus. Der heutige Leser muss bei der Betrachtung der Inhalte mitbedenken, wie sehr sich die Wehrmachtangehörigen in

Schul- und Berufsausbildung, Alter, Weltanschauung und sozialer Herkunft unterschieden. Dem Erlebnis des Krieges waren ganz verschiedene Lebenserfahrungen vorausgegangen. Einige Briefe hatten die Postzensur durchlaufen. Das NS-Regime wollte mit der Kontrolle die Stimmung in der Truppe erfassen. Glück hatte, wer seine Zeilen einem Urlauber mitgeben konnte.

Geschrieben wurde im Schützengraben, im Erdbunker, auf See, auf der Schreibstube, beim Tross, im Lazarett oder in einer Gefechtspause. Was aufgeschrieben wurde, war Alltag auf Papier: Der Klatsch und Tratsch der Familie, die Arbeit, Ernte und Aussaat, die Besorgungen, auch das Private und Intime, nicht zu vergessen die Not und das Elend des Krieges. Urlaub gehörte zu den wichtigsten Dingen, deren aktueller Stand berichtet wurde. Da der gemeine Soldat in die allgemeine militärische Lage keinen Einblick hatte, wurde dazu viel gehofft und spekuliert. Die Nachbarschaft und die Bekanntschaft nahmen teil an der Freude, wenn ein Brief kam, und an der Enttäuschung, wenn er ausblieb. Manchmal wurden Briefe wechselseitig gelesen. Von den meisten Absendern existieren wohl nur noch diese Briefe, weil sie selbst im Krieg ihr Leben verloren. Was diese Menschen erlebten, ist unvorstellbar grausam und unmenschlich. In der Regel waren Frauen die Empfänger. Sie bekamen gewissermaßen gefilterte Informationen, während Briefe, die an Männer gerichtet waren, den Kriegsalltag deutlicher zum Ausdruck brachten.

Die Briefe sind Zeugnis der Person und persönliche Dokumente der Beziehung, die durch den gewaltsamen Tod nicht auf natürliche Weise beendet wurde. Auch die Inhalte geben Anlass, das Gedenken auf besondere Weise zu bewahren.

Vieles ist schon verloren gegangen oder achtlos entsorgt worden. Die umfangreichsten Sammlungen befinden sich in in- und ausländischen Archiven. Etliche wissenschaftliche Publikationen sind auf der Grundlage dieser Sammlungen entstanden. Fakt ist, dass die Stimme der Kriegsgeneration er stirbt. Die hinterlassenen Briefe sind die einzigen Zeugnisse, die den O-Ton jener Zeit wiedergeben. Auch die einfachen Soldaten haben Spuren im Räderwerk der Geschichte hinterlassen. Anhand derer lassen sich Ereignisse des Krieges und ihre subjektive Wahrnehmung nachzeichnen. Zunächst waren es Volkskundler, die Feldpost zusammentrugen und archivierten. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts geriet sie in das Blickfeld der Forschung. Feldpostbriefe sind Zeitzeugnisse. Sie erlauben uns einen Einblick in Umstände, die viele andere Menschen in jener Zeit ähnlich erlebten. Wir lernen diejenigen kennen, die unsere Geschichte mit ihren Geschichten gestaltet haben. Feldpostbriefe haben eine eigene Faszination, stehen sie doch an einem Schnittpunkt von sehr persönlichen und privaten Erlebnissen und Erfahrungen mit weltgeschichtlichen Ereignissen.<sup>2</sup>



*Abb. 2: Sondermarke von 1944 „Feldpost im Osten“: Feldpostbeamter mit Postbeutel, im Hintergrund ein Bus der Kraftpost.*

### **Mit der „Bismarck“ auf großer Fahrt**

Karl Maier, Jahrgang 1919, vom Einet, gelernter Schlosser und Fähnleinführer, meldete sich freiwillig zur Kriegsmarine. Seine Ausbildung begann im April 1940 an der Ostsee, vermutlich auf dem ehemaligen KdF-Kreuzfahrtschiff „Wilhelm Gustloff“. Zur Schulung auf dem neuen gewaltigen Schlachtschiff „Bismarck“ wird er Anfang August in die Hansestadt Hamburg abkommandiert. Militärische oder marinetechnische Einzelheiten erfährt der Leser nicht. Aus seinen Zeilen spricht eine große Portion Stolz und Begeisterung. Er war mitverantwortlich für die riesigen Maschinen. Ein einfacher Kinzigtärer Bursche wurde in einem strengen Auswahlverfahren bei der Marine angenommen. Es gefällt ihm rundherum: die Hafenstadt mit ihren Vergnügungs- und Freizeitmöglichkeiten, das kulturelle Angebot, die Mädels, die gute Verpflegung, der großzügige Sold (bei Feindfahrt 180 RM monatlich) usw. Von seinem Überfluss schickt er Geld, Lebensmittel- und



Abb. 3: Maschinengefreiter  
Karl Maier



Abb. 4: Flotten-Kriegsabzeichen

Seifenkarten nach Hause. Seine Familie wird die Unterstützung gerne angenommen haben. Trotz des strengen Dienstes kommt er sich verwöhnt vor. Dass die Hansestadt bereits Schäden durch britische Luftangriffe hinnehmen musste, spielt er herunter. Die Matrosen brennen auf die Indienststellung des gigantischen Kriegsschiffes mit seinen 2000 Mann Besatzung. Der Maschinengefreite Maier schwärmt von bester deutscher Qualitätsarbeit und dass man endlich die gewaltigen Waffen einsetzen und zeigen will, was man drauf hat. Ende September ist es dann soweit. Die Partei hat zu einer rauschenden Verabschiedung ins „Haus der Deutschen Arbeit“ geladen. Am Tag darauf läuft die „Bismarck“ aus, Mannschaften und Offiziere sind an Oberdeck angetreten. Ganz Hamburg ist auf den Beinen, gibt Geleit, staunt und jubelt. Vorbei geht es elbabwärts an dem schönen Villenviertel Blankenese, hinaus auf den rauen Atlantik. Die Reichskriegsflagge flattert am Heck, die riesigen Maschinen heulen, der Schiffskörper vibriert, das Wasser rauscht und die Schaumwogen und Wellenberge haben ein gewaltiges Ausmaß.

Ein letztes Mal kommt der stolze Marinesoldat auf Urlaub. Es muss um die Jahreswende 1940/41 gewesen sein. Bereits auf der Rückfahrt hat er den schmackhaften Speck und die Wurst verputzt. Mit Bedauern kommentiert er den Tod des ersten Steinachters an der Westfront, wünscht aber zwei Bekannte zum Militär. Für Päckchen bedankt er sich bei seinem Arbeitgeber und der örtlichen NS-Volkswohlfahrt. Die Angehörigen erfahren in seinen letzten Briefen im März und April 1941 von Luftangriffen und dass etwas bevorstehe. Mit trüben Gedanken will der Sohn seinen Eltern das bevorstehende Osterfest nicht verderben. Aus seinen Zeilen spricht Zuversicht und Trost, wenn er den Einsatz im Atlantik erfolgreich voraussieht.

Bis zum Untergang der „Bismarck“ am 27. Mai 1941 hatte das Schlachtschiff die „Hood“ versenkt und die „King George“ beschädigt. Der Flottenchef funkte: „Schiff manövrierunfähig. Wir kämpfen bis zur letzten Granate. Es lebe der Führer!“ Karl Maier fand mit der Mehrzahl der Besatzung den Seetod, ungefähr 1000 km westlich von Brest. Posthum erhielten seine Eltern eine Urkunde und das Flotten-Kriegsabzeichen.

## Gefallen für Führer, Volk und Vaterland

Maria und Hermann Schwörer von Schwenden haben in der Zeit der langen Trennung mit 66 Briefen eine emotionale Brücke zwischen Heimat und Front aufrechterhalten. Oft wurde die Post zur besseren Kontrolle durchnummeriert. Tage und Wochen waren ihre vergilbten Briefe oft unterwegs, und wenn sie diese endlich in Händen hielten, wussten sie nicht, ob der andere noch am Leben war. Zwischen den Eheleuten lagen nicht nur Tausende von Kilometern, sondern der Wahnsinn des Zweiten Weltkrieges. Maria lebte mit den kleinen Kindern Erich und Herbert und dem kranken Schwiegervater in dem landwirtschaftlichen Anwesen in Schwenden. Ihr Ehemann, der Obergefreite Hermann Schwörer, hatte den Frankreichfeldzug hinter sich und war jetzt bei einem Baubataillon in Russland eingesetzt. Ehen in der Kriegs- und Nachkriegszeit waren dazu verdammt, Ehen für lange Zeit auf Papier zu sein. Der gemeine Soldat konnte, je nach Frontlage, bis zu 24 Monate auf Urlaub warten müssen. So wurde der postalische Austausch zur Brücke zwischen den zerrissenen Familien, zum starken Band zwischen den Eheleuten. Immer wieder bestätigten sie sich ihre Liebe zueinander, auch wenn sie durch viel Leid voneinander getrennt waren. Sie machten sich Mut und Hoffnung auf eine friedvolle Zukunft, wo sie wieder vereint sein könnten. Häufig appellierte Hermann an sein „Schätzle“, die Treue zu halten, so wie er das auch tat. Also, so ganz sicher konnten sich die Liebenden wohl nicht sein, den Partner nicht zu verlieren. Die Umstände waren wohl für beide eine starke Prüfung. Kriegsteilnehmer haben bestätigt, dass ihr starker Glaube in belastenden Situationen ihnen Kraftspender war, an der Front und in Gefangenschaft. Maria und Hermann vertrauten auf Gott und die Macht ihrer Gebete, die eben in spiritueller Weise eine weitere Verbindung zueinander schufen. Sie konnten auf einer zweiten Ebene miteinander „kommunizieren“. Und das ohne Einflüsse des Krieges. Die Briefe offenbarten Ausweglosigkeit und Ohnmacht, aber auch immer wieder Hoffnung und Sehnsucht nach den „Tagen des Glückes“ in der Heimat.

Das Medium Brief erlaubte trotz der räumlichen Trennung, dass der Mann weiter an der Erörterung von Familienangelegenheiten beteiligt blieb. Dazu muss man wissen, dass Hermann Schwörer, als er starb, schon viereinhalb Jahre im Feld gestanden hatte und seine Frau und Mutter wichtige Entscheidungen weitgehend alleine treffen musste. Landwirtschaft und



Abb. 5: Kubanschild

Familie lagen in ihrer Verantwortung. Der Ehemann und Vater war allenfalls Berater, wenn er z. B. im Januar 1944 an seinen achtjährigen Sohn Erich schrieb, er solle auf seinen jüngeren Bruder Herbert achtgeben, in der Schule lernen, der Mama folgen und mit dem Rest der Familie gut auskommen.

Waren die Briefe an die Frauen in der Familie gerichtet, dann wurden die Schrecken und die Gewalt ausgeblendet. Allenfalls Andeutungen erlaubte sich der Absender oder es wurde auf die Wehrmachtsberichte verwiesen. Die Angehörigen sollten nicht unnötig in Sorge leben müssen. Häufige Wendungen lauteten: „... bin noch gesund.“, „... sind die schweren Tage vorbei.“, „... es ist ein bitterer, ein blutiger Krieg.“, „... von allen Seiten ist man bedroht.“, „... Ihr könnt es Euch nicht vorstellen.“, „... die Gefahr steht einem vor Augen.“, „... habe schon Schweres erlebt.“, „Hier wird man reif zum Sterben.“ Der Pionier Hermann Schwörer fiel durch einen Herzschuss im Waldkampf zwischen Luga und Pleskau am 8.2.1944, nachmittags um drei Uhr.

### In Gottes Namen ...

Im Herbst 1944 wurde der Gefreite und Jungbauernführer Gustav Dold von Schwenden ein Opfer der schweren Rückzugskämpfe in Raumaskalni/Lettland im Nordabschnitt. Im Alter von 38 Jahren hinterließ er eine Familie mit zwei kleinen Kindern und eine Landwirtschaft. Zuvor sollte er das Amt des Ortsbauernführers vom Bürgermeister und Stellvertreter des Ortsgruppenleiters übernehmen. Er weigerte sich mit der Begründung, nicht Handlanger der Partei sein und bei den Bauern ständig Abgaben eintreiben zu wollen. Kurz darauf erhielt er den Stellungsbefehl.

Aus seiner Korrespondenz spricht eine tiefe Religiosität, wie überhaupt in der Endphase des Dritten Reiches die Hinwendung zu Gott zugenommen hat. Während eines Lazarettaufenthaltes im Sommer 1944 besuchte er einen Gottesdienst in Königsberg und empfing die heiligen Sakramente. Jetzt sei er wieder ruhiger und der Glaube gebe ihm Trost, ließ er seine Familie wissen. Angesichts des bevorstehenden kirchlichen Feiertages „Maria Himmelfahrt“ wolle er sich und seine Angehörigen ihrem Schutz besonders anempfehlen. Und wenige Zeilen weiter verließ Dold der Hoffnung Ausdruck, die „Himmelskönigin“ möge den Frieden auf die Welt bringen. Und wenn er in Gedanken bei seinen Kindern weile, dann stelle er sich vor, der Herrgott möge ihnen zuliebe den Vater in Urlaub fahren lassen. Gustav Dold hat seine badische Heimat nicht wieder gesehen. Kurz nach der Genesung kam ein letzter Brief, ein letztes Le-

benszeichen von der Front. In einer kurzen Schilderung erfahren wir etwas über die Lage: Angriff auf die Höhenstellungen der Partisanen. Deutlich tritt die Angst, aber auch eine Todesahnung vor dem Einsatz hervor, wenn er fortfährt: „... ich bin gefasst, komme was wolle ... sollte mein Ende bestimmt sein, dann verzagt nicht ... Ich gebe mein Leben für Euch und die Heimat.“ Er schließt mit der Bemerkung: „Mit jeder Faser meines Herzens hänge ich am Leben.“ Was müssen das für harte und blutige Gefechte gewesen sein.

Die Möglichkeit des eigenen Todes blieb ständig präsent. Man musste die Feldpostbriefe als Lebenszeichen sehen, die dem Partner zeigten, dass man zum Zeitpunkt des Schreibens noch am Leben war. Gleichzeitig war jeder Brief ein potenzieller Abschiedsbrief, da man nie wusste, wann und unter welchen Umständen einen der Tod ereilte.

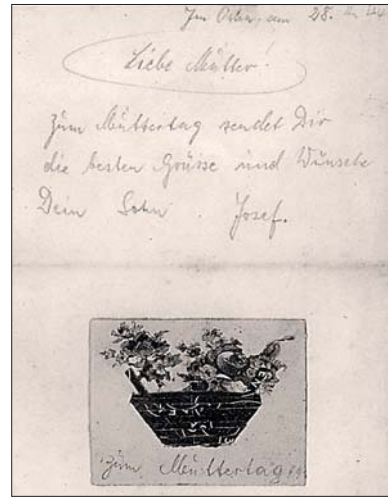


Abb. 6: Muttertagsgrüße von der Front

### Glückwünsche zum Muttertag

Der zwanzigjährige Josef Keller aus Mühlenbach, Gefreiter der Infanterie, schickte 1944 diesen selbstgebastelten Blumengruß an seine Mutter. (Das Körbchen war aus Papierstreifen geflochten und aufgeklebt. Die Blumen waren mit Buntstiften hineingemalt; s. **Abb. 6.**), Drei Monate später verlor sich seine Spur in den heftigen Rückzugskämpfen im Raum Bobriusk im Mittelabschnitt. Alle Nachforschungen der Eltern blieben erfolglos.

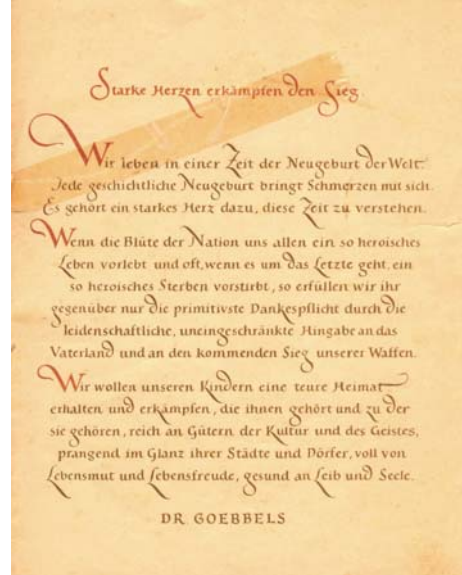
Mit den nachfolgenden Glückwünschen zum nationalen Ehrentag der Mütter (s. **Abb. 7** auf der Folgeseite) versuchte die NSDAP die Frauen, die um ihre Söhne, Männer und Väter trauerten, auf Kurs zu halten. Die Alten erzählen, dass es bisweilen heftige Szenen gab, wenn ein Parteifunktionär in Uniform solche Glückwunschadressen überbrachte.

### Von Bruder zu Bruder

Am 1. April 1942 beantwortete der Wagnermeister Willi Brucker vom Dorfbach, geboren 1910, einen Feldpostbrief seines jüngeren Bruders Franz. Willi Brucker gehörte zu einer Werfergruppe der 101. leichten Division. Die Männer lagen in einem zerschossenen Kolchos. Seine Wache war gerade zu Ende. Es war ein kalter „Sautag“. Franz Brucker war Angehöriger der 125. badisch-württembergischen Infanteriedivision. Vermut-



Abb. 7: Muttertagsgrüße der Partei



lich erreichte ihn die Nachricht im Raum Taganrog am Asowschen Meer in der Winterstellung. Bemerkenswert ist die Textstelle, wo der Absender sich ungeschminkt darüber Gedanken macht, wie das Ergebnis ausfallen würde, wenn er sich „eine Hand, einen Finger oder einen Fuß“ kontrolliert erfrieren lassen würde. Mit leichten Erfrierungen hatte er schon Erfahrung. Hätte die Zensur mitgelesen, wäre Brucker wegen Wehrkraftzersetzung vom Divisionsgericht abgeurteilt worden. In ähnlichen Fällen lautete das Urteil: Degradierung, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte für eine begrenzte Zeit und Bewährung in einem Strafbataillon. Hinter seinen Überlegungen steckte der Wunsch, dem grausamen Krieg im Osten zu entkommen. Eine Verwendung im Reich auf einem weniger gefährlichen Posten, das wäre so nach seinem Geschmack gewesen. Am Ende setzte sich dann aber die Einsicht durch, dass der Verlust einer Hand, eines Fingers oder eines Fußes den Ruin des restlichen Lebens bedeutet hätte, war er doch Handwerker. Beide Brüder kehrten nach Jahren aus russischen Lagern heim.

### Traurige Gewissheit – Heldentod im Ingermanland

Drei Monate nach dem Tod von Hermann Schwörer schilderte sein Kamerad Schreinermeister Franz Neumaier der Witwe, wie er die Umstände selbst erlebt hatte. Schwörer, Neumaier und Vogt vom Unterdorf waren bis 1943 Teil der Kaukasustruppen



Abb. 8: Zum frommen Gedenken

im selben Baubataillon. Im Februar 1944 operierten sie dagegen im Nordabschnitt. Vom 7. auf den 8. Februar wurden die drei Steinacher zur Sicherung mit 37 weiteren Pionieren bei einer anderen Einheit eingesetzt. Um vier Uhr in der Früh trafen sie auf den Feind zwischen Luga und Pleskau. Sofort begann ein wilder Waldkampf an einem Berghang. Die Deutschen hatten keine Chance, sich ein Loch zu graben. Alles war tiefgefroren. Sie drückten sich auf den Schnee. Fünf Meter neben Neumaier schied Schwörer durch einen Herzschuss still aus seinem jungen Leben. Es war nachmittags um drei Uhr, es dämmerte bereits. Eine halbe Stunde später fiel Vogt durch einen Kopfschuss. Erst drei Tage später kamen die Überlebenden aus der Einkesselung heraus und wurden abgelöst. Die Verluste waren hoch. Weder die Gefallenen noch die persönlichen Dinge konnten geborgen werden. Vielleicht war es für die Hinterbliebenen Trost zu wissen, dass ihr Hermann nicht leiden musste und eben die ganzen Umstände bekannt waren. Neumaier teilte den Schmerz mit der Witwe und Mutter und er offenbarte, dass er oft an seine toten Kameraden dachte, waren sie doch viereinhalb Jahre durch Dick und Dünn marschiert.

### Post von der Heimatfront

Wie schon in der Einleitung erwähnt, legten die Nationalsozialisten großen Wert auf die postalische Brücke zwischen der



Heimat und der Front. In Steinach kümmerten sich der Gemeinderechner W. Korhummel in der Funktion des Ortswalters der NS-Volkswohlfahrt und seine Tochter Elisabeth um die Abwicklung der staatlich erwünschten „Sozialhilfe“. Die meisten Briefe stammen aus den Kriegsjahren 1941 und 1942. Es wurden aber nicht nur Briefe hin-und hergeschickt, sondern auch Weihnachtspäckchen und Glückwunschtelegramme. Für den Inhalt in den Päckchen sorgten die Mädchen vom BDM und die NS-Frauenschaft. Es wurde gesammelt, gebacken, eingekocht, gestrickt, gebastelt und genäht. Zur Verfügung stand der neue Kochsaal neben dem Rathaus. Immer wieder wurde die Bevölkerung an ihr Spendenopfer erinnert. Die Liebesgaben aus dem Kinzigtal kamen bei den Soldaten gut an. In ihren Dankadressen brachten sie zum Ausdruck, wie sehr die Verbundenheit und das Gedenken der Heimat für sie eine Stütze sei. Und, was von ihnen an dieser Stelle sicher nicht erwartet wurde, fügten sie noch hinzu: sie wollten den Ruf des Führers abwarten und gleich, was das Schicksal bringen sollte, wollten sie sich für Volk und Vaterland bis zum Sieg einsetzen.

Die Ideologie war auf fruchtbaren Boden gefallen. Kritische Bemerkungen oder Klagen sucht man in diesen Ego-Dokumenten vergeblich. Ganz im Gegenteil: ein W. Dold, Jahrgang 1910, schrieb Anfang 1942 aus dem Süden von Russland: „... Der Kampf, den wir heute führen, steht einzig da in der Geschichte. ... wo ein Sieg den anderen ablöst, jeder ist vom besten Soldaten der Welt erfochten ... der deutsche Soldat hat ihnen, [den] Nachkommen, die Freiheit erkämpft und somit den Platz unter der Sonne gesichert ... Der Krieg wurde uns ja aufgezwungen ... Am 22. Juni 41 begann ein Kampf zwischen zwei Weltanschauungen, zwischen Sozialismus und Bolschewismus, die immer Todfeinde waren. Wehe wenn diese Banden in Deutschland eingefallen wären. Doch es ist der russischen Dampfwalze nicht gelungen, Deutschland niederzuwalzen, ...“ In diesem Stil geht es weiter und dann singt der Verfasser noch ein Hohelied auf die weinselige Besatzungszeit in Frankreich. Obgleich die militärische Lage 1942 im Osten alles andere als rosig war, kamen folgende Stimmen von dort: „... ein baldiger Endsieg ist nicht unbegründet ... unter den Kameraden herrscht ein grenzenloses Vertrauen in den Führer ...“ „... Wäre uns der Wettergott freundlicher gesinnt gewesen in den letzten anderthalb Monaten, wäre der Feldzug bestimmt schon beendet.“ „... Bei Stalingrad bebt es ... gewaltig, aber auch hier werden wir siegen, denn wir müssen. Wenn Stalingrad in unserer Hand ist, hat der Russe endgültig verspielt.“

„Wenn einmal die Glocken Großdeutschlands den Sieg verkünden, dann sind wir Soldaten nicht mehr lange der Heimat fern.“ „... dass es uns gelingt im Süden vor Einbruch des Winters fertig zu werden ...“ In dieser Phase des Krieges haben selbst wenige hohe Offiziere das Scheitern des Ostfeldzuges erkannt und auch zur Sprache gebracht. Der einfache Soldat konnte den Einblick in die militärische Gesamtlage nicht haben bzw. die Propaganda hat ihn fehlgeleitet.

### Klatsch und Tratsch

Offensichtlich waren die Befindlichkeiten des Steinacher Ortsgruppenleiters, Bürgermeister-Stellvertreters und Sanitäts-Unteroftiziers Josef Moser von gesteigertem Interesse. Bis in die Schützengräben in der Sowjetunion hatte es sich herumgesprochen, dass er sich häufig auf Urlaub befand, während der gemeine Landser, trotz hartem Fronteinsatz, bis zu vierundzwanzig Monate auf den Urlaubsschein warten musste. Aus den Presseberichten des Kinzigtäler Anzeigers kann man erkennen, dass er ab Mitte 1941 bei Veranstaltungen der Partei kaum noch in Erscheinung tritt. Mit Missgunst und Hämie wurde Mosers Stellung als Leiter der Abteilung „Elektrische-Medizin-Massage-Heilgymnastik“ im Standortlazarett Tübingen kommentiert. Dort war er unersetzlich und daher unabhkömmlich für die Front. Im Dritten Reich war es kein Einzelfall, dass sich Funktionsträger mithilfe der Partei aus der Schusslinie brachten und noch ihrem Beruf nachgehen konnten.

Ins Gespräch brachten sich auch Soldatenfrauen, deren wirtschaftliche Situation sich verschlechterte, weil ihre Männer im Felde standen. Sie beschwerten sich dann lautstark bei den Angestellten auf dem Rathaus, was ein Briefschreiber so kommentierte: „... den Russenweibern haben wir mehr Respekt beigebracht.“ Tatsächlich ist es belegt, dass Zahlungen, die für eine Soldatenfrau und Mutter bestimmt waren, auf dem Amt unterschlagen wurden. Gelegentlich wurde der Gemeinderechner bei der Berechnung der Unterstützung für die Ehefrauen um Hilfe gebeten. „Denn wenn man als Soldat seine Pflicht tut, dann sollte man auch als Mensch behandelt werden“, begründete das ein Bittsteller.

Neuigkeiten über Steinacher Wehrmachtsangehörige waren ein wichtiges Thema: Wer hatte wen wo getroffen, von wem gab es Feldpost, wer hatte das Glück auf Urlaub zu sein, wer war gerade im Lazarett oder welche Kameraden sind heil aus einem Gefecht herausgekommen. Es war nicht ungewöhnlich, wenn

ein paar Männer aus dem gleichen Dorf in demselben Großverband dienten. In der 25. Infanteriedivision waren zeitweise sechs Steinacher. Das musste aber nicht heißen, dass sie auch aufeinander getroffen sind. Einen tragischen Fall schilderte der Sanitäts-Feldwebel E. Baumann aus dem Mittelabschnitt: Vom 26. auf den 27. Januar 1942 ging K. Gut, der damalige Adlerwirt, verloren. Vermutlich ist er in einem heftigen Schneesturm bei  $-35^{\circ}\text{C}$  erfroren und vom Schnee zugedeckt worden. Er konnte nicht wieder gefunden werden. In jener Nacht hat sich Baumann mit einem Nordracher durchgeschlagen und durchgehungert. Ende des Krieges blieb er im Raum München vermisst. Kaum glaubhaft erscheint, was er an anderer Stelle erzählt haben soll: Über Weihnachten 1941 hätte er Heimaturlaub haben können, was er ablehnte und was in seiner Umgebung ungläubiges Staunen verursachte. Er habe sich in den Kopf gesetzt, so lange in Russland zu bleiben, bis der Feind endgültig geschlagen sei oder als Soldat zu sterben, aber niemals in die Hände der sibirischen Mordbanditen zu fallen, was gleichfalls Tod bedeutete. Zeitzeugen bestätigen, dass SA-Mann E. Baumann ein überzeugter Nationalsozialist war.

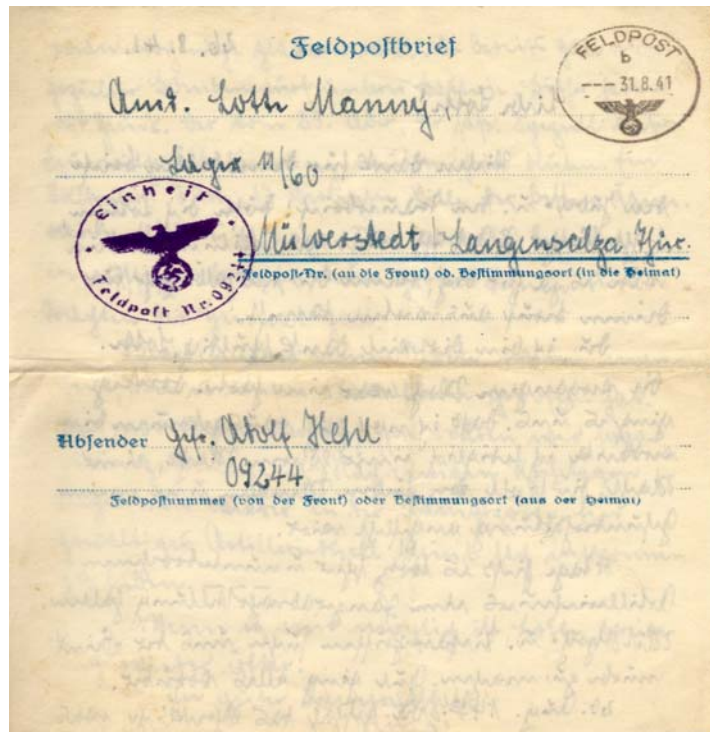


Abb. 9: Feldpostbrief

## Das gewaltsame Ende einer Liebesbeziehung

Aus den letzten Wochen des Krieges sind wenige Briefe erhalten geblieben, die eine junge Frau aus dem Kreis Calw an den Steinacher Stabsgefreiten B. Obert richtete. Er befand sich zu der Zeit mit der 25. ID in Abwehrkämpfen im Großraum der Reichshauptstadt. Noch kurz vor Kriegsende wurde die Geliebte ein Opfer militärischer Handlungen. Der Krieg war also auch schon im Nordschwarzwald angekommen, wenn sie schreibt, in ihrem Geschäft würden Spenden für einen großzügigen Verkauf an Fliegergeschädigte hergerichtet. Der Opfergeist der Menschen war groß. Da hätten sie es noch gut, gemessen an anderen Familien, maßregelte sie ihre Mutter, wenn die mal wieder über den Kriegsalltag jammerte. An anderer Stelle beklagte die Absenderin den Verlust ihrer beider schönsten Jugendjahre und dass ihre gegenseitige Sehnsucht keine Linderung finden könne. Worte des Trostes wurden gleich hinterhergeschickt.

## Anmerkungen

- 1 [http://de.wikipedia.org/wiki/ Deutsche\\_Feldpost\\_im\\_Zweiten\\_Weltkrieg](http://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Feldpost_im_Zweiten_Weltkrieg)
- 2 [www.feldpost – archiv.de](http://www.feldpost-archiv.de)

## Quellen

- de.wikipedia.org/wiki/Kubanschild/Flotten-Kriegsabzeichen  
Gabriele Zander (Hrsg.), *Meine Seele sucht Dich, Liebesbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg zwischen Heimat und Ostfront*, Aquensis Verlag, Baden-Baden, 2010  
Jens Ebert (Hrsg.), *Feldpostbriefe aus Stalingrad, November 1942 bis Januar 1943*, Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 2009  
Clemens Schwender, *Liebesdiskurse in Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg*, Feldpost Werkstatt, 2000  
Anzeiger vom Kinzigtal, Jahrgänge 1933–1945, Stadtarchiv Haslach i./K. (StA)  
Gemeinderatsprotokolle 3.4.32–26.9.35, C VIII, Gemeindearchiv Steinach (GAS)  
Dokumente, Fotos, militärische Auszeichnungen aus Privatbesitz: Egon Maier (Einert), Erich Schwörer (Schwenden)  
Korrespondenz aus Privatbesitz: Hildegard Brucker (Welschensteinacherstraße), Gustav Dold (Schwenden), Hermann Keller (Kirchgrün), Egon Maier (Einert), Bernhard Obert (Unterdorf), Erich Schwörer (Schwenden), Margarete Sum (Welschensteinacherstraße)

## Abkürzungen

- OKH = Oberkommando des Heeres  
NSV = National Sozialistische Volkswohlfahrt  
KdF = Kraft durch Freude  
RM = Reichsmark

NSDAP = National Sozialistische Deutsche Arbeiter Partei  
BDM = Bund Deutscher Mädchen  
ID = Infanterie Division

### **Erläuterungen**

Der **Kubanschild** war ein Kampfabzeichen der Wehrmacht. Er wurde von A. Hitler gestiftet und an die Soldaten verliehen, die an den Kämpfen am Kubanbrückenkopf im Zeitraum 1.2. bis 9.10.1943 zu Lande, in der Luft oder zu Wasser beteiligt waren.

Das **Flotten-Kriegsabzeichen** wurde vom Oberbefehlshaber der Kriegsmarine gestiftet. Es konnte an alle Besatzungsmitglieder, einschließlich der im Kampf gefallenen oder verstorbenen Soldaten der eingesetzten Schlachtschiffe und Kreuzer verliehen werden.

## Die Gemeinde Nordrach und das Lebensbornheim „Schwarzwald“<sup>1</sup>

*Dorothee Neumaier*

### Der Lebensborn e. V.

Im Dezember 1935 gründete Heinrich Himmler den Lebensborn e. V., dessen Zielsetzung auf NS-rassenideologischen und bevölkerungspolitischen Faktoren basierte. Mit dem Status eines eingetragenen Vereines, organisatorisch in die SS eingegliedert, konnte der Lebensborn damit als juristische Person Eigentümer von Grundstücken, Häusern und anderen Besitztümern werden. Entsprechend der Satzung wurden Zweck und Organisation dahingehend festgelegt, „rassisch und erbbiologisch wertvolle, werdende Mütter“<sup>2</sup> zu betreuen und für ihre Kinder zu sorgen. Diese Unterstützung galt, obwohl die Heime auch verheirateten Frauen offenstanden, insbesondere ledigen Müttern, um so die Zahl der Abtreibungen zu reduzieren und die Geburtenrate zu erhöhen. Im Rahmen der Antrags- und Aufnahmeformalitäten erfolgte eine umfangreiche Überprüfung der „rassischen und erbbiologischen“ Faktoren. Mittels ärztlicher Atteste und Formulare musste belegt werden, dass Mutter und Vater den Auslekriterien der SS entsprachen. Da uneheliche Schwangerschaften seinerzeit noch in hohem Maße stigmatisiert wurden, richtete man für die Lebensbornheime eigene, geheime Standes- und Meldeämter ein. Gleichzeitig übernahm der Lebensborn für alle ledigen Kinder die gesetzliche Vormundschaft, womit die staatlichen Jugendämter ausgeschaltet wurden. Ebenso setzte der Verein Vaterschafts Anerkennungen juristisch durch und machte im Namen der Kindesmutter Unterhaltsansprüche geltend. Sofern nötig, war der Lebensborn nach der Entbindung auch bei einer Wohnungs- oder Arbeitsplatzsuche behilflich. Mütter, die ihre Kinder nicht mit nach Hause nehmen konnten, hatten die Möglichkeit, die Säuglinge zunächst entweder noch einige Monate im Entbindungsheim zurückzulassen oder später in lebensborneigenen Kinderheimen unterzubringen. Die vermeintliche Fürsorge beschränkte sich jedoch nur auf gesunde Kinder. Körperlich oder geistig behinderten Kindern, die trotz dieser vermeintlichen biologischen Auslese geboren wurden, entzog der Lebensborn unmittelbar seine Vormundschaft. Schwerbehinderte Säuglinge wurden in sogenannte Kinderfachabteilungen über-

wiesen, wo sie, von der NS-Rassenideologie als „unwertes Leben“ klassifiziert, getötet wurden.<sup>3</sup>

Während seines zehnjährigen Bestehens betrieb der Lebensborn, auch in den „angegliederten“ und besetzten Gebieten, insgesamt 24 Einrichtungen, welche allerdings nicht alle bis 1945 geführt wurden. Ab 1942 wirkte er auch an sogenannten Eindeutschungsmaßnahmen in den besetzten Gebieten Osteuropas mit.<sup>4</sup> In den folgenden Jahren wurden mehrere tausend Kinder, welche entsprechend der nationalsozialistischen Rassenlehre als „Gewinn“ galten, aus Polen, der Tschechoslowakei und Jugoslawien verschleppt. In Kinderheimen des Lebensborn wurden sie ihrer Identität beraubt, mit einem neuen Namen gewaltsam „eingedeutscht“, um als angeblich deutsche (Halb-)Waisen an Pflegefamilien vermittelt zu werden.

### **Beschlagnahmung, Einrichtungsarbeiten und formale Vorbereitungen**

Am 29. September 1942 wurde das jüdische Rothschild-Sanatorium in Nordrach, eine Heilstätte für lungenkranke Frauen, aufgelöst und die letzten neun Angestellten und 18 Patientinnen deportiert.<sup>5</sup> Dr. Gregor Ebner, ärztlicher Leiter des Lebensborn e. V., hatte zwei Tage zuvor per Fernschreiben dem Höheren SS- und Polizeiführer „Südwest“, Kurt Kaul, seine Ankunft in Straßburg angekündigt.<sup>6</sup> Da Heinrich Himmler, Reichsführer der SS und Chef der Deutschen Polizei, Kaul gegenüber seinen Wunsch geäußert hatte, im Südwesten solle ein Lebensbornheim eröffnet werden, hatte Kaul den Lebensborn bereits im Vorfeld auf die Heilanstalt aufmerksam gemacht.<sup>7</sup> Noch am Tag der Deportation besichtigten Kaul und Ebner die Lungenheilstätte.<sup>8</sup> Von Nordrach reisten sie nach Stuttgart zu Kauls Dienstsitz, um am 30. September alles Weitere zu besprechen. Da befürchtet wurde, dass der badische Reichsstatthalter Robert Wagner das Anwesen für die Unterbringung von Fliegergeschädigten beanspruchen könnte, wurden in der Zentrale des Lebensborn nun schnellstmöglich alle Vorbereitungen für eine Übernahme und Inbetriebnahme des Nordrachener Gebäudes getroffen. Am 1. Oktober 1942 wurde der Reichsvereinigung der Juden, in die das Sanatorium 1939 zwangsweise eingegliedert worden war und die der Kontrolle des Reichssicherheitshauptamtes der SS unterstand, telegrafisch mitgeteilt, dass die Lungenheilstätte Nordrach auf Weisung des Höheren SS- und Polizeiführers für den Verein Lebensborn sichergestellt werde.<sup>9</sup> Am 2. Oktober erfolgte die Heimübernahme durch einen SS-Unterscharführer und eine Oberschwester aus dem Lebensbornheim

„Harz“ in Wernigerode.<sup>10</sup> Da Ebner ab dem 6. Oktober seinen Urlaub in Nordrach verbrachte, um das Heim ärztlich einzurichten, benötigte er personelle Unterstützung und beorderte dazu eine Schwester aus einem anderen Heim.<sup>11</sup> Die Anwesenheit weiterer Personen, welche für die Einrichtungsarbeiten herangezogen wurden, lässt sich nur teilweise rekonstruieren und muss als lückenhaft belegbar angesehen werden, da das Fremdenbuch der Gemeinde Nordrach zum einen sowohl höhere SS-Funktionäre wie Ebner und Pfaffenberger, zum anderen Personen, welche in Nordrach nur kurzfristig wohnhaft waren, nicht erfasste. Am 7. Oktober reiste Schwester Lisa mit ihrem Kind aus dem Heim „Harz“ an, zwei Tage später traf Pflichtjahrmädel Viktoria aus München ein.<sup>12</sup> Die Personaldecke wurde durch das Eintreffen des Hausmädchens Maria am 19. Oktober verstärkt. Ende Oktober traf Frau Lieselotte mit ihrem im Heim „Hochland“ geborenen Kind ein.<sup>13</sup> Wahrscheinlich war sie im Heim „Schwarzwald“ angestellt, da ihr Wegzug erst Anfang April 1943 erfolgte.<sup>14</sup> Ebner, der gemeinsam mit seiner Frau angereist war, blieb bis zum 19. Oktober in Nordrach.<sup>15</sup> Da seine Frau im Heim mitverpflegt wurde und Ebner dafür einen Tagesatz von 3,50 Reichsmark in die Heimkasse einbezahlte, kann davon ausgegangen werden, dass die Köchin Helene Oehler, wohnhaft in Nordrach, ebenso wie die Saaltochter Elsa bereits für Oktober 1942 vom Lebensborn eingestellt wurden.<sup>16</sup> Der Nordrachter Josef Schwarz, zuvor rund 15 Jahre Hausmeister im Rothschild-Sanatorium,<sup>17</sup> erhielt seine Anstellung als Hausmeister und Gärtner wahrscheinlich ebenfalls ab Oktober.

Die Sekretärin Elsbeth (Else) Buschmann vom SS-Abschnitt XXXXV in Straßburg wurde mit dem Kauf der Einrichtungsgegenstände betraut.<sup>18</sup> Buschmann war prädestiniert für diese Aufgabe, denn sie kannte sich mit sämtlichen Bereichen des Lebensborn e.V. aus. Zum einen hatte sie selbst 1939 im Heim „Hochland“ in Steinhöring entbunden,<sup>19</sup> zum anderen war sie in zwei Lebensbornheimen als Sekretärin und im Amt für Vormundschaften des Lebensborn tätig gewesen.<sup>20</sup> Unterstützung erhielt Buschmann von einer Mitarbeiterin des Lebensborn, mit der sie vor Ort ärztliche Formblätter und weitere Unterlagen sortierte und Fehlendes, wie das polizeiliche Meldebuch und die Standesamtsbücher, in der Zentrale in München anforderte.<sup>21</sup>

### Die Eröffnung des Heimes „Schwarzwald“

Da für die geplante Eröffnung am 1. November 1942 weder ein Heimarzt noch ein Heimleiter benannt war, beauftragte die Zentrale ihren Mitarbeiter Alfred Wehner mit den weite-



ren Vorbereitungen und schickte ihn nach Nordrach, wo er sich bis mindestens Ende November 1942 aufhielt.<sup>22</sup> Eine Beauftragte der Zentrale, welche von Ebner zu Kurzzwecken nach Nordrach geschickt worden war, arbeitete Wehner zu.<sup>23</sup> Das Fehlen des medizinischen Personals sowie der formellen Dokumente und Formblätter belegt die überstürzte Eröffnung des Heimes. Der zukünftige Heimarzt und -leiter Dr. August Hagemeier traf selbst erst am 8. November in Nordrach ein.<sup>24</sup> Die Geburt des ersten Kindes einen Tag zuvor musste deshalb von einem auswärtigen Arzt und einer örtlichen, sehr betagten Hebamme begleitet werden. Mit Wirkung vom 9. November 1942 wurden Hagemeier als Leiter und Standesbeamter des Heimes „Schwarzwald“ sowie der rumäniendeutsche SS-Mann Kurt Engber als sein Standesbeamtenstellvertreter bestimmt.<sup>25</sup>

Um die Geburten im Geheimen beurkunden zu können, wurde für jedes Lebensbornheim ein eigenes Standesamt errichtet. Als Abgrenzung von dem bestehenden Standesamtsbezirk erhielten die Standesamtsbezirke des Lebensborn die römische Ziffer II als Zusatz hinter dem jeweiligen Ortsnamen. Die Einrichtung eines eigenen Standesamtes wurde für das Heim „Schwarzwald“ verzögert in die Wege geleitet – was sicherlich dem Umstand geschuldet war, dass lange unklar war, wer die Stelle als Arzt und Heimleiter übernehmen würde – und nahm mehrere Monate in Anspruch. Zudem konnte die Bestellung von Engber als Standesbeamtenstellvertreter nicht erfolgen, da dieser als rumänischer Staatsangehöriger kein Reichsdeutscher war und demzufolge nicht als deutscher Standesbeamter fungieren konnte. Somit wurde zunächst nur Hagemeier als Standesbeamter eingesetzt. Ein neuer Stellvertreter wurde vonseiten des Lebensborn nicht benannt, denn darüber wurde in der Zentrale noch beratschlagt.<sup>26</sup> Dringlich wurde diese Entscheidung erst mit Hagemeiers Versetzung, der am 12. Februar 1943 rückwirkend zum 1. November 1942 als Standesbeamter bestellt worden war,<sup>27</sup> nach Wernigerode am 27. Februar 1943. Am 16. März wandte sich Schulz vom Amt L des Lebensborn an den Nordrachter Bürgermeister Ludwig Spitzmüller und veranlasste ihn, im Einvernehmen mit dem Reichsminister des Inneren, Hagemeier mit Wirkung vom 27. Februar als Standesbeamter zu entlassen und an seine Stelle als Standesbeamtenstellvertreterin mit Wirkung vom 28. Februar 1943 NS-Oberschwester Gerda Kniebe zu bestellen.<sup>28</sup>

Am 29. März 1943 wurde in Nordrach über die Abgrenzung des Standesamtsbezirks Nordrach II gegenüber dem Standesamtsbezirk Nordrach I verhandelt.<sup>29</sup> Als Vertreter des

Bürgermeisters war Ratsschreiber Gissler, vonseiten des Vereins Lebensborn e.V. der Jurist Erich Schulz sowie Landrat Dr. Ludwig Wagner zugegen. Hierbei wurde festgelegt, dass alle vom Verein Lebensborn auf der Gemarkung Nordrach gekauften Grundstücke Lgb. Nr. 24 und 24/I, mit Ausnahme des Hausmeisterhauses am nördlichen Eck des Grundstücks, Lgb. Nr. 24, zum Standesamtsbezirk II gehören sollten. Das zuständige Vermessungsamt hatte die genaue Grenze des neuen Standesamtsbezirks Nordrach II in einem von der Gemeinde Nordrach zur Verfügung gestellten Plan der Gemarkung Nordrach einzuzeichnen. Die Ergebnisse dieser Verhandlung wurden auf Weisung des Innenministers im Ministerialblatt veröffentlicht.<sup>30</sup>

Gemäß einem Erlass Hitlers vom 19. Mai 1943<sup>31</sup> erwarben deutschstämmige Ausländer durch Angehörigkeit oder auch Einstellung in der deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, der deutschen Polizei oder in der Organisation Todt die deutsche Staatsangehörigkeit mit Verkündung des Erlasses oder mit dem Tag ihrer Einstellung. Da Engber am 13. April 1942 in die Waffen-SS eingetreten war,<sup>32</sup> hatte er die deutsche Staatsbürgerschaft erworben und konnte infolgedessen nun auch als deutscher Beamter bestellt werden. Am 7. Februar 1944 vollzog Spitzmüller die Bestellung Engbers zum Standesbeamten und informierte am gleichen Tag das Amt L des Lebensborn sowie Landrat Wagner.<sup>33</sup>

Infolge der ärztlichen und verwaltungstechnischen Erfordernisse erhöhte sich der Personalschlüssel in den Wochen nach der Eröffnung kontinuierlich. Innerhalb des Novembers reisten die Beschließerin und Wirtschaftsführerin Marianne mit ihrer Tochter sowie Sekretärin Adolfine Adler, ebenfalls mit ihrer Tochter, an. Die Oberschwester Gerda Kniebe trat am 1. Dezember 1942 in das Angestelltenverhältnis mit dem Heim „Schwarzwald“. Mit dem Eintreffen der Schwester Anna unterstanden der Oberschwester nunmehr fünf Schwestern. Anna Linnartz, Mutter eines Sohnes, den sie nach Nordrach mitbrachte, wurde am 28. Februar 1943 als feste Heimhebamme eingestellt.<sup>34</sup>

Die Einrichtungsarbeiten waren auch nach der Eröffnung noch nicht abgeschlossen, da sie aufgrund des Arbeitskräftemangels nur sehr langsam fortschritten.<sup>35</sup> Zugleich wurden hinsichtlich der Verteilung der Räume des Heimes Änderungen getroffen.<sup>36</sup> Das Standesamt sollte in das vorgesehene Bestrahlungszimmer und ein Mütterzimmer in das Sprechzimmer der Oberschwester umgewandelt werden. Die Einrichtungsarbeiten zogen sich dermaßen in die Länge, dass Hage-

meier Anfang Dezember Ebner dringend bat, für die nächste Zeit keine Mütter mehr nach Nordrach zu schicken.<sup>37</sup> Der Speisesaal sollte frühestens zu Weihnachten fertiggestellt werden können. Als Ausweichlösung benutzte man den Aufenthaltsraum, der viel zu klein war, als Speisesaal. Die Säuglingsstation war auch noch nicht renoviert und eingerichtet, deshalb mussten einige Zimmer der Wochenstation als Säuglingszimmer benutzt werden. Im Zuge dessen bat Hagemeyer, die bereits angemeldeten Mütter in einem anderen Heim unterzubringen. Wie ein handschriftlicher Vermerk auf dem Dokument zeigt, konnte dieses Anliegen aber nicht erfüllt werden, obwohl weniger Aufnahmegenehmigungen in der Zentrale vorlagen.

Im Januar 1943 erbat Hagemeyer die Genehmigung, die Entbindungsstation zusammen mit der Wochenstation in den vierten Stock<sup>38</sup> zu verlegen.<sup>39</sup> Der Kreißsaal wurde in das ursprünglich für die Vorschülerinnen vorgesehene Zimmer gelegt. Dieses Zimmer war während der Sanatoriumszeit als Operationssaal geplant, sodass die Anlage eines großen Fensters sowie Wasserleitungen bereits vorhanden waren. Der bisherige Kreißsaal sollte gegebenenfalls für die Hebamme als Wohnzimmer eingerichtet werden. Trotz der Bauschwierigkeiten während des Krieges wurde dem Antrag am 1. Februar 1943 stattgegeben.<sup>40</sup> Die Umbaumaßnahmen zogen sich fast vier Monate hin. Mitte Mai fehlte im Kreißsaal nur noch die Beleuchtung, welche aus dem Heim „Taunus“ erwartet wurde.<sup>41</sup> Der Speiseraum war noch nicht ganz fertig, wurde aber zu diesem Zeitpunkt bereits benutzt, und im Tagesraum arbeiteten noch die Handwerker. Die Änderungsmaßnahmen umfassten auch den Park des Heimes: Dort sollten noch Bäume gefällt werden, was aber aufgrund des Arbeitskräftemangels aufgeschoben wurde. Wie Verwalter Engber jedoch versicherte, sollten auch diese Arbeiten in den nächsten Wochen durchgeführt werden. Die noch fehlenden Einrichtungsgegenstände und weiteres ärztliches Inventar wurden nach und nach geliefert sowie vorhandenes Mobiliar, wie beispielsweise der Tisch in der Milchküche,<sup>42</sup> ausgetauscht. Die Fertigstellung des Tagesraumes konnte jedoch erst im November 1943 erfolgen, als der Höhere SS- und Polizeiführer Südwest, zu diesem Zeitpunkt Otto Hofmann, einen Schreiner sowie Möbel zur Verfügung stellte.<sup>43</sup> Seit der Eröffnung des Heimes war über ein Jahr vergangen, bis das Heim „Schwarzwald“ hinsichtlich der ärztlichen Einrichtung den Vorstellungen des Lebensborn entsprach.

## Ärzte und Ärztinnen

Nachdem Hagemeyer Ende Februar 1943 in das Heim „Harz“ versetzt worden war, war das Heim „Schwarzwald“ bis zum Eintreffen des norwegischen Arztes Dr. Magne Mortensson-Egnund, Angehöriger der norwegischen Waffen-SS-Freiwilligen-Legion,<sup>44</sup> am 13. März 1943 ohne Arzt und Heimleiter. Mortensson-Egnund, vom SS-Sanitätsamt versetzt, hatte keinerlei Interesse, im deutschen Reichsgebiet tätig zu sein, sondern strengte seine Versetzung zurück nach Norwegen an.<sup>45</sup> Darüber hinaus ist anzunehmen, dass er während seiner Zeit in Nordrach infolge seines Alkoholproblems<sup>46</sup> unangenehm auffiel, denn Ebner erwähnte in einem Bericht an Max Sollmann, Vorstand des Lebensborn e. V., die „Entgleisungen des Dr. Mortensen [sic]“<sup>47</sup> hätten wohl nur dank der Oberschwester „nicht weitere Kreise gezogen“<sup>48</sup>. Vor diesem Hintergrund scheinen Zweifel hinsichtlich der ärztlichen Kompetenzen Mortensson-Egnunds berechtigt. Mit Wirkung vom 1. Mai wurde er vom Lebensborn e. V. München zum Höheren SS- und Polizeiführer „Nord“ versetzt.<sup>49</sup>

Um die medizinische Versorgung der Mütter und Kinder wenigstens zeitweise zu gewährleisten, wurde der Zeller Arzt Dr. Anton Bräutigam als Bereitschaftsarzt im Heim „Schwarzwald“ angestellt.<sup>50</sup> Bräutigam erwarb sich, vermutlich auch aufgrund seiner langjährigen ärztlichen Erfahrung, als versierter Geburtshelfer die Anerkennung Ebners, der 1944 ein Dankschreiben an Bräutigam persönlich richtete.<sup>51</sup> Allzu häufig dürfte Bräutigam das Heim jedoch nicht aufgesucht haben, denn er war im Umkreis kriegsbedingt einer der wenigen noch praktizierenden Mediziner. Eine Nordracher Schwesternschülerin bestätigte diese Vermutung: „Aber er war nur ganz selten bei uns oben, denn er hatte selbst viel Arbeit – er war auch nicht mehr so jung.“<sup>52</sup>

Am 19. Mai 1943 trat der dänische Waffen-SS-Freiwillige<sup>53</sup> Dr. Kai Bissing in den Dienst des Heimes „Schwarzwald“.<sup>54</sup> Doch Bissing hatte weder Interesse außerhalb Dänemarks noch für den Lebensborn tätig zu sein.<sup>55</sup> Da im November 1943 im belgischen Lebensbornheim „Ardennen“ sowohl ein Arzt als auch eine Hebamme fehlten und das Heim „Schwarzwald“ nur gering belegt war, versetzte Ebner Bissing am 9. November.<sup>56</sup>

Zusätzlich zu einem festen Heimarzt sollte jedes Lebensbornheim über einen ärztlichen Fachberater verfügen. Die Nähe der Reichsuniversität Straßburg zur SS sowie die Tatsache, dass in der näheren Umgebung von Nordrach keine Kliniken mit renommierten Pädiatern lagen, dürfte ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass der Lebensborn e. V. auf die Kinderkli-

nik der Medizinischen Fakultät der Reichsuniversität aufmerksam wurde. Im Mai 1943 kontaktierte Ebner den Direktor der Kinderklinik der Reichsuniversität Straßburg, Prof. Dr. Kurt Hofmeier, mit der Bitte, die Kinderstation des Heimes „Schwarzwald“ in regelmäßigen Abständen durch einen Assistenten überwachen zu lassen.<sup>57</sup> Nachdem Hofmeier und sein Oberarzt Prof. Dr. Wolfgang Kiehl das Heim „Schwarzwald“ in der Pfingstwoche besichtigt hatten,<sup>58</sup> wurde Kiehl als ärztlicher Fachberater des Lebensborn e.V. eingestellt. Zunächst waren Visiten in Abständen von sechs bis acht Wochen vorgesehen. Aus einem späteren Dokument geht jedoch hervor, dass Kiehl alle vier Wochen das Heim kinderärztlich überwachte.<sup>59</sup> Pro Besuch erhielt er 50 Reichsmark, zudem erstattete der Lebensborn die Fahrtkosten. Der Höhere SS- und Polizeiführer Hofmann ließ Kiehl den Privatwagen wieder zu, damit er diesen für seine regelmäßigen ärztlichen Visiten in Nordrach nutzen konnte und nicht mit dem Zug anreisen musste.<sup>60</sup>

Kiehls Verbleib nach seiner Flucht aus Straßburg bleibt unklar. Nachdem Hofmeier am Morgen des 23. Novembers 1944 feststellte, dass die Amerikaner in den Vorstädten von Straßburg standen, verabschiedete er sich in der Klinik und nahm in seinem Wagen seine Sekretärin, die Oberin der Kinderklinik sowie einen Professor der Reichsuniversität mit und passierte am Vormittag die Rheinbrücke in Kehl.<sup>61</sup> Kiehl hingegen lehnte die Mitfahrt ab und flüchtete mit dem Fahrrad. In einem späteren Lebenslauf für die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, wo er 1953 einen Lehrauftrag erhielt, gab Kiehl an, nach der Räumung Straßburgs Ende 1944 im Februar 1945 als Kinderarzt in Wernigerode notdienstverpflichtet worden zu sein.<sup>62</sup> Demnach lassen sich über Kiehls Aufenthaltsort und seine Tätigkeit im Zeitraum vom 23. November 1944 bis Ende Februar 1945 nur Mutmaßungen anstellen. Es wäre durchaus denkbar, dass Kiehl zunächst das Heim „Schwarzwald“ aufsuchte – galt es doch als sicherer Ort im Schwarzwald, noch weit genug weg von der näherrückenden Front, zumal Kiehl bei einer Flucht mit dem Fahrrad eigene Pläne gehabt haben muss, sonst wäre er mit Hofmeier mitgefahren. Zudem berichtete eine Säuglingsschwester in ihrem Spruchkammerverfahren von einem Oberarzt, der Anfang 1945 im Heim „Schwarzwald“ anwesend und für Personalfragen zuständig gewesen sein soll.<sup>63</sup>

Da neben dem Bereitschaftsarzt Bräutigam und dem ärztlichen Fachberater Kiehl ein eigener Heimarzt für die medizinische Betreuung unerlässlich war, wurde Dr. Elisabeth Brake, die

1940 als Mutter und Ärztin im Heim „Friesland“ gewesen war,<sup>64</sup> von der Zentrale in das Heim „Schwarzwald“ geschickt, um dort vertretungsweise die vakante Arztstelle zu besetzen. Ihre Ankunft samt Sohn in Nordrach Anfang Dezember lässt sich jedoch nicht auf den Tag genau belegen. In seinem Aktenvermerk vom 18. Dezember 1943 hielt Ebner fest, dass Brake seit 14 Tagen im Heim arbeitete.<sup>65</sup> Ihre Abreise – mit einem Schwarzwälder Tannenbaum im Gepäck – erfolgte zwischen dem 21. und dem 23. Dezember, denn das Weihnachtsfest verbrachte die Ärztin bei ihren Eltern in Kassel.<sup>66</sup>

Die Position des Arztes und Heimleiters wurde rund zehn Wochen nach Bissings Ausscheiden neu besetzt. Dr. Eberhard Brandenburg, 1943 als Luftwaffenreservestabsarzt der Waffen-SS zwangsüberstellt,<sup>67</sup> wurde am 1. Januar 1944 als Arzt dem Lebensborn zur Verfügung gestellt.<sup>68</sup> Nachdem seine ärztliche Einweisung im Heim „Hochland“ erfolgt war, schickte man Brandenburg nach Nordrach, wo er etwa drei Monate lang tätig war. Seine Ehefrau zog mit dem gemeinsamen Sohn ebenfalls nach Nordrach. Sie wohnten während dieser Zeit in einem Nordrachener Gasthaus – vermutlich im Gasthaus „Zur Post“.<sup>69</sup> Während seiner Zeit in Nordrach kam Brandenburg des Öfteren mit dem Nordrachener Holzhändler Wilhelm Spitzmüller II<sup>70</sup> vom Gaberhansenhof zusammen.<sup>71</sup> In seinem Beisein äußerte sich Brandenburg ebenso regimekritisch wie nach seiner Versetzung im Mai 1944 im Heim „Harz“ gegenüber den Müttern und Angestellten in Wernigerode. Die dortige Oberschwester Luise Wimmer denunzierte Brandenburg schließlich mehrfach wegen staatsfeindlicher Propaganda, defätistischer Äußerungen und Verächtlichmachung der Organisation Lebensborn in der Zentrale.<sup>72</sup> Am 9. November 1944 wurde er von der Gestapo Celle verhaftet und blieb bis Kriegsende interniert. Auf Weisung des SS- und Polizeigerichts Braunschweig saß er ab dem 9. November 1944 im Gefängnis in Braunschweig in Untersuchungshaft; seine Überführung in die Offiziershaftanstalt Querum erfolgte am 10. Januar 1945.<sup>73</sup>

Mit Brandenburgs Ausscheiden zum Mai 1944 war die Arztstelle im Heim „Schwarzwald“ wiederum über zweieinhalb Monate vakant. Dr. Hildegard Buchwald, zuvor in drei anderen Heimen des Lebensborn tätig, erreichte am 18. Juli 1944 gemeinsam mit ihrer Tochter Nordrach.<sup>74</sup> Buchwald blieb bis zur Auflösung des Heimes „Schwarzwald“ dort, dennoch existieren über ihre ärztliche Tätigkeit nahezu keine Dokumente. Am 17. April 1945 ging ein Säuglings- bzw. Kindertransport von Nordrach nach Steinhöring, in dem sich die Tochter von Frau Buchwald, die Tochter der Beschließerin Marianne und der

Sohn der Hebamme befanden.<sup>75</sup> Der Zuzug von Buchwald aus Nordrach hingegen wurde erst am 24. April in Steinhöring verzeichnet.<sup>76</sup>

### Geburten im Heim „Schwarzwald“

Das Geburtenbuch des Nordracher Lebensbornheimes ist nicht vollständig im Original erhalten.<sup>77</sup> Grundsätzlich erfolgten die Eintragungen im Geburtenbuch in chronologischer Reihenfolge. Die erste Zahl stand für die Geburt und wurde durch einen Schrägstrich von der zweiten Zahl, die das Jahr mit den letzten beiden Ziffern angab, getrennt.

Alle Geburten des Jahres 1942 wurden nachträglich beurkundet. Im Aktenbestand des International Tracing Service in Bad Arolsen findet sich jedoch ein Dokument, welches die Geburtenzahl von sechs Kindern im Jahr 1942 in Nordrach belegt,<sup>78</sup> auch wenn im Geburtenbuch nur fünf Kinder, zwei Jungen und drei Mädchen, nachträglich beurkundet worden sind.

Im Jahr 1943 wurden laut der vollständigen Originalurkunden 97 Kinder, 59 Jungen und 38 Mädchen, im Heim „Schwarzwald“ geboren. Da eine Frau Zwillinge zur Welt brachte, ist die Geburtenzahl nicht identisch mit der Zahl der in Nordrach anwesenden Frauen.

Im Jahr 1944 waren von 110 Kindern 54 Jungen und 56 Mädchen, deren Originalurkunden ebenfalls vollständig vorliegen.

Die ersten acht Geburten mit fortlaufenden Nummern des Jahres 1945 sind als Originalurkunden erhalten. Die folgenden 16 Originalurkunden fehlen aus unbekanntem Gründen. Die Einträge des 25. und des 26. Kindes sind wiederum im Original erhalten. Somit sind bis zum 27. März 1945 insgesamt 26 Kinder in Nordrach geboren wurden, auch wenn von diesen 26 Urkunden nur noch zehn erhalten sind. Die letzte der sechs anschließenden nachträglichen Urkunden dokumentiert als Geburtsdatum den 8. April 1945. Unklar bleibt, ob alle Frauen ihre Geburten nach dem Krieg nachträglich beurkunden ließen oder ob die Zahl der tatsächlichen Entbindungen 1945 noch höher war. Die Anwesenheit der Ärztin Buchwald und der Hebamme Linnartz bis Mitte April spricht dafür, dass noch Geburten erwartet wurden. Letztlich dokumentieren die Originalurkunden und die nachträglich erstellten Urkunden des Jahres 1945 die Geburt von 28 Kindern, 12 Mädchen und 16 Jungen.

Insgesamt wurde die Geburt von 240 Kindern, 131 Jungen und 109 Mädchen, beurkundet. Drei dieser Kinder verstarben

noch vor ihrer Entlassung aus dem Heim,<sup>79</sup> somit lag die Säuglingssterblichkeit im Heim „Schwarzwald“ bei niedrigen 1,25 Prozent. Lediglich für einen Todesfall liegt eine medizinische Begründung vor: Das Kind war mit einer Nabelschnurumschlingung scheinot geboren worden.<sup>80</sup> Die Wiederbelebungsversuche waren vorerst erfolgreich, „doch blieb das Kind weiter leicht blausüchtig“<sup>81</sup>. Nachdem es am nächsten Morgen getrunken hatte, stellten sich sofort schwere Atembeschwerden ein und gleichzeitig verstärkte sich die Blausucht. Da sofortige Gegenmittel nicht halfen, wurde der Säugling in die Straßburger Kinderklinik der Reichsuniversität gebracht, wo er noch am gleichen Tag, am 8. August 1943, um 18:30 Uhr verstarb.<sup>82</sup> Die Leichenöffnung ergab einen Riss in der Hirnhaut mit Hirnblutung, „entstanden durch den Durchtritt des Kopfes durch das knöcherne Becken.“<sup>83</sup> Die Geburt war spontan, ohne Eingriff, erfolgt. Die Genehmigung zur Beisetzung des Säuglings in Straßburg wurde von dem Polizeipräsidenten erteilt.<sup>84</sup>

### Alltag im Lebensbornheim

Der Alltag im Heim „Schwarzwald“ wurde ausnahmslos ideologisch von der SS bestimmt und kontrolliert. Das Reglement der SS im Nordracher Lebensbornheim reichte bis in die persönlichsten Bereiche. Für jede Mutter wurde ein geheimer RF-Fragebogen, mit Einsicht durch Himmler persönlich, angelegt. Darin wurden sämtliche persönlichen Daten der Schwangeren ausführlich dokumentiert. Diese umfassten u. a. das „rassische Erscheinungsbild“, die weltanschauliche Einstellung, das Verhalten im Heim sowie während der Schwangerschaft und Geburt, Stillwillen und Stillfähigkeit und die Einstellung zum Kindesvater. Anhand dieser Datensammlung wurde abschließend beurteilt, ob die Kindesmutter den Ausleseprinzipien der SS entsprach. Die RF-Fragebögen der Nordracher Mütter sind jedoch nicht überliefert.

Der Tagesablauf der Mütter im Heim „Schwarzwald“ war genau strukturiert. Neben kleineren Arbeiten im Haus, wie Salat putzen oder Babywäsche zusammenlegen, war die Einnahme der Mahlzeiten ebenso festgelegt wie die täglichen Stillzeiten um 6 Uhr, 9.15 Uhr, 12.45 Uhr, 16.45 Uhr und 20.45 Uhr.<sup>85</sup> Alle Schwestern waren dazu angehalten, die Mütter dahingehend zu beeinflussen, dass sie ihre Kinder selbst stillten und nicht ohne Grund abstillten. Der Stillpflicht musste ausnahmslos nachgekommen werden, sofern dem nicht gewichtige gesundheitliche Gründe der Mutter im Wege standen. Außerhalb der Stillzeiten hatten die Mütter keinen Kon-



takt zu ihren Kindern. Die Säuglingsstation war ein eigener, abgeschlossener Bereich, dessen Zugang grundsätzlich verboten war. Nur unter der Leitung der Säuglingsschwestern durften sich die Mütter an der Säuglingspflege beteiligen. Die Pflege der Säuglinge oblag nahezu ausschließlich den Schwestern. Diese Regularien wurden im Heim „Schwarzwald“ strengstens eingehalten, was anfangs zu Konflikten führte, da die Kinder von Angestellten zunächst auch zusammen mit denen der Mütter untergebracht waren.<sup>86</sup> Infolgedessen entstanden bei den Müttern Neidgefühle gegenüber den Angestellten, da diese ihre Kinder selbst versorgen und auch aus dem Körbchen nehmen durften. Um diese Spannungen zu beheben, brachte Oberschwester Kniebe die Kinder der Angestellten separat unter und ließ sie von ein und derselben Schwester versorgen. Diese Regelung übernahm die Zentrale im Juli 1943 für alle Lebensbornheime.<sup>87</sup>

Neben der Vormundschaft für uneheliche Kinder beanspruchte die SS bereits vor der Geburt ein Mitbestimmungsrecht über die Vornamen der zu erwartenden Kinder. „Deutsche“ Vornamen sollten gewählt, mehrere Vornamen und Doppelnamen vermieden werden. Als „hebräische“ und deshalb verbotene männliche Vornamen galten Joachim, Josef und Michael.<sup>88</sup> Gleichzeitig waren elf weibliche „hebräische“ Namen verboten: Elisabeth, Elsbeth, Eva, Gabriele, Johanna, Josepha, Josephine, Lisbeth, Ruth, Susanne und Zarah. Die Vornamen des neugeborenen Kindes mussten dem Arzt oder der Hebamme von der Mutter schriftlich übermittelt werden, um Fehler bei der standesamtlichen Eintragung zu vermeiden.<sup>89</sup>

Zudem sah die Dienstanweisung für die Ärzte des Lebensborn vor, dass auf die Wahl der Vornamen zu achten sei. Eine Auswertung des Geburtenbuches zeigte jedoch, dass sich ein Teil der Mütter diesen Vorschriften widersetzte. 23 Mütter gaben ihren Kindern mehr als zwei Vornamen. Insgesamt sieben Mütter wählten für ihren männlichen Säugling einen der verbotenen drei Namen und sechs Frauen benannten ihre Tochter mit einem der elf für Mädchen verbotenen Vornamen. Dies belegt, dass sich sowohl einige Mütter als auch die Ärzte Hagemeier und Brandenburg sowie die Hebamme Linnartz, welche in diesen Fällen die Geburten im Geburtenbuch anzeigten und unterschrieben, nicht an diese Statuten gebunden sahen.

Gemäß dem Anspruch der SS sollten die Kinder nicht christlich getauft, sondern durch eine ritualisierte, der Taufe sehr ähnliche festliche Zeremonie – die Namensweihe – in die

SS-Sippengemeinschaft aufgenommen werden. In der Regel fand dieses Zeremoniell zwei bis drei Wochen nach der Entbindung statt, sodass die Frauen nach dem Wochenbett auch körperlich in der Lage waren, daran teilzunehmen. Die Anzahl der im Heim „Schwarzwald“ vollzogenen Namenweihen lässt sich mangels Archivalien nicht beziffern. Nichtsdestotrotz fanden diese taufähnlichen SS-Rituale auch in Nordrach statt – in Ermangelung eines Heimleiters jedoch vermutlich nicht mit der intern gewünschten Regelmäßigkeit.<sup>90</sup>

Trotz der Vorgabe, die Kinder „gottgläubig“ zu erziehen, wurde ein Lebensbornkind, allerdings im Heim „Wienerwald“ geboren, in Nordrach im ersten Jahresdrittel 1943 katholisch getauft.<sup>91</sup> Die Mutter befand sich mehrere Monate in Nordrach, sodass hierbei zwei wesentliche Faktoren, welche diese Taufe wohl erst ermöglichten, angeführt werden müssen. Zum einen war dieses Kind mit mehreren Monaten schon so alt, dass es nicht mehr auf der Neugeborenenstation untergebracht war. Zum anderen kann angenommen werden, dass die Mutter als Angestellte im Heim „Schwarzwald“ beschäftigt war, sodass sie außerhalb des Dienstes natürlich frei über die Zeiten, in denen sie ihr Kind zu sich nahm, bestimmen konnte. Gleichzeitig war es ihr als Angestellte auch gestattet, das Heim mit ihrem Kind für kurze Ausflüge, beispielsweise Spaziergänge, zu verlassen.

Im Jahr 1945 wurden drei weitere Kinder, geboren im Heim „Schwarzwald“, in Nordrach getauft.<sup>92</sup> Diese Taufen sollten jedoch nach anderen Gesichtspunkten bewertet werden. Zum einen waren alle Kinder ehelich, demnach befanden sich die Mütter wohl nicht in einer Notsituation, welche sie zwangsläufig vom Lebensborn abhängig gemacht hätte. Zum anderen war im ersten Jahresdrittel 1945 das Kriegsende absehbar.

Schriftliche Berichte an die Zentrale des Lebensborn e.V. über die Inhalte weltanschaulicher oder gesundheitsspezifischer Schulungen für die Schwangeren und Mütter sind aus dem Heim „Schwarzwald“ nicht erhalten. Trotz der fehlenden Quellen ist es unbestritten, dass weltanschauliche Schulungen auch in Nordrach stattgefunden haben müssen. In Ermangelung eines festen Heimleiters kam Oberschwester Kniebe hierbei eine tragende Rolle zu, wie Ebner im Mai 1943 feststellte: „Die weltanschauliche Betreuung der Heiminsassen liegt auch hauptsächlich in den Händen der Oberschwester Gerda Kniebe. Da sie selbst den Lebensborn-Gedanken voll und ganz bejaht, ist die Einstellung der Mütter und Schwestern entsprechend.“<sup>93</sup>

Eine eigene Mütterschule, die Kenntnisse in Hauswirtschaft, Säuglingspflege und Kindererziehung vermittelte, wurde im Heim „Schwarzwald“ nicht eingerichtet. Vielmehr empfahl

Ebner, für die zehntägige Kursdauer eine Lehrkraft aus Karlsruhe kommen zu lassen.<sup>94</sup> Dies erklärt sich angesichts der mitunter geringen Belegungszahlen und der Tatsache, dass mit zunehmendem Kriegsverlauf auch vermehrt verheiratete Frauen von SS-Angehörigen nach Nordrach kamen, die bereits Kurse an einer sogenannten Bräuteschule absolviert hatten.

Anfang 1944 ordneten Himmler und der Reichsminister des Inneren an, dass jede im Lebensbornheim zur Entbindung kommende Frau zu der Geburt ihres ersten Kindes Johanna Haarers Buch *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*<sup>95</sup> als Geschenk des RFSS erhalten sollte.<sup>96</sup> Haarers einflussreiche und auflagenstarke Erziehungsratgeber waren, obgleich sie als Lungenfachärztin keine pädiatrische Ausbildung vorweisen konnte, weit verbreitet und zielten auf eine Einordnung in die Volksgemeinschaft, auf die Erziehung zu militärischen Tugenden wie Disziplin, Gehorsam, Ordnung und Sauberkeit sowie auf Schmerz- und Gefühlsunterdrückung ab.<sup>97</sup>

### Die Ernährung im Heim „Schwarzwald“

Himmler legte größten Wert auf die Ernährung der Schwangeren, Mütter und Kinder in den Lebensbornheimen und setzte seine Ideen und Vorstellungen rigoros um. Bereits 1941 hatte er angeordnet, für die Lebensbornheime regelmäßige Frischobstlieferungen aus Italien zu veranlassen.<sup>98</sup> Gleichzeitig legte er fest, in allen Heimen statt Brötchen mit Kaffee Haferbrei als Frühstück zu verabreichen, wobei er forderte, diese Anordnung rückhaltlos durchzuführen. Auch ließ er den einzelnen Heimen Sonderzuteilungen zukommen, die seinen Vorstellungen von gesunder Ernährung entsprachen, wie beispielsweise für jedes Heim eine einmalige Lieferung von rund 140 kg Sonnenblumenkernen, die wegen ihres Ölgehalts an die Mütter und an größere Kinder zum Knabbern verteilt werden sollten.<sup>99</sup> Nicht nur die Ernährung mit vitamin- und nährstoffreichen Lebensmitteln in den einzelnen Lebensbornheimen, sondern auch die fachgerechte Zubereitung, möglichst ohne Nährstoffverlust, beschäftigte ihn.<sup>100</sup> So überrascht es auch nicht, dass von den Küchenleiterinnen in den Lebensbornheimen Kenntnisse der Diätküche erwartet wurden.<sup>101</sup> Ab 1943 sollte dies bei Neuanstellungen berücksichtigt werden. Vom 21. Juni bis 24. Juni 1943 fand beispielsweise im Heim „Hochland“ in Steinhöring ein „Diätküchenkurs“ statt, an dem die Köchinnen aus folgenden Heimen teilnahmen: „Schwarzwald“, „Sonnenwiese“, „Hochland“, „Kurmark“, „Wienerwald“, „Harz“, „Friesland“, „Pommern“ und „Taunus“.<sup>102</sup> Helene Oehler, die Köchin aus

Nordrach, besuchte diesen Kurs, der vom „Deutschen Frauenwerk“ abgehalten wurde, ebenfalls. Der Lehrinhalt bestand aus verschiedenen, teilweise medizinischen, Vorträgen, über den Bau des menschlichen Organismus, das Zusammenwirken der einzelnen Organe und ihre Bedeutung für den Stoffwechsel, über die Aufgaben der Nahrung und die Bedeutung der einzelnen Nährstoffe sowie über die Ernährungsbedürfnisse von Säuglingen und Kleinkindern. Bau und Funktion von Leber, Galle, Bauchspeicheldrüse und Nieren, Zusammensetzung und Bewertung der tierischen und pflanzlichen Nahrungsmittel wurden ebenso berücksichtigt wie küchentechnische Begriffe und die richtige Vorbereitung der Nahrungsmittelgarzeiten. In einem Praxisteil erprobten die Köchinnen Magen- und Darmchonkost, Leber- und Gallendiät sowie Nierenschonkost.

Die Mahlzeiten in den Lebensbornheimen wurden von den Müttern und Angestellten gemeinschaftlich, ohne getrennte Tische, eingenommen.<sup>103</sup> Insgesamt sind aus dem Heim „Schwarzwald“ 96 Speisezettel erhalten.<sup>104</sup> Ein Speisezettel beinhaltete jeweils die Auflistung der Speisefolgen von Montag bis Sonntag. Das Frühstück wurde auf den Speisezetteln grundsätzlich, im Gegensatz zu Mittagessen, Jause/Vesper und Abendessen, nicht angeführt. Eine Zwischenmahlzeit war in der Regel nur für Sonn- und vereinzelte Feiertage vorgesehen. Die Zwischenmahlzeit wurde bis Ende Oktober 1943 als „Jause“, ab dem 1. November 1943 als „Vesper“ bezeichnet. Die Frauen im Heim „Schwarzwald“ wurden mit tierischen Eiweißen und Fetten sehr gut versorgt. Neben Fleischmahlzeiten wie Rindfleisch, Huhn oder Schweinebraten wurden fleischhaltige Gerichte (Schwartenmagen, Frikadellen, Königsberger Klopse etc.) ebenso offeriert wie lungen- und leberhaltige Gerichte (Lungentunke oder Leberknödel), Eierspeisen (Rührei, Eier in Senfsoße, Eier etc.) und eierhaltige Gerichte (Nudelauflauf mit Ei, Eiersuppe etc.). Neben Bratwurst und Würstchen ergänzten wurst- und speckhaltige Gerichte, beispielsweise Wurstbrühsuppe, Erbsensuppe mit Speck, Nudelauflauf mit Schinken etc. den Speiseplan. Das Abendessen bestand oftmals aus Brot, Butter, Wurst oder Käse und weiteren Nahrungsmitteln mit tierischem Eiweiß. Brot wurde größtenteils mit Butter und einzelnen Bestandteilen einer kalten Platte (Wurst, Käse, Lachs- oder Sardellenpaste, Ei) gereicht. Lediglich Weißbrot, welches es ausschließlich zur Jause gab, bot man mit Marmelade oder Honig an. Doch auch mit vitaminreichem Ost wurden die Frauen bestens versorgt. Neben heimischen Obstsorten wie Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Mirabellen, Waldbeeren, Erd- und Himbeeren, Kirschen, Pfirsichen und Stachelbeeren konnte das

Heim auch auf Zitrusfrüchte wie Apfelsinen und Zitronen zurückgreifen. Nahrhafte Aufläufe, beispielsweise aus Grießbrei oder Sago, wurden häufig mit den verschiedensten Obstsorten zusammen verarbeitet. Eis gab es hauptsächlich in den Sommermonaten nach dem sonntäglichen Mittagessen, Süßspeisen – in der Regel Obstaufläufe – auch unter der Woche. Des Öfteren bestand das Abendessen aus Kuchenmahlzeiten, die neben Obst- und Rührkuchen auch Dampfnudeln, Apfelmüchle, Ofennudeln und Hefengebäck umfassten. Creme und Pudding wurden häufig als Dessert gereicht.

Am Dienstag, den 25. Februar 1943, standen als Abendessen erstmalig jüdische Matzenknödel mit Dörrobst, Brot, Käse und Tee auf dem Speisezettel des Nordracher Lebensbornheimes.<sup>105</sup>

In den folgenden Wochen, bis einschließlich 8. April, bereitete die Köchin noch drei weitere Male Matzenknödel zu und ließ sie zum Abendessen servieren.<sup>106</sup> Doch was könnte Oehler dazu veranlasst haben, ein jüdisches Gericht auf den Speisezettel eines Lebensbornheimes zu setzen? Frau Oehler war bereits Köchin im Rothschild-Sanatorium gewesen und konnte folglich koscher kochen. Infolgedessen war sie nicht nur mit den jüdischen Ritualen, sondern auch mit koscheren und speziellen jüdischen Feiertagsgerichten bestens vertraut. Nisan, der erste Monat des jüdischen Kalenders, fällt in den Frühling (März/April).<sup>107</sup> Bei Vollmond in diesem ersten Monat beginnt die mehrtägige Passah-Zeit (Pessach).<sup>108</sup> Die wichtigste Gedenkfeier dieses Passah-Festes ist der Seder-Abend, dem sich traditionell der einwöchige Verzehr von Matzenknödeln anschließt. Es war wohl kein Zufall, dass Oehler die Matzenknödel im März zubereitete. Sie war vielleicht mit dem jüdischen Kalender nicht so vertraut, dass sie genau wusste, wann die Passah-Zeit begann. Aber sie wusste durch ihre langjährige Tätigkeit im Rothschild-Sanatorium mit Sicherheit, dass die Passah-Zeit im März oder April 1943 beginnen musste.

Die Ernährung war im Nationalsozialismus keinesfalls eine private Angelegenheit, sondern wurde vielmehr instrumentalisiert und strengstens kontrolliert. Ernährungsfragen berührten so verschiedene Bereiche wie beispielsweise Schwarzschlachtungen, Lebensmittelkarten- und Bezugsscheinbetrügereien, das Horten von Lebensmitteln und Rohstoffen, die als Kriegswirtschaftsverbrechen vor zuständigen Sondergerichten mit drakonischen Strafen – mitunter dem Verhängen der Todesstrafe – geahndet wurden.<sup>109</sup> Vor dem Hintergrund, dass die Passah-Zeit im Gedenken an die Befreiung aus der Knechtschaft gefeiert wird, erscheint die Hypothese, dass vielleicht Oehlers persönlicher Wunsch, das jüdische Volk möge bald aus

der nationalsozialistischen Knechtschaft befreit werden, für die Speisenwahl ausschlaggebend gewesen sein könnte, nicht ganz abwegig. Gleichzeitig war Oehler als Urheberin klar ersichtlich, da sie als Köchin den Speiseplan mit Kenntnis der verfügbaren Lebensmittelbestände miterstellte. Demnach muss sie eine mögliche Sanktion für dieses unangepasste, widersetzende Verhalten wissentlich in Kauf genommen haben.<sup>110</sup> Letztlich ist es nicht einfach zu beantworten, wie Oehlers Handeln bewertet werden muss, denn über den weiteren Verlauf lassen sich mangels Quellenbelegen nur Vermutungen anstellen. Unbestritten ist jedoch die „eigensinnige Freiheit“,<sup>111</sup> welche sie sich als Köchin herausnahm und die mit der Zubereitung der Matzenknödel ihren Höhepunkt in einem „quertreibenden Verhalten“<sup>112</sup> fand. Es ist anzunehmen, dass sie zumindest ermahnt wurde, denn die Matzenknödel standen nach ihrem vierten Erscheinen im April 1943 nie wieder – auch 1944 nicht – auf dem Nordrachener Speiseplan.

Im Jahr 1944 wurde die Ernährungslage im Heim „Schwarzwald“, verglichen mit den beiden Jahren zuvor, merklich schlechter. Fleisch- und fleischhaltige Mahlzeiten nahmen deutlich ab, während die Zahl der Innereien ungefähr gleich blieb. Eierspeisen wurden nun deutlich häufiger angeboten. Obst Mahlzeiten nahmen zugunsten von Saftgaben ab. Bezüglich des Kuchenangebots ist ein leichter Anstieg der Hefezeugnisse erkennbar. Dennoch bot die Ernährung für Kriegszeit eine äußerst vitamin- und nährstoffreiche Zusammenstellung, die immer noch zahlreiche tierische Eiweiße und Fette beinhaltete.

Die Speisezettel aus dem Jahr 1945 sind nicht archiviert und können als Kriegsverlust gelten. Mit der Aussage einer Frau, welche im Februar 1945 in Nordrach entband, liegt jedoch eine wichtige Zeitzeugenaussage vor. Diese bestätigt, dass das Heim „Schwarzwald“ nahezu zweieinhalb Jahre lang aus den immensen Vorräten der Rothschild-Klinik schöpfen konnte: „Die Verpflegung war sehr gut. Im Keller des Hauses waren viele Vorräte der jüdischen Familie, die zuvor in dem Haus gelebt hat.“<sup>113</sup>

Doch nicht nur der Ernährung der Schwangeren und Mütter, sondern auch der Ernährung von Säuglingen und Kleinkindern kam ein außerordentlich hoher Stellenwert zu. Es herrschte für jede gesunde Mutter Stillpflicht. In Fällen, in denen eine Mutter nur wenig Milch hatte, wurde die Tagesmenge in Gramm protokolliert und der Säugling vom Heimarzt besonders beobachtet und auf ein eventuelles Auftreten einer Rachitis kontrolliert.<sup>114</sup> Auch Frühgeburten standen unter be-

sonderer Beobachtung. Eine Nordracher Mutter hatte beispielsweise für ihr Frühgeborenes ab der achten Woche nur noch ganz kleine Milchmengen von 50 bis 60 Gramm täglich, sodass das Mädchen zusätzlich mit abgepumpter Frauenmilch und Buttermilch ernährt wurde.<sup>115</sup>

Da im Heim „Schwarzwald“ aufgrund der geringen Stromversorgung kein elektrischer Eisschrank aufgestellt werden konnte, wurde das Kühlhaus im Keller des Gebäudes samt eigener Eisbereitung genutzt.<sup>116</sup> Überschüssige Frauenmilch wurde in eine sterile Flasche abgespritzt und in der Eisbereitungsanlage des Kühlhauses eingeeist.<sup>117</sup> Mit diesem Vorgehen konnte man auch nach 18 Tagen auf „tadellos frische Frauenmilch“<sup>118</sup> zurückgreifen. Sofern eine Mutter überschüssige Milch hatte, konnte sie diese abpumpen und der Säuglingsabteilung gegen ein Entgelt zur Verfügung stellen. Voll stillende Mütter, die überschüssige Milch für andere Kinder abgaben, durften länger als sechs Wochen im Heim bleiben. In solchen Fällen konnte der Heimleiter den Aufenthalt bis zu zwölf Wochen ausdehnen.<sup>119</sup>

Mütter, die sich der Stillpflicht tatsächlich entzogen, waren für eine weitere Aufnahme in einem Lebensbornheim ungeeignet und erhielten intern eine schlechte Bewertung, welche den Entzug sämtlicher Privilegien (Unterstützung bei einer Wohnungs- oder Arbeitssuche etc.) nach sich zog.

Neben Muttermilch gehörte Calciummilch zu der Standardernährung im Heim „Schwarzwald“.<sup>120</sup> Weitere Angaben über die Ernährung der Säuglinge und Kleinkinder lassen sich den Farbtafeln entnehmen. Im Dezember 1943 wurden an alle Lebensbornheime mit einem begleitenden Rundschreiben Farbtafeln, auf denen die zu verwendenden Farben pro Nahrungsmittel verzeichnet waren, verschickt.<sup>121</sup> Alle Eintragungen im Lebensborn mussten fortan einheitlich geführt werden. Den Bestandteilen der Ernährung wurden unterschiedliche Farben und Schraffierungen (schräge Striche, Punkte etc.) zugeordnet, die Rückschlüsse über die Ernährungsform liefern.<sup>122</sup> Frauenmilch, entfettete oder zentrifugierte, erhielt die Farbe Rot, Kuh- und Magermilch Blau, zusatzfreie Buttermilch und Buttermilch mit 2% Mehl und 5% Zucker Hellgrün. Mit brauner Farbe wurden Hafer- oder Reisschleim sowie Mehl- oder Mondaminabkochung gekennzeichnet. Halbmilch-Haferschleim und Halbmilch-Mehlabkochung wurden braun-blau schraffiert. Einbrenne von circa einem halben Liter Milch erhielt als Buttermehlnahrung [sic] die Farbe Violett. Buttermilch-Einbrenne wurde schraffiert. Mit schwarzer Farbe markierte man Säurevollmilch und mit Orange Malzfuge. Gemüsebrei wurde

gepunktet dargestellt und Obstsaft oder Obst hellgelb. Milchfreier Zwieback mit Apfelmilch, Halbmilch-Löffelbrei, 2/3-Milch-Löffelbrei und Tee erhielten dunkle Schraffierungen, deren Farben auf dem Dokument nicht mehr genau erkennbar sind. Welcher genauen Beobachtung die Säuglinge und Kinder in den Lebensbornheimen unterstanden, ist auch anhand der Gewichtskurven, welche für jeden Säugling geführt werden mussten, erkennbar. Nicht nur die verabreichte Säuglingsnahrung wurde penibel dokumentiert, sondern auch die daraus resultierende Konsistenz des Stuhlgangs. Acht unterschiedliche Symbole kategorisierten die Beschaffenheit der Ausscheidung.<sup>123</sup>

### **Verbindungen des Lebensbornheimes zu Nordrach und Zell am Harmsbach**

Die Gesamtzahl der Beschäftigten aus Nordrach und Zell im Heim „Schwarzwald“ lässt sich nur lückenhaft rekonstruieren, da die einheimischen Angestellten nicht im Fremdenbuch erfasst wurden und lediglich Heimschwestern in diversen Archivdokumenten namentlich genannt wurden. Insgesamt waren jedoch mindestens sechs junge Mädchen aus Nordrach, davon zwei als Vorschülerinnen, eine als Küchenhilfskraft und eine als Saaltochter, im Heim angestellt. Des Weiteren stammte der Hausmeister – Vater einer der Vorschülerinnen – aus Nordrach, die Köchin war mit einem Nordrachener verheiratet und ebenfalls dort wohnhaft. Die Gemeindehebamme Josefine Kempf wurde vertretungsweise vereinzelt zu Geburten hinzugezogen, sodass sich die nachweisbare Gesamtzahl der Nordrachener Angestellten auf neun Personen beläuft. Ein Pflichtjahrmädchen kam nicht gebürtig aus Nordrach, auch wenn ihre Familie einige Jahre im Ort wohnte. Unklar bleibt, welche Frauen als Waschfrauen angestellt waren, wobei anzunehmen ist, dass hierbei auf Nordrachenerinnen oder Zellerinnen zurückgegriffen wurde.

Schwester Luise, laut Fremdenbuch die einzige Braune Schwester – wie die elitären NS-Schwestern genannt wurden –, welche in Nordrach beschäftigt war, stammte aus Zella. H. und war die Tochter der Hebamme Maria Herrmann,<sup>124</sup> welche vereinzelt vertretungsweise zu Geburten im Heim „Schwarzwald“ hinzugerufen wurde. Schwester Luise wurde Ende November 1942 aus dem Heim „Harz“ nach Nordrach versetzt.<sup>125</sup> Ihre Schwägerin, Schwester Sabine, Schwiegertochter der Hebamme Herrmann, war im Heim „Harz“ tätig und bestätigte 1947 in einer polizeilichen Vernehmung die Aussagen der dortigen



Oberschwester gegen Brandenburg.<sup>126</sup> Mit dem Bereitschaftsarzt Bräutigam waren insgesamt drei Zeller für das Heim „Schwarzwald“ tätig.

Doch nicht nur als Arbeitgeber wurde das ortsansässige Lebensbornheim genutzt. Es ergaben sich auch wirtschaftliche Verbindungen zu den einheimischen Bauern und Lebensmittelhändlern. Während die Milchlieferungen vom Schwarzbauern bezogen wurden,<sup>127</sup> belieferte die Metzgerei Gebele – außer während ihrer kurzzeitigen Schließung vom 1. April bis 15. Oktober 1943 – das Heim mit Fleisch.<sup>128</sup> Das Brot stammte aus der Nordracher Bäckerei Erdrich.<sup>129</sup> Somit pflegten zwei Nordracher Betriebe und ein Großbauer Geschäftsbeziehungen zum Lebensbornheim. Es kann vermutet werden, dass weitere Bauern ihre Eier, Feldfrüchte oder saisonales Obst und Gemüse an das Heim verkauften. Entsprechend der Dienstanweisung für die Ärzte des Lebensborn musste der Stall, aus dem die Milch für das Lebensbornheim bezogen wurde, entweder von dem Heimleiter oder durch das Gesundheitsamt kontrolliert werden.<sup>130</sup> Da es üblich war, die Milch von einer einzigen Kuh zu beziehen,<sup>131</sup> kann es nahezu ausgeschlossen werden, dass wechselnde Bauern bzw. unterschiedliche Kühe als Milchlieferanten dienten.

Die örtlichen Gaststätten mit Übernachtungsmöglichkeit verdienten ebenfalls an Gästen, welche Mütter oder auch Kinder im Heim „Schwarzwald“ besuchen wollten. Diese Aufenthalte und Einquartierungen in Gasthäusern wurden von der Zentrale des Lebensborn aufgrund der Tuberkulose-Ansteckungsgefahr nicht gerne gesehen, ließen sich aber nicht vermeiden.<sup>132</sup>

Neben den wirtschaftlichen Verbindungen zwischen dem Lebensbornheim und der Gemeinde bestanden auch medizinische Kontakte, welche von Ludwig Spitzmüller initiiert wurden. Zum einen erbat der Bürgermeister 1943 von Bissing die ärztliche Betreuung des Ortskindergartens.<sup>133</sup> Im Rahmen dieser Betreuung sollten die Kinder alle vier Wochen und Kinder im Alter von sechs Jahren mit Tuberkulin untersucht werden. Diese Untersuchungen durften nicht im Heim „Schwarzwald“ stattfinden, daher musste Spitzmüller einen Raum zur Verfügung stellen.<sup>134</sup> Zum anderen ermöglichte der Bürgermeister dem Lebensbornheim Röntgenuntersuchungen im Kurhaus Spitzmüller. Himmler hatte im September 1943 angeordnet, dass Röntgen- und sonstige Untersuchungen, die nicht in den Lebensbornheimen durchgeführt werden können, im nächstgelegenen Krankenhaus vorgenommen werden sollten.<sup>135</sup> Im Zuge dessen hatten die einzelnen Heime namentlich mitzuteilen, welche Krankenhäuser hierfür infrage kamen. Oberschwes-

ter Kniebe verfasste zum Monatsende die gewünschte Mitteilung an die Zentrale. Das Heim „Schwarzwald“ konnte Durchleuchtungen und Röntgenaufnahmen im Kurhaus Nordrach vornehmen lassen.<sup>136</sup> Die Oberschwester ergänzte: „Der Arzt dort bestellt uns immer zu solchen Zeiten, an denen keine Patienten von ihm da sind.“<sup>137</sup> Bei diesem Arzt handelte es sich um Dr. Karl Zehnder, der auch nach dem Krieg noch einige Jahre im Kurhaus angestellt war. Es ist anzunehmen, dass diese Benutzung des Kurhauses auf Vermittlung des Altparteigenossen und Bürgermeisters Ludwig Spitzmüller zustande kam. Das Verhältnis zwischen Zehnder und Spitzmüller scheint gut gewesen zu sein, denn Zehnder stellte Spitzmüller im Jahr 1949 eine Art Persilschein in Attestform für sein Entnazifizierungsverfahren aus.<sup>138</sup> Spitzmüller hat vom Lebensborn nicht nur in seiner Funktion als Bürgermeister, sondern auch privat profitiert. 1945 brachte er seine zweite Ehefrau zur Entbindung in das Heim „Schwarzwald“.<sup>139</sup>

Inwieweit die einzelnen Ärzte und Ärztinnen in das Dorfleben integriert waren, bleibt indes offen. Lediglich für Brandenburg lässt sich belegen, dass er Kontakt zu Spitzmüller II pflegte.<sup>140</sup> In Bezug auf das weitere Personal ist es durchaus vorstellbar, dass Oberschwester Kniebe, Hebamme Linnartz, die Schwestern Helene, Mathilde und Erika, eine der Vorschülerinnen, gegebenenfalls auch Schwangere und Mütter, als NSDAP-Mitglieder die örtlichen Parteiveranstaltungen in Nordrach besuchten.

Auch mit der Auflösung des Heimes 1945 endeten die sozialen Verbindungen nicht schlagartig. Säuglingsschwester Ursula kehrte aus Steinhöring nach Nordrach zurück und wohnte noch bis 17. Dezember 1946 bei Metzgermeister und Gaststätteninhaber Gebele.<sup>141</sup>

Auch Marianne Engber zog im April 1947 mit ihrer Tochter zunächst wieder nach Nordrach.<sup>142</sup> Unklar bleibt, in welchem Haushalt Marianne Engber gemeldet gewesen ist, da die abgegebene Hausnummer 212 der Talstraße nicht (mehr) existiert.<sup>143</sup> Anschließend wurde sie in Unterentersbach bei Bauer Schwendemann wohnhaft.<sup>144</sup> Dorthin folgte ihr Kurt Engber nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft.<sup>145</sup> Am 8. Juli 1947 trat Engber in ein Angestelltenverhältnis bei der Papierfabrik Kurt von Kraewel in Zell am Harmersbach ein.<sup>146</sup> Familie Engber blieb noch bis November 1947 in Unterentersbach wohnhaft, wo die Tochter von Marianne Engber auch die Schule besuchte, und wurde zeitweise von der ehemaligen Küchenhilfskraft des Heimes „Schwarzwald“ mit Lebensmitteln versorgt.<sup>147</sup>

### Erinnerungskultur: „Da ist nie darüber gesprochen worden ...“

Die Zeit des Nationalsozialismus wurde in Nordrach nahezu fünf Jahrzehnte lang totgeschwiegen. Bereits während des Bestehens des Heimes „Schwarzwald“ erzählten die einheimischen Angestellten im Dorf wenig bis überhaupt nichts aus dem Lebensbornheim. Hierfür dürften verschiedene Gründe von Bedeutung gewesen sein. Zum einen waren alle Angestellten durch eine Erklärung zu Stillschweigen verpflichtet worden.<sup>148</sup> Zum anderen zeichnete sich bereits während des Bestehens des Heimes ab, dass nicht nur die Mütter, sondern auch die Angestellten von manchen Nordrachern teilweise mit Argwohn beobachtet wurden. Eine Vorschülerin bestätigte dies: „Uns haben sie manchmal auch angeschaut ... warum wir da oben arbeiten ... und dabei ist es uns so gut gegangen!“<sup>149</sup> Das Lebensbornheim an sich war für viele Einwohner ein Schandfleck, für den man sich schämen musste: „Ja, das war für die Nordrachter ein schlechter Ruf.“<sup>150</sup> Gleichzeitig zog man auch Rückschlüsse auf die politische Gesinnung der Angestellten: „Sie haben immer zu uns gesagt: ‚Ihr seid alle für den Hitler‘, nur weil wir dort gearbeitet haben.“ Des Weiteren war vermutlich ein gewisser Neidfaktor die gute Versorgung, welche nicht nur den Müttern, sondern auch den Angestellten zuteilwurde: „Wenn wir etwas wollten, haben wir es auch bekommen. Nicht nur Essen, auch Schuhe. Ohne Schein hat man ja keine Schuhe mehr bekommen, aber wir haben alles widerstandslos bekommen. Ohne irgendetwas zu tun.“<sup>151</sup> Der Nordrachter Vorschülerin war aber klar, dass sie diese Vorteile für sich behalten musste: „Wir haben doch alles gehabt – aber das habe ich den anderen nicht erzählen können. Sonst hätte es wieder geheißen ‚Die haben alles und wir haben nichts‘. Das war nicht so einfach.“<sup>152</sup> Offene Anfeindungen gab es gegenüber dem Personal – im Gegensatz zu den Schwangeren und Müttern –<sup>153</sup> anscheinend nicht, denn auch eine Säuglingsschwester verneinte dies, obgleich auch ihr der schlechte Ruf des Lebensbornheimes bekannt war: „Das Heim hatte keinen guten Ruf in Nordrach. Aber es gab keine Anfeindungen, das war alles ganz normal.“<sup>154</sup>

Ein weiterer Punkt, der Neidgefühle ausgelöst haben könnte, war, dass die weiblichen Angestellten des Heimes „Schwarzwald“ mit den jungen, unverheirateten Nordrachern konkurrierten. Eine auswärtige Vorschülerin erwähnte in einem Telefonat, dass „die jungen Burschen während ihres Fronturlaubes nach den Mädels schauten“.<sup>155</sup> Die bestätigte auch ein 86-jähriger Nordrachter, der es etwas konkreter formulierte:

„Für Wehrmachtsangehörige im Urlaub wirkte das SS-Heim wie ein Magnet, wenn sie schon im Krieg waren, wollten sie freie Wahl haben.“<sup>156</sup> Gleichzeitig wies er darauf hin, dass es für junge Nordrachener eine der wenigen Gelegenheiten gewesen sei, ein Mädchen kennenzulernen, das nicht aus Nordrach stammte. Zwei auswärtige Vorschülerinnen heirateten nach dem Krieg auch gebürtige Nordrachener.

Mit Kriegsende wollte man in Nordrach die Existenz des Lebensbornheimes am liebsten für immer vergessen. Es wurde nicht mehr darüber gesprochen, wohl auch nicht innerhalb des Dorfes. Lediglich die Nordrachener Angestellten sprachen untereinander noch über ihre ehemalige Arbeitsstelle. Auch Frau J., welche 1949 nach Nordrach zog und noch rund neun Monate in der Pouponnière arbeitete, bestätigte, dass die Bevölkerung nicht über den Lebensborn sprach: „Darüber unterhielten sich eigentlich nur die, welche dort gearbeitet hatten.“<sup>157</sup>

„Da ist nie darüber gesprochen worden“ ist einer der häufigsten Sätze, welche auch heute noch von Nordrachern und Bewohnern der umliegenden Dörfer und Städte, in Zusammenhang mit dem Nordrachener Lebensbornheim geäußert werden. Dies schlug sich auch im Sprachgebrauch nieder: Das Gebäude wird entweder „Rothschild“, „beim Zajac“ oder schlichtweg „da oben“ genannt.

Noch in dem ersten Heimatbuch der Gemeinde Nordrach, welches anlässlich der 850-Jahr-Feier der Gemeinde Nordrach im Jahr 1989 erschien, wurde das Nordrachener Lebensbornheim mit keinem Wort erwähnt.<sup>158</sup> Die Bereitschaft, über das Lebensbornheim zu sprechen, war seitens der Angestellten aber durchaus vorhanden. Die ehemalige Vorschülerin Erika Oehler beispielsweise wurde 1991 für eine Fernsehsendung im Südwest 3 interviewt. Der Film von Christel Koerner wurde unter dem Titel *Ebbes. Das Tal, das Klima, die Gäste* am 14. September 1991 gesendet.<sup>159</sup> In diesem Film wurde die Geschichte des St. Georgs-Krankenhauses näher beleuchtet und auch die Jahre 1942 bis 1945 untersucht.<sup>160</sup> Im Jahr 2001 wurde Erika Oehler im Rahmen einer vierminütigen SWR-Hörfunksendung *Kultur in Baden-Württemberg*<sup>161</sup> erneut interviewt. Offensichtlich wurde dieses Interview zusammengeschnitten, denn es fällt auf, dass sich nahezu alle Äußerungen Oehlers inhaltlich deutlich von ihrem ersten Interview unterschieden. Ob sie ihre Erinnerungen nach zehn Jahren anders formulierte oder ob sie nur das sagte, was gegebenenfalls von ihr gehört werden wollte, bleibt unklar.

Auch der Journalistin und Buchautorin Dorothee Schmitz-Köster gab Oehler ein Interview,<sup>162</sup> was zeigt, dass sie gesprächs-

bereit war, wenn sie denn kontaktiert wurde. Die Antwort einer Nordracher Vorschülerin gibt Anlass zu der Vermutung, dass die ehemaligen Angestellten in Nordrach nicht nach ihren Erinnerungen gefragt wurden: „Ja, wenn mich jemand gefragt hat ... Herr Oswald war ja einmal da<sup>163</sup> ... Meiner Tochter habe ich es erzählt, es war ja keine Schande, dass ich dort gearbeitet hatte.“<sup>164</sup> Auch die ehemalige Küchenhilfskraft zeigte sich gesprächsbereit und traf die Verfasserin, neben dem Interview, zu mehreren Gesprächen.

Die mediale Darstellung des Lebensborn als Bordell für SS-Männer und Zuchtanstalt prägte nahezu vier Jahrzehnte die öffentliche Erinnerungskultur. Erst Mitte der 1980er Jahre erschien Georg Lilienthals Standardwerk,<sup>165</sup> eine erste umfassende wissenschaftliche Studie über die SS-Institution. Dennoch fanden die Berücksichtigung des Themenfeldes Lebensborn und die Integration autobiografischer Berichte von Lebensbornkindern in die Erinnerungskultur erst erheblich verzögert im neuen Jahrtausend statt.<sup>166</sup> Diese verspätete Aufarbeitung war zweifelsohne ursächlich für die jahrzehntelangen falschen Vorstellungen über den Lebensborn. Neben der medialen Aufbereitung waren sicherlich oral tradierte Berichte in der Bevölkerung ausschlaggebend für die Problematik hinsichtlich der Erinnerungskultur. Es ist anzunehmen, dass sich einige Gerüchte und Mythen bereits während des Dritten Reiches manifestierten. Daher entsteht der Eindruck, als wäre es gerade dem Teil der Nordracher Bevölkerung, der wenig bis nichts über den Lebensborn wusste, sondern ihn vielmehr für ein „Edelbordell“ oder eine „Zuchtanstalt“ hielt, wichtig gewesen, das Schweigen zu bewahren. Gleichzeitig scheint viele Jahrzehnte lang niemand versucht zu haben, die ehemaligen Angestellten zu befragen. Acht Angestellte waren in Nordrach wohnhaft, eine ehemalige Vorschülerin und eine Saaltochter wurden dort sesshaft. Zudem war eine weitere Vorschülerin zumindest kurzfristig dort wohnhaft. Ergänzend hätten die Dorfhebamme Kempf und Waschfrauen von dem Alltag im Heim „Schwarzwald“ erzählen können. Insofern ist es bedauerlich, dass diese lebensgeschichtlichen Erinnerungen nicht dokumentiert wurden. Dennoch bleibt abschließend festzuhalten, dass neben den noch lebenden ehemaligen Angestellten auch – bis auf eine Ausnahme – alle Angehörigen der Nordracher oder in Nordrach sesshaft gewordenen Angestellten gesprächs- und auskunftsbereit waren und das Entstehen dieser Studie unterstützten.

## Amerkungen

- 1 Der Aufsatz beruht auf meiner Dissertation „Das Lebensbornheim ‚Schwarzwald‘ in Nordrach“, welche von Prof. Dr. Arthur Schlegelmilch an der FernUniversität Hagen betreut wurde und 2017 im Tectum Verlag erschien. Aus Gründen der Lesbarkeit wird im Folgenden auf die Setzung der Anführungszeichen verzichtet. Des Weiteren werden in dieser Studie Komposita mit dem Terminus „Lebensborn“ zusammengeschrieben, auch wenn zeitgenössische Quellen eine Schreibweise mit Bindestrich vorsahen.
- 2 Satzung des Lebensborn e. V., Abschrift vom 10. März 1938, AG Mchn. Registergericht 19295, Staatsarchiv München.
- 3 Der aktuellen Forschung zufolge sind siebzehn Lebensbornkinder in Kinderfachabteilungen verlegt worden: Die meisten von ihnen wurden dort ermordet. Vgl. Lilienthal, Georg: Der „Lebensborn e. V.“ und seine Folgen. In: Eggers, Astrid/Sauer, Elke (Hrsg.): Verschwiegene Opfer der SS. Lebensborn-Kinder erzählen ihr Leben. Herausgegeben im Auftrag des Vereins „Lebensspuren e. V.“, Leipzig 2015, S. 217–226, S. 221.
- 4 Hopfer, Ines: Geraubte Identität. Die gewaltsame „Eindeutschung“ von polnischen Kindern in der NS-Zeit. Wien, Köln, Weimar 2010.
- 5 Schellinger, Uwe/Oswald, Rolf/Hoferer, Egbert: Deportiert aus Nordrach. Das Schicksal der letzten jüdischen Patientinnen und Angestellten des Rothschild-Sanatoriums. Zell am Harmersbach 2009.
- 6 Vgl. Fernschreiben Nr. 390 an Kaul, 26.09.1942, 4.1.0/82462495/International Tracing Service Bad Arolsen (im Folgenden ITS), Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 7 Vgl. Fernschreiben Teschs an RSHA, Amt IV, 30.09.1942, 4.1.0/82449011/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 8 Vgl. Fernschreiben Kauls an Ebner, 30.09.1942, 4.1.0/82449013/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 9 Vgl. Schreiben der Reichsvereinigung (ohne Adressat), 01.10.1942, Bundesarchiv (im Folgenden BArch), R 8150.
- 10 Vgl. Fernschreiben Ebners an Kaul, 01.10.1942, 4.1.0/82449016/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 11 Vgl. Schreiben Ebners an Frau Westermann, 02.10.1942, 4.1.0./82455871/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 12 Vgl. Fremdenbuch B 39, Gemeindearchiv Nordrach.
- 13 Vgl. Meldung Reichsmütterdienst-Mütterchule Steinhöring, Teilnehmerliste, 03.10.1942, 4.1.0/82454165/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 14 Vgl. Fremdenbuch B 39, Gemeindearchiv Nordrach.
- 15 Vgl. Schreiben Ebners an Friedrich, 23.10.1942, 4.1.0/82463733/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 16 Die Ankunft von Saaltochter Elsa am 07.10.1942 ist im Fremdenbuch dokumentiert, vgl. Fremdenbuch B 39, Gemeindearchiv Nordrach.
- 17 Vgl. Schreiben Eisemanns, Bezirksstelle Südwestdeutschland, an die Reichsvereinigung, 06.10.1942, BArch, R 8150.
- 18 Vgl. Schreiben Buschmanns an Ebner, 17.08.1943, 4.1.0/82458830/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 19 Für die telefonischen Auskünfte vom 09.06.2015 danke ich der Tochter von Frau Buschmann.
- 20 Vgl. Zeichungsliste Personal, 05.02.1941, 4.1.0/82462465/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen, und vgl. Schreiben Ebners an Buschmann (Amt für Vormundschaften), 13.11.1939, 4.1.0/82458959/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen, sowie vgl. Schreiben Ebners an Buschmann, 28.06.1940, 4.1.0/82448420/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 21 Vgl. Schreiben Buschmanns an Ebner, o. D., 4.1.0/82455981/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 22 Vgl. Schreiben Ebners an Wehner, 19.11.1942, 4.1.0/82449656/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 23 Vgl. Schreiben Teuschels an Ebner, 13.11.1942, 4.1.0/82461696/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 24 Vgl. Schreiben Hagemeyers an Ebner, 17.11.1942, 4.1.0/82449025/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 25 Vgl. Schreiben Ebners an Schultz [sic], 07.11.1942, 4.1.0/82458376/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.

- 26 Vgl. Schreiben Spitzmüllers an Wagner, 21.12.1943, Mappe 1454, Gemeindearchiv Nordrach.
- 27 Vgl. Ernennungsurkunde, 12.02.1943, ebenda.
- 28 Vgl. Schreiben Schulz' an Spitzmüller, 16.03.1943, ebenda.
- 29 Vgl. Abschrift des Protokolls vom 29.03.1943, ebenda.
- 30 Vgl. ebenda.
- 31 Vgl. RGBl. I, S. 315, vgl. <http://alex.onb.ac.at/cgi-content/alex?aid=dra&datum=1943&page=10&size=45> (eingesehen am 24.02.2016, 17:18 Uhr).
- 32 Vgl. Lebenslauf, BArch (ehem. BDC) RS, Engber, Kurt, 07.06.1918.
- 33 Vgl. Schreiben Spitzmüllers an Wagner, 07.02.1944, Mappe 1454, Gemeindearchiv Nordrach.
- 34 Vgl. Arbeitsbuch Anna Linnartz, Privatbesitz.
- 35 Vgl. Schreiben Hagemeyers an Ebner, 07.12.1942, 4.1.0/82451201/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 36 Vgl. Schreiben Ebners an Hagemeyer, 03.12.1942, 4.1.0/82463188/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 37 Vgl. Schreiben Hagemeyers an Ebner, 07.12.1942, 4.1.0/82451201/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 38 Diese Formulierung rechnete das Erdgeschoss bereits als erstes Stockwerk, denn das Gebäude hat vier Stockwerke sowie Dachgeschoss und Keller.
- 39 Vgl. Schreiben Ebners an Sollmann, 20.01.1943, 4.1.0/82463193/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 40 Vgl. Schreiben Ebners an Hagemeyer, 01.02.1943, 4.1.0/82463194/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 41 Vgl. Schreiben Ebners an Sollmann, 24.05.1943, 4.1.0/82452127/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 42 Vgl. Schreiben Wehners an das Heim „Schwarzwald“ (Durchschlag), 11.08.1943, 4.1.0/82463355/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 43 Vgl. Aktenvermerk Ebners, 13.11.1943, 4.1.0/82452189/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 44 Vgl. BArch (ehem. BDC) SSO, Mortensson, Dr. Magne, 23.09.1895.
- 45 Vgl. Schreiben Mortensson-Egnunds an das Frontkämpferbüro, 15.04.1943, Romerike politkammer, sak 318/45, Riksarkivet Oslo. Übersetzt von Beate Paintner.
- 46 Nach seiner Versetzung vom Lebensborn zum Wachbataillon „Holmestrand“ beantragte der dortige SS-Sturmabführer die Ablösung des Arztes, weil er fast täglich betrunken war. Vgl. Schreiben des leitenden Arztes an den Stabsführer beim HSSPF Storting (Abschrift), 11.06.1943, BArch (ehem. BDC) SSO, Mortensson, Dr. Magne, 23.09.1895.
- 47 Schreiben Ebners an Sollmann, 24.05.1943, 4.1.0/82452127/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 48 Ebenda.
- 49 Vgl. Aktennotiz Redieß', 15.05.1943, BArch (ehem. BDC) SSO, Mortensson, Dr. Magne, 23.09.1895.
- 50 Vgl. Schreiben Engbers an Zentrale, 17.05.1944, 4.1.0/82455450/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 51 Vgl. Schreiben Ebner an Bräutigam, 09.09.1944, 4.1.0/82459379/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 52 Interview der Verfasserin mit Frau N. am 25.10.2013.
- 53 Vgl. Personalkarte, BArch (ehem. BDC) SSO, Bissing, Kai, 24.07.1898. Anmerkung: Die SSO-Akte ist ohne den akademischen Grad „Dr.“ geführt.
- 54 Vgl. Bericht Ebners an Sollmann, 24.05.1943, 4.1.0/82452127/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 55 Vgl. Aktenvermerk Ebners, 13.11.1943, 4.1.0/82452189/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 56 Aktenvermerk Ebners, 12.11.1943, 4.1.0/82447669/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 57 Vgl. Schreiben Ebners an Hofmeier, 24.05.1943, 4.1.0/82450596, ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 58 Vgl. Schreiben Ebners an Bissing, 01.06.1943, 4.1.0/82452131/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 59 Vgl. Aktenvermerk Ebners, 13.11.1943, 4.1.0/82452190/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 60 Vgl. Aktenvermerk Ebners, 13.11.1943, 4.1.0/82452190/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 61 Vgl. Bl. 18, BArch, NS 19.
- 62 Vgl. Lebenslauf, 27.02.1949, Rep. 11, PA 24426, Professor Wolfgang Kiehl, UA Halle.

- 63 Vgl. Protokollblatt der Spruchkammer, 24.01.1947, EL 902/18 Bü 3509, Staatsarchiv Ludwigsburg.
- 64 Vgl. Schreiben Brakes an Ebner, 30.08.1940, 4.1.0/8245280/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 65 Vgl. Aktenvermerk Ebners, 20.12.1943, 4.1.0/82452196/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 66 Vgl. Interview der Verfasserin mit Herrn Brake am 03.09.2014.
- 67 Vgl. Schreiben des SS-Führungshauptamtes, Sanitätswesen der Waffen-SS, an Brandenburg, 04.06.1943, Privatbesitz.
- 68 Vgl. Zeugenaussage Brandenburg, S. 45, SpkA K 1030: Lebensborn, Staatsarchiv München, sowie Lebenslauf, 01.08.1947, Privatbesitz.
- 69 Vgl. Gespräch der Verfasserin mit dem Sohn von Dr. Brandenburg am 25.04.2015.
- 70 Träger identischer Vor- und Zunamen der Spitzmüller-Familien in Nordrach wurden durchnummeriert.
- 71 Vgl. Schreiben J. Spitzmüllers an den Kreissonderhilfsausschuss, 27.11.1947, Nds. 110 W Acc. 32/99 Nr. 300877 (Brandenburg, Dr. Eberhard), Niedersächsisches Landesarchiv.
- 72 Vgl. Zeugenaussage Brandenburg, S. 45, SpkA K 1030: Lebensborn, Staatsarchiv München.
- 73 Vgl. Schreiben der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig an Entschädigungsbehörde, 04.01.1955, Nds. 110 W Acc. 32/99 Nr. 300877 (Brandenburg, Dr. Eberhard), Niedersächsisches Landesarchiv.
- 74 Vgl. Fremdenbuch B 39, Gemeindearchiv Nordrach.
- 75 Vgl. Lebensborn Eintrag Standesamt II. Für diese telefonische Auskunft vom 19.09.2014 danke ich Johann Preimesser.
- 76 Vgl. ebenda. Für diese telefonische Auskunft vom 19.09.2014 danke ich Johann Preimesser.
- 77 Vgl. Geburtenbuch Standesamt II, Nordrach. Auf den Geburtsurkunden verheirateter Frauen wurden lediglich Heiratsdatum und -ort eingetragen. Das Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen erteilte am 18.02.2015 einen Antrag auf Genehmigung der Einsichtnahme in Personenstandsregister nach § 66 Abs. 1 PStG, welche an diverse Bestimmungen, vor allem an die Einhaltung der datenschutzrechtlichen Vorschriften zum Schutz der Daten, geknüpft war. Somit konnten die Geburtsjahrgänge der verheirateten Frauen größtenteils in Erfahrung gebracht werden. Die Zustimmung für die Erstellung einer Statistik wurde ebenso erteilt sowie der Landesdatenschutzbeauftragte des Landes Nordrhein-Westfalen informiert.
- 78 Vgl. Schreiben o. A. an Ebner, 22.07.1943, 4.1.0/82449209/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 79 Acte de décès, copie integrale No 002140/1943, Peter Rolf Michael B., Abschrift vom 9.6.2015 des État-Civil de Strasbourg, und Acte de décès, copie integrale No 001395/1944, Helmut [sic] Hans Egon K., Abschrift vom 9.6.2015 des État-Civil de Strasbourg. Übersetzt von Johanna Ross.
- 80 Vgl. Schreiben Dükers an RFSS, 20.10.1943, 4.1.0/82449754/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 81 Ebenda.
- 82 Ebenda.
- 83 Ebenda.
- 84 Vgl. Acte de décès, copie integrale No 002140/1943, Peter Rolf Michael B., Abschrift vom 9.06.2015 des État-Civil de Strasbourg. Übersetzt von Johanna Ross.
- 85 Vgl. Dienstanweisung Säuglingsschwestern, o. D., 4.1.0./82448185/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 86 Vgl. Schreiben Kniebes an Ebner, 24.05.1943, 4.1.0/82464083/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 87 Vgl. Ärztliche Anordnung Nr. 74, 07.07.1943, 4.1.0/82452611/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 88 Vgl. Vorschläge zur Vornamenserteilung, o. D., 4.1.0/82453140/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 89 Vgl. Dienstanweisung für die Ärzte des Lebensborn, 18.09.1943, 4.1.0/82450410/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 90 Vgl. Interview der Verfasserin mit einer Nordrachener Lebensbornmutter am 27.12.2013, sowie Schreiben Kniebes an Ebner, 09.03.1943, 4.1.0/82455885/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 91 Vgl. Taufbuch der Gemeinde Nordrach. Am 06.03.2014 wurde dem Antrag einer Sondergenehmigung für die Einsichtnahme in die Taufbücher von Nordrach stattgegeben. Diese erfolgte mit zuvor festgelegten Maßnahmen zur Anonymisierung und unter Berücksichtigung und Wahrung schutzwürdiger Belange Dritter, die in den Grundsätzen zur Nutzung gesperrten kirchlichen Schrift- und Dokumentationsgutes aufgrund von Sondergenehmigungen dargelegt und verpflichtend sind.



- 92 Vgl. ebenda.
- 93 Schreiben Ebners an Sollmann, 24.05.1943, 4.1.0/82452127/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 94 Vgl. ebenda.
- 95 Haarer, Johanna: Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Berlin 338.–440. Tausend 1941.
- 96 Vgl. Schreiben Ebners an den Lehmann-Verlag, 10.01.1944, 4.1.0/82448765/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 97 Vgl. Brockhaus, Gudrun: Muttermacht und Lebensangst – Zur Politischen Psychologie der NS-Erziehungsratgeber Johanna Haarers. In: Brunner, José (Hrsg.): Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs. Göttingen 2008 (Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte; XXXVI), S. 63–77, S. 63.
- 98 Vgl. Aktenvermerk über die Besprechung beim Reichsführer-SS am 11.01.1941, 4.1.0/82448331/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 99 Vgl. Rundschreiben Ebners an die Heime Friesland, Harz, Hochland, Kurmark, Pommern, Schwarzwald, Sonnenwiese, Wienerwald, o. D., 4.1.0/82448504/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 100 Vgl. Schreiben Ebners an die Leiter der Lebensbornheime, 20.04.1942, 4.1.0/82448628/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 101 Vgl. Schreiben Ebners an Friedrich, 4.1.0/82454242/ITS, Digitales Archiv Bad Arolsen.
- 102 Vgl. Schreiben Friedrichs an Ebner, 26.06.1943, 4.1.0/82454244/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 103 Vgl. Ebners Bericht über eine Beschwerde, 13.12.1943, 4.1.0/82457065/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 104 Die Speisezetteln sind im Bestand des ITS in Bad Arolsen (Digitales Archiv) archiviert. Auf die einzelnen bibliografischen Angaben wird an dieser Stelle aus Platzgründen verzichtet. Einige Speisezetteln sind in doppelter Ausführung vorhanden.
- 105 Vgl. Speisezettel vom 22.–28.02.1943, 4.1.0/82466624/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 106 Vgl. Speisezettel vom 15.–21.03.1943, 4.1.0/82466627/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen, vgl. Speisezettel vom 29.03.–04.04.1943, 4.1.0/82466729/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen, und vgl. Speisezettel vom 05.04.–11.04.1943, 4.1.0/82466630/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 107 Vgl. Ehrlich, Carl S.: Judentum. In: Coogan, Michael D. (Hrsg.): Weltreligionen. Das neue illustrierte Handbuch. Gütersloh 1999, S. 14–51, S. 45.
- 108 Vgl. ebenda, S. 47.
- 109 Vgl. Hensele, Michael: Kriegswirtschaftsverbrechen. In: Benz, Wolfgang; Graml, Hermann; Weiß, Hermann (Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. 5. Aufl. München 2007, S. 613 f.
- 110 Vgl. Peukert, Detlev: Alltag unterm Nationalsozialismus. Berlin 1991 (Beiträge zum Thema Widerstand; 17), S. 24 ff.
- 111 Lüdtke, Alf: Eigen-Sinn: Fabrikalltag, Arbeitererfahrung und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus. Hamburg 1993, S. 9.
- 112 Ebenda, S. 11.
- 113 Schriftlicher Fragebogen von Frau Martens (Pseudonym) für die Verfasserin, 14.08.2014.
- 114 Vgl. Schreiben Schwabs an Ebner, 03.07.1943, 4.1.0/82459796/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 115 Vgl. Schreiben Kniebes an Ebner, 09.03.1943, 4.1.0/82458755/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 116 Vgl. Schreiben Kniebes an Ebner, 24.05.1943, 4.1.0/82464083/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 117 Vgl. Ärztliche Mitteilung, o. D., 4.1.0/82452615/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 118 Ebenda.
- 119 Vgl. Rundschreiben, 01.09.1943, 4.1.0/82453068/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 120 Vgl. Bericht Dr. Kiehl: Kurzer Bericht, 15.07.1943, 4.1.0/82452169/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 121 Vgl. Rundschreiben, 15.12.1943, 4.1.0/82453103/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 122 Vgl. Bezeichnung der Ernährung in den Gewichtskurven, Anlage vom 15.12.1943, 4.1.0/82453105/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 123 Vgl. Bezeichnung der Ernährung in den Gewichtskurven, Anlage vom 15.12.1943, 4.1.0/82453105/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 124 Vgl. Meldekarte Maria Herrmann, Stadtarchiv Zell am Harmersbach. Für die Suche in der Meldekarte danke ich Dieter K. Petri.

- 125 Vgl. Fremdenbuch B 39, Gemeindearchiv Nordrach.
- 126 Zeugenaussage Sabine Herrmann, Kreispolizeidirektion Altenburg (Abschrift), 01.12.1947, Bl. 20, Nds. 171 Lüneburg Nr. 16052, Niedersächsisches Landesarchiv.
- 127 Vgl. Bericht Ebners an Sollmann, 24.05.1943, 4.1.0/82452128/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 128 Vgl. Lfd. Nr. 69, Schreiben Spitzmüllers an das Landratsamt Wolfach, 30.03.1943, Mappe 33, Gemeindearchiv Nordrach.
- 129 Vgl. Interview der Verfasserin mit Frau N. (Pseudonym) am 25.10.2013, sowie Interview der Verfasserin mit Frau G. (Pseudonym) am 15.01.2015.
- 130 Vgl. Dienstanweisung für die Ärzte des Lebensborn, 18.09.1943, 4.1.0/82450428/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 131 Vgl. Schreiben Ebners an Ragaller, 21.12.1943, 4.1.0/82458835/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 132 Vgl. ebenda.
- 133 Vgl. Schreiben Bissings an Ebner, 26.05.1943, 4.1.0/82455451/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 134 Vgl. Schreiben Ebners an Bissing, 28.05.1943, 4.1.0/82455452/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 135 Vgl. Rundschreiben Ebners, 08.09.1943, 4.1.0/82453072/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 136 Vgl. Schreiben Kniebes an die Zentrale, 30.09.1943, 4.1.0/82453079/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 137 Ebenda.
- 138 Vgl. Ärztlicher Bericht Zehnders, 30.06.1949, D 180/Nr. 44508, Staatsarchiv Freiburg.
- 139 Vgl. Vernehmungsprotokoll Spitzmüller, 22.02.1949, 1 BAD 953, Centre des Archives diplomatiques de La Courneuve.
- 140 Vgl. Schreiben J. Spitzmüllers an den Kreissonderhilfusausschuss, 27.11.1947, Nds. 110 W Acc. 32/99 Nr. 300877 (Brandenburg, Dr. Eberhard), Niedersächsisches Landesarchiv.
- 141 Vgl. Fremdenbuch B 39, Gemeindearchiv Nordrach.
- 142 Vgl. Postkarte der Spruchkammer Ebersberg an M. Engber, 14.04.1947, Staatsarchiv München.
- 143 Die Huberhof-Siedlung beginnt mit dem ersten Haus auf der rechten Seite mit Hausnummer 192 und endete mit der Hausnummer 208, dem Huberhof selbst. Danach fehlen die geraden Nummern (210, 212, 214, 216, 218) in der Einwohnerliste des Jahre 1939 und setzen erst wieder bei 220 ein. Ich danke Egbert Hoferer für diese Recherchen und die schriftliche Auskunft vom 28.07.2015.
- 144 Vgl. schriftlicher Fragebogen der Tochter von Marianne Engber für die Verfasserin, 11.09.2014.
- 145 Vgl. Entlassungsschein (mit entsprechenden Stempeln, welche die Reise dokumentieren), 26.05.1946, Privatbesitz.
- 146 Vgl. Zeugnis Papierfabrik Kurt von Kraewel, 30.11.1947, Privatbesitz.
- 147 Vgl. Interview der Verfasserin mit Frau G. (Pseudonym) am 15.01.2015.
- 148 Vgl. Wiedereinsetzungsgesuch, 03.12.1945, EL 902/18 Bü 3509, Staatsarchiv Ludwigsburg.
- 149 Interview der Verfasserin mit Frau N. (Pseudonym) am 22.08.2013.
- 150 Ebenda.
- 151 Ebenda.
- 152 Ebenda.
- 153 Vgl. Aktenvermerk Hofmanns (Abschrift), 03.11.1943, 4.1.0/82448959/ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
- 154 Telefoninterview der Verfasserin mit Frau S. (Pseudonym) am 04.02.2015.
- 155 Telefonat der Verfasserin mit Frau B. (Pseudonym) am 13.01.2014.
- 156 Gespräch der Verfasserin mit Wilhelm Oberle (\* 1931) am 25.07.2015.
- 157 Interview der Verfasserin mit Frau J. (Pseudonym) am 07.07.2014.
- 158 Vgl. Kluckert, Hans-Georg: Nordrach. Geschichte, Menschen und Landschaft des Tales, herausgegeben von der Gemeinde Nordrach, Nordrach 1989.
- 159 Für die Verfügbarmachung einer Sendeaufnahme danke ich Rolf Oswald.
- 160 Vgl. Ebbes. Das Tal, das Klima, die Gäste. Ein Südwest 3-Film von Christel Koerner, 1991, Minute 8:46.
- 161 Vgl. SWR4-Hörfunksendung „Kultur in Baden-Württemberg“, 2001, R/3/004 D013432/11, Hauptstaatsarchiv Stuttgart.
- 162 Ich danke Dorothee Schmitz-Köster für diese telefonische Auskunft im September 2014.

- 163 Dieses Gespräch fand jedoch erst im Jahr 2013 statt. Für die Möglichkeit der Einsichtnahme in die Gesprächsnotiz vom 17.01.2013 danke ich Rolf Oswald.
- 164 Interview der Verfasserin mit Frau N. (Pseudonym) am 22.08.2013.
- 165 Lilienthal, Georg: *Der „Lebensborn e. V.“. Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik*, erweiterte Neuausgabe 2. Aufl. Frankfurt/Main 2008.
- 166 Vgl. Bauer, Theresia: *Erinnerungskulturelle Leerstellen? Zum Umgang mit dem Lebensborn seit den achtziger Jahren*. In: Baumann, Angelika; Heusler, Andreas (Hrsg.): *Kinder für den „Führer“*. *Der Lebensborn in München*. München 2013, S. 187–194, S. 192.

## Nach dem Holocaust: „Mörder unter uns“ in Offenburg

Martin Ruch

„Die Mörder sind unter uns“, so lautete ein berühmter Filmtitel des Jahres 1946: Der Zweite Weltkrieg war vorbei. Susanne Wallner (Hildegard Knef) hatte das Konzentrationslager überlebt und kehrte in das zerstörte Berlin zurück. In ihrer Wohnung lebte der ehemalige Militärchirurg Mertens (Wilhelm Borchert), der seine Erinnerungen mit Alkohol zu verdrängen versuchte. Sein ehemaliger Hauptmann, der für ein Massaker am Weihnachtsabend 1942 verantwortlich war, agierte hingegen bereits wieder als angesehener Geschäftsmann ohne Schuldbewusstsein ...

Es muss viele Orte im Nachkriegsdeutschland gegeben haben, in denen die Täter von einst wohnten. Sie wurden einfach zu Nachbarn, ohne dass man von ihrer jüngsten Vergangenheit etwas wusste, es sei denn, sie äußerten sich selbst unverhohlen zu ihren Taten und Einstellungen, wie der Offenburger Gymnasiallehrer Ludwig Zind.<sup>1</sup> Aber meistens haben sie ihre Schuld, haben sie ihr Wissen verschwiegen. Wolfgang M. Gall hat für Offenburg die Karrieren einstiger Parteigrößen in der Stadtverwaltung und überhaupt in der Nachkriegsgesellschaft recherchiert. Er hat beispielsweise geschildert, wie etwa ein führendes Gründungsmitglied der NSDAP in Offenburg sich nach 1945 frech freisprechen wollte.

*„Wiegert bat im Januar 1953 um Gnade mit dem Hinweis, dass einst führende Nationalsozialisten längst wieder in Ämter gelangt und rehabilitiert worden seien. Auch habe er durch seine Internierung keine Gelegenheit wie die in Freiheit befindlichen Täter sich Alibis und Entlastungszeugen zu beschaffen ...“<sup>2</sup>*

Ohne Schuldbewusstsein, ohne Eingeständnis zumindest einer Mitschuld war auch der seit 1963 bis zu seinem Tod 1985 in Offenburg lebende Wilhelm Ruby. Das geht aus den Unterlagen zu einem Ermittlungsverfahren hervor, das der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Offenburg 1967 gegen den Polizeimeister Ruby (geb. 18.4.1906 in Ratkau, Sudetenland) wegen Mordes eingeleitet hatte.<sup>3</sup> „Der Beschuldigte soll in mehreren Fällen Juden und Polen in Mszana/Dolna erschossen haben. Dieser Verdacht stützt sich auf die Angaben der Polin Maria Stozek.“

Die Ermittlungen zogen sich über mehrere Jahre hin. Aber der Prozess führte zu keinem Ergebnis. Das Verfahren wurde 1974 eingestellt.

In den Dokumenten zu diesem Verfahren finden sich viele Zeugenaussagen, die Ruby schwer belasteten. Aber er leugnete alles, zeigte sich manchmal empört, manchmal geknickt über die angeblich ungerechtfertigten Beschuldigungen. Ja, er sei doch so beliebt gewesen, meinte er in einem Fall. Nicht abgestritten hat er allerdings, am unmittelbaren Ort der Verbrechen anwesend gewesen zu sein, auch Zeuge geworden zu sein von Morden.

Die Vernehmungsprotokolle, die angefertigt wurden, zeigen eine schreckliche Wahrheit,<sup>4</sup> die sich so darstellt:

Erschießung der damals 57-jährigen Polin Anna Burdel auf dem Marktplatz von Mszana-Dolna wegen Holzdiebstahls. Ruby: *„Die Beschuldigung entbehrt jeder Grundlage.“*

Erschießung einer Jüdin an einem Nachmittag im Frühjahr 1943 im Hof des Gemeindehauses von Mszana-Dolna. Ruby: *„Die Beschuldigung ist frei erfunden. Der Zeuge Josef Rusnak will gesehen haben, wie ich eine Jüdin in den Garten hinter dem Gemeindeamt geführt und sie dort durch einen Schuß in den Hinterkopf getötet hätte. Ich hätte sie durchsucht, auf ihre Schuhe gezeigt und als sie sich beugte, um die Schuhe auszuziehen, erschossen. Ich kann nur sagen, es liegt entweder Böswilligkeit oder aber eine Verwechslung meiner Person vor.“*

Erschießung von zwei gefesselten Juden 1942 auf dem Platz vor der Schule in Mszana-Dolna an den Fundamenten der ehemaligen Synagoge beim Feuerwehrschnappen. Ruby: *„Die Beschuldigungen sind frei erfunden!“*

Erschießung des Juden Eliaz Turner auf dem Friedhof von Mszana-Dolna im August 1942. Ruby: *„Frei erfundene Beschuldigung.“*

Erschießung von zwei jungen jüdischen Mädchen namens Hochmann im Alter zwischen fünf und zwölf Jahren im Hof des Gemeindehauses in Mszana-Dolna im Herbst 1942 oder Sommer 1943. Ruby: *„Die Beschuldigungen der sechs Zeugen sind frei erfunden.“*

Erschießung von zehn jüdischen Mädchen, Frauen und Männern einer reichen jüdischen Familie namens Zessler im Hof des Gemeindehauses Mszana-Dolna im Sommer 1942. Ruby: *„Frei erfunden! Während meines Einsatzes in Mszana-Dolna habe ich eine Familie Zessler nie kennengelernt.“*

Erschießung von zwei Jüdinnen und einem Juden, die in Bauerntracht gekleidet waren, vermutlich beim Gemeindehaus in Mszana-Dolna 1942. Ruby: *„Frei erfunden, ich war doch so beliebt in Mszana-Dolna!“*

Erschießung eines Juden bei der Schmiede des Polen Dudzyk 1942. Ruby: *„Die Zeugen stellen unwahre Behauptungen auf. Ich weiß nicht, wie Wcislo zu der Behauptung kommt, ich hätte in der Schmiede einen Juden mitgenommen und anschließend erschossen, dem die Ehefrau des Dudzik gerade eine Suppe gereicht hatte.“*

Teilnahme an der Erschießung und zwar an der Massenerschießung der Juden von Mszana-Dolna im August 1942. Ruby: *„Ich war in keiner Weise beteiligt, auch nicht als Absperr- oder Begleitposten. Am Tag der Aktion kamen der Postenführer Urban und weitere Gendarmen unseres Postens nach Mszana-Dolna. Herr Urban sagte mir damals noch, er müsse mit seinen Beamten während der Erschießungsaktion absperren. Mich stellte er von der Absperrung frei und ich begab mich in eine Ortschaft außerhalb von Mszana-Dolna zur Ernteerfassung. Als ich abends zurückkam, war die Aktion beendet. Einige Tage nach der Aktion begab ich mich mit Bürgermeister Gelb zum Erschießungsplatz, wo ein oder zwei Gruben mit Leichen sich befanden. Die Leichen waren schon am Gären. An dem fraglichen Abend nach der Aktion feierte Gelb mit einigen geladenen Gästen in einer Gaststätte in Mszana-Dolna die Befreiung der Ortschaft von den Juden. Bei meiner Vernehmung durch den Untersuchungsrichter Bochum, die etwa 1962 oder 1963 hier in Offenburg durchgeführt wurde, habe ich angegeben, daß ich mit meinen Kollegen aus Limanowa an einer Judenaktion in Sowliny teilnehmen mußte. Wir Gendarmen mußten während der Aktion lediglich absperren. Es wurden an diesem Tage von der Gestapo aus Neu-Sanden eine Anzahl Juden erschossen, die zuvor in der Ölraffinerie in Sowliny beschäftigt waren. Die Erschießung als solche habe ich nicht beobachtet, ich habe nur die Schüsse gehört. Ich persönlich hatte das Glück, nur bei zwei Judeneinsätzen und zwar in Tarnow und Sowliny eingesetzt zu werden. Ich möchte in diesem Zusammenhang allerdings eine Begebenheit schildern: In Mszana-Dolna wurde ich Zeuge der Erschießung eines Juden oder Polen durch Bürgermeister Gelb. Jedenfalls sagte mir Bürgermeister Gelb, im Notarrest der polnischen Polizei sei ein ganz gefährlicher Mann inhaftiert, er wolle mir den Gefangenen zeigen. Ich begleitete Gelb zum Notarrest, dort war ein etwa 30–40jähriger Mann inhaftiert, groß und kräftig gebaut. Gelb bat mich etwa mit den Worten: ‚Herr Ruby, begleiten Sie mich mit dem Gefangenen auf*

*mein Amt. Seien Sie aber vorsichtig, er ist ein gefährlicher Mann, wir müssen vorsichtig sein.’ Ich erklärte mich bereit, mit Gelb den Gefangenen zu begleiten. Das Futteral meiner 08-Pistole öffnete ich, so daß ich bei einem evt. Angriff schnell ziehen könnte. Gelb nahm seine Pistole in die Hand. Wir gingen mit dem Gefangenen vom Arrestlokal in Richtung Gemeindehaus. Auf einem kleinen Platz machte der Gefangene eine plötzliche Bewegung. Ich weiß nicht, wollte er fliehen oder uns angreifen. Bürgermeister Gelb feuerte sofort auf den Häftling, er tötete ihn. Ich selbst war im Augenblick so verduzt, dass ich gar nicht reagieren konnte. Ich ging dann weiter, ohne mich um den Toten zu kümmern, das war Sache des Bürgermeisters.“*

Doch ein anderer Täter, der Strafgefangene Heinrich Hamann in der Krankenabteilung der Vollzugsanstalt Münster (er war zu dreimal lebenslänglich wegen Massenmorden verurteilt worden) sagte 1972 aus:

*„Ruby hat bei meiner Hauptverhandlung behauptet, bei der Judenerschießungsaktion, die von mir und meinen Leuten im Sommer 1942 in Mszana-Dolna durchgeführt wurde, nicht anwesend gewesen zu sein. Dies stimmt sicherlich nicht. Ich erinnere mich nämlich genau, dass bei dieser Aktion die Angehörigen des polnischen Polizeipostens Mszana-Dolna eingesetzt waren, also Beamte, die Ruby unterstellt waren.“*

Franz Sliwa als Zeuge gab an, Ruby habe am 1.5.1941 in Mszana-Dolna 22 Juden nur deshalb erschossen, weil sie verspätet zur Entlausung erschienen.

Zu seiner Einstellung gab Ruby in ersten Aussagen vor der Staatsanwaltschaft in Offenburg 1961 an:

*„Ich bin gefragt worden, ob und in welcher Weise wir uns während der Rückfahrt über die Erschießung der Juden unterhalten und dazu Stellung genommen haben. Für mich war es klar, dass hier unschuldige Menschen erschossen worden sind. Wir haben uns keine besonderen Gedanken darüber gemacht. Es war ja von ‚oben‘ befohlen. Darüber hinaus sind derartige Aktionen in der zurückliegenden Zeit häufiger durchgeführt worden. Es war also für mich und ich glaube auch für meine Kameraden nichts Besonderes. Ob die Erschießung recht oder unrecht war, danach hat von uns keiner gefragt.“*

Aussage des polnischen Zeugen Stefan Dudzik vor Gericht (Übersetzung):

*„Ich bin Schmied, besitze eine eigene Schmiede. Ich kannte Ruby vom Sehen. Im Herbst 1942 wurde vor meine Schmiede ein junger*

*Jude herbeigeführt, der sich in Wielka Poremba versteckte. Der Jude hielt sich bei meiner Schmiede etwa 1 Stunde auf. Die Ehefrau bewirtete ihn mit einer Suppe und gab ihm Obst. Gegen die 12. Stunde kam Gendarm Ruby, nahm den Juden mit und führte ihn vor das Kellergeschoss, befahl ihm hinzuknien und schoss in ihn. Er tötete ihn. Ich sah dies. Ich stand vor der Schmiede, beobachtete dies aus einer Entfernung von etwa 100 Metern. Die Leiche wurde auf den jüdischen Friedhof weggeschafft.“*

Ruby war also, das ergaben die Untersuchungen und Verhöre eindeutig, dabei gewesen. Er war von mehreren Zeugen unabhängig voneinander gesehen und zahlreicher Verbrechen beschuldigt worden. Doch, wie gesagt, das Verfahren gegen Ruby wurde 1974 eingestellt, die Vorwürfe der Zeugen konnten nicht beweiskräftig gemacht werden. Er selbst leugnete jede Tat oder Tatbeteiligung.

Ruby zog mit seiner Frau am 5.5.1948 als „Gendarm“ nach Durbach, wo er im Grol Nr. 58, später in der ehemaligen Post gegenüber dem Rathaus wohnte. Kinder hatte das Paar, das 1949 geheiratet hatte, nicht. Im Dezember 1963 wechselte er von Durbach nach Offenburg, wo er in der Witschstraße wohnte. Seine letzte Berufsbezeichnung war Polizei-Hauptwachtmeister. Er starb am 20.2.1985.<sup>5</sup> Sein Wissen um die eigenen Verbrechen nahm er mit ins Grab.

## Epilog

Seit 1958 existiert in Ludwigsburg die „Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“. Die Ergebnisse der Ermittlungen werden von den örtlich zuständigen Staatsanwaltschaften verwertet. Ca. 7500 Vorermittlungsakten hat die Zentralstelle seit ihrer Gründung an die zuständigen Staatsanwaltschaften weitergeleitet. Vieles davon versickerte aber ohne Folgen für die Betroffenen in Behördenschränken. Grund dafür war sicher, dass der Bundesgerichtshof in einem grundlegenden Urteil in den sechziger Jahren verlangt hatte, dass dem Angeklagten eine konkrete Tatbeteiligung nachgewiesen wird. Allein die Tätigkeit als Aufseher in einem Konzentrationslager, dessen Zweck nicht ausschließlich die Tötung von Menschen gewesen sei, war nach dieser Rechtsprechung nicht ausreichend für eine Verurteilung wegen Beihilfe zum Mord (BGH, Urteil v. 20.2.1969, 2 StR 280/67).

Aber es gibt zu denken: Anfang der 60er Jahre waren 80% der am BGH tätigen Richter Personen, die bereits in der NS-Zeit als Richter an deutschen Gerichten geurteilt haben. Es liegt



nahe, einen Zusammenhang zwischen diesem Umstand und der Rechtsprechung über NS-Täter zu vermuten. Dabei wäre damals natürlich eine Aufarbeitung des NS-Unrechts sicher viel sinnvoller und vor allem besser möglich gewesen als heute. Auf traurige Weise hat aber die Justiz selbst eine solche Aufarbeitung verhindert. Die heutige Generation der Richter denkt anders: In Abweichung von der bisherigen Rechtsprechung hat es erst vor wenigen Jahren das Landgericht München im Fall des KZ-Mitarbeiters Demjanjuk für eine Verurteilung als ausreichend angesehen, dass der Aufseher Demjanjuk Teil des Räderwerks einer Tötungsmaschinerie in einem Vernichtungslager war, das nur dann funktionieren konnte, wenn sämtliche Räder vom Aufseher bis zum „Henker“ reibungslos ineinander griffen (LG München, Urteil v. 12.5.2011, 1 Ks 12496/08). Wer bewusst in einer solchen Maschinerie mitmache, der sei auch für die Folgen juristisch zur Verantwortung zu ziehen.

Vor diesem Hintergrund erhebt sich die Frage, ob man den Offenburger Polizisten Ruby nicht doch auch als Mittäter bei Mordaktionen, als Mörder bezeichnen muss, selbst wenn er nicht verurteilt wurde. Seine menschenverachtenden Aussagen, wie sie im Prozess deutlich wurden (*„Für mich war es klar, dass hier unschuldige Menschen erschossen worden sind ... Wir haben uns keine besonderen Gedanken darüber gemacht.“*) sind Beleg genug. Ob Ruby ein Einzelfall in Offenburgs Nachkriegsgeschichte gewesen ist? Oder wohnten noch weitere solcher Mörder in der Stadt an der Kinzig?

## Anmerkungen

- 1 Lörcher, Andreas: Antisemitismus in der öffentlichen Debatte der späten fünfziger Jahre: mikrohistorische Studie und Diskursanalyse des Falls Zind. Freiburg i. Br., Univ., Diss., 2008.
- 2 Gall, Wolfgang: Oskar Wiegert. Vom Ortsgruppenleiter zum Dorfschullehrer. In: Die Ortenau, 2009, 423–434, hier 428. – Vgl. auch ders.: Gescheitert oder erfolgreich? Die Entnazifizierung der Stadtverwaltung Offenburg 1945–1947. A. a. O., 397 ff.
- 3 Staatsarchiv Freiburg F 179/1: 135
- 4 Staatsarchiv Freiburg F 179/1: 134
- 5 Auskunft Regina Brischle, Stadtarchiv Offenburg

## Das Judengrab von Steinach

*Günther Fischer*

Wie kommt die Ruhestätte eines Juden auf einen christlichen Friedhof? Steinach war in seiner langen Geschichte nie Heimstätte von Angehörigen mosaischen Glaubens. Außerdem bestatteten die Juden ihre Toten traditionsgemäß auf Sammelfriedhöfen außerhalb christlicher Siedlungen. Nachforschungen im Archiv der Gemeinde bestätigten die Existenz eines Juden: Nikolaus Klein, 22 Jahre, geboren in Bukarest, gestorben in einem Transportzug am 5. März 1945. Handschriftlich hat jemand nach Ende des Krieges die wenigen Angaben in die Lageskizze der Ehrengräber eingetragen. Vom Internationalen Suchdienst in Bad Arolsen liegt eine Bestätigung vor. Damit konnte zweifelsfrei ausgeschlossen werden, dass Nikolaus Klein nicht zu den Häftlingen der drei Haslacher Außenlager des KZs Natzwiller-Struthof im Elsass gehörte. Zeitzeugenberichte untermauerten das Ganze zusätzlich. Seinen Weg in die Vernichtung nachzuzeichnen, gestaltete sich indessen viel schwieriger.

Nach einer längeren Besichtigungsreise durch die kriegsgeschädigten Städte im Reich ordnete der Reichsführer-SS Heinrich Himmler an, dass für Räumungs- und Bergungsarbeiten in den bombengeschädigten Städten Nord- und Westdeutschlands Baubrigaden aufgestellt werden sollten. Die ersten Brigaden sollten am 25. September 1942 auf Abruf in ausgewählten Konzentrationslagern bereitstehen. Wegen der Bedeutung der Reichsbahn für den militärischen Nachschub sowie den Transporten der Rüstungsindustrie und die Versorgung der Bevölkerung mussten die nach den Fliegerangriffen zerstörten Bahnanlagen schnellstmöglich repariert werden. Dazu wurden ab 1944 Eisenbahnbaubrigaden aufgestellt und KZ-Häftlinge für Instandsetzungsarbeiten eingesetzt. Solche „Konzentrationslager auf Schienen“ sollten mit 500 Arbeitssklaven direkt an zerstörte Schienennetze herangeführt werden, um in kurzer Zeit die Infrastruktur wieder herzustellen, was auch Blindgänger beseitigen, Trümmer wegräumen und Bombentrichter zuschütten beinhaltete. Untergebracht waren die Häftlinge in Eisenbahnwaggons. Zwischen Weihnachten 1944 und April 1945 kamen im Auftrag des Reichsbahnausbesserungswerkes Offenburg der Bauzug des KZs Flossenbürg/Oberpfalz und die 8., 9. und 10. SS-Baubrigade zum Einsatz. Zum Bauzug gehörten jüdische Häftlinge aus Belgien, Italien, der Tschechoslowakei, der Sowjet-

union, Polen und Rumänien. Sogenannte nichtjüdische deutsche Funktionshäftlinge hatten das Kommando. Zumeist waren es Berufsverbrecher, die unter Schlägen zur Arbeit antrieben. Gearbeitet wurde zwölf Stunden bei jedem Wetter. Es gab nur ein kleines Stück Brot mit etwas Käse oder Margarine, abends noch einen Teller Suppe. Der schon erwähnte Bauzug kam auch auf der Schwarzwaldbahn zum Einsatz. Zeitzeugen beobachteten ihn etwa ab der Wende 1944/45 zusammen mit einem riesigen Eisenbahngeschütz auf Höhe des Zinkens Einet. Die Artenberg-Steinbrüche gaben dem Geschütz und dem rollenden KZ Deckung bei Luftangriffen. Die Häftlinge in Sträflingskleidung waren scharf bewacht und in einem erbärmlichen körperlichen Zustand. Bei der Einet-Unterführung war eine Latrine angelegt. Manche Gefangene waren so schwach, dass sie den Bahnkörper nur herunter- bzw. hinaufkrabbeln konnten. Die Laune der Kapos bestimmte, ob sie von den Anwohnern Lebensmittel annehmen konnten oder ob Kinder gegen ein Glas Milch holzgeschnitzte Flugzeuge, Panzer o. Ä. eintauschen durften. Einer drohte bei Wiederholung mit Erschießen. Unterernährung, ständiger Durchfall und die Schinderei brachten N. Klein vermutlich den Tod. Zwei Steinacher, damals im Pimpfenalter, erinnern sich genau: Häftlinge zogen einen Leiterwagen mit dem leblosen Körper, notdürftig abgedeckt, über die Landstraße zum Rathaus. Der Transport wurde von SS-Männern gesichert. Die Beine des Toten schleiften über die Straße und hinterließen eine Blutspur. Der Totengräber B. Obert erhielt den Auftrag, die Leiche hinter der Friedhofsmauer in einem Dreckhaufen zu verscharren. Erst auf Anordnung der französischen Besatzungsmacht wurden die Gebeine in die Reihe der Ehrengräber umgebettet. Bis heute ist die Grabstätte mit dem Judensterne in einem gepflegten Zustand erhalten.

Es wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben, unter welchen Umständen Nikolaus Klein in das Lager Flossenbürg in Bayern kam. Mit ziemlicher Sicherheit gehörte er zu den Juden, die um die Jahreswende 1944/45 aus einem Vernichtungslager im Osten zu Tausenden auf einen der berüchtigten Todesmärsche bei eisiger Kälte und Schneesturm nach Westen getrieben wurden. Die Wachmannschaften hatten Befehl, Krematorien zu zerstören und möglichst die Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen.

In Rumänien herrschte zu Beginn der vierziger Jahre der faschistische Diktator Antonescu. Die gefürchtete Eiserne Garde und das Militär machten mit den deutschen Nazis gemeinsame Sache: Juden hatten Berufsverbot, aus der Armee wurden sie ausgeschlossen, und in Arbeitsbrigaden mussten sie Zwangsar-



beit leisten. Das Deutsche Reich und die besetzten Gebiete benötigten Millionen Arbeitssklaven. Die nachfolgende Schilderung ist der Zeugenaussage des Emanuel Holländer entnommen, der 1948 vor der Jewish Historical Commission beschrieb, was er auf seiner „Reise“ von Flossenbürg bis Offenburg erdulden musste. Mehrere Lager im Osten hatte er zuvor schon kennengelernt: „Eine große Anzahl SS-Männer erwartete uns mit großen Reflektoren und Schäferhunden (in Flossenbürg). Sie waren bis an die Zähne bewaffnet. Entkräftet nahmen wir vor der Entlausungsanstalt Aufstellung. Peitschenschläge jagten uns in den Baderaum. Das Duschen dauerte nur 15 Minuten. Erst gegen Morgen erhielten wir die patschnasse Kleidung zurück. Wahllos wurden die Sachen zugeworfen. Ohne Socken und in Holzsandalen trat ich vor den Block. Es war sehr sehr kalt. ... Unter Schlägen und Fausthieben wurde das Mittagessen verteilt. Sofort bekamen wir wieder Durchfall. Täglich schlugen sie mindestens zehn Häftlinge wund. Ununterbrochen trafen Häftlinge aus allen möglichen evakuierten Lagern ein. Wir lagen zu fünf bis sechs Mann auf einer Pritsche. An Schlaf war nicht zu denken. ... Ich wurde zum Steinewegräumen einge-

teilt. Dafür gab es täglich einen halben Liter Suppe mehr. Aber die schwere Arbeit, das mörderische Schlagen und der nicht nachlassende Durchfall ließen in unserem Kommando täglich viele Menschen eingehen. In diesem Zustand – es war im Januar 45 – prüfte uns ein Arzt. Ich bekam die Zahl  $\frac{1}{2}$  auf die Stirn gemalt, was „zur Arbeit geeignet“ bedeutete. Am nächsten Tag wurden wir gebadet. Man gab uns neue Häftlingskleidung und neue Holzschuhe. Dann wurden wir zum Bahnhof Flossenbürg gebracht und zu je 40 Mann in Waggons verladen. Die Verpflegung war diesmal reichlich. Die Fahrt dauerte fünf Tage. In Offenburg bezogen wir Quartier in einer stark beschädigten Kaserne (Anm. vermutlich Hindenburg-Kaserne) unter. Die Juden mussten das ausgemauerte Kellergewölbe beziehen. Die anderen lagerten im Erdgeschoß. Am nächsten Morgen mussten wir im Innern der Kaserne zum Appell antreten. In fünf Gruppen teilte man uns ein. Ein Bauzug brachte uns in die Nähe der zerstörten Bahnanlagen, die wir reparieren mussten. Nicht einen Augenblick durften wir die Schaufel ruhen lassen. Die Kapos schlugen auf uns ein und trieben uns an ...“<sup>1</sup>

### Anmerkung

1 Josef Kohs, Jüdische Historische Kommission, Tirschenreuth/Opf., 1948

### Quellen

Karola Fings, Krieg, Gesellschaft und KZ: Himmlers SS-Baubrigaden, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 2005

Vertreibung der Juden aus Bukarest. Aus: Mark Mazower, Hitlers Imperium, Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, C. H. Beck, München, 2009

Wolfgang M. Gall, Cornelius Gorka, Dieter Kauß, Quellen in Ortenauer Kommunalarchiven zum Thema Zwangsarbeit, in: Die Ortenau 82, 2002, S. 634

Internationaler Suchdienst, Große Allee 5–9, 34454 Bad Arolsen

Recherche/Kundenservice < research – clients@its – arolsen.org >

Karteikarte der Gemeinde Steinach, 2.3.3.3. 78108410 ITS Digitales Archiv

Offenburger Tageblatt, „Erinnerungen an einen traurigen Tag“, 12.4.2015

GAS IX 17–23 Kriegsgräberfürsorge

### Zeitzeugen

Familie Egon Maier, Einet; Familie August Ringwald, Einet; Günter Roth, Ortenberg;

Paul Uhl, Steinach; Maria Kinnast, Steinach

Bemerkung: Das Geburtsjahr ist falsch. 1923 ist richtig. Foto und Bildbearbeitung Werner Kinnast.

## Erinnerungskultur in Offenburg: Bilanz und Blick in die Zukunft

*Wolfgang M. Gall, Carmen Lötsch*

Zwei geschichtspolitische Themen bestimmen seit fast vierzig Jahren die lokale Erinnerungskultur der Stadt Offenburg: Die Erinnerung an und die Auseinandersetzung mit der badischen Revolution von 1847–1849 sowie „Verfolgung und Widerstand“ in der NS-Zeit. In den beiden vergangenen Jahren zog die Kulturverwaltung gemeinsam mit dem Kulturausschuss und dem Gemeinderat eine Bilanz über die städtische Erinnerungskultur der letzten vier Jahrzehnte und setzte die inhaltlichen Schwerpunkte für die zukünftige städtische Erinnerungspolitik. Gemeinsam entschied man sich bewusst dafür, dass auch in Zukunft „NS-Vergangenheit“ einerseits und „Demokratiebewegung des Vormärz“ andererseits Schwerpunkte der Erinnerungskultur in Offenburg bilden sollen. Der folgende Beitrag beschäftigt sich ausführlich mit der kommunalen Erinnerungskultur und ihrer Zukunft.

### Was verstehen wir unter Erinnerungskultur?

„Erinnerungskultur“ bezeichnet den Umgang des Einzelnen und der Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit und Geschichte. Unsere persönliche Geschichte beginnt nicht erst mit unserer Geburt, vielmehr ist sie Teil einer viel größeren Geschichte; der Geschichte unserer Eltern, unserer Stadt, unseres Landes – oder wie die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann sagen würde: „Menschen sind als Individuen zwar ‚unteilbar‘, aber keineswegs selbstgenügsame Einheiten. Sie sind immer schon Teil größerer Zusammenhänge, in die sie eingebettet sind und ohne die sie nicht existieren können. Jedes ‚Ich‘ ist verknüpft mit einem ‚Wir‘, von dem es wichtige Grundlagen seiner eigenen Identität bezieht“ (Assmann, S. 21). Die Geschichte unseres Lebens ist stets eingebettet in die Geschichte der Gemeinschaften (Wir-Gruppen), von denen wir unsere Identität herleiten (Herkunftsfamilie, Geschlecht, Ethnie, Jahrgangsgruppe, Neigungsgemeinschaften wie Nachbarschaften und Freundschaften). Als Individuum haben wir dennoch unsere ganz eigene Geschichte, die wir stets neu erzählen und damit auch in gewisser Weise neu konstruieren. Neue Erfahrungen und Erkenntnisse beeinflussen unser Konstrukt der eigenen Identität.

Manche Wir-Gruppen und Neigungsgemeinschaften lösen sich durch Mobilität und Wandel der Lebensphasen immer wieder auf und werden durch neue ersetzt.

Vergleichbares lässt sich auch für die Identität von Gesellschaft und gesellschaftlichen Gruppen feststellen. Stark verkürzt können wir sagen: Im Laufe der Zeit erleben Mitglieder einer Gruppe ähnliche und vergleichbare Geschichten. Diese werden durch gegenseitiges Erzählen, durch Interpretation und Kommentierung zum Teil der gemeinsamen Identität. Mündlich tradiert oder schriftlich fixiert gehen sie in das kollektive Gedächtnis der Gruppe ein.

Auch eine Stadtgesellschaft ist eine solche Gruppe und verfügt in besonderem Maße über ein gemeinsames, ein kollektives Gedächtnis. Die hier gespeicherten Geschichten und der gemeinsame Umgang damit bestimmen in hohem Maße die Identität einer Stadtgesellschaft und damit das Zugehörigkeitsgefühl ihrer Bürgerinnen und Bürger. Durch öffentliche Einrichtungen wie Archive, Museen, Bibliotheken werden die als gemeinsam empfundenen Erinnerungen in Form von Objekten und Dokumenten gespeichert und der Bürgergesellschaft zugänglich gemacht – gemeinsame Erinnerungen werden so quasi institutionalisiert.

Doch Vorsicht: Der Rekurs auf die eigene Geschichte wirkt nicht automatisch in einem positiven Sinne. Er kann auch eher ambivalent verlaufen. Er liefert, wie sich am Beispiel der sogenannten „Dolchstoßlegende“, an den Bürgerkriegen auf dem Balkan zu Beginn der 1990er Jahre oder der Entwicklung um die Krim zeigen lässt, unter Umständen *auch den Stoff* für aggressive Mythenbildungen, die in kriegerische Konflikte münden können. Identitätsstiftung kann zugleich sowohl gefährlich als auch überlebenswichtig sein. Je nachdem, ist sie Mittel zum Schüren von Gewalt oder zur *Pazifizierung und Gewaltprävention*.

Auf kommunaler Ebene ist die Auseinandersetzung mit der Erinnerungskultur im Stadtarchiv verortet, das schon von Gesetzes wegen für die Überlieferung des Verwaltungshandelns – durch die Archivierung von Dokumenten – verantwortlich ist. Neben der Bewahrung des städtischen Schriftgutes betrachtet das Archiv das Auffinden und die Übernahme von Unterlagen als wichtige Aufgabe, die beispielsweise das Wirken von Bürgerinitiativen in Form von Flugblättern, Plakaten, Protokollen festhalten oder persönlichen Erinnerungsstücken von Menschen, die in einer Kommune gewirkt haben. Die Überlieferung soll dabei möglichst die große Vielfalt gesellschaftlichen Tuns abbilden.

Das Kommunalmuseum wiederum sammelt Objekte, die einen hohen Aussagewert besitzen oder symbolisch für wichtige Ereignisse und Entwicklungen in der Stadtgeschichte stehen. Die Inszenierung in einer Ausstellung erklärt später den historischen Kontext und stellt eines der Vermittlungsangebote dar. So können Archiv und Museum gemeinsam für die Besucher die Zusammenhänge, auch mit gegenwärtigen Entwicklungen, herstellen. An Gedenktagen werden vergangene Ereignisse so gedeutet, kommuniziert und praktiziert, dass sie gegenwärtig bleiben, dass „Vergangenheit und Gegenwart an bestimmten Orten und in bestimmten Handlungen ineinanderfließen (Assmann, S. 54 ff.).“

Auch Erinnerungsorte wie beispielsweise historisch bedeutende Gebäude, Denkmale, Friedhöfe, Straßennamen einer Kommune können identitätsstiftend für die Stadtbevölkerung wirken. Das geschieht immer dann, wenn persönliche Erinnerungen für die eigene Identität als relevant eingestuft und mit dem jeweiligen Symbol verknüpft werden können. Die persönlichen Erinnerungen müssen mit dem historischen Ereignis nicht direkt verbunden sein. Die Erinnerung muss nicht positiv besetzt sein, sie kann durchaus konflikthaft oder negativ konnotiert sein.

### **Kennzeichen der städtischen Erinnerungskultur in Offenburg**

In Offenburg stehen, wie anfangs erwähnt, zwei herausragende historische Ereignisse im Mittelpunkt der städtischen Erinnerungskultur: das Erforschen und Gedenken an die Demokratiebewegung des Vormärz und die Revolution von 1848/49 sowie an die Zeit der NS-Herrschaft und des Holocausts. Mit dem „Salmen“ verfügt Offenburg über ein außergewöhnliches *Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung*, das symbolhaft zugleich für diese beiden Aspekte der deutschen Geschichte steht.

### **Umgang mit der liberalen und demokratischen Tradition von Vormärz und der Revolution 1848/49**

Das historische Gedenken an das Ereignis „1848“ geht auf das Jahr 1874 zurück. Erstmals zum 25. Gedenken an die gescheiterte Revolution von 1848/49 fanden ausschließlich in den deutschen Großstädten Frankfurt und Berlin und in Südwestdeutschland einige wenige Veranstaltungen statt. In den darauffolgenden 140 Jahren wurde die Erinnerung an 1848/49 je nach „politischer Wetterlage“ wachgehalten, verdrängt, umgedeutet oder vergessen.



Erst mit der Würdigung des Salmen als öffentlicher Erinnerungs- und Veranstaltungsstätte und durch die von der Offenburger Ehrenbürgerin Aenne Burda gestiftete Skulptur von Jonathan Borofsky „Freiheit männlich/weiblich“ haben die Ereignisse von 1847 bis 1849 eine herausgehobene Würdigung erfahren. Inzwischen setzt die Stadt ein neues Zeichen ein. Aus einem Wettbewerb hervorgegangen ist das „Manifest für die Freiheit“, das die 13 Forderungen des Volkes in Baden symbolisiert.

Die von verschiedenen politischen Gruppen und Persönlichkeiten wach gehaltene Erinnerung an die Offenburger Ereignisse lässt sich auch in Offenburg bis in das Jahr 1874 zurückführen, als Linksliberale und Sozialdemokraten mit Veranstaltungen und Gedenkveranstaltungen an das Schicksal der Exilierten und getöteten Revolutionäre erinnerten. Aus dem Kampf um das Totengedächtnis der 1848/49er-Revolution entwickelte sich in den Folgejahren ein erbitterter Kampf um den Platz der Demokraten von 1848/49 im deutschen Kaiserreich und die Durchsetzung demokratischer Rechte. Erst während der Regierungszeit der Weimarer Republik erhielt die demokratische Erinnerung an 1848/49 von staatlicher Seite offizielle Unterstützung. Nach der Einverleibung Österreichs 1938 vereinnahmten die Nationalsozialisten im 90. Gedenkjahr die Forderung nach „nationaler Einheit“ von 1848 und stellten sich als Vollender „Großdeutschlands“ ebenfalls in diese Tradition.

Im Jahr 1947 unterstützte die französische Militärverwaltung die Initiative der Stadtverwaltung, den 100. Jahrestag der Offenburger Versammlung mit einer Gedenkfeier in der Stadthalle zu begehen. Mit einem demokratischen Ritual sollte ein Kontrapunkt zu den NS-Propagandafeiern zwischen 1933 und 1945 gesetzt werden. Allerdings fand die Feier fast ohne aktive Beteiligung der Bevölkerung statt. Die hatte mit materiellen Notlagen zu kämpfen und zeigte für politische, insbesondere demokratische Traditionen während der Besatzungszeit wenig Verständnis. Bei den Jahrhundertfeiern der Badischen Revolution gebührt der Stadt Offenburg dennoch „das Verdienst der Vorreiterschaft“ (Kurt Hochstuhl), kam doch aus ihren Mauern jener erste Vorstoß, der die ganzen Gedenkveranstaltungen ins Rollen bringen sollte.

Das populäre Gedenken an die Demokratiebewegung ist ein relativ junges Phänomen, auch in Offenburg. Daran haben insbesondere die badischen Kommunalarchive auf Initiative der Städte Karlsruhe und Offenburg großen Anteil. Die Offenburger Forderungen des Volkes und die Demokratiebewegung



Abb. 1: Szenen vom  
Offenburger  
Freiheitsfest (1997)

sind tatsächlich mit dem Freiheitsfest 1997 wieder in das Bewusstsein der Stadtgesellschaft vorgedrungen. Die Frage, wie eine demokratische Festtradition in einer ritualisierten Form in der Kommune verankert werden kann, wurde dennoch zum Teil heftig öffentlich diskutiert.

1980 gelang eine Popularisierung des revolutionären Erbes in Offenburg erstmals bei den Heimattagen Baden-Württemberg mit einer großen Ausstellung. Diese trug den Titel *Offenburg und die badische Revolution von 1848/49*. Mit dieser Präsentation brachte das Stadtarchiv zum Ausdruck, dass sich Heimatgeschichte nicht auf das Betauern der sogenannten „guten alten Zeit“ beschränken darf, sondern die demokratisch-revolutionäre Bewegung als Teil der Heimatgeschichte zu betrachten ist.

Wie bereits 1947 ging die Gedenkinitiative im deutschen Südwesten 1997 erneut von Offenburg aus. Vonseiten der Stadt wurde die wissenschaftliche Aufarbeitung und Vernetzung mit anderen ehemaligen Revolutionsstädten vorangetrieben. Es scheint so, als habe die 1848er-Revolution im deutschen Südwesten inzwischen ein Heimrecht erhalten. Selbst radikalere Revolutionäre wie Hecker und Struve erhielten einen Ehrenplatz in der historischen Ahnengalerie. Diese unverkrampfte Haltung markierte zugleich das „Ende der deutsch-deutschen Erbschaftsfehden“ und die Befreiung von ideologischem Ballast, die eine Neubewertung der politischen Rolle von Demokraten und Republikanern in der Revolution ermöglichte.

Mit Kolloquien und populärwissenschaftlichen Publikationen gelang es der Stadt Offenburg, breite Bevölkerungskreise

über die Ereignisse von 1848/49 zu informieren und sie an der öffentlichen Erinnerungskultur partizipieren zu lassen. Hatte das Revolutionsjubiläum 1947 noch in der halbvollen Stadthalle stattgefunden, gelang beim 150. Jubiläum die Popularisierung unter dem Motto *Der Freiheit ein Fest*. Den Höhepunkt bildete das dreitägige Offenburger „Freiheitsfest“, an dem über 130 000 Besucher teilnahmen. Inzwischen ist dieses Fest selbst in die Erinnerungskultur der Stadt eingegangen.

Mit der Einweihung des „Salmen“ als Erinnerungs- und Veranstaltungsstätte durch den damaligen Bundespräsidenten Johannes Rau (2002) hat sich Offenburg für einen bewussten Umgang mit dem demokratischen Aufbruch von 1847 entschieden. Dabei wurde gerade NICHT ausgeblendet, dass der Salmen zugleich für die kollektive Zerstörung der Menschenrechte steht. Vielmehr verfolgt die Stadt Offenburg das Konzept, hier zwei extreme gesellschaftspolitische Ereignisse zu verdeutlichen, die zugleich Teil der Offenburger Stadtgeschichte sind und für die der Offenburger Salmen steht.

Der „Salmen“ ist seither als „Denkmal von nationaler Bedeutung“ eingeordnet und gehört zu den wichtigsten Erinnerungsorten Baden-Württembergs. Dieser Ort ist ein Kristallisationspunkt der Erinnerung, der sich durch eine besondere symbolische Bedeutung auszeichnet: Er steht für eine differenzierte Erinnerung, die einerseits die demokratischen Traditionen der Stadt umfasst und andererseits deren Zerstörung thematisiert. Der damalige Bundespräsident Johannes Rau fasste diesen Sachverhalt in seiner Eröffnungsrede zusammen: „Wir leben in einer Zeit, in der nicht nur die jungen Menschen, sondern auch wir Ältere Demokratie hinnehmen, als sei sie eine



Abb. 2: Bundespräsident Johannes Rau mit dem damaligen Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Bruder vor der Gedenkwand im Salmen (2002)

Selbstverständlichkeit. Erst wenn wir uns vergewissern, dass Menschen dafür ihr Leben gegeben haben, erst dann wird uns deutlich, was auf dem Spiel steht, wenn die Demokratie gefährdet ist, und darum meine ich, ein solcher Ort wie der Salmen kann uns das deutlich machen.“

Seit 2003 finden im Offenburger „Salmen“, neben vielen herausragenden Veranstaltungen, jährlich zwei bedeutende Erinnerungs- und Gedenkformate statt. Bei den Salmengesprächen am 12. September werden Themen zum Demokratieverständnis kontrovers diskutiert; am 9. November erinnert Offenburg an das Schicksal der Offenburger Juden. Beide Veranstaltungen gehen dabei über den rein historischen Rahmen hinaus und beziehen aktuelle Entwicklungen mit ein. Im „Salmen“ finden auch die Sitzungen des Offenburger Gemeinderates statt. Mit der Entscheidung für den „Salmen“ trägt der Gemeinderat in besonderem Maße dazu bei, dass die Erinnerungen an den Vormärz einerseits sowie an Diktatur, Gewalt und Unrecht andererseits im kollektiven Gedächtnis der Stadtgesellschaft aktuell bleiben.

### **Umgang mit der eigenen NS-Zeit**

Nach 1945, bedingt durch die Gewalterfahrungen des zweiten Weltkrieges sowie den Holocaust mit den unmenschlichen Erfahrungen des Massentötens von Menschen, wurde eine völlig neue Bewertung der kollektiven Erinnerungen notwendig. Dies stellte ungekannte Herausforderungen an das individuelle Erinnern und das kollektive Gedächtnis. Geschichtswissenschaft in Deutschland und Europa und große Teile der Gesellschaft interpretieren und beurteilen aufgrund dieser Erfahrungen auch frühere Gewaltexzesse heute neu und oft ganz anders.

Die negative Erinnerung an den Holocaust und die gesellschaftliche Schuld bilden heute einen Kern der Identität der Deutschen. Im Verlauf der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte scheint es in den vergangenen Jahrzehnten gelungen zu sein, Schuld nicht abzuwehren, sondern sich dieser zu stellen.

Wird der „Schatten“ der NS-Zeit weiter wirken? Der renommierte Historiker Christian Meier ist der Ansicht, dass wir ein unbefangenes Verhältnis zu unserer Geschichte nicht wieder gewinnen. Unter diesem „Schatten“ dürften wir allerdings nicht Zukunftslosigkeit oder Selbsthass verstehen. Eine negative Erinnerung sei keineswegs mit einem „negativen Selbstbild“ gleichzusetzen. Sie ist in das Fundament des deutschen Staates eingeebrannt. Dieses Stigma sei jedoch in positive und

zukunftsweisende Werte konvertierbar: in die Affirmation von Menschenrechten, die in der Präambel des Grundgesetzes eingegangen ist. Es sind die Grundwerte, mit denen sich unser Land wieder in die Gemeinschaft der zivilen Nationen eingereicht hat. Mit wachsender Distanz zur Zeit des Nationalsozialismus wird, so Meier, das (persönliche) Erfahrungsgedächtnis unweigerlich verloren gehen.

Was passiert an dieser Generationenschwelle, die wir gerade erleben? Der Historiker Reinhard Koselleck vermutete Anfang der 1990er Jahre, dass der Übergang vom biografischen Erfahrungsgedächtnis zu einem externalisierten und mediatisierten Gedächtnis mit einem Verblässen und Entemotionalisieren der Holocaustgeschichte einhergehen würde. Doch hat man heute eher den gegenteiligen Eindruck, wenn man die Entwicklung in Literatur und Film betrachtet.

In den letzten Jahrzehnten ist eine nationale und transnationale „Erinnerungslandschaft“ entstanden, die den Holocaust zumindest in den westlichen Staaten als einen zentralen gemeinsamen historischen Bezugspunkt etabliert hat. Der überall auf der Welt verbreitete „memory boom“ führte zu einer starken Emotionalisierung der Geschichte durch Mediendebatten, Ausstellungen, Autobiografien und Familienromane, Videozeugnisse, Installationen und Doku-Shows. Wir stehen dem Unfassbaren nicht mehr Aug' in Aug' gegenüber, sondern sind Teil einer Welt, die von dieser Erinnerung stark geprägt ist. Diese Erinnerung ist nicht mehr primär die Wiedergabe von selbst erlebten Ereignissen, sondern ist in die Verarbeitung in sprachlicher oder bildlicher Gestalt übergegangen.

Nach der Gründung der Bundesrepublik war an eine aktive Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen zunächst einmal nicht zu denken. Die Demokratie als Staatsform hatten die Deutschen akzeptiert. Die mit ihr als Lebensform verbundenen Haltungen und Handlungen waren jedoch noch wenig entwickelt. Nach wie vor gab es große Zustimmung für Vorstellungen einer „deutschen Volksgemeinschaft“, die sich gegen die demokratische Lebensweise des sogenannten „Westens“ ebenso verteidigen müsste, wie gegen den sowjetisch dominierten, kommunistischen „Osten“.

Die zur Zeit des Nationalsozialismus in die USA emigrierte Philosophin Hannah Arendt machte 1950 bei einer Reise durch Deutschland die Beobachtung einer „tiefverwurzelten, hartnäckigen, gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlichen Geschehen zu stellen“. Die von den USA nach anglo-amerikanischem Muster wegen Verbrechen gegen den Frieden,

wegen Kriegsverbrechen und wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilten Funktionsträger der Wehrmacht, der Bürokratie, der Justiz, der Industrie, der SS und der Ärzteschaft galten für die damalige Bundesregierung ganz überwiegend als illegitim Verfolgte.

Die am Oberrhein während der französischen Besatzung (1945–49) durchgeführten Entnazifizierungsverfahren hatten partiell eine Entfernung von Nationalsozialisten aus städtischen Behörden zur Folge. In Offenburg sorgte der sogenannte Synagogenprozess für die Bestrafung eines Teils der verantwortlichen NS-Funktionäre.

Allerdings führte die im Jahr 1949 durchgeführte Täteramnestie zu einem erneuten Zustrom ehemaliger NSDAP-Mitglieder in die Verwaltungen, sodass in manchen staatlichen Behörden der Anteil der ehemaligen NSDAP-Mitglieder sogar noch höher wurde als zwischen 1933 und 1945.

Die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit wurde in den 1950er Jahren vermieden. Die Häufung antisemitischer Ausschreitungen und Schmierereien sorgte erst ab 1959 für eine langsame Kehrtwende. Offenburg kam bundesweit mit dem „Fall Zind“ in die Schlagzeilen. Der Gymnasiallehrer und Vorsitzende des hiesigen Turnvereins, Ludwig Zind, machte gegenüber einem Holocaustüberlebenden in einer Gaststätte stark antisemitische Äußerungen. Es kam zum Prozess. Zind, der 1924 als Jugendlicher zum Kreis der Mitbegründer der örtlichen NSDAP gehörte, wurde verurteilt, entzog sich jedoch der Verhaftung durch Flucht nach Libyen. Skandalös war nicht allein das Verhalten Zinds, der sich von seinen Äußerungen nicht distanzierte, sondern auch die vielen, teilweise ebenso antisemitischen Sympathiebekundungen aus der bürgerlichen Bevölkerung Offenburgs.

Im sogenannten „Schlüsseljahr“ 1959 startete eine bildungspolitische Initiative, in deren Zentrum die demokratische Bildung und Erziehung stand. Die Schule sollte fortan zum zentralen (Lern-) Ort für Demokratie und für demokratisches Denken und Handeln werden und eine „Erziehung nach Auschwitz“ (Max Horkheimer) in Gang setzen. Es handelte sich dabei um eine transatlantische Initiative, bei der zwischen 1960 und 1971 deutsche Lehrer, Hochschullehrer und Bildungspolitiker die USA bereisten, um Erfahrungen für Reformen in den deutschen Schulen zu sammeln und diese zum Ort des Demokratielernens transformieren zu können.

Bundestagspräsident Norbert Lammert brachte es in seiner Rede bei der Gedenkfeier des Bundestages am Internationalen Holocaust-Gedenktag, am 27. Januar 2017, auf den Punkt: „Er-

schütternd ist auch die jahrelange Gleichgültigkeit in Wissenschaft, Medien und Politik. Eine Aufarbeitung fand lange Zeit nicht statt. Im Gegenteil: Ehemalige Täter wurden zu Ordinarien befördert, mit Verdienstkreuzen geehrt, ihre Taten wurden verdrängt und vor allem: Die Opfer wurden vergessen. Auch hier gilt Scham wohl als wesentliches Motiv, Scham darüber, Schreckliches getan, zugelassen oder gebilligt zu haben. Wegen solcher Verdrängung und Verleugnung dauerte es Jahrzehnte, bis ein Sinneswandel einsetzte (...) Dass Gedenken überhaupt möglich wurde, geht auf das unermüdliche Engagement Einzelner zurück. Ihnen schulden wir umso größeren Dank, als sie lange Zeit heftiger Kritik ausgesetzt waren und als Nestbeschmutzer galten.“

Diese Öffnung wirkte sich mittelfristig auf die Hochschulen und Schulen, auf Kommunen und Gesellschaft aus. Gestärkt wurde die Wiederaufnahme der Vergangenheitspolitik durch den in der Öffentlichkeit diskutierten Ulmer-Einsatzgruppenprozess (1958) und den Auschwitz-Prozess (1964–65). Sie zeigten, dass viele nationalsozialistische Verbrecher unerkannt in der Gesellschaft lebten, und dass die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit nicht mit der Aburteilung der wenigen Haupttäter beendet war.

Mit der 1968er-Bewegung vollzog sich kein Neuanfang der Aufarbeitung – entgegen einem verbreiteten Mythos. Aber sie initiierte eine intensive politische Abrechnung der nachwachsenden zweiten Generation mit der schweigenden Elterngeneration. Es folgten große geschichtspolitische Debatten wie beispielsweise der Historikerstreit (1986), die Weizsäcker-Rede (1985), die Jenninger-Rede (1986), die Wehrmachts-Ausstellung (1995 ff.) und eine zunehmende Medialisierung (Fernsehserie Holocaust 1977).

Diese bundesrepublikanischen Entwicklungen haben den Offenburger Umgang mit der NS-Zeit und den NS-Verbrechen mitbestimmt. Eine konstruktive geschichtspolitische Auseinandersetzung mit der lokalen NS-Geschichte kam hier mit dem damaligen Kulturamtsleiter Dr. Hans-Joachim Fliedner in Gang. Ihm gelang eine Neuausrichtung der städtischen Erinnerungskultur, die bis heute positiv nachwirkt. Wichtig war dabei die Stärkung von Stadtarchiv und Museum als Stätten der Forschung und historischen Bildungsarbeit. Was mit einem Forschungsprojekt „Verfolgung und Widerstand“ begann, entwickelte sich zu einem erinnerungspolitischen Prozess in Offenburg, der bis heute aktuell geblieben ist: Er findet seinen wichtigsten Erinnerungsort heute in dem Offenburger Kulturdenkmal „Salmen“. Am Beginn der neuen erinnerungspolitischen Wende



*Abb. 3: Landesrabbiner Levinson bei der Einweihung der Gedenktafel am Salmen (1978)*

stand die Anbringung einer Gedenktafel an der Außenfassade des Salmen zum 40. Jahrestag der Novemberpogrome im Jahr 1978, die an beide Entwicklungen erinnert: An die freiheitliche des Vormärz und zugleich an die Tilgung der freiheitlichen Rechte im Nationalsozialismus.

Das Forschungsprojekt zur NS-Geschichte, das zwischen 1982 und 1999 von drei Historiker/innen durchgeführt wurde, schuf die Basis für eine ganze erinnerungspolitische Palette, die so Breitenwirkung entfalten konnte. Dazu gehören neben den städtischen Kulturangeboten (Musik, Theater, Film, Erwachsenenbildung, Museumspädagogik, Schulprojekte, universitäre Projekte, Privatinitiativen, Veröffentlichungen, Gedenktafeln, Gedenksteine, Stolpersteine, politische Veranstaltungen, Zeitzeugenveranstaltungen und Vorträge) auch persönliche Begegnungen mit Holocaust-Überlebenden und den Angehörigen Ermordeter, ehemaligen Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen. Hier seien beispielhaft Heinz Baum, Arnold Lederer, Eva Mendelsson, Erwin Neu, Hans Oden und Dorothea Siegler-Wiegand genannt. Sehr viele und wichtige Publikationen über die Geschichte der Offenburger Juden verfasste Dr. Martin Ruch, 2004 folgte ein stadthistorischer Band von Klaus Eisele und Joachim Scholtyseck „Offenburg 1919–49“. Am 27. Januar 2017 ehrte die Stadt Offenburg Eva Mendelsson und Dr. Martin Ruch für ihre Verdienste bei der Aufarbeitung der Verbrechen der NS-Zeit.

Seit inzwischen acht Jahren beschäftigt sich das Stadtarchiv mit Forschungen zu den lokalen NS-Tätern und Mitläufern. Daraus entstand 2014 die Initiative, die NS-Belastung von Straßennamen zu untersuchen. Im Rahmen der Überprüfung der



*Abb. 4: Ehemalige osteuropäische Zwangsarbeiter aus Polen, Belarus der Ukraine und Russland vor dem Offenburger Rathaus (2003)*



757 Offenburger Straßennamen erstellte das Archiv 2015 eine Ausgangsliste mit 53 Personennamen (ca. 7% aller Straßennamen). Es handelt sich um Persönlichkeiten, die während der Weimarer Republik und der Zeit des Dritten Reiches lebten und in dieser Zeit gewirkt haben. Ausgewählt wurden alle Namensgeber, die nach 1840 geboren wurden und nach 1933 starben. Zusätzlich untersuchte das Archiv alle Benennungen nach Straßen, die zwischen 1933 und 1945 vorgenommen wurden. Es ging dabei um die Frage, ob sich unter den Namen Persönlichkeiten befinden, die aufgrund ihrer politisch entscheidenden Position NS-Unrechtsmaßnahmen ermöglicht oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit oder im Rahmen der Gewalt Herrschaft begangen hatten.

Die Studie kam zum Ergebnis, dass sich unter den Untersuchten überwiegend sogenannte Mitläufer befanden. Als einzige politisch höchst umstrittene Persönlichkeit wurde Reichspräsident Paul von Hindenburg benannt. Nach einer heftigen Mediendebatte fand am 6. November 2016 eine Bürgerveranstaltung mit über 200 Besuchern statt, bei der die Anwesenden nach einer Podiumsdiskussion mit dem bekannten Historiker Professor Dr. Peter Steinbach an Bürgertischen ihre Meinung äußern konnten. Verwaltung und Gemeinderat bezogen die Ergebnisse in ihre Beschlussentscheidung mit ein. Die Gemeinderatssitzung vom 21. November 2016 brachte zum Ausdruck, dass Paul von Hindenburg als eine höchst ambivalente und kritische Persönlichkeit in Hinblick auf dessen Haltung zu Adolf Hitler und die NSDAP darstelle und dies kritisch zu kommentieren sei, lehnte jedoch eine Umbenennung ab.

Die Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte und der Erinnerungskultur, so zeigte auch die Straßennamen-Debatte, kann und darf nicht ausschließlich durch die Verwaltung getragen werden. Sie kann erst dann als lebendig gelten, wenn sie mitten in der Stadtgesellschaft angekommen ist. Für Offenburg ist es daher besonders wichtig, dass sich Offenburger Kirchen, die Schulen, die Gewerkschaften, Vereine und mit ihnen viele Bürgerinnen und Bürger engagieren.

In den vergangenen Jahren haben sich Politik und Gesellschaft stark verändert. Die Distanz zur Zeit des Dritten Reiches ist gewachsen, die nachfolgenden Generationen haben eine andere Beziehung zur NS-Geschichte als die Generation der persönlich Betroffenen und deren Kinder. Familien mit Migrationshintergrund bringen eigene Gedenkkulturen und Wertvorstellungen mit. Und auch das politische Weltssystem hat sich in einer vor Jahren nicht für möglich gehaltenen Dynamik von der unmittelbaren Nachkriegszeit des Zweiten Weltkriegs entfernt. Aktuelle Krisen, Kriege und ethnische Verbrechen lassen die NS-Zeit in den Hintergrund treten. Gleichzeitig gewinnen die Menschenrechte plötzlich auch mitten in unserer Gesellschaft erneut an Bedeutung, insbesondere durch Gefahren des internationalen Terrorismus und durch rechtspopulistische Bewegungen.

Im Januar 2017, kurz vor dem Holocaust-Gedenktag, brachte die AfD im Haushaltsausschuss des Landtags einen Antrag ein, mit dem sie der NS-Gedenkstätte Gurs die Fördergelder komplett entziehen wollte. In das 1939 errichtete ehemalige Lager Gurs in Frankreich am Fuße der Pyrenäen waren Juden aus dem badischen Landesteil deportiert worden. Die finanzielle Unterstützung der Gedenkstätte sei „in Zeiten der Haushaltskonsolidierung nicht zu erklären. Die Landesregierung vernachlässigt ihre Kernaufgaben“, lautete die Begründung der AfD zu ihrem Vorschlag, den Betrag in Höhe von 120.000 Euro zu streichen. In dieses Bild passt indes ein weiterer AfD-Antrag, der darauf abzielte, Zuschüsse für Fahrten zu „Gedenkstätten nationalsozialistischen Unrechts“ umzuwidmen für Fahrten zu „bedeutsamen Stätten der deutschen Geschichte“. Beide Anträge wurden abgelehnt.

### **Grundsätzliche Überlegungen einer künftigen Erinnerungskultur**

Es ist Aufgabe einer modernen städtischen Erinnerungskultur, allen Bürgerinnen und Bürgern den Zugang zu den gemeinsamen Erinnerungen zu ermöglichen – und zwar unabhängig

vom individuellen Standpunkt und Erfahrungshorizont des Einwohners. In unserer sich verändernden Gesellschaft ist daher nicht allein die Standortbestimmung aus städtischer Sicht wichtig. Wir müssen auch die Menschen betrachten, für die wir mitverantwortlich sind. Nur so können wir sie erreichen. Grob können wir dabei vier Gruppen unterscheiden:

1. Die Generation derer, die die Zeit des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs, Flucht und Vertreibung noch selbst erlebt haben. Diese Generation hat persönliche Erfahrungen als Kind, Jugendlicher oder Erwachsener mit dem totalitären Staat, mit Krieg, Kriegsfolgen und damit verbundenen Traumata;
2. Die Generation derer, die nach 1945 geboren sind und die Zeiten des Kalten Krieges, der Aufarbeitung des Unrechts bewusst erlebt haben. Sie haben Erfahrungen mit den Traumata der Elterngeneration und Erfahrungen mit der Zeit des Post-Nationalsozialismus, in dem die Nachwirkungen des totalitären Staates noch erfahrbar waren. Sie hatten passiv oder aktiv teil an der unmittelbaren Aufarbeitung;
3. Die sogenannte Enkelgeneration, die junge Generation derer, für die der Nationalsozialismus und die Nachkriegszeit Historie im eigentlichen Sinne sind. Sie haben keine persönlichen Erfahrungen mit Diktatur, Krieg, Flucht und/oder Vertreibung;
4. Die Menschen, die aus anderen Ländern, mit ihren eigenen Kriegs-, Flucht- und Vertreibungserfahrungen oder Totalitarismus-Erfahrungen nach Deutschland gekommen sind. Für diese Menschen überlagern die persönlichen Erfahrungen die von uns erzählte Geschichte.

Der Historiker Götz Aly betonte in einem eindrucksvollen Vortrag am 9. November 2015 in Offenburg, die Antisemiten von gestern seien nicht gänzlich andere Menschen gewesen als wir heute. Diese Aussage enthält Sprengkraft und ist für die Erinnerungskultur von großer gesellschaftspolitischer Bedeutung, denn die zeitliche und emotionale Distanzierung lässt Geschichte erstarren und macht sie handhabbar für die Pflege eines vermeintlich unproblematischen, gesellschaftlichen Selbstbildes. Schließlich geben die NS-Verbrechen immer eine Kontrastfolie für die Gegenwart. Eine Gegenwart, die uns bis vor kurzem noch heil, friedlich und gerecht erschien. Die weltpolitischen Entwicklungen der letzten Jahre, insbesondere die ethnischen Säuberungen und Massenverbrechen und jüngst der IS-Terror und die damit einhergehenden Flüchtlingsbewegungen machen deutlich, dass wir uns nicht selbstzufrieden

zurücklehnen können. Vielmehr wird eine aktive Erinnerungskultur mit darüber entscheiden, wie uns langfristig der Umgang mit den Herausforderungen der Gegenwart und der Zukunft gelingen kann.

Flüchtlingsströme aus den Kriegs- und Krisengebieten dieser Welt tragen neue Herausforderungen direkt in unsere Stadtgesellschaft hinein. Neben kurzfristige Aufgaben wie Unterbringung, Versorgung mit dem Lebensnotwendigen und der Organisation von Spracherwerb werden vermehrt Langzeitaufgaben treten:

1. Wir müssen immer wieder auf ein Neues deutlich machen, wofür unsere Gesellschaft steht. Diese Haltung müssen wir Menschen mit ganz unterschiedlichen Erfahrungshintergründen begreifbar machen. Im Idealfall ermöglichen wir den Neubürgern damit, unsere Werte als Teil der neuen, eigenen Identität zu akzeptieren.
2. Wir müssen der „alteingesessenen“ Bevölkerung auch unter dem Eindruck einer sich stark verändernden Lage ein Fundament für ihre eigene Verortung ermöglichen, sodass in der sich verändernden Stadtidentität Bekanntes und Anerkanntes als Konstanten erhalten bleiben.

In den vergangenen Monaten sahen wir vor allem im Osten Deutschlands, insbesondere im Freistaat Sachsen, was geschehen kann, wenn kein Konsens über eine gemeinsame Identität (mehr) besteht; wenn diese Identität verloren ging in einer Umbruchsituation und es offensichtlich nicht ausreichend gelungen ist, einen bedeutenden Teil der Gesellschaft an der Erarbeitung einer neuen Identität teilhaben zu lassen.

### **Zeitzeugen des Nationalsozialismus und deren unmittelbare Nachkommen**

Die Erinnerungskultur der Stadt Offenburg, und das ist im Prinzip typisch für den Westen Deutschlands, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten im Spannungsfeld zwischen zwei Generationen entwickelt: Denen, die den Nationalsozialismus, den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen selbst erlebt haben, und jenen Nachgeborenen, die überaus kritische Fragen an ihre Eltern und Großeltern stellten.

Was heute in wenigen Worten zusammengefasst werden kann, war ein langwieriger und schmerzhafter Prozess für alle Beteiligten. Es gab und gibt keine einfachen Antworten. Und es gab und gibt nicht eine Geschichte. Das ist bis heute so. Dennoch haben die Menschen im Westen der Republik ein ge-

meinsames kollektives Gedächtnis „erarbeitet“, das nicht von Heldenmythen geprägt ist, sondern in hohem Maße auch von einer kollektiven Schuld. Bis heute gibt es keinen Stillstand in der Aufarbeitung dieses dunklen Kapitels deutscher Geschichtsschreibung. Und nur so ist auch zu erklären, dass die NS-Zeit noch immer im gesellschaftlichen Gedächtnis aktuell ist. Die gegenwärtigen Formen der Erinnerungskultur sind in der Auseinandersetzung mit den beiden genannten Generationen entstanden. Sie haben bis heute Gültigkeit. Allerdings reichen sie alleine nicht mehr aus, denn zwei weiteren Gruppen müssen wir Zugang zum Stadtgedächtnis geben. Sie brauchen u. U. andere Zugänge und sie werden mit Sicherheit andere Fragen stellen, anders gewichten und anders interpretieren als es die Menschen vor ihnen taten.

### **Die dritte und vierte Generation: Übersättigung oder Engagement?**

Im Gegensatz zu der zweiten Generation, den Söhnen und Töchtern der Kriegs- und Vorkriegsgeneration, die noch einen persönlichen, familiären Bezug zur NS-Zeit haben und von den familiären Traditionen stark geprägt waren, stellt sich die erinnerungspolitische Ausgangsposition der dritten und vierten Generation (Enkel, Urenkel) doch anders dar. Hier gibt es eine zunehmende zeitliche Distanz zum Nationalsozialismus und das Fehlen einer als persönlich erlebten, familiären Betroffenheit.

Das Wissen wird daher weniger über das Familiengedächtnis vermittelt als kulturell über Schule und Öffentlichkeit und vielleicht sogar in vielen Fällen durch die Medien (TV-History-Formate). Jungen Deutschen fehlt heute der emotionale Zugang der Betroffenen. Die Geschichte des Nationalsozialismus hat mittlerweile wenig mit dem eigenen emotionalen Bezugssystem zu tun. Nicht zuletzt deshalb fordert ein Teil der jungen Generation vehement und mit großem Selbstbewusstsein einen „Schlusstrich“ zu ziehen. Die Gleichgültigkeit gegenüber der NS-Zeit geht nicht selten auch mit dem Gefühl der Übersättigung einher.

Diese Beobachtung trifft allerdings nur auf einen Teil der dritten und vierten Generation zu. Ein anderer Teil hat großes Interesse an einer Aufarbeitung der Vergangenheit. Das zeigt auch das Engagement bei Gedenkprojekten, in der Gedenkstättenarbeit und anderen Formen der Erinnerungskultur. Mitentscheidend für das persönliche Engagement ist die individuelle Ansprache der Jugendlichen.

1. Wichtig ist ein emotionaler Zugang zur Geschichte der NS-Herrschaft, indem junge Menschen durch die Erforschung der eigenen Familiengeschichte oder die Beschäftigung mit der Biografie von Tätern und/oder Opfern motiviert werden. Wie intensiv die Auseinandersetzung in unserer Stadt sein kann, zeigt das positive Beispiel des seit zehn Jahren existierenden Gedenkbuchprojektes. Hier recherchieren Schüler/innen unter fachlicher Anleitung des Archivs die Lebensgeschichten Offenburger Juden. Eine Schülerin nahm sogar mit in den USA lebenden Nachfahren einer Offenburger Jüdin Kontakt auf und besuchte die Familie.
2. Wichtig ist auch die Möglichkeit der persönlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Deshalb sind unterschiedliche Zugänge zu den Themen, unterschiedliche Formen der Auseinandersetzung und verschiedene intellektuelle Zugangsebenen von großer Bedeutung. Bisher bereits erfolgreich und zugleich zukunftsweisend in Offenburg sind die Projekte von Baal Novo, der Schultheater, der Jungen Theaterakademie sowie Film- und Onlineprojekte, beispielsweise der Hochschule Offenburg.

### **Brauchen wir in einer Einwanderergesellschaft und angesichts der Europäisierung und Globalisierung eine andere kommunale Erinnerungskultur?**

Im Zuge von Migration und Globalisierung geraten Geschichte und Erinnerung stärker als je zuvor in den Sog von gesellschaftlichen Pluralisierungsprozessen. Die Zugänge zu bestimmten historischen Ereignissen und die damit verbundenen Geschichtsbilder und Erinnerungswelten verändern und vervielfältigen sich. Das kollektive Gedächtnis der Deutsch-Türken/innen, Spätaussiedler/innen, der Kriegsflüchtlinge und Asylsuchenden verbindet sich erst langsam mit dem des Gastlandes und hat in der Mehrheitsgesellschaft (noch) keinen Platz gefunden.

Als Gruppen in der Stadtgesellschaft verfügen die Neubürger über einen eigenen kollektiven „Erinnerungspool“, zu dem andere Gruppen, wie etwa auch die Mehrheitsgesellschaft, nur wenig Zugang haben, weil diese Erinnerungen (bisher) nicht institutionalisiert sind. Das mag einer der Gründe sein für die starke Community-Bildung von Migranten, die auf längere Sicht zu Parallelgesellschaften führen kann, wie wir sie in vielen Städten beobachten und häufig kritisieren. An dieser Stelle ist also zu überlegen, wie die kollektiven Erinnerungen von

Migrantengruppen Teil der gesamtstädtischen Erinnerungskultur werden können.

Hier stellen sich die Fragen: Inwieweit wollen wir diese Erinnerungen als Teil unseres kollektiven Gedächtnisses zulassen? Wie können sie mit dem Vorhandenen verknüpft werden? Dabei ist zu berücksichtigen, dass Erinnerungen, insbesondere Erinnerungen von starker emotionaler Bedeutung, von den Betroffenen nicht einfach beiseitegelegt werden können. Je größer die Emotion (und bei Krieg, Flucht und Vertreibung können wir eine extrem starke Emotion voraussetzen), desto stärker und nachhaltiger die Erinnerung.

Das Offenburger Museum im Ritterhaus konnte mit mehreren Sonder-Ausstellungen zum Thema Migration bereits erste, positive Erfahrungen sammeln.

Eine Erinnerung, die Flüchtlinge und Asylsuchende miteinander, aber mit den meisten von uns nicht teilen, ist eine sehr starke Verlusterfahrung: Heimatverlust, Verlust von geliebten Menschen. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist es in Deutschland gelungen, die Verlusterfahrung der Heimatvertriebenen zu institutionalisieren. Der (im Übrigen sehr kontrovers geführte) Diskurs dauerte noch bis weit in die neunziger Jahre hinein.

Gruppen, die später nach dem Zweiten Weltkrieg in unsere Stadt gekommen sind, haben ihre eigene(n) Geschichte(n) mitgebracht. Diese werden mündlich tradiert und in den Familien und Gemeinschaften weitergegeben. Sie sind gegenwärtig als Teil der Erinnerung unserer Stadtgesellschaft jedoch kaum sichtbar und uns oft gar nicht bekannt oder zumindest nicht bewusst. Dies betrifft in hohem Maße die Gruppe der sogenannten „Russlanddeutschen“, die vor allem seit den achtziger Jahren (zurück) nach Deutschland gekommen sind. Gleiches gilt aber auch für die ehemaligen „Gastarbeiter/innen“. Diese Gruppen haben heute oft das Gefühl, nicht „ganz“ dazuzugehören. Es wird daher Zeit, dass wir ihre ganz persönliche(n) Geschichte(n) als das betrachten, was sie tatsächlich sind: Ein Teil unserer Stadtgeschichte.

Viele Menschen, die gegenwärtig als Flüchtlinge zu uns kommen, wird dies in Zukunft ebenfalls betreffen. Wir werden uns künftig ganz bewusst stärker auch um Geschichte(n) kümmern, die diese neuen Bevölkerungsgruppen mitbringen. Nur wenn deren Erfahrungen und Erlebnisse auch gehört werden, können wir in absehbarer Zukunft mit einem Verständnis unserer „einheimischen“ Geschichte und Kultur rechnen. Durch die gemeinsame Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Erfahrungen kann Integration gelingen.

In Bezug auf die Erinnerung an die NS-Zeit wird in letzter Zeit vermehrt die Frage gestellt, ob man von Einwanderern erwarten könne, bezogen auf den Nationalsozialismus und den Holocaust, das „negative Erbe“ des Aufnahmelandes anzutreten.

Es ist vielmehr zu überlegen, ob die je eigenen Erfahrungen der Neubürger/innen mit ihrem totalitären Herkunftsstaat nicht Anknüpfungspunkt für gemeinsame Erinnerungen/Erfahrungen bieten.

Die empirische Studie der Soziologin Viola B. Georgi aus dem Jahr 2003 zeigt: Jugendliche mit Migrationshintergrund orientieren sich zunächst an den historischen Traditionen des Herkunftslandes. Diese Orientierung verbindet sich mit der jeweiligen Familiengeschichte. Entscheidend ist aber auch die Position, die die Familie im Herkunftsland hatte (z.B. Angehöriger der Mehrheit oder einer Minderheit). Sie verorten sich vorzugsweise in ihrer ethnischen Community im Einwanderungsland. Die Heranwachsenden bilden ein transnationales oder hybrides, aus Elementen unterschiedlicher Kollektivgedächtnisse zusammengesetztes, Geschichtsbewusstsein aus. Die aufnehmende Stadtgesellschaft muss entscheiden, wie sie mittel- und langfristig die anderen Erfahrungen der Neubürger in die eigene Stadtgeschichte integriert. Nichts ist schlimmer für den Einzelnen als die Erfahrung, nicht mehr dorthin zu gehören, wo man herkommt, aber auch nicht dahin, wo man hingekommen ist.

Wenn es uns gelingt – und hier wird Willkommenskultur eine ganz neue Bedeutung erfahren –, bei den Neubürgern eine neue und zugleich positive Identitätsbildung zuzulassen, dann können wir die Bildung von Parallelgesellschaften auf ein verträgliches Maß reduzieren.

Georgis Studie kommt zum Ergebnis, dass es bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund eine Vielfalt von Geschichtsbezügen gibt, die bei aller Unterschiedlichkeit auch Gemeinsamkeiten aufweist: Die Jugendlichen ringen in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus mit der Frage der Zugehörigkeit und Anerkennung. Georgi kommt zu dem Schluss: Die Zukunft gehört daher einer stärker europäisierten bzw. globalhistorischen Erinnerungskultur.

### **Fixpunkte einer zukünftigen Erinnerungskultur in Offenburg**

Für Offenburg ist es eine wichtige Aufgabe der nächsten Jahre, wie die ERINNERUNGEN der Neubürger erzählt werden, wie Erinnerungen mit Offenburger Erfahrungen verbunden werden und wie sie mittelfristig in ein institutionalisiertes kommunales Gedächtnis aufgenommen werden können.





*Abb. 5: Blick auf den Salmen*

In Offenburg sollen vorhandene Erinnerungsorte gestärkt werden durch eine Verbesserung der öffentlichen Wahrnehmung und durch die Konzentration auf wenige, ausgewählte Gedenkort. Neben der Pflege und Unterhaltung von Mahnmalen und Gräbern im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus setzt die Stadtverwaltung Offenburg ihren Schwerpunkt der Erinnerungskultur weiterhin auf zwei Themen: Die Zeit des Vormärz und die damit verbundene Demokratie-Geschichte einerseits sowie die Zeit des Nationalsozialismus und die damit verbundene Geschichte der Zerstörung andererseits.

Die öffentliche Wirkung städtischer Erinnerungs- und Gedenkveranstaltungen soll zukünftig gestärkt werden. Die Verwaltung wird dazu in jedem Jahr den Fokus auf wenige Veranstaltungen setzen und die Inhalte dieser Angebote deutlicher als bisher ins Bewusstsein der Offenburger Stadtgesellschaft rücken. Dass dies erfolgreich gelingen kann, zeigen die beiden jährlich wiederkehrenden Veranstaltungen zum 12. September (Salmengespräch) und 9. November (Gedenken an die Novemberpogrome 1938). Zur inhaltlichen Vorbereitung der jährlichen „9. November“-Gedenkveranstaltung trifft sich seit 2003 der „Arbeitskreis 9. November“ (Vertreter der Kirchen, Jüdische Gemeinde Emmendingen, Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund deutscher Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN BdA), Fachbereichsleitung Kultur, Kulturbüro und Archiv). Die große Resonanz von oft 200 bis 300 Besuchern zeigt, wie wichtig bewusste Vorbereitung und Planung und die Einbindung unterschiedlicher Gruppen sind.



Neben den o. g. Veranstaltungen, die der intellektuellen Fundierung dienen, sind auch große Feste mit Breitenwirkung notwendig für eine als gemeinsam erlebte Erinnerungskultur. Vor allem das Freiheitsfest, aber teilweise auch das Internationale Fest in Offenburg erfüllen diese wichtige Funktion. Sie erreichen sehr viel mehr Menschen und sie erreichen diese emotional. Es ist wichtig, dass sie bewusst als Teil der Erinnerungskultur wahrgenommen werden. Als verbindendes Zeichen für Demokratie und Freiheit in der Stadtgeschichte hat sich Offenburg jüngst auf das Symbol einer Schriftrolle für die 13 Forderungen des Volkes in Baden geeinigt.

*Abb. 6: Die erfolgreiche Theater-Sound-Video-Installation „Story Offenburg“ von Annete Müller*

### **Erinnerung braucht beides: Sichtbare Symbole und authentische Orte**

Offenburg hat sich in den vergangenen Jahren immer wieder deutlich für Werte wie Menschenrechte, Demokratie und Freiheit ausgesprochen und wird dies auch in Zukunft tun. Allerdings bedeutet dies nicht, dass im öffentlichen Raum zusätzliche Mahnmale und Erinnerungsorte an die Verfolgung der NS-Zeit bzw. an die Demokratiebewegung geschaffen werden sollen. Hauptaufgabe wird es vielmehr sein, den bedeutendsten authentischen Ort in der Stadt, den Offenburger „Salmen“ in dessen Funktion als DIE zentrale Stätte der Erinnerung aufzuwerten und der Öffentlichkeit stärker zugänglich zu machen. Dazu wird eine inhaltliche und gestalterische Neuausrichtung notwendig sein.

## Verwendete Literatur

- Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, 2014
- Meike Sophia Baader, Tatjana Freytag (Hg.): Erinnerungskulturen: Eine pädagogische und bildungspolitische Herausforderung, 2015
- Hans-Joachim Fliedner: Eine Stadt erinnert sich, Offenburg 1997
- Norbert Frei, Sybille Steinbacher (Hg.): Beschweigen und Bekennen. Die deutsche Nachkriegsgesellschaft und der Holocaust, 2001
- Wolfgang M. Gall: Gescheitert oder erfolgreich. Die Entnazifizierung in der Stadtverwaltung Offenburg 1945–47, in: Die Ortenau, 2009
- Helmut König: Die Zukunft der Vergangenheit. Der Nationalsozialismus im politischen Bewußtsein der BRD, 2003
- Christian Meier: Das Gebot zu Vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. München 2010
- Peter Reichel: Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur in Politik und Justiz, 2007
- Harald Schmid: Von der „Vergangenheitsbewältigung“ zur „Erinnerungskultur“: zum öffentlichen Umgang mit dem Nationalsozialismus seit Ende der 1970er Jahre, in: Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus: eine Bilanz der letzten dreißig Jahre. Gerhard Paul und Bernhard Schoßig (Hrsg.), 2011
- Sylvia Schraut, Peter Steinbach, Wolfgang M. Gall, Reinhold Weber: Menschenrechte und Geschichte, 2015
- Ulrich Thamer: Straßennamen in der öffentlichen Diskussion – Der Fall Hindenburg
- Benedikt Widmaier, Gerd Steffens (Hg.), Politische Bildung nach Auschwitz. Erinnerungsarbeit und Erinnerungskultur heute. 2015
- [http://www.zeitgeschichte-online.de/kommentar/wenn-ein-deutscher-eine-serbische-geschichte-schreibt\\_„Wenn\\_ein\\_Deutscher\\_eine\\_serbische\\_Geschichte\\_schreibt...“\\_Ein\\_Beitrag\\_zum\\_\(Miss\)Verstehen\\_des\\_Anderen\\_von\\_Holm\\_Sundhaussen\\_\(17.2.2017\)](http://www.zeitgeschichte-online.de/kommentar/wenn-ein-deutscher-eine-serbische-geschichte-schreibt_„Wenn_ein_Deutscher_eine_serbische_Geschichte_schreibt...“_Ein_Beitrag_zum_(Miss)Verstehen_des_Anderen_von_Holm_Sundhaussen_(17.2.2017))
- <https://www.bundestag.de/parlament/praesidium/reden/2017/002/490682> (17.2.2017)

## Projekte zur Offenburger Erinnerungskultur

Zu den Aufgaben der städtischen Kultureinrichtungen gehören im Rahmen der Erinnerungsarbeit:

- Auswahl, Aufbewahrung, Bewerten und Bereitstellung von Objekten, Dokumenten und anderen Archivquellen;

- Anstoßen und Wachhalten von gesellschaftlich relevanten Diskursen;
- Schaffung von Rahmenbedingungen für das Engagement unterschiedlicher Gruppen.

Seit 1988 begleitet, unterstützt und bietet der Fachbereich Kultur (vormals Kulturamt) mit seinen Abteilungen, insbesondere mit Stadtarchiv und Museum, verschiedene Recherchen, Schulprojekte, Veranstaltungen, Ausstellungen und museumspädagogische Angebote zu den Themengebieten „Nationalsozialismus“ und „Demokratie“, die beispielhaft, aber nicht vollständig aufgeführt werden.

- 1947 100 Jahr-Feier der Offenburger Versammlung in der Stadthalle
- 1955 Aufstellung eines Mahnmals für die durch eine Zeitmiene am 4. Mai 1945 getöteten sowjetischen Displaced Persons
- 1962 Der Vorschlag der CDU-Gemeinderatsfraktion eines Heckerbrunnens auf dem Lindenplatz scheidert
- 1964 Anlegung des Ehrenfriedhofs für die ermordeten Häftlinge und ausländischen Zwangsarbeiter (Stadt und VDK)
- 1969 Erste lokalthistorische Veröffentlichung zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Offenburgs durch Museumsleiter Dr. Otto Kähni in „Die Ortenau“
- 1978 Erinnerungstafel an die Novemberpogrome 1938 am Salmen
- 1980 Ausstellung des Stadtarchivs zu den Offenburger Ereignissen 1847–1849
- 1982 Beginn des Projektes „Verfolgung und Widerstand“

- 1987 Jüdischer Friedhof, Gedichte (Oken-Gymnasium) und Einladung emigrierter jüdischer Überlebender (auch in den Folgejahren)
- 1988 Diskussion um das Revolutionsdenkmal „Die Faust“ von Alfred Hrdlicka
- 1990 Mahnmal auf dem jüdischen Friedhof
- 1994 Veranstaltungsreihe zum Thema Widerstand und 20. Juli 1944
- 1995 Gedenktafel für die von der Reichsbahn deportierten Opfer (Gewerkschaften, VVN, Ausländerinitiative u. a.)
- 1999 Abschluss des Projektes „Verfolgung und Widerstand“ durch Dr. Martin Ruch  
Veröffentlichung der Dissertation von Dr. Bernd Boll (Zwangsarbeiter in Offenburg)
- 2000 Gedenktafel für die in Gurs Ermordeten am Schiller-Gymnasium „Steine des Erinnerns“ in der Mikwe
- 2001 Gedenkstein für die auf dem Bahngelände ermordeten Juden
- 2002 Die Skulptur „freedom/male/female von J. Borofsky wird auf dem Kulturforum eingeweiht
- 2003 Eröffnung des Salmen mit Bundespräsident Johannes Rau  
Beginn des Projektes „Stolpersteine“  
Besuch ehemaliger osteuropäischer Zwangsarbeiter  
Erstellung einer Datenbank zu den in Offenburg eingesetzten Zwangsarbeitern
- 2004 Mahnmalprojekt „Koffer“ mit Jugendlichen
- 2006 bis heute Gedenkbuchprojekt mit Schüler/innen
- 2009 Zug der Erinnerung  
Publikation „Mort pour la France“ zum Gedenken an die ermordeten vier französischen Resistance-Kämpferinnen (Frauengeschichtswerkstatt)
- 2010 Ausstellung zum 70. Jahrestag der Deportation nach Gurs im Museum
- 2013 Studierende berichten über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in Offenburg
- 2014 Die Gedenkstätten am südlichen Oberrhein schließen sich zu einer AG zusammen und informieren über eine Homepage
- 2015 Projekt Erich-Kästner-Realschule, Buntes Haus und Stadtarchiv „KZ in der Nachbarschaft“ mit Enthüllung einer Gedenktafel  
Ausstellung über die Außenlager des KZ Natzweiler  
Vortrag über das Thema „Arisierung in Offenburg“ von Götz Aly  
Wiederaufhängung der Gedenktafel für die von der Reichsbahn Deportierten  
Veranstaltungsreihe des Fachbereichs Kultur „70 Jahre Ende der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkriegs“
- 2016 Beschluss des Gemeinderats zum Umgang mit NS-belasteten Straßennamen

### **Literatur zu den Themen „NS-Zeit, Verfolgung und Widerstand“ sowie „Demokratie- und Revolutionsgeschichte 1847–49“ in Offenburg**

- Kitzing, Michael: Dr. Wolfram Rombach: „Von der Welle der Macht auf einen ihm nicht gemäßen Posten gespült. In: Wolfgang Proske (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. NS-Belastete aus Südbaden (Bd. 6) (2017)
- Gall, Wolfgang M.: „Von der Schulbank zur NSDAP“. Neue Erkenntnisse zur Entstehungsgeschichte der Offenburger NSDAP (1922–1928). In: Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden (Bd. 2) 2017
- Ruch, Martin: Jüdische Frauen aus Offenburg. Zehn Lebensläufe im Zeichen der Schoah (2016)
- Schraut, Sylvia, Steinbach, Peter, Gall, Wolfgang M., Weber, Reinhold (Hg.): Menschenrechte und Geschichte. Die 13 Offenburger Forderungen des Volkes von 1847 (2015), darin zur Offenburger Erinnerungskultur: Gall, Wolfgang M. *Erinnert und nicht vergessen? Zur Offenburger Rezeptionsgeschichte der Revolutionsereignisse 1847–1849* und Interview mit Hans-Joachim Fliedner
- Ruch, Martin: „Isac, Abram und Jacob“ – Quellen zur Geschichte der Offenburger Juden (2015)
- Ruch, Martin: Kaddisch für Julius und Berta Stern (2015)
- Gall, Wolfgang M.: Die Stadtverwaltung Offenburg zwischen Zusammenbruch und demokratischem Neuanfang 1945–1947. In: Bräunche, Ernst, Steinbach, Peter (Hg.): Stadt und Demokratie. (2014)

- Ruch, Martin: Die Offenburger Juden im Ersten Weltkrieg 1914–1918 und der „Dank des Vaterlandes“. In: Die Ortenau 94 (2014)
- Ders.: „Granatkomotionsneurosen“: Die jüdische Ärztin Dr. Hertha Wiegand behandelt traumatisierte Soldaten. In: Die Ortenau 94 (2014)
- Ders.: Jüdische Persönlichkeiten aus Offenburg: Wissenschaft, Kunst und Kultur. Norderstedt (2013)
- Ders.: „Die Welt, die ich kannte, liegt im Staub.“ Kurt Offenburg (1898–1946) aus Offenburg, jüdischer Journalist. In: Die Ortenau 93 (2013)
- Ders.: „Man gebe den Juden im ganzen Land / Zum Schutze Waffen in die Hand!“ Ein Purimspiel aus Offenburg von Sylvia Cohn (Offenburg 1904 – Auschwitz 1942). In: Die Ortenau 93 (2013)
- Stadt Offenburg (Hg.): Rundgang Stolpersteine Offenburg. (2012)
- Ruch, Martin: Vor aller Augen. Die Versteigerung jüdischen Eigentums in Offenburg nach der Deportation vom 22. Oktober 1940. In: Die Ortenau 92 (2012)
- Merker, Manfred: Wie der Direktor des Offenburger Gymnasiums als Hochverräter 1849 ins Zuchthaus kam. In: Die Ortenau 92 (2012)
- Ders.: Gebhard Gagg – „Aufzeichnungen eines Offenburgers 1848/49. In: Die Ortenau 92 (2012)
- Bauer, Sonja-Maria: Offenburg und Rastatt 1847–1849. „Freiheit, aber auch Ordnung und Einheit des Vaterlandes“. In: Reinhold Weber/Peter Steinbach/Hans-Georg Wehling (Hrsg.): Baden-württembergische Erinnerungsorte (2012)
- Ruch, Martin: „Und bin auch ich knapp der Deportation entgangen“ – Jüdische Kindheit und Jugend in Offenburg vor und nach der Machtergreifung 1933. In: Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Heidelberg (Hg.): Jüdische Kindheit und Jugend. Laupheimer Gespräche 2011. (2012)
- Ders.: Geschichte der Offenburger Juden. Jiskor: Erinnere Dich. Norderstedt (2011)
- Junk, Anne: Offenburg. In: Arbeitsgemeinschaft zur Unterhaltung und Pflege des Deportiertenfriedhofs in Gurs (Hg.): Geschichte und Erinnerungskultur. 22. Oktober 1940 – Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden in das Lager Gurs (2010)
- Gall, Wolfgang M.: „Arbeit für das Volk der Ortenau und damit für unser deutsches Volk“. Der Historische Verein für Mittelbaden im Dritten Reich. In: Festschrift 100 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden e. V. 1910–2010 (2010)
- Ruch, Martin: „Nichts wie hoffen und warten ...“: Oktoberdeportation der badischen und saarpfälzischen Juden 1940. Briefe aus den südfranzösischen Lagern an den letzten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Offenburg, Emil Neu. (2010) [www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/7312](http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/7312) (e-book)
- Ders.: Kaddisch für den jüdischen Viehhändler Ludwig Greilsheimer aus Offenburg. In: Die Ortenau 90 (2010)
- Ders.: Jüdische Sportjugend in Offenburg nach 1933. In: Die Ortenau 89 (2009)
- Ders.: Major Karl Plagge, ein „Gerechter unter den Völkern“, und Alfons von Deschwanden (Offenburg): „Sie waren für uns ein leuchtender Stern in der Dunkelheit!“ In: Die Ortenau 89 (2009)
- Jansen-Degott, Ruth, Junk, Anne (Hg.): Mortes pour la France. Annäherung an die vier 1944 in Offenburg ermordeten französischen Widerstandskämpferinnen (2009)
- Gall, Wolfgang M.: Oskar Wiegert: Vom Ortsgruppenleiter zum Dorfschullehrer, in: Die Ortenau 89. (2009)
- Ders.: Gescheitert oder erfolgreich? Die Entnazifizierung der Stadtverwaltung Offenburg 1945–47, in: Die Ortenau 89 (2009)
- Ruch, Martin: Das Novemberpogrom 1938 und der „Synagogenprozeß“ 1948 in Offenburg. (2008)
- Lörcher, Andreas: Antisemitismus in der öffentlichen Debatte der späten fünfziger Jahre: mikrohistorische Studie und Diskursanalyse des Falls Zind. Dissertation (2008) URN: [urn:nbn:de:bsz:25-opus-57996](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:25-opus-57996)
- Asche, Susanne, Bräunche, Ernst-Otto (Hg.), Die Straße der Demokratie. Ein Routenbegleiter auf den Spuren der Freiheit (2007)
- Bultmann, Markus: Erfahrung von Freiheit und Unfreiheit in der deutschen Geschichte. Rastatt und Offenburg: Erinnerungsorte der Revolution 1848/49. Darstellung – Vermittlung – Dokumentation (2007)
- Syré, Ludger: Rombach, Wolfram. – In: Baden-Württembergische Biographien. Band 4. (2007)
- Dzialoszynski, Samuel, Ruch, Martin: Der jüdische Friedhof in Offenburg. (2007) [www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/2922](http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/2922)

- Syré, Ludger: Wolfram Rombach – Offenburgs Oberbürgermeister im Dritten Reich. In: Die Ortenau 86 (2006)
- Ruch, Martin: „Inzwischen sind wir nun besternt worden.“ Das Tagebuch der Esther Cohn und die Kinder vom Münchner Antonienheim (2006)
- Lörcher, Andreas: „Nur die Spitze des Eisbergs“. In: Die Ortenau 86 (2006)
- Ruch, Martin: Leben unter dem Sondergesetz: Jüdische Patienten im Städtischen Krankenhaus Offenburg. In: Die Ortenau 86 (2006)
- Ruch, Martin: Memoriam Charles Hermand. In: Die Ortenau 85 (2005)
- Asche, Susanne: Der Salmen in Offenburg. Ein Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung und ein Kristallisationspunkt populärer Erinnerungskultur. In: Badische Heimat, H. 2. (2004)
- Klaus Eisele, Joachim Scholtzseck (Hg.): Offenburg 1919–1949 (2004)
- Ruch, Martin: Sylvia Cohn (1904–1942): Gedichte und Briefe. Hrsg. Von Eva Mendelsson und Martin Ruch. (2004)
- Schellinger, Uwe: Sklavenarbeit in Offenburg: Der Weg des KZ-Häftlings Marko Moskowitz. In: Die Ortenau 84 (2004)
- Gall, Wolfgang M. mit Cornelius Gorka: Quellen zur Geschichte der Zwangsarbeit in der Ortenau. In: Die Ortenau 83 (2003)
- Stadt Offenburg (Hg.): Der Salmen in Offenburg. Festschrift zur Eröffnung am 20. September (2002)
- Ruch, Martin: „Ich bitte noch um ein paar Sterne ...“ Jüdische Stimmen aus Offenburg, Bd. 2. Interviews, autobiographische Zeugnisse, schriftliche Quellen. (2002)
- Ders.: Der „Salmen“. Geschichte der Offenburger Synagoge. (2002)
- Breidbach, Olaf, Fliedner, Hans-Joachim, Ries, Klaus: Lorenz Oken. Ein politischer Naturphilosoph. (2001)
- Ruch, Martin: Bilder von der Deportation der badisch-elsässischen Juden nach Gurs. (2000)
- Ders.: Der gute Ort. Jüdischer Friedhof Offenburg (zusammen mit Samuel Dzialoszynski). (2000)
- Ders.: Der letzte Offenburger Rabbi. In memoriam Bernhard Gries. In: Die Ortenau 80 (2000)
- Wien, Bernhard: Die Reden der Offenburger Versammlung 1847 – ein Treffen radikaler Liberaler. In: Die Ortenau 79 (1999)
- Limbach, Jutta: Die Bedeutung der Offenburger Forderungen 1847 und 1849 für den modernen Verfassungsstaat. In: Die Ortenau 79 (1999)
- Vollmer, Franz X: Zwei Mosaiksteine zur Geschichte der Offenburg 48er: Der Geburtsort von Gustav Réé und der spätere Lebensweg von Theodor Nerlinger. In: Die Ortenau 79 (1999)
- Ruch, Martin: Jüdisches Offenburg. Einladung zu einem Rundgang. (1999)
- Junk, Anne: „Ihr werdet für ewige Zeiten Euch ein ruhmvolles Denkmal setzen“. Wie Frauen 1848/49 die Revolution unterstützten. (1999)
- Langewiesche, Dieter: Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen. (1998), darin zur Offenburger Erinnerungskultur: Fliedner, Hans-Joachim: Eine Stadt erinnert sich. Versuch einer lokalen Aufarbeitung des Erinnerns an die Demokratiebewegung 1847 bis 1849
- Gall, Wolfgang M.: Offenburg und die Demokratiebewegung von 1848/49. In: Die Ortenau 78 (1998)
- Ders.: Die Offenburger Volksversammlung vom 19. März 1848. In: Die Ortenau 78 (1998)
- Ders.: Der Landeskongreß der badischen Volksvereine vom 12. und 13. Mai 1849. In: Die Ortenau 78 (1998)
- Ders.: Gustav Réé: Ein Bürgermeister zwischen Barrikaden und Parlament'. In: Die Ortenau 78 (1998)
- Ders.: Bleischwerer Druck auf den Gemütern? Offenburg nach der Revolution von 1848/49. In: Die Ortenau 78 (1998)
- Ders.: Feste Feiern? Zur demokratischen Traditionsbildung im Demagogensitz Offenburg. In: Badische Heimat, H.1. (1998)
- Gall, Wolfgang M.: Ein Signal zur Schulterhebung in Deutschland. Zu den Hintergründen religiös – politischer Unruhen in der Stadt Offenburg 1845/46. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 145 (1997)
- Reinbold, Wolfgang: Die 48er Revolution in Baden im Spiegel der Medien – Geschichtliche Wahrheiten und ihre Darbietung in der Gegenwart. In: Die Ortenau 78 (1998)

- Ruch, Martin: Aus der Heimat verjagt. Zur Geschichte der Familie Neu. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden. (1998)
- Schimpf, Rainer: Offenburg 1803–1847 (1997)
- Vollmer, Franz X: Offenburg 1848/49 (1997)
- Boll, Bernd: Befreiungen, Fremdarbeiter erleben das Kriegsende in Baden 1945. In: Die Ortenau 77 (1997)
- Fliedner, Hans-Joachim: Das jüdische Erbe und wir. In: Die Ortenau 77 (1997)
- Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stadt Offenburg (Hg.): „Des Volkes Freiheit“. Die Revolutionäre von Offenburg 1847–49. (1997)
- Ruch, Martin: In ständigem Einsatz. Das Leben Siegfried Schnurmanns. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden. (1997)
- Stadt Offenburg (Hg): Freiheitsheft (1997)
- Stadt Offenburg (Hg.): Freiheitsblätter (1997)
- Seitz, Birgit: Straßenumbenennungen in Offenburg zwischen 1933 und 1948. In: Die Ortenau 77 (1997)
- Friedmann, Michael, Gall, Wolfgang M.: Offenburg, in: AG hauptamtlicher Archivare im Städtetag Baden-Württemberg (Hg.), Revolution im Südwesten. Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg. (1997)
- Gall, Wolfgang M.: Erschütterungen – Private Wahrnehmungen und politische Deutungen des Kriegsendes in Offenburg. In: Badische Heimat, H. 2. (1995)
- Ders.: Wolfgang M.: NS – Geschichte im Museum im Ritterhaus Offenburg. In: Museumsblatt, 18 (1995)
- Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. (1995)
- Ders.: Jüdische Stimmen aus Offenburg. (1995) Gall, Wolfgang M. (Mitautoren: K. Maier, M. Reininger und J. Stude): Chronologie des Kriegsendes in der Ortenau – Eine Dokumentation. In: Die Ortenau 75 (1995)
- Fliedner, Hans-Joachim, Friedmann, Michael, Gall, Wolfgang M.: 150 Jahre Deutsche Revolution. Ergebnisse des Offenburger Kolloquiums vom 8. Oktober 1993
- Boll, Bernd: Konzentrationslager auf Schienen. Eisenbahn-Baubrigaden der SS in Offenburg 1944/45. In: Die Ortenau 73 (1993)
- Ders.: „Das wird man nie mehr los ...“. Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939 bis 1945. Dissertation (1993)
- Ruch, Martin: Familie Cohn. Tagebücher, Briefe, Gedichte einer jüdischen Familie aus Offenburg. (1992)
- Boll, Bernd: ... das gesunde Volksempfinden auf das Größte verletzt“. Offenburger Strafjustiz im 2. Weltkrieg. In: Die Ortenau 71 (1991)
- Fliedner, Hans-Joachim: Die jüdische Gemeinde in Offenburg und die jüdische Kleingemeinde in der Ortenau. In: Die Ortenau 70 (1990)
- Ruch, Martin: Tanzsaal – Synagoge – Lagerhalle. Zur Geschichte des „Salmen“ in Offenburg. In: Die Ortenau 67 (1987)
- Vögely, Ludwig: Aus Offenburgs großer Zeit. Die Offenburger Versammlungen von 1847–1849. In: Badische Heimat 60 (1980)
- Friedmann, Michael: Offenburg und die Badische Revolution von 1848/49. Begleitheft zur Ausstellung des Stadtarchivs anlässlich d. Heimattage Baden-Württemberg (1980)
- Lehmann, Karl-August: Offenburg zur Zeit der Weltwirtschaftskrise 1930–1933. (1977)
- Kähni, Otto: Offenburg und die demokratische Volksbewegung. (1947)
- Ders.: Geschichte der Offenburger Judengemeinde. In: Die Ortenau 49 (1969)
- Huber, Franz: Offenburg in der Zeit des Vormärz und den Revolutionsjahren 1848–49. (1947)
- Ders.: Verteidigungsschrift gegen Altbürgermeister Gustav Réé und acht seiner Gemeinderäte wegen Teilnahme am Hochverrat vor dem Hofgericht Bruchsal, abgedruckt in: Offenburger Adressbuch (1926)

Fotos: Stadtarchiv Offenburg

## Durbacher Bierbrauer in Amerika

Josef Werner

Am 1.9.1848 suchte der damals 20-jährige Durbacher August Schell sein neues Glück in Amerika. Jetzt besuchen seine Nachfahren das Wein- und Heimatmuseum, um die Herkunft ihrer Ahnen näher zu erforschen.

Es hat nicht lange gebraucht, um das Haus der Vorfahren zu finden. Gleich gegenüber dem Museum findet sich beim heutigen Cafe Müller am Kellerbogen ein springender Hirsch, dessen Kontur seit 1860 als stolzes Markenzeichen Bierfässer und Bierflaschen der August Schell Brewing Co. in New Ulm, Minnesota ziert.



May 4, 2016

We came from Minnesota, USA to see the town and house where August Schell was born. He was born in the house that is now Cafe Mueller. He started a beer company in New Ulm, Minnesota in the 1860s and it is the 2nd oldest family owned beer brewing company in the U.S.

Leif, Kilo, Anders & Bjorn Olmanson

August Schell, geboren am 15.02.1828 in Durbach, war der Sohn des Carl Schell, der dieses stattliche Fachwerkgebäude mit Baujahr 1738 am 11. Oktober 1793 vom Hammerschmied Josef Ziegler und seiner Ehefrau Theresia Männle für 890 Gulden ersteigerte. Am 11. Oktober 1804 ersteigerte Carl Schell schließlich von der „Gnädigsten Herrschaft“ einen weiteren Hausplatz bei seinem Anwesen für die Summe von 600 Gulden.





Der „Herrschaftliche Jäger und Förster David Schell“ und nach ihm der Sohn Carolus Schell, standen im Dienst der Baden-Badischen Markgrafschaft und waren in der „Herrschaft Staufenberg“ für die Bewirtschaftung und Pflege der Herrschaftlichen Wälder zuständig. Die Familie Schell war reich begütert und erwarb nach und nach großen Grundbesitz im Durbachtal. Carl Schell erweiterte das Haus und versah es auch mit dem schönen Kellerbogen. Der „springende Hirsch“ als Zeichen des Försters ver-

weist seither auf die Familie Schell. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, und nach dem Tode von Oberförster Carl Schell, begann ein wirtschaftlicher Niedergang der Familie. Am 3. Januar 1842 ersteigerte der damalige Ratschreiber Peter Jlg mit seiner Ehefrau Kreszenz Borho, gleichzeitig Bierwirt vom damaligen Gasthaus „Bad Staufenberg“, (heute Rathaus und „Bären“) das stattliche Anwesen. Unmittelbar nach der Steigerung übertrugen diese das Haus an ihre Tochter Sophia Jlg, Ehefrau des Ober-Wund- und Hebarztes Lorenz Ehrhard.

Sophie Jlg und ihr Ehemann Lorenz Ehrhard erfreuten sich nur wenige Jahre an dem Besitz. Wegen Ehrhards Aktivitäten in der Badischen Revolution musste er mit seiner Frau fliehen und sie veräußerten mit Urkunde vom 10. Juli 1848 das Anwesen wiederum an die Bäcker- und Metzgerfamilie Heinrich Bodenheimer (Judenbeck). Bodenheimer war zuvor hinter dem damaligen Bad Staufenberg (Bären) wohnhaft und betrieb dort seine Bäckerei, weshalb dem Anwesen heute noch der Name „s' Becke-Seppe“ anhaftet.

Die Bodenheimers betrieben neben der Bäckerei noch eine „Metzig“, in welcher sowohl „koscher“ für die jüdischen Mitbürger, aber auch ganz normale Schlachtungen für die Bevölkerung durchgeführt wurden. Sein Sohn Moritz Bodenheimer

betrieb die Bäckerei bis 1939. Zwangsweise mussten die Bodenheimer in der NS-Zeit das Anwesen veräußern.

Der nach den USA ausgewanderte August Schell gründete im Herbst 1860 zusammen mit Jacob Bernhardt, der zuvor in St. Paul als Braumeister gearbeitet hatte, am Cottonwood River nahe New Ulm eine Brauerei.

Sie hatten sich dazu entschieden, da zu jener Zeit in den ländlichen Gebieten des Mittleren Westens trotz der vorhandenen Nachfrage die Beschaffung von Bier schwierig war. In den ersten Jahren wurden nur etwa 235 Hektoliter jährlich gebraut. Während des Dakota-Aufstands 1862 blieb die Brauerei vor Angriffen durch die Indianer verschont, da sich die Familie Schell zuvor stets freundlich den Dakota gegenüber verhalten und sie mit Lebensmitteln versorgt hatte. 1866 verkaufte der erkrankte Bernhardt seine Anteile an der Brauerei für 12000 US-Dollar an Schell, der die Brauerei um mehrere Gebäude erweiterte. 1885 baute Schell neben der Brauerei ein weitläufiges Anwesen („Schell Mansion“), welches später dem National Register of Historic Places hinzugefügt wurde. Nach dem Tod August Schells im September 1891 wurde die Brauerei von seiner Familie weitergeführt. 1902 wurde sie in eine Corporation umgewandelt. Das Wachstum der Brauerei erlitt 1919 durch die Prohibition einen Rückschlag. Während dieser Zeit wurden bierähnliche Getränke und Softdrinks hergestellt. Erst mit dem Ende der Prohibition 1933 konnte wieder Bier hergestellt und verkauft werden.

Obwohl kleinere Brauereien seit den 1980er Jahren häufig übernommen oder von großen Konzernen aus dem Wettbewerb gedrängt wurden, blieb die Schell-Brauerei als Familienbetrieb bestehen. Diese Entwicklung prägte auch das Image als regionales und qualitätsbewusstes Unternehmen, welches sich somit auf dem Markt behaupten konnte. 1999 wurde das alte Produktionsgebäude durch einen modernden Neubau ersetzt. Der tägliche Ausstoß stieg damit auf maximal rund 657 Hektoliter. 2002 übernahm die August Schell Brewing Company die Marke Grain Belt und stieg somit zur absatzstärksten Brauerei Minnesotas auf. Der jährliche Ausstoß beträgt etwa 130000 Hektoliter. Es werden 38 Sorten Bier gebraut, dafür rund 16 im Auftrag für fremde Marken. Angeboten werden die Biersorten gewöhnlicherweise in Minnesota, Illinois, Iowa, North Dakota, Pennsylvania, South Dakota und Wisconsin.



**Quellenangabe:**

Gemeindearchiv-Grundbuch

Pfarrarchiv „St. Heinrich“

Internet: Wikipedia – August Schell Brewing Company

## „Von Anfang an auf Matt!“ – Erinnerung an den Schachmeister Emil Josef Diemer (1908–1990)

Martin Ruch

Die medizinische Diagnose über Emil Josef Diemer lautete 1965 bei seiner Unterbringung ins Kreispflegeheim Fußbach im Ortenaukreis: „Prophetenwahn bei alter paranoid-halluzinatorischer Psychose“. Aber es gibt ja über jeden Menschen verschiedene Meinungen. Herbert Zoberst, der Emil Josef Diemer 25 Jahre lang kannte, weil er jahrzehntelang das Zweibettzimmer in Fußbach mit ihm teilte, sagte es ganz schlicht noch Jahre nach dem Tod Diemers: *„Er war ein guter Kamerad. Er war ein guter Mensch.“*

Emil Josef Diemer war ein von manchen vergöttertes, von manchen verteufeltes Schachgenie. Er prägte eine ganz bestimmte Spieleröffnung, die heute noch in der Fachwelt seinen Namen trägt: Das moderne „Blackmar-Diemer-Gambit“. Von Anfang an auf Matt! war sein Grundsatz, den er mit Vehemenz verteidigte gegen alle Taktiererei auf Remis. Einige Bücher sind über diese Spielauffassung geschrieben worden, eine Diemer-Gemeinde hat sich etabliert, auch im Internet (<http://www.emil-joseph-diemer.de>), Gedenkspiele werden organisiert. Einer seiner Schüler hat eine Biographie über ihn geschrieben, die mehr Fragen offen lässt als sie beantwortet. Groß- und Weltmeister versuchten das Diemersche Gambit, manche warfen es, manche benutzten es.

Viele haben ihn im mittleren Kinzigtal gesehen und erinnern sich gern, wie er morgens zu Fuß auf der Landstraße von Fußbach, wo er im Lauf der Jahre freien Ausgang erhalten hatte, nach Gengenbach ging, eine dürre, lange Gestalt (1,90 m) mit weißem Bart. Man hat ihn dann oft in der Stadt gesehen, im Cafe Birnbräuer etwa. Dort saß er immer am selben Platz, las Zeitung, und telefonierte mit der ganzen Welt, mit Gorbatschow oder Schäuble, und natürlich nahm ihn keiner von denen mehr so ganz ernst, und die Wirtin bat ihn schließlich, zum Telefonieren doch hinüber in die Post zu gehen, dort würde er auch die anderen Cafegäste nicht stören.

Seit Eröffnung des Cafes im Jahr 1972 saß er hier auf seinem Stammpfad, freundlich geduldet und immer willkommen bis zuletzt. Die Wirtin meinte, es sei ein schmaler, ein hauchdünner Pfad zwischen Genie und Wahnsinn, das könne man bei ihm lernen. Der Gengenbacher Künstler Otto Lohmüller malte





*Schachmeister Emil Josef Diemer, Öl auf Leinwand, von Otto Lohmüller, 1982*

ihn hier und fertigte Zeichnungen an im Gespräch mit ihm.

Schach war sein Leben, sagte seine Schwester. Geboren wurde er in Radolfzell, die Schule besuchte er in Karlsruhe. Dort hat er auch sein Abitur gemacht, hat aber danach keinen Beruf ausgeübt. Überhaupt: ohne helfende Hände wäre er wohl überhaupt nicht über die Runden gekommen. Er starb verschuldet, die Schwester hat das Erbe (die Schulden also) ausgeschlagen.

1931 war Diemer der NSDAP beigetreten und er wäre gern in die SA aufgenommen worden, was aber nicht klappte. Er betätigte sich in der Folge als Schachkorrespondent im Reich und veröffentlichte 1943 in der „Deutschen Schachzeitung“ auch Aufsätze über das

„lahme und feige jüdische Schach“ im Vergleich zum „deutschen Kampfschach“ (aus: Der Spiegel, 24.3.2016). Nach dem Krieg hat er, wohl in den 1960er Jahren, jenes Erlebnis gehabt, das die einen als Ausbruch einer Schizophrenie ansehen, die anderen als religiöses Erlebnis (er hielt sich für die Reinkarnation des Erzengels Gabriel). Von nun an widmete er für Jahre seine ganze Kraft dem Entschlüsseln geheimer Botschaften, die sich hinter den Dingen, auch hinter den Zahlen verbargen und nur dechiffriert zu werden brauchten.

Er konnte sich dabei auf eine jahrtausendealte Tradition berufen. Die jüdische Kabbala, die griechisch-römischen Weisungen, die mittelalterlichen Visionen einer Hildegard von Bingen, vor allem Nostradamus – sie und viele, viele andere hatten versucht, die Welt als verschlüsselte Botschaft zu sehen, zu lesen und zu deuten. Berühmt geworden ist eine Bibelstelle in der Apokalypse des Johannes, wo der Antichrist als Zahl angegeben ist! Endlos viele kleine und große Geister haben diese Zahl zu deuten versucht. Auch im Offenburger Museum im Ritterhaus befindet sich eine derartige Rechnung aus der Zeit der französischen Revolution, die Frankreich zum bösen Tier, dem Antichrist also, erklärt! Revolution und Kirchenstürmerei, das war im katholischen Reichsstädtchen des Jahres 1789 natürlich der Inbegriff allen Schreckens.

Von der Richtigkeit seiner Berechnungen war Diemer fest überzeugt. Sie brachten ihn schließlich erst nach Emendungen ins Landeskrankenhaus, dann ins Pflegeheim: Bei

der Beerdigung eines Mannes schrie Diemer damals dazwischen, er habe das Sterbedatum genau berechnet, es könne einfach nicht sein, dass der Mann tot sei, hier würde ein Lebendiger begraben.

In Fußbach fand er schließlich Pflege und Unterkunft. Das Heim erlaubte ihm auch Reisen zu nationalen und internationalen Schachturnieren. Diemer plagte dabei zwar die anwesende Schachgemeinde ständig mit seinen Prophezeiungen, verblüffte aber nach wie vor durch sein Schachspiel, und konnte sogar einen Freiburger Schachclub mit seinem Spiel in die höhere Liga bringen. Sein Spielplatz war immer umlagert, vor allem von jüngeren Spielern, die er allein schon durch seine Erscheinung faszinierte, aber natürlich auch durch sein freies, unkonventionelles Spiel. Das Offenburger Tageblatt schrieb im Juli 1980:

*„Sehr erfolgreich schnitt Emil Josef Diemer beim 2. Schachfestival in Baden-Baden ab, das vom 17. bis 26. Juli ausgetragen wurde. Unter 141 Teilnehmern aus sieben Nationen belegte der 72-jährige mit 5,5 von neun möglichen Punkten den 35. Platz. Die ersten drei Partien des Turniers beendete Diemer jeweils mit Siegen, worauf ihm der Titel ‚Enfant terrible des Turniers‘ zuerkannt wurde. Als bester Senior des 2. Baden-Badener Schachfestivals erhielt Emil Josef Diemer außerdem einen Sonderpreis. Wie erfolgreich Diemer war, beweist die Tatsache, daß er den amtierenden badischen Schachmeister Blum (Emmendingen) hinter sich lassen konnte. Nach Beendigung des Schachfestivals hieß es, daß der Senior des Turniers das jugendlichste und stürmischste Schach gespielt habe.“*

Seine Schwester sei nochmals zitiert: *„Er hat es mit den Zahlen gehabt, man hat jedoch nichts damit anfangen können. Interessant ist aber, daß er an einem 10.10. gestorben ist“*. Die amtliche Sterbeurkunde ist da noch genauer: Tatsächlich starb er am 10.10. 1990, 10 Uhr 10! Also ganz, wie die Schwester meinte: Er hat es mit den Zahlen gehabt.

Emil Josef Diemer ruht im Frieden des wunderbaren Bergfriedhofes des Pflegeheimes. Eine schlichte Platte bezeichnet sein Grab. Ganz vergessen ist er nicht: Missionarisch war er stets für sein Blackmar-Diemer-Gambit eingetreten. Insofern ist es nur folgerichtig, dass seit seinem Tod Anhänger jeweils zum Todestag nachts mit Fackeln an sein Grab pilgern und dort skandieren: *„d4 – d5 – e4, Josef, wir sind bei dir.“* (<http://www.zeit.de/2008/35/Spiele-Schach-35>, Abruf 20.3.2017)

Der Gengenbacher Künstler Otto Lohmüller erinnerte sich noch 2016 an die Begegnungen mit dem Schachspieler: *„Als ich*

*das Gemälde ‚Schachspieler Emil Josef Diemer‘ (Werkverzeichnis 229) 1979 im Museum Haus Löwenberg ausstellte, kam er fast täglich zu mir ins Museum und nahm mich in Beschlag. Unter anderem erzählte er mir über sein großes Thema ‚Wiedergeburt‘, also die Reinkarnation. Ich bat ihn dann, ob er für mich eine früher verstorbene Person suchen würde, deren Reinkarnation ich sei. Er fragte mich daraufhin nach meinem Geburtsdatum und nach verschiedenen anderen Daten. Für ihn war die Quersumme von Daten sehr wichtig, vor allen Dingen die von den Geburtsdaten. Beim nächsten Besuch verkündete er mir stolz, er habe zwei Personen für mich gefunden, deren Wiedergeburt ich sei. Das war einmal der berühmte Maler Apelles aus dem antiken Griechenland und der italienische Maler Giotto, der Wegbereiter der Renaissance, wie in Wikipedia vermerkt. Giotto sprach er übrigens mit G aus und das i ganz lang, dazu das ‚otto‘ getrennt wie mein Vorname Otto, also: Giiiiii Ottoo. Nach Malern hatte ich ihn nicht gefragt. Das kam von ihm. Er war jedoch sehr überzeugt, ich sei die Wiedergeburt von beiden. Während er bei mir in der Ausstellung war, notierte er übrigens ständig irgendwelche Bemerkungen am Rand einer seiner mitgebrachten Zeitungen. Auf Wunsch gab er mir auch solche Notizen mit.*

*Wenn ich mit dem Auto zufällig unterwegs war in Richtung Biberach und ihn unterwegs mit großen Schritten dem Pflegeheim in Fußbach zustreben sah, hielt ich an und nahm ihn mit. In Fußbach kamen wir im Auto oft ins Gespräch, wo ich ihn nebenbei skizzieren konnte. Da fragte ich ihn, wessen Wiedergeburt er selbst sei. Erst wollte er es mir nicht sagen. Dann aber holte er aus: Kurt Georg Kiesinger, der ehemalige Ministerpräsident von Baden-Württemberg und Bundeskanzler, sei die Wiedergeburt des Erzengels Michael, Franz Josef Strauß, der damals gerade Kanzlerkandidat war, sei die Wiedergeburt des Erzengels Raphael und er die Wiedergeburt des Erzengels Gabriel. Das sagte er ganz bescheiden. Ich konnte mir jedoch nicht die spitze und doch ziemlich ungehörige Frage verkneifen, wie es damals gewesen sei, als er Maria die bewusste Botschaft brachte. Dazu äußerte er sich jedoch nicht, war aber auch nicht auf mich böse. Ich hatte bei ihm etwas Kredit, weil er in mir einen großen Maler sah ...“*

(Anm.: Dank an Familie Buggle für den vertrauensvollen Hinweis, an Michael Horn, an die Damen und Herren des Pflegeheimes Fußbach, an Herbert Zoberst, an Otto Lohmüller!)

## Abtswappen der Ortenau (1730) in einem Werk des Pfarrers Johann Nikolaus Weislinger

Louis Schlaefli

Gewiss ist Johann Nikolaus Weislinger (1691–1755), ehemaliger Pfarrer in Waldulm (1726), dann in Kappelrodeck (1730–1750), auch durch seine Schriften – besonders durch sein polemisches Werk „*Friß Vogel oder stirb*“ – in der Ortenau bekannt.<sup>1</sup>

Eine seiner Schriften – „*Huttenus delarvatus*“<sup>2</sup> – hat er Äbten von Ortenauer Klöstern gewidmet. Die Wappen dieser Persönlichkeiten sind in dem Band abgebildet. Es handelt sich um:

- Joachim Bahr,  
Abt des Praemonstratenser-Stifts  
Allerheiligen (oben)
- Johannes Baptista  
Eck, Abt zu Ettenheimmünster  
(oben links)
- Paulus Seeger,  
Abt zu Gengenbach,  
(oben rechts)
- Franz Münzer,  
Abt zu Schuttern  
(1727–1751)  
(unten links)
- Cölestin Stehlin,  
Abt zu Schwarzach  
(unten rechts)







**Anmerkungen**

- 1 Weislinger studierte an der 1701 gegründeten Jesuitenakademie in Straßburg. Ab 1711 war er dort Privatdozent. 1713 ging er zum Philosophiestudium an die damals ebenfalls von Jesuiten geführte Universität Heidelberg und zum anschließenden Theologiestudium mit dem Ziel der Priesterweihe wieder nach Straßburg. 1726 wurde er Pfarrer in Waldulm, 1730 in Kappelrodeck. 1750 ließ er sich wegen Krankheit emeritieren. Weislingers theologisches Interesse galt der antiprotestantischen Polemik. Seine erfolgreichste Schrift *Friss, Vogel, oder stirb* über die Ekklesiologie verfasste er bereits 1722 als Privatgelehrter ohne Weihe und Amt, worauf er im Vorwort Bezug nimmt. Sein Stil ist oft scharf und angriffslustig, was er mit dem Hinweis auf Luthers Stil rechtfertigt. Den katholischen Zeitgenossen galt er als „Riese“ (*gigas*) auf dem konfessionellen Kampfplatz. Im lutherischen und reformierten Lager wurde er immerhin zur Kenntnis genommen, wie Zitate und Erwiderungen belegen. (Quelle: Wikipedia, Abruf 1.3.2017)
- 2 *Huttenus delarvatus Das ist: Warhafftige Nachricht von dem Authore oder Urheber der verschreyten Epistolarum obscurorum virorum, Ulrich von Hutten, wobey umständlich und gründlich gehandelt wird von dem Streit zwischen dem berühmten Johanne Reuchlin und Johann Pfefferkorn; wie auch von dem Leben des bekannten Frantzen von Sickingen, und anderen zu der Kirchen-Historie des XVI. Jahr hunderts gehörigen raren Sachen und Merckwürdigkeiten; auß authentischen Schrifften zum nöthigen Schutz der verletzten Warheit wider Jacobum Burckhard ... heraus geben ...* – Costantz u. Augspurg, verlegt Martin u. Thomas Wagner, 1730. *Straßburg zu finden bey Theophilus Samuel Silberling, ...* – In-16°, 17 cm, 519 p. Frontispice aux armes des abbés d'Allerheiligen, Ettenheimmünster, Gengenbach, Schuttern et Schwarzach. (BGS Als. Ab 23)

Ettenheimer Gärten, Teil 13–15\*

## Der Spitalgarten am „Creutzerweg“

Dieter Weis

Der Ettenheimer Spitalfond besaß auf dem Gelände der heutigen Firma Dietrich einen großen Garten. Chronist Machleid bezeichnet ihn auch als „Kreuzgarten“, vielleicht weil früher dort ein Wegkreuz stand.<sup>1</sup>

In der Bannerneuerung von 1670 ist ein Grundstück am „Kreutzerweg“ aufgeführt, doch ohne Angabe, wie es genutzt wurde:

*„Item 3 ½ Mannshauet, einerseits Hans Menrodt, anderseits auch ihne Menrodt, oben auf den Weg, unten aufs Fürsten Lehen gehört dem Spital“<sup>2</sup>*

Und ein anderes, größeres „Im Frauengäßlein“:

*„Item ½ Jeuch garten und Gländ allda, eins der Stadtschreiber (Mehl?), ands. und oben auf den Weg, unten aufs Fürstenlehen-dem Spital gehörig“<sup>3</sup>*

Die Lagebeschreibungen von 1670 sind nicht so genau, um die Grundstücke finden zu können. Besonders die damalige Ausdehnung des Gewanns „Im Frauengäßlein“ ist nicht mehr bekannt.

Die späteren Lagebeschreibungen sind heute besser nachzuvollziehen:

a) Nach dem Zinsbuch von 1698

*„Der Spithal zünst Jahrs beständig gelt 6 ß  
Von Einem garthen auf 6 Manßhawet groß Ungevor, genanth der  
Kreützgarthen vor dem Undtern Thor, Einseith gegen hochwalt*

---

\* 1. Der Prinzensgarten (Ortenau 2012); 2. Ein Ettenheimer Adelshof und die angrenzenden Gärten (Ortenau 2013); 3. Der Olizy'sche Garten im Bienle vor dem Thomas Tor (Ortenau 2014); 4. Das „Gärtel vor dem Thomasthor“ (Ortenau 2014); 5. Das Gelände der Familie Olizy im Pfaffenbach (Ortenau 2014); 6. Der Oberendhof und Oberendhofgarten (Ortenau 2014); 7. Verkauf des Meyenberg-Guts an Lorenz Stölcker (Ortenau 2015); 8. Gärten beim Amtshaus (heute Palais Rohan) (Ortenau 2015); 9. Oberforstmeister Schilling von Canstatt als Nutzer seiner Ettenheimer Dienstgärten (Ortenau 2015); 10. Der Herrschaftsgarten im Pfaffenbach (Ortenau 2016); 11. Dienstgärten, Dienstäcker und Dienstmatten (Ortenau 2016); 12. Der Gutleuthausgarten (Ortenau 2016); 13. Der Spitalgarten am „Creutzerweg“ (Ortenau 2017); 14. Der Kirchengarten am Steineweg (Ortenau 2017); 15. Gärten des Klosters Ettenheimmünster in Ettenheim (Ortenau 2017); 16. Allmendgärten; 17. Der Garten des Stadt- und Amtsschreibers Joseph Chomas im Pfaffenbach; 18. Privatgärten

*die Straß gegen Altorff gehet, anderseith gegen Rhein Joseph bosch huethmacher, landt auff (gegen Süden) der Kreutzerweg, Undt Landt ab (gegen Norden) Meiner gnädigst Hrn groß hoffgueth“<sup>4</sup>*

b) Bannerneuerung von 1721

*„Im altorffer Veldt am Creützerweg*

*Erstlichen ungefehr sechsmanshawet garthen allda den Creutzgarthen genannt, so in allen vier eckhen umbsteinet. Ziehet Landt auff der Creützerweg. Landt ab gnädigster Herrschafft großmeyerhoffgueth. gegen Rhein geörg Michael renters seel. wittib undt Erben. gegen waldt der Altorffer weeg.*

*dem spithall vermög particular Ernewrung gehörig.“<sup>5</sup>*

Anlässlich einer Güter- und Zinserneuerung des Spitalfonds (nach 1739) sind neben dem Haus und Hof auch die „Eigentümlichen Güther, Gärthen und Geländt“ aufgeführt, darunter „Im Altdorfer Feldt“ auch „Garthen und Geländt von ungefehr Sechs Mannshauet“, den „Creutzgarten“ genannt.<sup>6</sup>

Die Lage des Grundstücks ist ähnlich wie 1721 beschrieben. Auch im „Frauengässel“ besaß „der Spithal“ noch „Ein Mannshawet Garthen und Geländt (...), Landt auff Joseph Rhein und Michael fahrländer, Land ab Joseph Wohlleber, gegen Rhein der Altdorffer weeg, gegen waldt Antoni Vetter und Herr Johannes Braun.“ Dieser Garten lag demnach auf der Ostseite der Straße nach Altdorf.<sup>7</sup>

Aus den Angaben von 1698 und 1721 geht hervor, dass mit Kreutzerweg die heutige Rheinstraße und mit dem Weg gegen Altdorf die J.-B.-von-Weiß-Straße gemeint sind.

Der Chronist Johann Konrad Machleid berichtet von einem Wegkreuz „bey dem thürnlein (Türmlein) oder beym Creutzgarten“, das von dem Färber Josef Blanck und seiner Ehefrau Barbara Müller „dahin auß ihren mittlen verordnet worden anno 1731“.

Das Kreuz wurde inzwischen mehrfach versetzt und vor längerer Zeit von seinem letzten Standort hinter der Bushaltestelle beim Gymnasium entfernt. Nach einer gründlichen Restaurierung, wobei der obere Teil mit der Christusfigur kopiert werden musste, steht das Kreuz seit Oktober 2011 bei der Belzmühle. Sockel und Schaft konnten wiederverwendet werden. Das Original befindet sich in der Friedhofshalle.<sup>8</sup>

Den Kreuzgarten ersteigerte am 2.11.1810 der Metzger Anton Kollfrath für 1970 Gulden. Kurz danach, im Jahr 1811, errichteten er und seine Ehefrau Cäcilia Ulmer dort ein großes Haus (heute im Besitz der Familie Dietrich) und eröffneten eine Gastwirtschaft „Zur Stadt Zabern“, die später in „Badischer Hof“ umbenannt wurde.<sup>9</sup>

## Anmerkungen

- 1 Weis, Dieter, Alte Ettenheimer Wegkreuze aus dem 17. und 18. Jahrhundert, in: Ettenheimer Stadtanzeiger Nr. 25 v. 20.6.2003
- 2 StAE, General-Urbar 1670, S. 2
- 3 wie Anm. 2), S. 56
- 4 StAE, Zinsbuch v. 1698
- 5 StAE, General-Urbar 1721, S. 3a
- 6 StAE (Grundbuchamt), Berain der Spitalstiftung:  
Dieses sogen. Erneuerungsgeschäft wurde unter der Leitung des Oberamtmanns der Stadt und Herrschaft Ettenheim, Michael von Elvert, Herr von Burscheidt und Zillingen, durchgeführt. Teilnehmer waren der Ratsherr und Spitalschaffner Leopoldt Rothmundt, der Stadt- und Amtschultheiß Johann Michael Riß sowie die Ratsherren Johann Michael Ritter und Joseph Jenger. Letztere drei Personen wurden als „Banns Verständige“ vom Oberamt ernannt und vereidigt. Auch der Stadtschreiber Franz Joseph Chomas musste bei der Erneuerung vermutlich als Schriftführer mitwirken.  
Als Grund für die Aktion wurde angegeben, dass „bey vorgeweßten harten Kriegs Zeiten nicht allein (die Spitalgüter) verschiedentlich verändert worden, sondern es seyndt auch die Güther auff welchen bodenzinß hafftet, inzwischen in so viele händ verfallen, daß ohne deren berain- und Erneuerung zu besorgen, daß Endlichen alles in Einen ungiebigen Stand verfallen möchte“.
- 7 wie Anm. 6)
- 8 Ettenheimer Stadtanzeiger, Nr. 44, 3.11.2011
- 9 Nähere Angaben über die Geschichte des Anwesens und das Wegkreuz s. Bericht unter Anm. 1). Im Türsturz des Hauses sind heute noch die Jahreszahl 1811 und die Initialen der Erbauer „A.K.“ und „C.U.“ zu lesen.

## Der Kirchengarten am Steinenweg

Zu einem Pfarrhof gehörte – zumindest früher – ein Pfarrgarten und vor der Zehntablösung (1845) auch eine Möglichkeit, die zum Unterhalt des Pfarrers gelieferten Naturalien wenigstens in einem Schopf unterzubringen. Der Ettenheimer Pfarrgarten liegt – wie allseits bekannt – zwischen dem heutigen Pfarrhaus und dem ehemaligen Pfarrhof, jetzt Pfarrzentrum.<sup>1</sup> Vollkommen vergessen ist aber die Tatsache, dass die Kath. Pfarrgemeinde einstmals auf den „Nochmatten“<sup>2</sup> am Steinenweg (heute Alleestraße) ebenfalls einen Garten besaß.

Den frühesten Hinweis auf diesen Garten gibt die Bannerneuerung von 1670.<sup>3</sup> Der damalige Eigentümer war der Amtschaffner Frantz Sebastian Bären Castel:

*„Item 3 Mannßh. Gartten, Einseith der Steinenweeg, Anderseith Hannß Schilling, oben auff Matheiß Jäger (stoßend) dem Amtschaffner frantz Sebastian Bären Castel gehörig“*

Eine weitere Bannerneuerung im Jahr 1721 nennt nun die Kirche als Eigentümer des Gartens:<sup>4</sup>

*„auff den nohenmatten*

*Item drey manshawet garthen allda, ziehen Landt auff Mathiß  
rißen erben. Landt ab Wilhelm urich. gegen rhein der steinenweg  
oder Kretzenbacher Bächlein. gegen waldt Jacob Laibell (Laible)  
und sebastian Blanckh.*

*Ist ein Kirchen Versatzung. von dem gewesten stattschreiber be-  
rencastell“*

Mit Versatzung bezeichnete man die Verpfändung des Gartens von Bärencastel an die Kirche. Im Jahr 1811 wurde der Garten versteigert. Damit waren viele Personen und Behörden beschäftigt, was ein bezeichnendes Licht auf die damaligen Verhältnisse wirft. Beteiligt waren neben dem Ettenheimer Pfarrer Franz Burkart der bischöfliche Kommissarius und Geistl. Rat Dr. Burg in Kappel/Rhein, das Fürstbischöfliche Generalvikariat Konstanz, das Ettenheimer Bezirksamt, das Badische Direktorium des Kinzigkreises in Offenburg und nicht zuletzt das Katholisch Kirchliche Departement im Ministerium des Innern in Karlsruhe. Und alles nur wegen der Versteigerung eines Gartens! Ohne auf alle Einzelheiten einzugehen, wird Folgendes dazu mitgeteilt:

In den Pfarrakten fand sich eine Notiz oder ein Briefentwurf des Pfarrers Burkart (ohne Datum) mit interessanten Angaben.<sup>5</sup> Auszug:

*„Von undenklichen Zeiten her war die hiesige Pfarrei –wie es die  
ganzen Stadt- und Kirchenrechnungen bezeugen- in ruhigen und  
ungestörten Besitzstande eines außerhalb der Stadt unweit vom  
oberen Thor gelegenen ungefähr 3 Mannshauet starken Gartens |:  
noch heute Pfarrgarten genannt:] gegen einen Wiederzins von  
fünf Gulden an hiesige Pfarrkirche bis auf das Jahr 1796 (ver-  
pachtet?), wo ihn Pfarrer Gunz, wahrscheinlich aus Gefälligkeit  
an den damaligen Herrn Oberamtmann Stuber übergeben,  
dessen Dienstgarten<sup>6</sup> der ehemalige Fürst Kardinal von Rohan an  
sich gezogen.“*

Die Rechnungen des Kath. Kirchenfonds Ettenheim bestätigen, dass Hofrat Stuber den Kirchengarten am Oberen Tor um das Jahr 1796 „in Bestand“ (gepachtet) hatte. Im Jahr 1795 zahlte der Kirchenfonds für „zwei Marcksteine an den Kirchengarten vor dem oberen Thor 9ß4d“. Den weiteren Kirchenrechnungen lässt sich entnehmen, dass am Pfarrgarten Instandsetzungen erfolgten: Kosten für einen Zaun (Arbeitslohn und Material wie Latten, Schwarten und Nägel) im Jahr 1799 und „für ein Türgestell an des Herrn Hofraths Garten“ (mit Türe und Beschlag) im Jahr 1800.

Nach dem Wegzug Stubers nach Gengenbach (später nach Offenburg) wurde der Garten im Jahr 1804 an Ettenheimer Bürger auf sechs Jahre, gegen einen Zins von 20f an die hiesige Kirche, verpachtet mit der ausdrücklichen Bedingung, dass die Pächter den Garten in nämlichem Zustand am Ende der Pachtzeit zurückzugeben hätten wie zu Beginn angetreten. Pfarrer Burkart schreibt weiter, dass gleich nach seiner Besitznahme der hiesigen Pfarrei im November 1806 ihm *„mehrere der ältesten Bürger und selbst Rathsverwandte die Anzeige (machten), daß die Pfarrei gegen vorstehenden Wiederzins immer im Besitz dieses Gartens gewesen, und daß ich somit berechtigt wäre, denselben an mich zu ziehen“*. Er wolle aber damit warten, bis die Pachtzeit im Jahr 1810 abgelaufen sei, um sich *„mit den Lehnern nicht zu verungütigen“*.

Er habe auch *„gegen alle Erwartung“* vom Amtsrevisorat erfahren, dass der Ettenheimer Stadtrat beim Bezirksamt um Erlaubnis zum Verkauf nachsuchte. Er würde sich dabei auf folgende Gründe stützen:

- „1. wäre der garten wirklich in einem so übeln Zustande, daß eine gänzliche Umzäunung vorgenommen werden müsse, deren Kosten die Kirche nicht wohl tragen kann*
- 2. würde der Steigerungs Schilling den Ertrag des gartens“ (übersteigen)“*

Das Ettenheimer Bezirksamt berichtete am 27.2.1811 dem Kreisdirektorium über die beabsichtigte Veräußerung des Kirchengartens.<sup>7</sup> Er sei 3 Msht groß (ca. 13a) und zu 400f angeschlagen.

*„Bei der bisherigen Verlehnung dieses Gartens wurde ein sehr geringer Pachtzins (der Höchste belief sich auf 9f 9ß 8xr im Jahr) erlößt, und von den Beständern (Pächtern) der Garten sehr verwahrloßt und ausgemergelt. Die Veräußerung dieses Gartens und die Anlegung des Erlöses auf gerichtliche Versicherung ist für die Kirche weit vorteilhafter als die Beibehaltung des Gartens und man nimmt daher keinen Anstand dem Antrag des Stadtraths und Kirchenschaffners auf Höhere Erlaubniß zur Versteigerung des befragten Gartens beizupflichten.“*

Der Anspruch des Pfarramts, den Garten als zum Pfarrgut gehörig zu betrachten, sei nach den vorliegenden Dokumenten unbegründet und unstatthaft (keine Einnahmen für den Pfarrer).

Am 6.3.1811 erteilte das Direktorium des Kinzigkreises die Erlaubnis zur ordnungsgemäßen Versteigerung des Kirchengartens, vorbehaltlich späterer Genehmigung.

Versteigerung lt. Protokoll v. 31.3.1811

Der Garten wurde in drei gleichgroßen Teilen zu je 1 Msht. versteigert, begonnen von Süden nach Norden in Richtung Mühlbach:<sup>8</sup>

- a) „1Msht. an 3 Msht Garten vor dem oberen Thor am steinen Weeg, L. auf Ferdinand Volk, L. ab der mittlere Kirchengarten, gegen Rhein der steinenweeg, gegen Wald Baptist Weiß  
Ersteigert Ferdinand Volk für 230f
- b) 1 Msht. an 3 Msht Garten, L. auf der erste theil, L. ab der 3 te theil Kirchengarten, gegen Rhein der steinen weeg, gegen Wald Baptist Weiß  
Ersteigert H. Baptist Ulmer für 281f
- c) 1 Msht. an obigen 3 Msht. Garten, L. auf der mittlere Kirchengarten, L. ab Landolin Ulmer, gegen Rhein der steinen Weeg, und gegen Wald Landolin Ulmer  
Ersteigert Johannes Fritschi für 283f  
Gesamtbetrag 794 f“

Die Grundstücke lagen in der Nähe der „Gerbergaß“, heute Alleestraße. Über die Käufer ist mit Ausnahme von Johannes Fritschi nicht viel bekannt. Joh. Baptist Ulmer war Rotgerber (Ehe am 31.1.1785 mit Theresia Henninger).<sup>9</sup> Ferdinand Volk war Bäcker. Seine Tochter Maria Anna Andlauer geb. Volk verkaufte das Gartengrundstück am 12.12.1879 an die israelitische Gemeinde zu einem Bauplatz für die neue Synagoge!<sup>10</sup>

Johannes Fritschi, der Ettenheimer Stadtzimmermann, geriet in Gant (Konkurs) und musste am 1.8.1827 seinen Garten im Steinenweg von 1 1/3 Msht (= ca. 5,6 a) versteigern lassen. Er wurde von J. Baptist Ulmer für 202 f erworben.<sup>11</sup> Fritschis Witwe Elisabetha geb. Hauer ließ am 2.4.1842 ihre sämtlichen Liegenschaften versteigern.<sup>12</sup> Dazu gehörte „ein zweistöckiges Wohnhaus mit Scheuer und Stallung in der Vorstadt in der Gerbergaß gegen Süd und West der Mühlbach, gegen Nord Jacob Henninger Gerber, gegen Ost die Gaß“. Demnach wohnte die Familie Fritschi nicht weit von ihrem Garten entfernt.

Versteigerung wird genehmigt

Das Katholisch Kirchliche Departement in Karlsruhe berichtete am 7.5.1811 dem bischöflichen Vikariat in Konstanz über die durchgeführte Versteigerung und den erzielten Erlös von 794f sowie über die Zahlungsmodalitäten, auf die hier nicht eingegangen werden muss. Man empfahl, die Genehmigung zu erteilen, was auch erfolgte.

Dr. Burg von Kappel schrieb am 1.7.1811 ebenfalls nach Konstanz und wies auf die Vorteile der Versteigerung hin.<sup>13</sup> Auszug: *„Der Garten an sich hat wenig Werth, und wurde nur darum so hoch gesteigert, weil er bequem zu drei Hausplätzen geeignet ist.“* Die Veräußerung solle vom Ordinariat genehmigt werden.

Der H. Stadtpfarrer Franz Burkart habe sich trotz Aufforderung bis heute dazu nicht geäußert *„und (da er) auch gemäß seiner ganz eigenen Trägheit und Widersetzlichkeit schwerlich antworten dürfte, so müßte gegenwärtige Berichterstattung ohne Anfügung des pfarrlichen Gutachtens geschehen“*. Demnach waren die Beziehungen zwischen dem Ettenheimer Pfarrer und dem bischöflichen Kommissarius Dr. Burg in Kappel nicht besonders gut.

Nach einem weiteren Bericht des Ettenheimer Bezirksamts vom 2. April 1811 erteilte die Karlsruher Kirchenbehörde im Innenministerium ihre endgültige Genehmigung zur durchgeführten Versteigerung, was das Kreisdirektorium mit Beschluss vom 21.8.1811 der Stadt Ettenheim mitteilte. So fand die Angelegenheit endlich ihren Abschluss.

Die drei Grundstücke des ehemaligen Kirchengartens gelangten über mehrere Zwischenstationen schließlich an die Familie Riegger bzw. Fa. Riegger u. Co. (Lgb.Nr. 8348–8349).

Zuletzt soll noch erwähnt werden, dass auch beim sogenannten Beneficiat Haus (oder Kaplanei-Haus) sich ein Gemüsegarten mit Obstbäumen befand laut Bericht des Ettenheimer Pfarrers Lay.<sup>14</sup> Wegen des Kirchenneubaus 1768 ff. musste ein Teil des Gartens abgegeben werden.

## Anmerkungen

- 1 Weis, Dieter, Zur Geschichte des Ettenheimer Pfarrhofs, in: Ettenh. Stadt-Anzeiger Nr. 18–29 (Mai – Juli 1995)
- 2 Die Bezeichnung „Nochmatten“ oder „nohenmatten“ sowie „Nohmühle“ für die Ettenheimer Stadtmühle ist nicht eindeutig zu erklären. Es kann aber vermutet werden, dass damit die ortsnahen Matten und die am nächsten (in der Stadt) liegende Mühle gemeint waren.
- 3 StAE, General-Urbar, S. 319 (Bannerneuerung = Erneuerung der früheren Eigentumsrechte und Berücksichtigung von Änderungen).
- 4 StAE, General-Urbar, S. 651a. Man schrieb damals in der Regel die Vornamen groß und die Familiennamen klein und so wurde auch das zugehörige Register geschrieben.
- 5 Kath. Pfarrarchiv Ettenheim, Akte XII a) die Pfarrstelle I. Teil (1706–1899). Das Schriftstück ist mehrfach korrigiert und am rechten Rand beschnitten, also schlecht lesbar (Fragment).
- 6 Wo sich dieser Dienstgarten damals befand, konnte bisher nicht eindeutig geklärt werden (auf den „Espen“).
- 7 StAF, Akte B 701/4 Nr. 89
- 8 StAE, Kaufprotokolle I, S. 99, Nr. 183–185
- 9 Beide Eheleute stammten aus Ettenheimer Gerberfamilien. Joh. Bapt. Ulmer, Sohn des Gerbers Michael Ulmer, verstarb am 8.8.1838 im Alter von 81 Jahren.
- 10 StAE, Kaufprotokolle Bd. 37, S. 155b, Nr. 112
- 11 StAE, Kaufprotokolle IV, S. 113–116b, Nr. 299



- 12 StAE, Kaufprotokolle IX, S. 261b–262b, Nr. 360  
 13 Erzb. Archiv Freiburg (EAF), Ordinariatsakte Nr. 2578 (Pfarrfond Vol. I)  
 14 GLA 87/155. Es ging um eine event. Unterbringung von Kapuziner-Patres. Das Haus steht heute noch zwischen dem Kath. Pfarrhaus und der Pfarrkirche auf dem Kirchberg. Es gehört der Familie Christian Jäger (Gärtnerei).

## Gärten des Klosters Ettenheimmünster in Ettenheim

### I. Der Garten im Frauengäßlein

Bei der Bannerneuerung von 1670 wird ein Grundstück des Klosters angegeben, das vermutlich als Garten verwendet wurde:

*„Im Frauengäßlein, Item 1 Mannsh. ungefähr allda, einerseits das Allmend (Altdorfer Weg?), anders. Maria Altmeyerin, oben auf Hans Friedrich von Hoff, unten auf Jacob Sartori, dem Hr. Prälatth gehörig“<sup>1</sup>*

Bei der nächsten Bannerneuerung von 1721 wird das Grundstück wie folgt beschrieben:

*„Im Altdorffer Veldt – Im frawengäßsell – Item ein manshawet garthen allda, Ziehet Landt auff Antoni Haffner, Landt ab Bartholome sartori seel. erben, gegen rhein Altorfferweeg. gegen waldt frantz Müller und Ignatius sartori.  
Herrn praelaten zue Ettenheimbmünster vermög particular Ernewrung gehörig“<sup>2</sup>*

Der Klosterhistoriker Gervasius Bulffer listet in seinem „Archivum Manuale“ die Ettenheimer Klostergüter auf, darunter auch *„ein mannshawet garten im altdorfer feld, so aber an H. Melchior Sartori vertauscht worden 1726“<sup>3</sup>*

Damit endete die „Klosterzeit“ dieses Gartens.

### II. Der Garten am Ringsheimer Weg

Dieser Garten grenzte gegen Osten an den heute als „Prinzengarten“ bezeichneten alten Garten der Herren von Endingen und deren Erben. Er wurde auch als „Finkengarten“ bezeichnet wie der dahinterliegende Hügel, der „Finkenberg“. Vielleicht geht der Name auf einen früheren Eigentümer des Geländes zurück, der heute nicht mehr bekannt ist (Constantin

Finckh?). Dieser Garten befand sich schon seit Jahrhunderten im Besitz des Klosters Ettenheimmünster.

Das Kloster Ettenheimmünster hatte früher dem jeweiligen Träger des Mittelhofgut-Lehens Bodenzins zu bezahlen. Im Jahr 1608 hieß dieser Lehensträger Hans Gabriel Rebstock.

Nach der *„Ernewrung über die Guetter des Mittelhoff-Gueths sambt der zugehörigen Boden Zinßlin Anno 1608“* (Archives Départementales Strasbourg, Cotés 51/J2) zahlte der Abt von Ettenheimmünster acht Pfennig Jahreszins *„von Einem Garten, der Finckengart genandt, vor dem thor gelegen, stoßt auff die Allmendt (Ringsheimer Weg), die Ein Länge neben Junckern Rudolff von Endingen (Ostseite), die andere Länge neben Michel Rißen“* (Westseite). Rudolf von Endingen gehörte demnach der nach Osten angrenzende Garten (heute „Prinzengarten“). Bei der Zinserneuerung des Klosters von 1656 ist *„Ein garthen vor dem Daume Thor, genandt der finckhengarthen, Einseith Neben Herren Cantzler von didenheim, Anderseit Matheuß Ryß (...), Unden (auf die Straß“* stoßend, aufgeführt (GLA 66/2449). Der Kanzler von Didenheim besaß damals den angrenzenden, heute als „Prinzengarten“ bezeichneten Garten. Bei der Bannerneuerung von 1670 wird der Finkengarten wie folgt beschrieben:

*„Im Pfaffenbach, Item 1 Jeuch (ca. 34 a) garthen und reeben, Einseith die von Endingen („Prinzengarten“), anderseith Matheiß rißen (Riß), oben auff Michael Gilgen, unden auff die straß (Ringsheimer Weg). dem Gotteshauß Ettenheim Münster zugehörig“*<sup>4</sup>

Bei einer weiteren Erneuerung von 1684 wird der Finkengarten wieder genannt mit dem Vermerk *„genießt Herr pater placidus Schmidt Pfarrer alhie“* (GLA 66/2450).

Bei der Bannerneuerung von 1721 wird der Garten wie folgt beschrieben:

*„Im Newenweg, Item ein Jeuch garthen undt reeben allda, Zieheth Landt auff Herr Johannes Klumpp und pauli Müllers erben. Landt ab der ringsheimer weeg undt Herr Hans Michael riß. gegen waldt Herr von gaill und der Herr reich (Eigentümer des heutigen „Prinzengarten“). Würdt jeederzeit den finckhen garthen genennet. Herrn praelaten zue Ettenheimmünster vermög particular Erneuerung gehörig.“*<sup>5</sup>

Gervasius Bulffer schreibt dazu im Jahr 1781:

*„Aigenthumbliche gütter, den finken garten so samt reben ein jeuch gros in dem Krezenbacher feld so der schaffner (des Klosters*

*in Ettenheim) in partem Competentio nutzt“ (als Teil seiner Bezüge).<sup>6</sup>*

Nach der Aufhebung des Klosters verfassten die badischen Beamten Vierordt und Kaufmann am 23.2.1804 einen umfangreichen Bericht über die Nutzung und den Zustand der Gebäude und Güter des Klosters. Zum Finkengarten bemerkten sie: „von mittelmäßiger Qualität“. <sup>7</sup> Er sei zusammen mit anderen Gütern dem Klosterschaffner zur Kompetenz (zum Unterhalt) gegeben worden.

Am 10.04.1818 reichte der Ettenheimer Domänenverwalter Brückner ein Gesuch ein, ihm den Finkengarten zu einem jährlichen Pachtzins von 10f zu überlassen. <sup>8</sup> Brückner schrieb, er habe *„nicht ein Plätzchen Beynutzungsguth, wo er nur einen Salat Stück pflanzen kann, so bittet derselbe ganz gehorsamst ihm den zum ehemaligen Ettenheimmünsterischen Schaffneydienst gehörig gewesenen Finkengarten auf 4 Jahre, nemlich pro 1817, 1818, 1819 und 1820 in bestandweise (pachtweise) Benützung um einen jährlichen Bestandszins von Zehn Gulden gnädigst zu überlassen. Diesen Garten hatte Herren Oberforstmeister von Müllenheim um 18f gehabt, wenn man aber bemerkt, daß Oberforstmeister von Müllenheim eine Besoldung von 3000f und ich nur von 650f habe“*, sei der Bestandszins von 10f für ihn gerade genug. Das Kreis-Direktorium Offenburg beschloss, dem Domänenverwalter den betreffenden Garten einstweilen für ein Jahr zum Zins von 10f zu überlassen. Für eine längere Pachtzeit um diesen Preis müsste die Entscheidung der höheren Behörde eingeholt werden. Man berücksichtige seinen „rühmlichen Diensteifer“ und dass sein Kollege in Mahlberg mehrere herrschaftliche Güter um einen sehr billigen Zins in Pacht habe. Damit endet die Akte.

Es ließen sich nicht alle Pächter des Gartens ab dem Jahr 1804 bis zum Verkauf im Jahr 1843 feststellen. Im Jahr 1842 reichte der Bierbrauer Wilhelm Ries bei der Ettenheimer Domänenverwaltung ein Gesuch zur „Erwerbung des sogenannten Finkengartens gegen Umtausch anderer Güterstücke“ ein. Zur Betreibung seines Gewerbes benötige er einen Braukeller. Weder er noch jemand aus seiner Verwandtschaft besitze ein solches Güterstück in der Nähe des Orts. Er fragte an, ob es nicht möglich wäre, den Garten gegen andere – und zwar bessere – Güterstücke eintauschen zu können. Zum Umtausch bot er sechs Mannshauet Matten auf den Rittmatten mit einem Wert von wenigstens 700–750f und sechs Mannshauet Acker auf dem Großen Grün mit einem Wert von wenigstens 500f an. <sup>9</sup>

Er glaube, dass diese Güterstücke einen größeren Wert haben dürften als der Finkengarten selbst *„indem derselbe nur*

*etwa einen Sester groß (8,43 a) ganz gutes terrain hat, wogegen die obigen 5 Sester (42,15 a) aus mehreren terrassenförmigen Lagen und leichtem Boden bestehen, worüber die früheren Verpachtungen genügenden Ausweis geben worden; nur der letzte Pacht wurde Ausnahmeweise von dem Landwirthschaftlichen Bezirksverein wegen Versuche von verschiedenen Pflanzungen so hoch ersteigert*“. Die Domänenverwaltung berichtete daraufhin am 21.02.1842 der Hof-Domänen-Kammer in Karlsruhe u. a., dass der Landwirtschaftliche Bezirksverein von Martini 1836 bis dahin 1842 jährlich 39 f Pacht gezahlt habe. In früheren Zeiten seien von dem Fruchtmesser und dem Herrschaftsküfer nur eine mittelmäßige Pacht erlöst worden, und so sei die jetzige Pacht von 39 f überspannt hoch, weil der Verein das Grundstück um jeden Preis haben wollte. Man zweifle aber sehr, dass bei einer neuen Verpachtung ein Pachtpreis von 30 f erzielt werden könne. *„Für den Bierbrauer Ries hätte nun dieser Finkengarten in jeder Beziehung großen Werth, und darum glauben wir auch, daß er sich gern ein Opfer gefallen läßt, und seine angebotenen Tauschobjekte hinsichtlich ihrer Ertragbarkeit zuverlässigeren reelen Werth haben, als das aerarische Grundstück.“* Man *„beschränke sich vorder Hand, dessen Gesuch zur höheren Entscheidung vorzulegen“* (ohne spezielle Kenntnis des Tauschobjekts).

Die Domänen-Kammer wies am 25.2.1842 die Domänenverwaltung an, mit dem Finkengarten einen Verkaufs- und einen Wiederverpachtungs-Versuch auf sechs Jahre vorzunehmen und hierüber sofort wieder zu berichten. *„In dem Ausschreiben ist zu bemerken, daß sich das Kaufobject besonders für Anlegung eines Kellers eignet.“*

Die erste Versteigerung vom 7.4.1842 wurde wegen eines Nachgebots des Lammwirts Xaver Henninger von 80 f nicht wirksam, weshalb eine nochmalige Versteigerung am 20.4.1842 stattfand. Bei letzterer kam eine *„überaus hohe Summe von 1220 f heraus, um welchen Betrag sich das Großh. Aerar noch so viel Güter anschaffen kann, als genanntes Grundstück (Finkengarten) werth ist“*, schrieb Fleiner der Domänen-Kammer und bat um Genehmigung des Verkaufs. Der bisherige Pächter sei bereit, dem Käufer das Objekt sogleich nach der Genehmigung abzutreten. Bierbrauer Wilhelm Ries erhielt am 2.6.1842 den Kauf des Finkengartens von der Hof-Domänen-Kammer genehmigt.

### III. Der „Reckengarten“ im Bienle

Ein weiterer alter Garten des Klosters Ettenheimmünster befand sich im Bienle am westlichen Abzugsgraben der Stadt Ettenheim. Der sogenannte Vorstadtgraben verlief vom Thomas-

tor im äußeren Graben entlang der Stadtmauer bis zum heutigen Haus Tränkle (früher Koch), Festungsstr. 20, unterquerte die Straße und das Haus Heinicke, Festungsstr. 22, gegenüber, um dann in nördlicher Richtung in den Ettenbach zu gelangen.<sup>10</sup>

Der Klostergarten grenzte mit seiner Ostseite an den Abzugsgraben im Bereich Bienle. Schon in der Bannerneuerung von 1670 wird der Garten unter den „Gaerten in der Bini“ aufgeführt:

*„Item 5 Mannsht. garten, einers. der Vorstadtgraben, anders. Roman Klebeisen, oben auf den Steinenweg (heute Festungsstraße) und die greinerischen Erben, unten auf Matheiß Ryß dem Gotteshaus Ettenheimmünster gehörig“<sup>11</sup>*

Bei der Zinserneuerung von 1684 wird ein Gras- und Baumgarten erwähnt, *„im Steinenweg (heute: Festungsstraße) gelegen, einseith Herr Hanß Jacob Pero, anderseith der Vorstadtgraben, oben auf den Steinenweg (...)“* Im Ettenheimer Zinsbuch von 1698 ist der Garten ebenfalls erwähnt:

*„Der Herr Plälath zue Münster zünst Jahrs 3 ß Von ohngevor 6 manßhawet gartten bey der Serren. vor dem Thomä Thor, Einseith ahn dem Vorstadtgraben, anderseith Jacob Perro, Unden auff Hrn. Michel Vogts Erben, Undt oben auff die Allment, oder der Steinerweg.“<sup>12</sup>*

Der Begriff „Serren“ ist nicht ganz klar. Vermutlich handelte es sich um einen Heckenzaun oder Damm, womit das Gelände abgegrenzt wurde. Möglicherweise dienten die „Serren“ auch als Schutz vor Feinden oder vor Überschwemmungen. Der Name geht weit zurück. Er erscheint bereits bei den Erneuerungen der Jahre 1625 und 1684. Im Jahr 1625 lag ein Gartengelände von einem Jeuch „außerhalb der Serren“. Im Jahr 1684 ist über die Lage der „Serren“ Näheres angegeben. So waren fünf Schilling Zins zu bezahlen *„von einem Hauß, Hoff und Garthen in der Vorstatt gelegen, bey der Serren, einseith ahn dem Vorstadtgraben, anderseith ahn der Allmendt, stoß oben widerumb ahn die Allmendt, unden auf Christmann Jäger“*. Hubert Kewitz erklärt das Wort „Serren“ mit „Schranken“ im Zusammenhang mit den drei Eingängen in die Stadt Ettenheim. Diese Schranken standen am Beginn der Torwege zu den inneren Tortürmen und wurden später durch barocke Vortore ersetzt („Die Ortenau“, Bd. 60/1980, S. 95). Auch bei der Bannerneuerung von 1721 wird der Garten angegeben:

*„Im Binli, Item fünfmanshawet garthen allda. ziehen Landt auff ein allmendt undt guether weeg. Landt ab Barthel scherer. gegen rhein ein guether weeg undt barthel scherer, gegen waldt der Vorstatt graben.*

*Herrn praelaten zue Ettenheimbmünster lauth particular Erneuerung gehörig“<sup>13</sup>*

Pater Gervasius Bulffer führt unter den Gütern des Klosters in Ettenheim auch diesen Garten auf:

*„fünf manshawet garten im rohrbacherfeld am vorstatter graben, nutzt das Kloster“.<sup>14</sup>*

Somit hatte das Kloster um das Jahr 1781 in Ettenheim noch den Finkengarten und den Garten im Bienle. Im Jahr 1802 stellte der Angrenzer Joseph Scherer, Bürger und Schustermeister, beim Kloster den Antrag, mit ihm einen Teil des sogenannten Reckengartens mit einer Fläche von 45 Schuh in der Länge und 11 Schuh in der Breite zu tauschen. Der Tauschvertrag wurde am 20.9.1802 vom Stadtschreiber ausgefertigt. Es wurde noch die Bedingung aufgenommen, dass – falls Scherer seinen eingetauschten Platz überbauen würde – er zwei Schuh vom Klostersgarten wegbleiben müsse.<sup>15</sup>

Der Ettenheimer Klosterschaffner Joh. Bapt. Müller erhielt auf sein Ersuchen hin mehrere Güter des Klosters in Ettenheim, die er bisher *„um den Zins besessen“* hatte, im Jahr 1802 als Erblehen übertragen. Im Lehensbrief des Abts Arbogast und des Konvents vom 27.3.1802 wird als Grund angegeben, dass Müller während diesen Kriegszeiten dem Gotteshaus *„beträchtliche getreue Dienste geleistet“* habe. Zu den Gütern gehörte u. a. auch der sogenannte Reckengarten:

*„It. ein Gras und Baumgarten im Steinen Weg (Festungsstraße), Land auf der steinerne Weg, Land ab Jos. Scherer Schuhmacher, gegen Rhein H.Milius und Michel Winterer, gegen Wald der Vorstadtgraben.“<sup>16</sup>*

Am 4.6.1807 wurde das Erblehen von Schaffner Joh. Bapt. Müller durch Großherzog Carl Friedrich erneuert.<sup>17</sup> Der Garten *„im steinern Weeg“* ist wie zuvor im Jahr 1802 beschrieben. Im Jahr 1818 konnte Schaffner Müller das bisher von ihm als Erblehen benutzte Gut für 1165 f 54 xr kaufen. Der Kauf wurde am 2.4.1818 in Ettenheim beurkundet. Zu den Grundstücken gehörten auch *„6 Mansh. Garten im Bühnle, einers. die Allmend, anders. Johann Scherer“<sup>18</sup>*

Der Begriff „Reken“ oder „Recken“ konnte im Zusammenhang mit einem Schreiben des Klosters Ettenheimmünster vom 29.6.1736 geklärt werden.<sup>19</sup> Es gab damals auch „Rekenmatten“ (schon 1684 erwähnt), und es ging um die Haltung des „Wucherstiers“ durch die Falkenhof- und Oberendhofmayer. Mit Wucherstier war noch bis ins 19. Jahrhundert der Stier zur Besamung der Kühe gemeint. Im obigen Schreiben ist u. a. zu lesen:

*„sollen aber sie Falken- und Oberendmayer dahin bedacht und gehalten sein, mit Reken an die gemeine Kuheherd zu versehen, damit die Gemeind Ettenheim derentwillen ohne Klag sein möge: sollen auch unter sich derentwillen übereinkommen wie die Ordnung der haltender Reken gehalten werden solle: würden aber die Mayer befinden, daß zwei Reken zu halten ihnen wegen der großen Kuheherde möglich wäre, sollen sie Mayer derentwillen weiter nichts von dem allhiesigen Gottshausß weder zu begehren noch zu hoffen haben“.*

Also wurden die „Reken“ für die Kühe benötigt. Von „Im Reckengarten“ gibt es einen undatierten Lageplan aus der Zeit nach 1800.<sup>20</sup> Es ist überhaupt der einzige bisher aufgefundene Plan eines Ettenheimer Gartens, der vermutlich von Geometer Obrecht dem Älteren stammt. Der Anlass für den Plan ist nicht angegeben. Anscheinend sollte auf der Seite gegen Rhein, wo ein Güterweg (Bienleweg) verlief, der Weg verbreitert und dafür ein schmaler Streifen des Gartens von Schaffner Müller abgetreten werden. Auf dem Plan ist genau zu erkennen, dass auf der Ostseite der Stadtgraben verlief und der Garten sonst größtenteils von einem Zaun mit Pfosten und vermutlich mit Holzbrettern oder Balken umgeben war. Neben der Einfahrt vom Steinenweg her befand sich ein kurzes Stück Mauer gegen das Grundstück von Martin Boz. Am Ende grenzte der Garten an das Grundstück von Joseph Scherer. Auf der Gartenfläche sind verschieden große Bäume gleichförmig eingezeichnet, ein Hinweis, dass es tatsächlich ein Gras- und Baumgarten war.

Zur Haltung der Wucherstiere schrieb Amtskeller Stölcker am 8.10.1805 einen längeren Bericht, woraus der Vollständigkeit halber hier noch einige Angaben gemacht werden: Mit dem großen und kleinen Zehnten in Ettenheim und Ettenheimweiler, die an die badische Landesherrschaft fielen, sei auch die Last der Anschaffung und Erhaltung der Wucherstiere verbunden.

*„Anfangs wurde nur ein Stier auf Klösterliche Rechnung erhalten, bei dem allemählichen Zuwachs des Viehstandes wurden zwei*

*angeschaft, und hierbei verbliebe es bis nunzu. Im Jahr 1737 übergabe das Kloster sothane Wucherstiere (...) den Falcken und Oberend Mayeren mittelst Einräumung der zum Unterhalt im Futter nothwendigen Wiesen und des Heuzehndens in einem gewißen Distrikte.“<sup>21</sup>*

Gemäß dem Vertrag von 14.6.1741 zwischen der Stadt Ettenheim und dem Kloster seien die Stiere den Maiern wieder genommen und in den Zehndhof (Freihof) gebracht worden. Nach dem Verkauf des Zehndhofs im Jahr 1805 an Schaffner Müller solle die Stadt nun die Unterhaltung der Stiere übernehmen.

Auf die weitere Geschichte der Tierhaltung ist hier nicht einzugehen. Es kann nur vermutet werden, dass der sogenannte Reckengarten zeitweise für die „Recken“ verwendet und er deshalb so bezeichnet wurde. Nach dem Tod des ehemaligen Klosterschaffners Joh. Bapt. Müller am 28.2.1820 verkauften sein gleichnamiger Sohn und die Witwe den „Reckengarten“ am 13.1.1826 an den Steinhauer Peter Schilling für 455 f. Seine Lage wird wie folgt beschrieben:

*„6 Mannsh. Garten im Bühnle, iners. die Allmend, anders. der Bühnle Weeg, l. auf die Allmend, land ab Josef Ullmer, Zinß- und Zehndfrey.“<sup>22</sup>*

Aus einem Protokoll vom 6.12.1844 ergibt sich, dass Peter Schilling im Jahr 1825 neben der Einfahrt in den „Reckengarten“ (Südseite) sich ein Haus erbaut hatte.<sup>23</sup> (heute: Haus Festungsstr. 26) Auch auf der gegenüberliegenden Seite der Garteneinfahrt stand bereits ein Haus, das dem Schuster Johannes Scherer gehörte. Dieser musste es wegen Überschuldung am 2.4.1827 öffentlich versteigern lassen. Es wurde von dem ledigen Adlerwirt Michael Blank für 500 f ersteigert. Das Hausgrundstück wird wie folgt beschrieben:

*„Eine Behausung, Scheuer und Stallung, samt übriger Zugehörte in der Vorstadt am Steinenweg, land auf der Weeg, land ab die Allmend, gegen Rhein Peter Schilling, gegen Wald Josef Schulz, gibt der Stadt jährlich an Allmendzins 1 f 31 xr.“<sup>24</sup>*

Es handelt sich um das heutige Hausanwesen von Karl Klingler, Festungsstraße 24, wobei spätere Veränderungen des Grundstücks zu berücksichtigen sind.

Im Jahr 1843 kam es zwischen den Nachbarn Peter Schilling und Michael Blank zum Streit wegen des Hofplatzes, auf den hier aber nicht einzugehen ist.<sup>25</sup> Am 10.7.1850 erhielten aus der Gantmasse des Peter Schilling die halbe Behausung nebst Scheuer der Sohn Karl Schilling für 391 f und „Karl Fischer in



*Lahr als Vermögensverwalter des Pfandgläubigers Diokorus Herbst in Müllheim 3 Mannsh. Garten im Bühnle, es. Peter Schillingers Kinder 1. Ehe u. Xaver Herr zu 195 f“*<sup>26</sup>

Am 3.3.1854 wurde zwischen den Brüdern Michael Schilling und Karl Schilling, Steinhauer, ein Teilungsvertrag abgeschlossen. Eine Hälfte des zweistöckigen Wohnhauses und die Hälfte des Gartens am Bühnleweg mit 94 Ruthen und vierzehn Schuh (ca. 10 a) erhielt Karl Schilling.<sup>27</sup>

Ebenso am 3.3.1854 gaben Karl Schilling und seine Ehefrau Theresia geb. Klingler zu Protokoll, dass sie an Michael Klingler Folgendes für 1300f verkauft haben:

*„Ein zweistöckiges Wohnhaus mit Scheuer, Stallung und 3 Mannsh. Garten hinterm Haus, am Steinenweg (Festungsstraße), es. der Bühnleweg as. Augustin Haas, Martin Welte, Michel Schulz u. Georg Vögele.“*<sup>28</sup>

Offensichtlich waren die Familien Schilling und Klingler miteinander verwandt. Der ehemalige „Reckengarten“ wurde also – wie zuvor geschildert – halbiert. Auf die weitere Geschichte des früheren Gartens kann hier nicht eingegangen werden.

#### IV. Gärten in der Stadt bei Klostergebäuden

Auch im Stadtgebiet befanden sich Gärten, die nicht alle erwähnenswert sind. Als Beispiele sollen nur solche genannt werden, die neben Gebäuden in Klostereigentum lagen.

a) Garten neben dem „Falckenhoff“ oder Falkenstein'schen Hof in der Thomasstraße. Nach der Klosterüberlieferung (Pater Gervasius Bulffer, Bd. IV, 1785) hatte das Kloster den Hof vor langen Zeiten von den Edlen von Falkenstein zu Eigentum erkaufte und ihn einigen Maiern zu Lehen gegeben.<sup>29</sup>

Im Jahr 1656 zahlte die Witwe des Andres Kurtz zehn Pfennig jährlichen Bodenzins von ihrem Haus und Garten „*in der daume gassen*“ neben dem „*falcken-steiner hoff*“.<sup>30</sup> Bei der Bannerneuerung im Jahr 1660 befand sich auf dem Platz des Falkenhofs nur noch eine „*lehre hoffstatt*“.<sup>31</sup> Demnach wurde das Hofgebäude beim großen Stadtbrand im Jahr 1637 zerstört. Die zum Hofgut gehörigen Grundstücke wurden weiterhin unter der Bezeichnung „Falckenhoff“ so lange das Kloster bestand, verpachtet.

b) Ein Garten lag auch neben der alten Schaffnei des Klosters am Kirchweg (heute befindet sich dort das Anwesen der Familie Fritz Schmidt, Kirchstr. 8).

In den Jahren 1625 und 1656 wird eine „*Hoffstatt, worauff vor Zeiten eine Schmidin gestanden, jetzt aber ein gärthlein ist*“ erwähnt. Das Grundstück grenzte an des „*Herrn Prälathen Kheller*“.<sup>32</sup>

- c) Ein weiterer Garten lag neben dem Kaplaneihaus gegenüber der Kirche. Zum Haus gehörten ein Gemüse- und Obstgarten.<sup>33</sup>

Nicht unerwähnt soll hier auch der Abtshof (die „*Curia Dominicalis*“) bleiben, heute noch als „*Freihof*“ bekannt, der in der Stadt beim unteren Tor lag. Dazu gehörte zeitweise auch ein Garten, der in den Akten anlässlich des Verkaufs des Anwesens im Jahr 1805 genannt wird. Er bestand bis zum Auszug der letzten Hausbewohner vor dem Abbruch des Hauptgebäudes im Jahr 1962. Über die Geschichte des Freihofs wurde bereits berichtet.<sup>34</sup>

## Anmerkungen

- 1 StAE, General-Urbar 1670, S. 56–57
- 2 StAE, General-Urbar 1721, S. 174a
- 3 „*Archivum Manuale*“, Tomus IV, HS, 1781, S. 43
- 4 wie Anm. 1), S. 177 (Den Herren von Endingen war bereits der Kanzler von Didenheim gefolgt!)
- 5 wie Anm. 2, S. 342a
- 6 wie Anm. 3)
- 7 GLA 237/4582, S. 25
- 8 GLA 391/10341
- 9 Staatsarchiv Freiburg, B 1114/1 Nr. 52 – Der Verkauf ärarischer Güter 1842/43 –, auch alles Weitere aus dieser Akte und GLA 237/18675
- 10 Der Wassergraben unter der Straße und im Keller des Hauses Heinicke ist heute noch vorhanden. Im weiteren Verlauf gegen den Ettenbach wurde er zugeschüttet. Die Innenmaße sind: Breite ca. 40cm, Tiefe ca. 1 m.
- 11 wie Anm. 1), S. 97b
- 12 StAE, Zinsbuch 1698, S. 17 Nr. 31
- 13 wie Anm. 2), S. 477a
- 14 wie Anm. 3)
- 15 StAE, alte Akte Nr. 1255
- 16 GLA 404/45 und 404/71
- 17 GLA 391/10361 (Neuer Erblehenbrief in der Akte enthalten)
- 18 StAE, Kaufprotokolle Bd. II, S. 327b–328
- 19 GLA 353/52
- 20 StAE, alte Akte Nr. 280
- 21 wie Anm. 19)
- 22 StAE, Kaufprotokolle Bd. III, S. 297b,  
Am 6.3.1820 hatte Joseph Scherer seinen Garten öffentlich versteigern lassen. Er wurde von Assessor (?) Laible und Joseph Ulmer gemeinschaftlich ersteigert um 151 f. Der 1 ½ Mannsh. große Garten grenzte landauf an den „*Reckengarten*“ von Schaffner Müllers Erben und Witwe, landab an Stadtschultheiß Kollefrath und gegen den Wald an den Allmendgraben (StAE, Bd. III, S. 41b).

- 23 StAE, alte Akte Nr. 280
- 24 StAE, Kaufprotokolle, Bd. IV, S. 69–69b
- 25 wie Anm. 23 (Hofgrenzen)
- 26 StAE, Kaufprotokolle, Bd. XIV, S. 87–89
- 27 StAE, Kaufprotokolle, Bd. XV, S. 217b–219
- 28 StAE, Kaufprotokolle, Bd. XV, S. 219–220b
- 29 Ferdinand, J.B., *Miszellen* (...), Ettenheim 1936/37, S. 142–143 (zitiert nach Bulffer)
- 30 GLA 66/2449 Nr. 17 (Jahr 1656)
- 31 GLA 66/2451 S. 125 (Bannerneuerung 1660):  
„*Ein lehre hoffstatt worauf vor dießem der falckenhoff gestanden*“ und 66/2449 Nr. 139: Falckenhof-  
maier war früher Jacob Kimerlin.  
Der Hof wird als Erblehen des Gotteshauses bezeichnet.
- 32 GLA 66/2448 Nr. 157 („*ahn dem Baumansbühel*“) und GLA 66/2449 Nr. 155
- 33 GLA 87/155 (Schreiben von Pfarrer Lay v. 6.11.1804)
- 34 Weis, Dieter, *Zur Geschichte des Ettenheimer Freihofs*, Ettenheim 2006

Ein Schicksal in der Grenzregion am Oberrhein

## Der Straßburger Münsterbaumeister Johann Knauth (1864–1924)

Sabine Bengel

„Retter der Cathedrale“ steht auf dem Grabstein Johann Knauths, der sich auf dem Offenburger Waldfriedhof (Gräberfeld 11) befindet (Abb. 1). Das mannshohe, stelenartige Grabmonument aus Granit weist zwei eingelassene rechteckige Bronzeplatten auf. Die obere Tafel zeigt im Flachrelief die Büsten zweier innig einander zugewandter junger Männer, die nur mit dünnen Tüchern bekleidet sind. Es handelt sich um die jung verstorbenen Söhne Johann Knauths. Dies verdeutlicht auch die Inschrift der unteren Tafel:



Johann Knauth

*„Ruhestätte der Familie Dr. Hans Knauth. 30 Jahre Münsterbaudirektor und Conservator in Strassburg. Retter der Cathedrale. \* 1864–1924. Mathilde Knauth, geb. Holzmann, 1868–1949. Zum Gedenken an ihre gefallenen Söhne Hans Knauth 1895–1919 (Sibirien), Josef Knauth 1898–1917 (Rumänien).“* (Abb. 1)



Abb. 1: Inschrift auf dem Grab Johann Knauths

Am 27. Juni 2015 wurde eine Johann Knauth gewidmete Gedenktafel im Rahmen der Tausendjahrfeier der Fundamentlegung des Straßburger Münsters (1015–2015) unweit des Straßburger Münsters durch den Straßburger Oberbürgermeister Roland Ries eingeweiht (Abb. 2). Anwesend waren auch der ehemalige Erzbischof der Straßburger Diözese, Monseigneur Joseph Doré, und der Präsident des Straßburger-Münster-Vereins (*Société des Amis de la cathédrale de Strasbourg*), Dr. Marc Schurr. Der Verein hatte an dieser Form des Gedenkens maßgeblichen Anteil – über Jahre hatte der Vorstand immer wieder eine solche Geste von der Straßburger Stadtverwaltung gefordert. Die Tafel ist ein Werk des französi-



Abb. 2: Gedenktafel für Johann Knauth

schen Künstlers Pierre Gaucher und besteht aus aneinandergereihten bronzenen Buchstaben. Sie wurde im Jahr 2014, dem 90. Todesjahr Johann Knauths, realisiert. Das ästhetisch ansprechende Objekt, in dessen mittig angebrachtem, vergoldetem Profilkopf Johann Knauths sich Details der gegenüberliegenden Westfassade des Straßburger Münsters spiegeln, wird seiner angedachten Rolle als Erinnerungsort an den deutschen Dombaumeister nur bedingt gerecht, da seine durchlaufende Schrift in Großbuchstaben aufgrund der fehlenden Freizeichen zwischen den Wörtern und der willkürlichen Zeilentrennung nur schwer lesbar ist und zudem nur in französischer Sprache gehalten ist. Sie lautet aufgeschlüsselt:

*A Johann Knauth. Sauveur de la cathédrale. La ville de Strasbourg reconnaissante. 2014.* („Gewidmet Johann Knauth. Retter des Münsters. Die dankbare Stadt Straßburg. 2014“.)

Die Tafel befindet sich an dem 1860 errichteten Gebäude, 5 place du Château, das von dem Straßburger Münsterarchitekten Gustave Klotz errichtet wurde. Darin befand sich auch die von Johann Knauth in den Jahren 1906 bis 1920 genutzte Dienstwohnung.

Auch die Straßburger Hochschule INSA (Institut national des sciences appliquées) hat in den Jahren 2015/2016 in besonderem Maß an den deutschen Dombaumeister erinnert, indem sie den neuen Studentengeneration „Promotion Johann Knauth“ getauft hat. Doch wer genau war Johann Knauth, nach dem bereits 1974 eine Straße in Straßburg benannt wurde, und was rechtfertigt den Titel „Retter des Münsters“?

### Jugend und Ausbildung in Köln

Johann Knauth wird am 18.12.1864 in Köln geboren als Sohn des Adolph Nicolaus Knauth und der Mathilde Grenel (Greuel?). Er besucht die Realschule 1. Ordnung und leistet seinen Militärdienst ab.<sup>1</sup> Über seine weitere Ausbildung und seine ersten Berufsjahre ist bislang jedoch nichts bekannt. Dass er, wie bisweilen behauptet, in der Kölner Dombauhütte gelernt oder dort gearbeitet habe, hat sich bislang nicht nachweisen lassen. Sein Name erscheint nicht auf der Liste der Mitarbeiter der Kölner Dombauhütte und die erhaltenen Lehrlingslisten enden im Jahr 1877.<sup>2</sup> Der Kölner Dom muss jedoch eine starke Wirkung auf den jungen Johann Knauth ausgeübt haben. An dem gigantischen, seit dem Mittelalter unvollendeten Gotteshaus wurde ab 1842 weitergebaut. Als Vorlage diente der 1814/1816

wiederentdeckte mittelalterliche Fassadenplan. Bereits 1823 war die Dombauhütte eingerichtet worden. Ab 1863 wird an der Westfassade gebaut, die unter dem Dombaumeister Richard Voigtel (1829–1902) mit den beiden Türmen im Jahr 1880 vollendet wird. Daran beteiligt ist auch der gelernte Steinmetz und Architekt Franz Schmitz (1832–1894), der 1859 zum zweiten Domwerkmeister aufgestiegen ist. Er gilt als „tüchtigster Zeichner der Plankammer“, der die Pläne für die Vollendung des Domes zeichnete,<sup>3</sup> doch führt ein Konflikt mit der Dombauverwaltung im Jahr 1868 zu seiner Kündigung.<sup>4</sup> Als freier Architekt errichtet er fortan Kirchen und führt Restaurierungen von Sakralbauten in Köln und Bonn durch, bevor er 1884 zum Diözesanbaumeister des Erzbistums Köln ernannt wird.<sup>5</sup> Zuvor hat er im Jahr 1880 seine großangelegte zeichnerische Baudokumentation des Kölner Domes abgeschlossen und in drei Bänden publiziert: *Der Dom zu Köln, seine Construction und Ausstattung*, 3 Bde. 1868–1880. Ob Johann Knauth in dieser Zeit sein Mitarbeiter war oder unter ihm tätig war, ist nicht bewiesen. Als Franz Schmitz jedoch im Jahr 1890 als Architekt an das Straßburger Münsterbauamt berufen wird, folgt ihm Johann Knauth nach Straßburg.

### Glückliche und arbeitsreiche Jahre in Straßburg

Am 8. Januar 1891 wird Johann Knauth, der damals 26 Jahre alt ist, von der die Münsterbauhütte betreibenden Stiftung *Unser Liebes Frauen Werk* als Techniker eingestellt.<sup>6</sup> Der neue Münsterbaumeister Franz Schmitz plant auch für das Straßburger Münster eine umfangreiche zeichnerische Baudokumentation und lässt dafür zahlreiche Architekturzeichnungen von großer Qualität anfertigen, die noch heute im Planarchiv der Münsterbauhütte erhalten sind. Gut möglich ist, dass Schmitz aus diesem Anlass Johann Knauth zum Umzug nach Straßburg bewogen hat. Die elsässische Großstadt ist seit dem deutsch-französischen Krieg 1870 die Hauptstadt des neu gegründeten Reichslandes Elsass-Lothringen. Als solche wird die bis dato noch weitgehend in ihrem mittelalterlichen Gefüge bestehende Stadt mit großen finanziellen und materiellen Anstrengungen erweitert. In der ganzen Stadt wird, besonders seit 1876, gebaut. So wird der alte Stadtwall geschleift und mit der Errichtung wichtiger öffentlicher Gebäude begonnen.<sup>7</sup> Die ehrwürdige Münsterbauhütte, die den großen Sakralbau aus Vogesensandstein im Mittelalter erbaut hat und die seit ihrer Gründung im frühen 13. Jahrhundert ununterbrochen besteht, kümmert sich seit der Vollendung des Baus um dessen Restau-

rierung und den baulichen Unterhalt. Sie zählt damals 59 Angestellte, darunter 24 Steinmetze, acht Bildhauer und zwei Poliere.

Am Münster sind die Schäden des Artilleriebeschusses von 1870 mittlerweile behoben, der abgebrannte hölzerne Dachstuhl des Langhauses ist erneuert. Auch hat der langjährige Münsterarchitekt Gustave Klotz noch sein über Jahrzehnte gereiftes Projekt eines neoromanischen Vierungsturmes verwirklichen können, bevor er 1880 stirbt. Die Stelle des Münsterbau-meisters wird zunächst nicht neu vergeben. Erst nach einer umfassenden Begutachtung des baulichen Zustandes des Münsters im Jahr 1888 wird die Stelle mit dem Architekten August Hartel (1844–1890) neu besetzt. Doch Hartel stirbt bereits im darauffolgenden Jahr.<sup>8</sup> Unter seinem Nachfolger Franz Schmitz wird zunächst die Restaurierung der Südseite des Münster-Langhauses begonnen. Hier hat Schmitz, so die heutige Auffassung, *„entgegen den Regeln der Denkmalpflege, rücksichtslos alle Strebebögen, Pfeiler, Pyramiden und Wasserspeier abgetragen und durch neue ersetzt, und was noch schlimmer war, sich nicht an die wunderbar variierenden architektonischen Vorbilder gehalten, wodurch diesem Bauteil für immer die Originalität und der Wert als steinerne Urkunde genommen wurde.“*<sup>9</sup> Am 8. August 1894 stirbt er in Baden-Baden.

Am 3. September 1892 heiratet Johann Knauth in Straßburg Mathilde Holtzmann, Tochter eines Straßburger Gastwirtes.<sup>10</sup> Zwei Söhne werden in den folgenden Jahren geboren, die wie in gemischten Ehen üblich einen französischen und eine deutschen Vornamen erhalten: Jean Emile Ignace 1895 und Joseph Heinrich 1898.<sup>11</sup> Eine um 1900 zu datierende Fotografie zeigt die junge Familie im Beisein der Mutter Johann Knauths, eines Pfarrers und seines Arbeitskollegen Karl Stolz (**Abb. 3**).

Unter dem Kölner Architekten und Denkmalpfleger Ludwig Arntz (1855–1941), der die Stelle des Straßburger Münsterbau-meisters nach dem Tod Schmitz' im Jahr 1895 übernimmt, wird die Münsterbauhütte einer strikten und effizienten Neuorganisation unterzogen. Seine ambitionierten und fortschrittlichen Vorstellungen zur Zukunft der Stiftsverwaltung, ihrer Bauhütte und der Sanierung des Münsters publiziert Arntz 1897 in einer Denkschrift.<sup>12</sup> Auch hat er bereits weitreichende Pläne für den Umbau und die Vergrößerung des Stiftungsgebäudes.<sup>13</sup> Auf der Südseite des Münsters inspiziert Ludwig Arntz die von seinem Vorgänger begonnenen Arbeiten und versucht zu retten, was noch zu retten ist. Er restauriert bis circa 1900 die von Franz Schmitz noch unberührten Fassaden der letzten Joche gegen die Kuppel unter Schonung der noch gesunden



*Abb. 3: Johann Knauth und seine Familie im Beisein eines Pfarrers und seines Arbeitskollegen Karl Stolz, um 1900*

Werkstücke. Arntz saniert auch die Fassade des sogenannten Glockenhauses oberhalb des großen Rosenfensters einschließlich ihres Figureschmucks sowie die Westfassade des südlichen Querhauses. Außerdem lässt er verschiedene Grabungen im Münster zur Erforschung der Baugeschichte durchführen.<sup>14</sup>

Johann Knauth wird im Jahr 1898 zum Bauführer ernannt. In den folgenden Jahren (1899–1906) führt er auch Restaurierungsarbeiten an der Kirche von Neuweiler (Saverne) durch. Sein Chef, Ludwig Arntz, liegt derweil im Streit mit dem Straßburger Domkapitel über die Frage nach einem adäquaten Heizungssystem für das Münster. Auch kommt es mitunter zu Konflikten zwischen dem protestantischen Münsterbaumeister und dem Domkapitel – insbesondere in Fragen der Ausstattung. Als das Domkapitel im Jahr 1902 den Arntzschen Vorschlag zum Einbau einer Warmwasserheizung verwirft und einem französischen Luftheizungssystem den Vorzug gibt, quittiert Arntz den Dienst.<sup>15</sup> Am 1. Februar 1902 wird Johann Knauth zum stellvertretenden Münsterbaumeister ernannt. Zur finanziellen Unterstützung der Restaurierungsarbeiten wird im gleichen Jahr der Straßburger Münsterverein gegründet. Als Vorbild dienen die bereits bestehenden Vereine von Metz, Köln und Ulm.<sup>16</sup> Als Gründungsmitglied spielt Johann Knauth eine wichtige Rolle, als amtierender Münsterbaumeister übernimmt er eine zentrale Position.<sup>17</sup> Auch anderweitig zeichnet sich Johann Knauth durch umfangreiche Aktivitäten aus. So zählt er zu den ersten Unterstützern der Gründung



eines elsässischen Museums, ist Mitglied des Vereins der Freunde des alten Straßburgs (heute *Société des Amis du Vieux Strasbourg*) sowie der Stockfeld-Gartenstadtvereinigung, die ihn 1909 in ihre Jury beruft. Die Gartenstadt Stockfeld wird in den Jahren 1910/14 am südlichen Rand Straßburgs für die durch den großen Straßendurchbruch (*Grande Percée*) notwendig gewordene Umsiedlung von 460 Familien gebaut. In den Jahren 1903 bis 1906 wird unter Johann Knauths Leitung die Martinskirche in Colmar restauriert. Dabei werden auch die Fundamente eines Pfeilers erneuert.<sup>18</sup> Knauth kann dabei auf Arbeitskräfte der Bauhütte zurückgreifen. Im Auftrag der Stadtverwaltung Straßburg arbeitet er ein ehrgeiziges Museumsprojekt aus, das die städtischen Sammlungen in den zu vergrößernden Gebäuden der Stiftsverwaltung und des Rohanschlosses räumlich zusammenfassen soll. Doch letztlich wird dieses Vorhaben nicht realisiert.<sup>19</sup> Seine Ernennung zum Dombaumeister am 1. April 1905 wird groß gefeiert – unter anderem mit einem nächtlichem Fackelzug und einer Prozession von Steinmetzen.<sup>20</sup> Ein auf der Aussichtsplattform des Münsters aufgenommenes, undatiertes Foto könnte anlässlich dieser offiziellen Amtsübernahme entstanden sein. Es zeigt Johann Knauth in schwarzer Weste umgeben von den Mitarbeitern und Lehrlingen der Bauhütte (**Abb. 4**). Erste Akzente setzt er mit dem Einbau der Heizung und der Errichtung eines bemerkenswerten Anbaus in spätgotischen Formen an der Nordseite des Langhauses, der als Windfang dient. Auch führt er die von Ludwig Arntz begonnenen Erneuerungsarbeiten der berühmten Westfassade fort. So lässt er den großen skulpturengeschmückten Giebel über dem Hauptportal abnehmen und durch eine Kopie ersetzen (**Abb. 5**). Weitere, wichtige mittelalterliche Bildwerke – wie die Skulpturen der Ecclesia und Synagoge vom Südportal und die Standfiguren vom Laurentiusportal – ersetzt er durch Sandsteinkopien, um die Originale vor der Verwitterung zu schützen. Sein Hauptverdienst ist jedoch die Rettung des Münsterturmes vor einer sich abzeichnenden Einsturzkatastrophe.

### Die Pfeilerbaustelle

Schon im Jahr 1903 bemerkt Johann Knauth das Zerdrücken der Steinlagen des ersten nördlichen Langhauspfeilers (**Abb. 6**). Dies zeigt sich durch Risse, die auch auf gerade erst ausgetauschten Steinen auftreten (**Abb. 7**). Das Szenario eines Einsturzes steht den Zeitgenossen durch den Zusammenbruch des 99 Meter hohen Turmes der Sankt Markus Basilika in Venedig

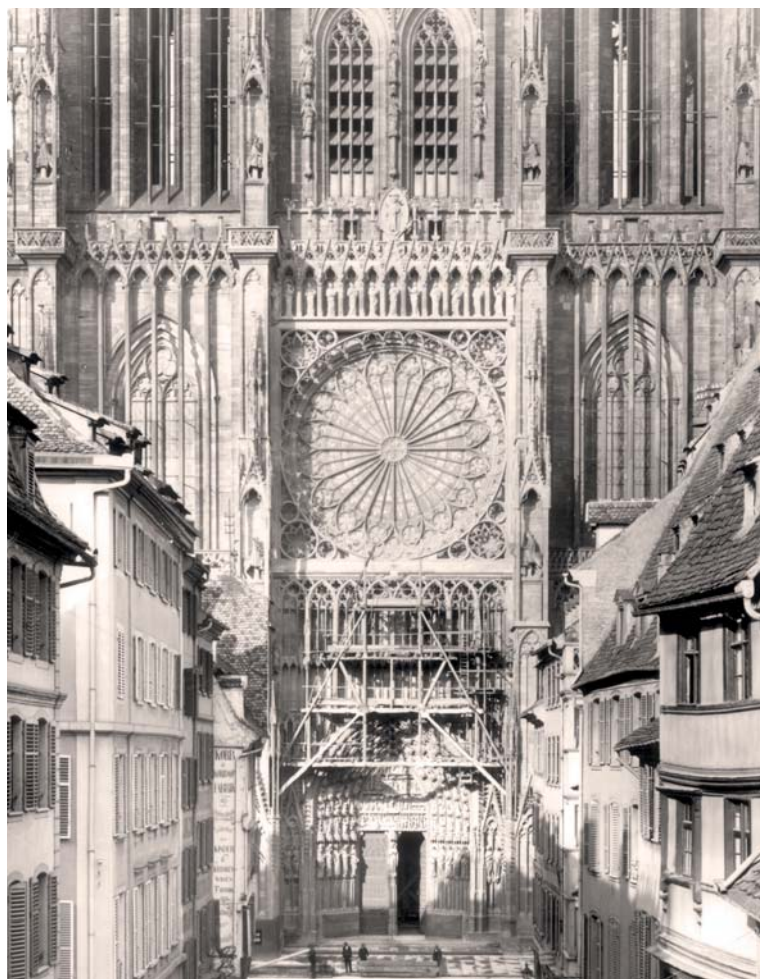


Abb. 4: Johann Knauth und Mitarbeiter der Straßburger Münsterbauhütte auf der Münsterplattform, 1905(?)

Abb. 5: Restaurierungsarbeiten am Straßburger Münster, um 1912



Abb. 7: Erster Pfeiler der Langhaus-Nordseite mit zahlreichen Rissen, 1906

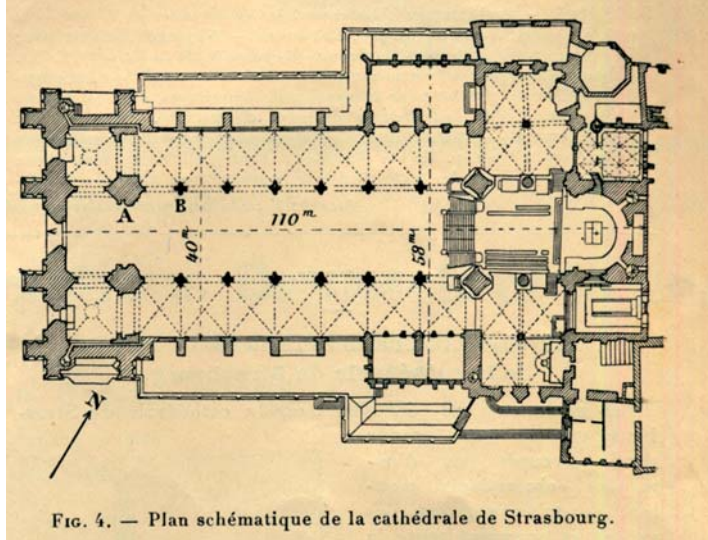


Abb. 6: Grundriss des Straßburger Münsters (A = Turmpfeiler, B = 1. Pfeiler der Langhaus-Nordseite)

im Vorjahr reell vor Augen. Eine Untersuchung der Statik und der Baugeschichte des Münsters weist auf eine Überlastung des ersten Langhauspfeilers hin. Das Gewicht des Turmes wird aufgrund des Absenkens der Fundamente unterhalb des Pfeilers, der den Turm trägt, in großem Maße auf den ersten Langhauspfeiler umgelagert. Zunächst bringt Knauth im Jahr 1907 eine Eisenarmierung um den ersten Langhauspfeiler an. Zwischen 1907 und 1912 erfolgen zeitlich versetzt Grabungen unter den beiden Pfeilern (Abb. 8). Dabei zeigt sich der schlechte Zustand der Fundamente unter dem Turmpfeiler. Jetzt ist klar, dass eine akute Gefahr besteht. Die Grundmauern bestehen aus romantischem und gotischem Mauerwerk, das unter dem Turmpfeiler nur mangelhaft verbunden ist. Daher bewirkt die Überlastung eine Schwächung der Fundamente. Ein Erdbeben im Jahr 1911 vergrößert zudem die Risse am Langhauspfeiler. Im Jahr 1908 reist Knauth, der in diesem Jahr auch Mitglied der Landesbaukommission von Elsass-Lothringen geworden ist, nach Ulm und Bayeux, um sich über die jeweiligen Fundamentprobleme zu unterrichten.<sup>21</sup> In einem von Knauth 1909 vorgelegten Bericht über die Bauschäden am Turmpfeiler schlägt er drei alternative Lösungsvorschläge vor:

1. Die Beibehaltung der alten Fundamente und deren Verstärkung durch eine Stahlbetonkonstruktion, wodurch sich der Durchmesser der Fundamente vergrößert.



Abb. 8: Grabungsbereich unter dem Turmpfeiler (links: gotische Fundamente, rechts: romanische Fundamente)

2. Die Beibehaltung der Fundamente und die Verstärkung des Pfeilers mittels Strebepfeiler.
3. Die Kompletterneuerung der Fundamente.<sup>22</sup>

Es werden zahlreiche Gutachten eingeholt. Dem Straßburger Bürgermeister, dem die Stiftung, die die Münsterbauhütte betreibt, unterstellt ist, wird ein Kostenvoranschlag vorgelegt, der sich auch auf Lotteriegelder stützt. Als Bauzeit für die Instandsetzungsarbeiten des Münsters sind 25 Jahre vorgesehen, für die Erneuerung des Pfeilers drei Jahre und für die Ausschmückung des Inneren zehn Jahre.<sup>23</sup> Im März 1910 werden vier verschiedene Firmen zur Aufstellung von Detailplänen und Beschreibungen für die Instandsetzung des Turmpfeilers eingeladen: Aus Straßburg die Firmen Ed. & Th. Wagner und Ed. Züblin & Comp. sowie die Firmen Wayss & Freitag aus Neustadt an der Weinstraße und Dykerhoff & Widmann aus Karlsruhe – allesamt auf Eisenbetonkonstruktionen spezialisiert. Die beiden Straßburger Firmen werden schließlich ausgewählt. Nach Abschluss der Untersuchungen und der Auswertung der Gutachten beschließt die eingesetzte Stifts-Kommission im Dezember 1912 einstimmig die komplette Erneuerung der mittelalterlichen Fundamente durch die Erstellung einer breiten Beton-Plattform unter dem Turmpfeiler.<sup>24</sup> Festgelegt wird auch, dass die Ausführung der Arbeiten unter der Leitung und Verwaltung der Stiftung *Unserer Lieben Frau* erfolgen soll und dass die beiden ausgewählten Un-

ternehmen sich an den Begutachtungen und an der Leitung der Bauarbeiten beteiligen sollen. Zugleich sind sie für statische Berechnungen und für die exakte Ausführung der Konstruktionen verantwortlich. In den Jahren 1912 und 1913 werden die den Turmpfeiler umgebenden Gewölbe und Arkaden mit Holzgerüsten versteift. Ein Bauzaun, der das Kirchenschiff komplett von der Baustelle trennt, wird errichtet (Abb. 9). Erste Versuche mit Betoneinspritzungen in die Fundamente schlagen fehl. Im Folgenden wird der Fundamentbereich um den Pfeiler mit 110 riesigen, in den Erdgrund eingelassenen Betonpfählen gesichert. Der Pfeiler selber wird mit einem Stahlbeton-Korsett eingehaust. Um die mittelalterlichen Fundamente wird in mehreren Schritten ein großes Ringfundament errichtet, auf das die Last des Turmpfeilers umgeleitet werden soll. Dann ist es möglich, die schadhaften Fundamente zu entfernen und durch einen Betonsockel zu ersetzen (Abb. 10 a/b). Auch ist der Einsatz von acht hydraulischen Pressen zur Übertragung der Turmlast auf den geplanten Betonsockel geplant. Die bei Kriegsbeginn abgeschlossenen Planungen kommen durch den Ausbruch des Krieges und den Mangel an Facharbeitern jedoch nur langsam voran.



*Abb. 9: Bauzaun  
zwischen dem  
Langhaus und der  
Pfeilerbaustelle, 1912*



Abb. 10a: Vorbereitung des Stahlbetonkorsetts um den Turmpfeiler

### Johann Knauth und der erste Weltkrieg

Im Jahr 1909 wird Knauth zum Konservator für die elsässischen Denkmäler ernannt, eine Stelle, die er bereits seit 1904 ehrenhalber innehat.<sup>25</sup> Schon vor Beginn des Krieges soll er in der Kommission der Inventarisierung der Kunstdenkmäler von Elsass-Lothringen mitgearbeitet haben. Bei Kriegsausbruch bringt er dann die wertvollsten Stücke der Kirchen und Museen in Sicherheit, wohl auch jenseits des Rheines. So werden die Münsterfiguren in die Krypta der Kathedrale gebracht und an Ort und Stelle durch patinierte Gipsfiguren ersetzt, die noch lange nach dem Krieg am Standort bleiben.<sup>26</sup>

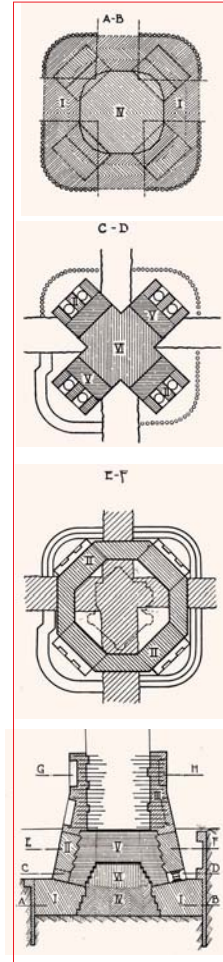


Abb. 10b: Erneuerungsarbeiten des Turmpfeilerfundaments. Schematische Darstellung in Schnitt und Grundrissen der sechs Bauvorgänge.

Im August 1917 wird das Ehepaar Knauth von einem schweren Schicksalsschlag getroffen. Der jüngere, 1898 geborene Sohn Josef Heinrich fällt am 12. August 1917 an der rumänischen Front in Focsani. Nur wenige Monate später ziehen am 22. November 1918 französische Truppen in Straßburg ein. Zuvor haben bereits viele Deutsche das Elsass verlassen. Noch im November werden viele deutsche Arbeiter entlassen und durch Franzosen ersetzt. Auch die deutschen Universitätsprofessoren werden im Winter 1918/19 ausgewiesen und abtransportiert. Nachdem das Elsass 1918 wieder Bestandteil Frankreichs ist, übernimmt der *Service des Monuments Historiques* die Verantwortung für den Unterhalt und die Restaurierung des jetzt wieder in französischen Staatsbesitz zurückgekehrte Münster. Der mit einer Elsässerin verheiratete Johann Knauth bleibt in Straßburg, aber die Lage verschlechtert sich zunehmend, da die französischen Handwerker nun nicht mehr unter deutscher Leitung arbeiten wollen. Am 11. Dezember 1918 erfolgt zudem, im Auftrag der Polizeidirektion, eine Hausdurchsuchung und Vernehmung Johann Knauths durch zwei Militärbeamten wegen angeblicher Aneignung und Verschleppung von Kunstgegenständen.<sup>27</sup> Zehn Tage später wird Johann Knauth auch in den Archivräumen der Denkmalpflege, dem sogenannten Denkmal-Archiv, aufgesucht. In einer handschriftlichen Aktennotiz schildert er den Vorfall wie folgt:

*„Akten-Vermerk:*

*I. Am Samstag den 21. Dezember 1918 vormittags 10 Uhr erschien im Denkmal-Archiv (Altes Schloss) Herr Laugel aus St. Leonhardt in Begleitung des Museumsassistenten Herrn Riff und erklärte dem daselbst anwesenden Konservator der geschichtlichen Denkmäler im Elsass, Münsterbaumeister Knauth, dass er von dem Oberkommissar der Republik Herrn Maringer beauftragt sei die Bestände des Denkmal-Archivs einer Prüfung zu unterziehen. Diese Prüfung wurde von Herrn Riff durch Vornahme von Stichproben ausgeführt. Beanstandet wurde nichts.*

*II. Am gleichen Tage vormittags gegen 11 ½ Uhr erschienen im Denkmal-Archiv in Begleitung von Herrn Universitäts-Professor Dr. Müller mehrere Herrn vom Ministerium der französischen Republik, um sich über die Einrichtungen der staatlichen Denkmalpflege im Elsass und das Denkmal-Archiv zu informieren. Der anwesende Konservator der geschichtlichen Denkmäler im Elsass, Münsterbaumeister Knauth, gab die gewünschten Erläuterungen. Nachmittags von 3 Uhr ab folgte eine Besichtigung des Frauenhauses, wobei gewünschte Aufklärungen über die Restaurierungsarbeiten am Münster und besonders über die Turmpfei-*

lerarbeiten gegeben wurden, sowie eine Besichtigung dieser Arbeiten selbst an Ort und Stelle. Strassburg, den. 22. Dezember 1918 [unterschrieben] Knauth, Münsterbaumeister und Konservator der geschichtlichen Denkmäler im Elsass.

III. Gelegentlich des vorseitig unter II. erwähnten Besuches sind dem dabei anwesenden Herrn Danis Architecte en Chef des Monuments Historiques je ein Verzeichnis der aus bedrohten Ortschaften anderweitig in Sicherheit gebrachten Kunstgegenstände und derjenigen elsässischen Glocken von grösserem oder geringeren geschichtlichen oder künstlerischen Werte welche sich auf dem Lagerplatz der Kriegsmetall-Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M. befinden übergeben worden. [unterschrieben] Der Konservator Knauth.<sup>428</sup>

### Die Kündigung und Ausweisung Johann Knauths

Im April 1919 wird der junge Denkmalpflege-Architekt Robert Danis in Straßburg zum *Directeur de l'Architecture et des Beaux-Arts d'Alsace et de Lorraine* ernannt – eine Art Ministerium, das dem Staatskommissar Alexandre Millerand untersteht und die Aufgabe hat, die französischen Praktiken und Arbeitsweisen wieder einzuführen. Für Danis ist es nicht akzeptabel, dass Johann Knauth weiter als Dombaumeister fungiert. Am 22. Mai erhält Knauth einen ersten Ausweisungsbefehl, der jedoch wieder zurückgenommen wird. Doch die Stadtverwaltung besteht darauf, dass Knauth nur bleiben kann, wenn er die französische Nationalität annimmt. Im Juli erhält der Dombaumeister Besuch von Alexandre Millerand, der ihm zusichert, dass er das Amt weiterführen kann. Millerand sagt ihm zudem persönliche Unterstützung zu.<sup>29</sup> Doch schon am 19. August 1919 muss Johann Knauth vor der *Commission Spéciale d'Examen des Etrangers* erscheinen. Er wird des „pangermanisme outré“ – also als Anhänger eines großdeutschen Reiches – bezichtigt. Auch soll er seine Arbeiter angeleitet haben, Kriegsanleihen zu zeichnen. Diesen Vorwurf kann er jedoch mit dem Hinweis, dass es sich dabei um eine Anordnung der Stadtverwaltung gehandelt habe, entkräften. Hinsichtlich seiner geforderten Einbürgerung lässt er jedoch wissen, dass er Deutscher sei und seine Nationalität nicht wie ein Hemd wechseln könne, auch wenn dies bei einer gewissen Kategorie von Menschen eine gängige Praxis sei.<sup>30</sup> Aufgrund der äußerst komplexen Arbeiten am Münster kommt die Kommission allerdings zu dem Schluss, dass auf Knauth nicht verzichtet werden kann.

Ein auf den 18. Oktober datierter Brief Alexandre Millerands bestätigt, dass Johann Knauth Dombaumeister bleiben darf.



Allerdings drängt nun der sozialdemokratische Straßburger Bürgermeister Jacques Peirotès (1919–1929) zunehmend auf seine Einbürgerung. Da der deutsche Dombaumeister mit einer Elsässerin verheiratet ist, stellt dies für ihn nach den Gesetzen des Versailler Vertrags kein Problem dar. Mehrfach fordert ihn der Bürgermeister Jacques Peirotès im Verlauf des Jahres 1919 und Anfang 1920 auf, seinen Einbürgerungsantrag zu stellen, doch seine Briefe bleiben unbeantwortet. Derweil erleidet das Ehepaar Knauth einen weiteren schweren Schicksalsschlag. Der ältere, 1895 geborene Sohn Jean Ignace stirbt am 11. November 1919 im Militärkrankenhaus Irkutsk/Sibirien an Flecktyphus, nachdem seine bevorstehende Rückkehr bereits angekündigt war.<sup>31</sup> Der Winter 1919/1920 ist zudem geprägt von einer Pressekampagne gegen im Amt verbliebene Deutsche, wobei besonders Johann Knauth und sein Mitarbeiter Karl Stolz im Visier sind. Zunehmend verschlechtert sich die Stimmung unter den Arbeitern der Münsterbauhütte, obwohl sie eine sechsprozentige Lohnerhöhung erhalten haben und die Weiterbeschäftigung überzähliger Kräfte angesichts der hohen Arbeitslosigkeit zugesichert wird.<sup>32</sup> Nachdem noch zwei Polizeiberichte über Knauths Kontakte zu anti-französischen Kreisen in Freiburg publik werden, reagiert der Bürgermeister Peirotès und schlägt den neuen Stadtarchitekten Clément Dauchy als Knauths Nachfolger vor.<sup>33</sup> Dauchy bezieht bald auch die Dienstwohnung Knauths (5, place du Château), die ihm durch einen Erlass vom 27. März 1920 zugesprochen worden war.

In der Zwischenzeit ist der Generalkommissar Alexandre Millerand, der Knauth bislang unterstützt hatte, auf einen neuen Posten nach Paris beordert worden, sein Nachfolger Gabriel Alapetite (Hochkommissar für Elsass-Lothringen von 1920 bis 1924) wie auch der neu ernannte *Directeur de l'Architecture et des Beaux-Arts*, Robert Danis, forcieren nun die Amtsenthebung des Münsterbaumeisters. Einerseits werden die hohen Kosten der Pfeilerbaustelle angeführt, andererseits die fachlichen Kompetenzen Knauths infrage gestellt. Am 7. Januar 1921 wird der Münsterbaumeister, der sich nun zunehmend in Neuwiller-lès-Saverne aufhält, schließlich vom Dienst suspendiert „pour grossière négligence dans son service“ („wegen größter Pflichtverletzung im Amte“).<sup>34</sup> Zugleich unterschreibt Alapetite auch den Ausweisungsbefehl für Johann Knauth – was auch die Aberkennung seiner Pension nach sich zieht. Dieser beanstandet jedoch die provisorische Suspension (14. Januar 1921) und initiiert einen Prozess gegen seinen Arbeitgeber, die Straßburger Stadtverwaltung. Am 3. Mai 1921 wird er endgültig aus dem Amt entlassen.

Johann Knauth, der bereits seit dem 22. Dezember 1920 beim Einwohnermeldeamt Gengenbach registriert ist, verlässt im Februar 1921 schließlich Straßburg, wo er zuvor noch eine Wohnung am *place de l'Hotel de Ville* gemietet hatte. Eine Zeitlang soll das Ehepaar Knauth auch in Neuwiller gewohnt haben.<sup>35</sup>

### Exil im badischen Gengenbach

Über die Gengenbacher Zeit Johann Knauths war bislang nur wenig bekannt. Er soll 1921 für kurze Zeit im Auftrag der badischen Landesregierung als Sachverständiger in Bauangelegenheiten gearbeitet haben.<sup>36</sup> Doch dafür fehlen bislang die Belege. Nachweislich setzt sich jedoch der Konservator der kirchlichen Denkmäler der Kunst und des Altertums in Freiburg, Joseph Sauer, im Jahr 1923 für eine Anstellung Knauths als Denkmalpfleger im Amtsbezirk Offenburg ein.<sup>37</sup> In der St.-Petruskapelle zu Reichenbach bei Gengenbach werden die 1923 entdeckten mittelalterlichen Fresken der Südseite unter seiner Leitung restauriert.<sup>38</sup> Von Zeit zu Zeit hält er Vorträge, auch an der Universität Frankfurt, von der er am 6. Mai 1922 im Rahmen der 50-Jahr-Feier der Universität Straßburg mit der Ehrenpromotion ausgezeichnet wird.<sup>39</sup> Am 6. Dezember 1923 beginnt schließlich die Verhandlung in dem von Knauth gegen seinen ehemaligen Arbeitgeber, die Stadt Straßburg, angestregten Prozess vor der Zivilkammer des Colmarer Oberlandesgerichts (*cour d'appel*). Das Urteil wird am 28. Dezember 1923 verkündet. Knauth verliert den Prozess und die Hoffnung auf die ausstehenden Lohnzahlungen.<sup>40</sup> Nur wenige Tage, nachdem er in Freiburg einen Vortrag über Spott- und Scherzbilder am Straßburger Münster gehalten hat, stirbt Johann Knauth am 8. Februar 1924 an einem Schlaganfall in seiner Wohnung in Gengenbach. Aus dem Sterbeprotokoll der katholischen Pfarrgemeinde St. Marien in Gengenbach geht die Todesursache wie auch der bislang unbekannte damalige Wohnort des Ehepaars Knauth hervor.<sup>41</sup> Bei der „Einacherstrasse 20“ handelt es sich um die Villa Felseneck, die heute noch steht, ein großbürgerliches Anwesen, das der Kaufmann und Privatier Emil Isenmann 1890 hat erbauen lassen. Die Villa wurde 1906 von dem Offenburger Architekten Abel mit einem Anbau vergrößert. Dort lebte vermutlich das Ehepaar Knauth.<sup>42</sup> Die Beerdigung findet zwei Tage später auf dem Gengenbacher Friedhof statt (**Abb. 11**).<sup>43</sup> In den folgenden Wochen erscheinen zahlreiche Nachrufe in der deutschen Presse.<sup>44</sup> Allesamt stellen sie die Verdienste Johann Knauths für das Straßburger Münster heraus, insbesondere die Rettung des Münsterturmes.



Abb. 11: Traueranzeige für Johann Knauth

In den 1930er Jahren muss die Witwe, Mathilde Knauth, als französische Staatsbürgerin ihre Einbürgerung beantragen, um weiterhin ihre Rente beziehen zu können. Sie wird schließlich 1935 eingebürgert.<sup>45</sup> Bis zu ihrer Umsiedlung 1947 ins Offenburger Vincentiushaus wohnt sie in Gengenbach.<sup>46</sup> Anlässlich ihres Umzugs lässt sie das Grab ihres Mannes auf den alten Stadtfriedhof in Offenburg verlegen.<sup>47</sup> Für die in der Literatur zu Knauth kursierende Behauptung, dass Mathilde Knauth die Möbel und die Bibliothek dem Historischen Museum Frankfurt vermacht habe, konnte – auch bei Recherchen in Frankfurt – bislang kein Nachweis erbracht werden.<sup>48</sup> Am 24. März 1949 stirbt Mathilde Knauth 81-jährig in Offenburg.

### Der Abschluss der Pfeilerarbeiten in Straßburg

Nach dem Krieg und der Ausweisung Johann Knauths gehen die Pfeilerarbeiten unter dem langjährigen Stiftsbauführer Charles Pierre weiter. Er fungiert 1921/1922 als interimistischer Münsterbaumeister, bis Clément Dauchy zum neuen Münsterarchitekten ernannt wird (1922–1927), der an den Pfeilerarbeiten jedoch nur geringen Anteil nimmt.<sup>49</sup> Nachdem der gesamte Pfeiler bis auf die Kapitellhöhe von einem Eisenbetonkorsett ummantelt ist, kann im Jahr 1923 die Umlagerung der Turmlast auf das Ringfundament erfolgen – der entscheidende Punkt des Projekts. Die acht hydraulischen Pressen, die jeweils 600 Tonnen halten können, erlauben es, die Last gleichmäßig auf das die Fundamente ummantelnde Ringfundament zu übertragen. Im Anschluss wird der mittelalterliche Fundamentkern unter dem Pfeiler mit Presslufthammern entfernt, immer unter dem Risiko herabfallender Steine (Abb. 12). Nach und nach wird dann die neue Basis für den Turmpfeiler errichtet – eine auf vier Füßen stehende, kreuzförmig einem Schemel ähnliche Konstruktion aus Stahlbeton, die die Last nun auf das Ringfundament überträgt. Letztlich wird der leere Kern unterhalb mit Beton aufgefüllt. Zwischen August 1924 und Juni 1925 wird der erste Langhauspfeiler der Nordseite komplett ersetzt. Eine kleine Konsole an seiner Basis erinnert wohl an Charles Pierre, und stellt nicht, wie oft behauptet, den dato schon verstorbe-

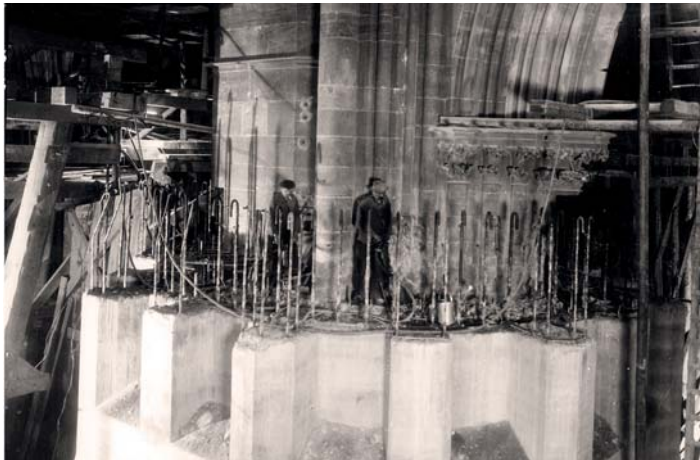
nen Dombaumeister Johann Knauth dar. Danach wird das Betonkorsett des Turmpfeilers mit Presslufthammern abgearbeitet, die in den Pfeiler greifenden Eisenstangen abgeschnitten und die Löcher aufgefüllt und verputzt (Abb. 13, 14). Schließlich werden die Stützhölzer abtransportiert. Am 9./10. Oktober 1926 wird das Ende der langen Bauarbeiten und die Wiederöffnung des Hauptportals mit großem Pomp gefeiert (Abb. 15). Der Name Knauth wie diejenigen der maßgeblich beteiligten deutschen Ingenieure werden nicht genannt. Insgesamt werden die Gesamtkosten mit 3,5 Mio. Francs angegeben. Davon trägt der französische Staat rund zwei Drittel. Das übrige Drittel steuern die Stiftung Oeuvre Notre-Dame sowie die Stadt Straßburg unter Verwendung von Zuschüssen des deutschen Staates und der Erträge aus der Münsterlotterie bei.<sup>50</sup>



Abb. 12 (links): Arbeiter tragen die mittelalterlichen Fundamente unter dem Turmpfeiler ab

Abb. 13 (links unten): Abarbeitung des Stahlbetonkorsetts

Abb. 14 (unten): Stahlbetonkorsett und Schutthalde





*Abb. 15: Feier zum  
Abschluss der  
Turmpfeilerarbeiten,  
9/10. Oktober 1926*

### **Dem Vergessen entrissen: Die Verdienste Johann Knauths um das Straßburger Münster**

Der Name Johann Knauth in Straßburg geriet zunächst immer mehr in Vergessenheit. Dabei stehen seine Verdienste für den Erhalt des Münsters außer Frage. Er war es, der die Risse, die zunächst nur an einem Langhauspfeiler auftraten, richtig deutete. Er erkannte, wie bedrohlich die Lage tatsächlich war. Akribisch machte er sich auf die Suche nach den Ursachen. Grabungen bestätigten, dass die Fundamente unterhalb des Turmpfeilers nur äußerst mangelhaft verbunden waren. Mit großem Engagement und unter Einbeziehung von Experten leitete Knauth die nötigen Schritte ein. Noch vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde ein schlüssiges Konzept ausgearbeitet. Auch wenn der Großteil der Arbeiten erst nach dem Weltkrieg ausgeführt wurde, so basieren sie doch auf den Planungen von Johann Knauth. Ohne Zweifel ist die Rettung des weltberühmten Münsterturmes vor einer möglichen Einsturzkatastrophe sein Verdienst.

Dem ehemaligen Mitarbeiter der Münsterbauhütte, Lucien Hell, verdanken wir eine der wenigen farbigen Schilderungen der Person Johann Knauths. Der Untertitel des 1930 publizierten Aufsatzes über den letzten deutschen Baumeister am Münster zu Straßburg lautet „Einige Gedanken über den Meister und den Menschen“.<sup>51</sup> Darin wird Knauth als fröhlicher und humorvoller Mensch, der die Gesellschaft liebte und gerne erzählte, geschildert. Sein offenes und liebenswürdiges Wesen verdüsterte sich angesichts der Schicksalsschläge, die der Krieg ihm und seiner Familie bereitete: Die beiden geliebten Söhne

kehrten nicht zurück. Es bleiben die Forschungen und Studien, die der belesene und mit großem technischem Verstand ausgestattete Mann zeitlebens publizierte.<sup>52</sup> Gleichzeitig wird Knauth als äußerst pflichtbewusst geschildert. Bisweilen konnte er auch unerbittlich streng sein.

Die Würdigung seiner Leistungen ließ lange auf sich warten: Erst an seinem 50. Todestag am 8. Februar 1974 wurden die Verdienste des Dombaumeisters in Straßburg öffentlich gewürdigt. Dies geschah auf Betreiben des damaligen Münsterarchitekten Jean-Richard Haeusser. Die Stadt Straßburg ließ am Grab Knauths in Offenburg einen Kranz niederlegen. Zudem wurde in Straßburg eine Straße in *rue Johann Knauth* umbenannt. Schließlich fand 1976 im Musée de l'Oeuvre Notre-Dame in Straßburg eine kleine Ausstellung über Johann Knauth und die Pfeilersanierung statt.<sup>53</sup>

So wurde die Basis für ein würdiges Gedenken anlässlich des 90. Todesjahres Knauths im Jahr 2014 gelegt. Es bleibt zu hoffen, dass in naher Zukunft auch die umfangreichen Pfeilerarbeiten und das darüber vorliegende, weitgehend unausgewertete Archivmaterial in wissenschaftlicher Hinsicht aufgearbeitet werden können. Nur so ist es möglich, die ganze Vielfalt und Bedeutung der Rettung des Münsterturmes zu erfassen. Das 100. Jubiläum des Abschlusses der Pfeilerarbeiten im Jahr 2026 böte dafür den idealen Anlass.

### Publikationen von Johann Knauth

- Der Lettner des Münsters, Ein verschwundenes Kunstwerk. In: Die Denkmalpflege 4, 1902 sowie in: Straßburger Münsterblatt 1, 1903/1904, S. 33–39.
- Denkschrift betreffend die räumliche Vereinigung der städtischen Kunstsammlungen Straßburg, 1903 (zs. mit Otto Back).
- Windfanganlage am nördlichen Seitenschiffe. In: Straßburger Münsterblatt 2, 1905, S. 30/31.
- Mittelalterliche Technik und moderne Restauration. In: Strassburger Münsterblatt 3, 1906, S. 32–48.
- Das architektonische Ornament am Strassburger Münster. In: Strassburger Münsterblatt 4, 1907, S. 18–26 (Teil 1) und 5, 1908, S. 12–32 (Teil 2).
- Das Straßburger Münster und die Cheopspyramide, Rätsel der Baukunst. In: Illustrierte elsässische Rundschau 3, 1907, S. 1–48.
- Zur Hochkönigsburgfrage. In: Straßburger Neuste Nachrichten 31, 1908, Nr. 103 (2. Mai).
- Zwei bisher wenig bekannte Bildwerke vom Strassburger Münster. In: Anzeiger für elsässische Altertumskunde 1909–1912, S. 19–20.
- Drei gotische Skulpturen aus der Strassburger Münsterbauhütte. In: Anzeiger für elsässische Altertumskunde 1909–1912, S. 485–489.
- Mittelalterliche Graffiti vom Strassburger Münster. In: Anzeiger für elsässische Altertumskunde 1909–1912, S. 814–821.
- Bericht über die Bauschäden am Turmpfeiler und ersten Arkadenpfeiler des Münsters, Strassburg 1909 (und aktualisiert in: Strassburger Münsterblatt 1912, S. 75–96).
- Die Bauschäden am südöstlichen Turmpfeiler und dem benachbarten Schiffspfeiler im Straßburger Münster. In: Die Denkmalpflege 12, 1910, S. 73–75.
- Das Straßburger Münster, Düsseldorf 1911.

- Erwin von Steinbach, 1. Teil. In: Strassburger Münsterblatt 1912, S. 7–52.  
 Über die Sicherung des Nordturmes des Strassburger Münsters, Berlin 1913.  
 Die Gartenvorstadt Stockfeld bei Strassburg. In: Zeitschrift für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik, Oldenburg 1913.  
 Erhaltung des Ortsbildes. Vortrag, Strassburg 1913.  
 Die Verheerungen der französischen Revolution am Straßburger Münster, Düsseldorf 1914.  
 Zur Inneren Ausstattung des Straßburger Münsters, Strassburg 1914.  
 Erwin von Steinbach. Zum 600. Todestag des Münsterbaumeisters, Strasbourg 1918.

## Anmerkungen

- 1 Archives de l'Eurométropole de Strasbourg, Personalakte Johann Knauth, 84W64 und Fuchs, François Joseph: Johann Knauth. In: Dictionnaire de Biographie alsacienne 21, 1993, S. 2020/2021. Grundlegend zu Johann Knauth auch Hell, Lucien: Johann Knauth, der letzte deutsche Baumeister am Münster zu Strassburg. In: Jahrbuch der Elsass-Lothringischen wissenschaftlichen Gesellschaft zu Strassburg 3, 1930, S. 11–31; Haeusser, Jean-Richard: En l'honneur d'un grand architecte de l'Œuvre Notre-Dame: Johann Knauth. In: Bulletin de la cathédrale de Strasbourg 12, 1976, S. 83–85; Überfill, François: Johann Knauth, dernier architecte allemand de l'Œuvre Notre-Dame (1905–1920): un destin tragique. In: Bulletin de la cathédrale de Strasbourg 26, 2004, S. 53–82, S. 60.
- 2 Für die Nachforschungen im Archiv der Kölner Dombauverwaltung danke ich herzlich seinem Leiter, Dr. Klaus Hardering.
- 3 Ennen, Leonard, in Schmitz, Franz: Der Dom zu Köln, seine Constrcution und Ausstattung Köln 1871, S. 108: „Nach Schmidts Abgange wurde die Stelle des Domwerkmeisters dem tüchtigsten Zeichner der Plankammer, dem jungen Architekten Franz Schmitz übertragen. Dieser hatte dieselbe harte Schule der Arbeit durchgemacht wie sein Lehrmeister Schmidt, und während seiner Beschäftigung auf der Zeichenkammer des Werkmeisters hatte er sich als den Künstler und Techniker erprobt, dem der Dombaumeister mit vollem Vertrauen die Entwerfung der noch fehlenden Pläne für den Ausbau der beiden Thürme übertragen konnte.“
- 4 Schumacher, Thomas: Großbaustelle Kölner Dom, Köln 1993, S. 731–735.
- 5 Nachruf Franz Schmitz. In: Centralblatt der Bauverwaltung 18.8.1894, S. 344.
- 6 Archives de l'Eurométropole de Strasbourg, Personalakte Johann Knauth.
- 7 Nohlen, Klaus: Baupolitik im Reichsland Elsass-Lothringen 1871–1918, Berlin 1982; Wilcken, Nils: Architektur im Grenzraum. Das öffentliche Bauwesen in Elsass-Lothringen (1871–1918), Saarbrücken 2000, bes. S. 53–105.
- 8 Zu August Hartel siehe, Durand de Bousingen, Denis: August Hartel. In: Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne 1990, S. 1417; Schuhmacher, Uwe: August Hartel, Markkleeberg 2011.
- 9 So Hell, Lucien: Das Straßburger Münster im Zeitgeschehen der letzten 100 Jahre. In: Odilenkalendar 28, 1953, S. 101–106, 104.
- 10 Archives de l'Eurométropole de Strasbourg, Registre de mariages, 1892, Acte 655; Überfill 2004, S. 54.
- 11 Archives de l'Eurométropole de Strasbourg, Fichier domiciliaire; Überfill 2004, S. 54, Abb. S. 55.
- 12 Arntz, Ludwig: Unser Frauen Werk zu Strassburg. Denkschrift im Auftrage der Stiftsverwaltung veröffentlicht durch den Com. Münsterbaumeister L. Arntz, Kgl. Landbauinspector, Strassburg 1897.
- 13 Die Pläne sind im Archiv der Fondation de l'Œuvre Notre-Dame (Strasbourg) erhalten.
- 14 Er lässt unter dem Turm, im Langhaus, der Katharinenkapelle und in der Krypta graben, doch bleiben seine Zeichnungen und Berichte unpubliziert, vgl. Will, Robert: Enquête historique et archéologique sur les fondations de la cathédrale de Strasbourg. In: Bulletin des Amis de la cathédrale de Strasbourg 18, 1988, S. 43–62, S. 47 u. Anm. 5.
- 15 Strassburger Münsterblatt 1, 1903/1904, S. 19–32.
- 16 Unter dem Namen *Société des Amis de la cathédrale* besteht der Verein noch heute: [www.amis-cathedrale-strasbourg.eu](http://www.amis-cathedrale-strasbourg.eu).
- 17 Vgl. dazu Lingelser, Jean-Paul: Les Amis de la Cathédrale. In: Strasbourg. La grâce d'une cathédrale, Hg. Joseph Doré, Strasbourg 2007, S. 465–473; Überfill 2004, S. 60.

- 18 Hell 1930, S. 26. Knauth soll (so Hell 1930, S. 25) Pläne gehabt haben, die Münsterbauhütte zu einer zentralen Landesbauhütte auszubauen, um geschultes Personal auch zur Instandsetzung von anderen Bauwerken einsetzen zu können.
- 19 Knauth, Johann; Back, Otto: Denkschrift betreffend die räumliche Vereinigung der städtischen Kunstsammlungen Strassburg, Straßburg 1903; Hell 1930, S. 14 und Tafeln 2–3, 5, 6–7, 8, 9–10.
- 20 Hell 1930, S. 13.
- 21 Baustellenbuch 1907–1925, Manuskript im Archiv der Fondation de l'Œuvre Notre-Dame, KTEPK/1, S. 16. In der Kathedrale von Bayeux hatte es zuvor ebenfalls Fundamentarbeiten gegeben, da der Hauptturm einzustürzen drohte. Die Arbeiten wurden in den Jahren 1857/58 unter den Architekten Henri de Dion und Louis Lasvignes durchgeführt, vgl. *Cathédrale de Bayeux: Reprise en sous-oeuvre de la tour centrale de MM. H. de Dion et L. Lasvignes*, Paris 1861.
- 22 Knauth, Johann: Bericht über die Bauschäden am Turmpfeiler und ersten Arkadenpfeiler des Münsters. In: *Strassburger Münsterblatt* 1912, S. 75–96. Grundlegend zu den Pfeilerarbeiten: Bernhard, Karl: *Deutsche Ingenieurarbeit im Straßburger Münster*, Berlin 1924; Hering, H./Schimpf, Anselme: *Les travaux de consolidation du pilier supportant la tour de la Cathédrale de Strasbourg*. In: *Bulletin de la Société des Amis de la Cathédrale de Strasbourg* 13, 1978, S. 7–40. Zuletzt Bengel, Sabine: *Le sauvetage de la cathédrale au début du 20e siècle: Johann Knauth et la reprise des fondations de la tour*. In: *Cathédrale de Strasbourg. 100 ans de travaux*, Hg. Anne Mistler, Bernardswiller 2015, S. 47–59.
- 23 Baustellenbuch 1907–1925, S. 35. Vgl. auch Knauth, Johann: *Zur Inneren Ausstattung des Straßburger Münsters*, Strassburg 1914. Das 1909 durch Knauth erarbeitete Konzept und der Kostenvoranschlag über die Instandsetzung des Münsters und dessen innere Ausstattung sah die Unterstützung verschiedener Landesregierungen und des Kaisers vor. Auch sollten die Einnahmen aus der Lotterie des Straßburger Münstervereins einen festen Betrag von 1,5 Millionen Reichsmark innerhalb von 15 Jahren erbringen.
- 24 Baustellenbuch 1907–1925, S. 41 (6. Dezember 1912).
- 25 Fuchs 1993, S. 2021; Überfill 2004, S. 62.
- 26 Nach Fuchs soll Knauth im Jahr 1913 auch Arbeiten an der Kirche in Überlingen geleitet haben. Die Tätigkeit Knauths als Konservator der elsässischen Denkmäler ist bislang weitgehend unerforscht. Er soll auch die Pläne der neoromanischen St. Maternus-Kirche von Avolsheim entworfen haben, die zwischen 1911 und 1936 errichtet wurde. Im Jahr 1914 wird er zum Nachfolger von Emile Salomon in der Sachverständigenkammer für Werke der bildenden Künste berufen. Über sein Wirken in dieser Position ist nichts bekannt.
- 27 Hell 1930, S. 28.
- 28 Aktenvermerk von Johann Knauth (Dezember 1918) im Archives Départementales du Bas-Rhin (ADBR), Signatur 175 AL 180.
- 29 Vgl. Überfill 2004, S. 64; ADBR 121 AL 113 und AL 1089. Am Ende des Ersten Weltkrieges kommen die das ehemalige Reichsland Elsass-Lothringen bildenden Regionen zurück an Frankreich. Als Generalkommissar der Republik ist Alexandre Millerand damit beauftragt, die Wiedereingliederung der zurückgewonnenen Territorien zu organisieren. Von 1920 bis 1924 ist er Präsident der Französischen Republik.
- 30 Überfill 2004, S. 64; ADBR 121 AL 912.
- 31 Hell 1930, S. 27; Überfill 2004, S. 64. Er wurde auf dem Kriegsgefangenenfriedhof in Irkutsk in Zentralsibirien begraben.
- 32 Überfill 2004, S. 65; Archives de l'Eurométropole de Strasbourg, Délibération du Conseil municipal du 7 janvier 1920.
- 33 Überfill 2004, S. 65; ADBR 121 AL 113. Rapport de l'inspecteur de police stagiaire Maurer (3. Juni 1920). Der Brief Peirotès an den Präfekten vom 11. Oktober 1920 befindet sich ebenfalls im ADBR 121 AL 1089.
- 34 Überfill 2004, S. 66; ADBR 121 AL 1089; sowie auch Überfill, François: *La société strasbourgeoise entre France et Allemagne (1871–1924)*, hg. Société savante d'Alsace, Collection recherches et documents, Bd. 67, 2001, S. 341.
- 35 Überfill 2004, S. 66. Seit dem 5. März 1921 soll Knauth auch in Neuwiller gewohnt haben.
- 36 Hell 1930, S. 30.



- 37 Eine diesbezügliche Akte befindet sich im Karlsruher Generallandesarchiv unter der Signatur 235 Nr. 47799.
- 38 Sprauer, Hermann: Der Passionszyklus in der St.-Petruskapelle zu Reichenbach. In: Die Ortenau 20, 1933, S. 61–62.
- 39 Am 22. Juli 1922 hält er einen Vortrag in Gengenbach, vgl. den Bericht im Kinzig-Boten vom 29. Juli 1922. Zur Ehrendoktorwürde vgl. die Mitteilung in Elsass-Lothringische Mitteilungen 20, 1922, S. 275.
- 40 Die Stadtverwaltung Straßburg wurde vertreten durch den Anwalt Fernand Heitz, von dem ein vom 7. Januar 1924 datierter Brief im Straßburger Stadtarchiv erhalten ist.
- 41 Als Todesursache angegeben ist „Schlaganfall unversehen, vormittags um 1 Uhr“, bekundet wurde dies durch die 24-jährige Gabriele Isenmann (geb. 1900). Dem Ortenberger Heimatforscher Hermann Bürkle sei an dieser Stelle herzlich gedankt, da er in großem Umfang zur Erforschung der Gengenbacher Zeit Johann Knauths beitragen hat. Er hat nicht nur die Wohnstätten Johann Knauths wie seiner Ehefrau ermittelt, sondern auch dessen Totenschein sowie zusammen mit Winfried Lederer (Gengenbach) die verschiedenen Traueranzeigen aufgefunden.
- 42 Bis zu seinem Tod 1931 wird die Villa von Emil Isenmann und dessen Tochter Gabriele bewohnt, die sie 1935 an das Kloster Gengenbach verkauft. Dieses richtet dort ein Krankenhaus für ältere Schwestern ein. Die 2006 renovierte und modernisierte Villa diente bis vor wenigen Jahren der Heilpädagogikausbildung der Gengenbacher Fachschule für Sozialwesen. Im Jahr 2016 stand die Villa zum Verkauf. Ein 2014 auf Youtube eingestelltes Video erlaubt einen Blick in die Räumlichkeiten: [www.youtube.com/watch?v=DjNesVpNkAs](http://www.youtube.com/watch?v=DjNesVpNkAs)
- 43 Aus der Traueranzeige im Kinzig-Boten vom 9. Februar 1924 geht hervor, dass die Beerdigung „in aller Stille“ am Sonntag, 10. Februar, um 15h auf dem Gengenbach stattfindet.
- 44 Polaczek, Ernst: „Doktor Hans Knauth, Retter der Kathedrale“. In: Frankfurter Zeitung, 8.2.1924. Polaczek, Ernst: Dem letzten deutschen Münsterbaumeistr Dr. h.c. Johann Knauth zum Gedächtnis. In: Elsass-Lothringen: Heimatstimmen 2, 1924, S. 72–74.
- 45 Staatsarchiv Freiburg, B728/Nr. 8308: Einbürgerung der Mathilde Knauth, geb. Holzmann nach dem Tod ihres Ehemannes Dombaumeister Johann Knauth aus Strassburg in Elsass-Lothringen (1932–1935); Staatsarchiv Freiburg DNZ-Akten D 180/2 Nr. 171635: Mathilde Knauth. Spruchkammer Akten Südbaden.
- 46 Sie wohnt bis zum 23.7.1947 in der Hauptstraße 27 (Heute Hauptstraße 37, ehem. Adolf-Hitlerstr. 10). Es handelt sich um das Geburtshaus des Komponisten von Carl Isemann.
- 47 Mathilde Knauth zieht am 23.7.1947 ins Offenburger Vincentiushaus, Kornstr. 12. Am gleichen Tag wird das Grab Johann Knauths vom Gengenbacher Friedhof auf den Alten Offenburger Stadtfriedhof umgebettet.
- 48 Weder eine Anfrage im Jahr 2004 noch 2017 bei der Stadt Frankfurt und am Historischen Museum konnten dies bestätigen.
- 49 Vgl. Hell 1930, S. 20, Anm. 1
- 50 Compte Rendu de l'Administration de la Ville de Strasbourg/Verwaltungsbericht der Stadt Strassburg 1919–1935, Strasbourg 1935, S. 645. Auch in diesem offiziellen Bericht, der die Pfeilerarbeiten auf mehreren Seiten schildert (S. 608–645), wird der Name Knauth nur nebenbei erwähnt: einmal, als aus seinem Bericht von 1919 zitiert wird und ein weiteres Mal, als der Stadtarchitekt Dauchy als Nachfolger des „ausscheidenden Münsterbaumeisters Knauth“ vorgestellt wird.
- 51 Hell 1930.
- 52 Siehe die beigefügte Publikationsliste Johann Knauths.
- 53 Vgl. Mechler, Wilhelm: Besuch der Johann Knauth-Ausstellung in Straßburg. In: Die Ortenau 57, 1977, S. 23. Und Ders.: Dr. Johann Knauth war Retter des Münsters. In: Offenburger Tageblatt vom 20. November 1976.

Alle Abbildungen mit Ausnahme Abbildung 11: Fondation de l'Oeuvre Notre-Dame, Straßburg.  
Abbildung 11: Repro Hermann Bürkle, Ortenberg.

200 Jahre Fahrrad:

## Der Freiherr von Drais (1785–1851) in Offenburg und Gengenbach

Martin Ruch

Im Stadtarchiv Offenburg befindet sich als Depositum das Familienarchiv der Adelsfamilie von Neveu. Darunter sind auch Dokumente, die den Forstmeister Freiherr Anton von Neveu (1781–1837) betreffen, der eine Zeitlang der Vorgesetzte von Drais gewesen war. Nur wenige Jahre älter als der Erfinder, hatte er die gleichen Ausbildungsorte in Forstwissenschaft wie jener besucht. 1807 wurde ihm zunächst das Forstamt Waldkirch provisorisch übertragen und Jahr darauf das Forstamt Gengenbach. Ein Bekannter meldete ihm die Ernennung durch „Serenissimus“, den Großherzog:

*„Carlsruhe 10. 4. 1808. Gestern Mittag wurde von Serenissimus der Vertrag genehmigt, wonach Du also nach Gengenbach kommst (...) und deshalb Dir als Aushilfe der Jagdaufseher von Drais zugegeben, welcher jedoch nicht ohne Deine Genehmigung und Vorwissen das geringste vorzunehmen hat.“*

Amtlich erfolgte dieser Bescheid im Großherzoglichen Forstcommissionsprotokoll vom 12.4.1808:

*„S.K.H. haben gnädigst beschlossen unterm 8. dieses, dass der gebirgige Teil der Renchinspection des Oberforstamts in Schuttern mit der Kinziginspection vereinigt werden soll, und haben den Jagdjunker von Drais mit Erteilen des Charakters eines Forstinspectors gnädigst ernannt, um als Assistent des Forstmeisters von Neveu, nach dessen Anleitung und Achtwägen ihn in den durch diesen vergrößerten District vermehrten Geschäften zu unterstützen.“*

Laut seiner „Dienerakte“, also der Personalakte im Generallandesarchiv Karlsruhe, wurde von Drais am 5.7.1808 als Forstinspektor dem Forstmeister von Neveu in Gengenbach zugeordnet und er trat am 27. August seinen Dienst an:

*„Gehorsamster Bericht des Forstmeisters von Neveu, dass Forstinspektor von Drais bereits hier eingetroffen und in seine neuen Dienstverhältnisse eingewiesen worden sei.“*

Die Großherzogliche Forst-Commission hatte für den Forstinspektor von Drais folgende Besoldung bewilligt:



Abb. 1:  
Freiherr von Drais

---

**Anmerkung:**  
Ich danke Baron von Neveu für die freundliche Genehmigung zur Verwendung des Dokumentes

*„400 Gulden, zehn Malter Korn, zwanzig Malter Dinkel oder wenn es daran fehlt, die Hälfte in Kernen oder Weizen, freie Wohnung oder einen billigen Hauszins, Brennholz zehn Klafter (gestrichen: ein kleines Jagdrevier zum Vergnügen oder ein Deputat von Wildpret), ein Dienstpferd, für Schreibmaterialien die nötigen Hilfen in Geld.“*

Aber schon kurz nach seiner Beförderung nach Gengenbach beantragte der Forstmeister von Neveu, man möge ihm doch erlauben, seinen Wohnsitz in Offenburg zu nehmen.

*„Durch den nun ihm übertragenen oberen Teil der Renchinspection ist der hiesige Ort [= Offenburg] viel mehr in dem Mittelpunkt des Bezirks, alle Geschäfte könnten also auch mit mehrerer Schnelligkeit erledigt und dadurch zu Beförderung des höchsten Dienstes vieles beigetragen werden, zudem besitzt Unterfertiger hier eine eigentümliche Wohnung [Neveu'scher Stadthof, **Abb. 2**], welche er gegen billige Entschädigung zu dem Sitz der Inspection widme. Indem er nun seine untertänigste Bitte zu gnädigster Genehmigung empfiehlt, fügt er zugleich die Bemerkung hinzu, dass für den der hiesigen Inspection zugeteilten Forstinspector von Drais sehr leicht eine Wohnung gegen geringen Hauszins in hiesiger Stadt [= Offenburg] ausgemittelt werden könne.“*

Doch Drais war scheinbar nicht lange in Offenburg aktiv. Gleichwohl bat er am 11.9.1808 aus Bruchsal um Erhöhung der Diäten, es stünde ihm mehr zu, auch ein zweites Dienstpferd wünschte er. Man lehnte ab. Im September 1810 schrieb er:

*„Als ich kürzlich zu Offenburg meine Besoldung von dem verfloßenen Quartal erheben wollte, wurde ich von dem Amtskeller Abele auf eine sehr unanständige und grobe Art mit der Behauptung zurückgewiesen, er sei gar nicht schuldig, mir meine Besoldung fort zu bezahlen, da ich mich in diesem Augenblick nicht in Offenburg aufhalte (welches ihn gar nichts angeht), und besonders sei er nicht schuldig mir Heu in Natura zu verschaffen.“*

Der Vater des Erfinders erklärte brieflich, warum sein Sohn nicht in Offenburg, sondern in Mannheim weilte:

*„Dass ich ihn auf einige Zeit in die Residenz zu ziehen bat, geschah aus dem doppelten Grund, weil Frh. V. Neveu darüber, dass er als ein noch junger rüstiger Mann den vergrößerten Distrikt allein zu versehen im Stande war, meinem Sohn keinen Geschäftsteil erließ, und weil von der obersten Forstbehörde keine nähere Determination nachgefolgt war, wie der beigegebene Forstinspector von einem bloßen Praktikanten mit einigem Anstand unterschieden sein soll. Hinzu kam mein Wunsch, dass er*



Abb. 2: Neveu'scher Stadthof, 1967 abgebrochen. Foto: Stadtarchiv Offenburg

*einige Zeit unter den Augen der Staatsoberen unmittelbar sich benehmen und auf jeder Seite bekannt werden soll.“*

Doch irgendwie klappte es nicht so recht mit einer auskömmlichen Stelle. Im Juni 1814 hatte der Freiherr noch immer keine Arbeit gefunden. Vater und Sohn baten nun die Behörde, man möge ihm Zeit lassen „für andere Wissenschaften und mechanische Versuche, sowie für eine Reise dieses Sommers, zu der er zugleich sein Urlaubsgesuch einreicht“. Drais reiste nach Wien an den Kaiserlichen Hof, und wollte seine neueste Erfindung „Fahrmaschine“ dem Kaiser zeigen, wie aus einem Empfehlungsschreiben hervorgeht:

*„Hochwohlgeborener Freiherr, da ich die Erfindung einer Fahrmaschine von Euer Hochwohlgeboren mit besonderem Vergnügen gesehen habe und glaube, dass ein reeller Nutzen dadurch entstehen kann, so rate ich Ihnen, die Ankunft unseres allerhöchsten Monarchen hier abzuwarten, bis euer Hochwohlgeboren das Glück haben könne, diese Maschine seiner Majestät dem Kaiser zu produzieren.“ (Wien 7.9.1814)*

Es ist nichts weiter daraus geworden, jedenfalls sind keine diesbezüglichen Quellen bekannt. Dann aber, am 12.6.1817, unternahm er mit seinem neuartigen, einspurigen Zweirad, bei dem man sich rittlings darauf sitzend und mit den Füßen vom Boden abstoßend fortbewegte, die erste Radfahrt von Mannheim bis an das Schwetzinger Relaishaus. Ohne es zu wissen und ohne groß davon zu profitieren, hatte er vor 200 Jahren eine neue Zeit anbrechen lassen, die des Fahrrades. Offenburg, Gengenbach und Schuttern hatten ihm dabei als kurzfristige Lebensstationen gedient, haben also auch ein Quentchen An-

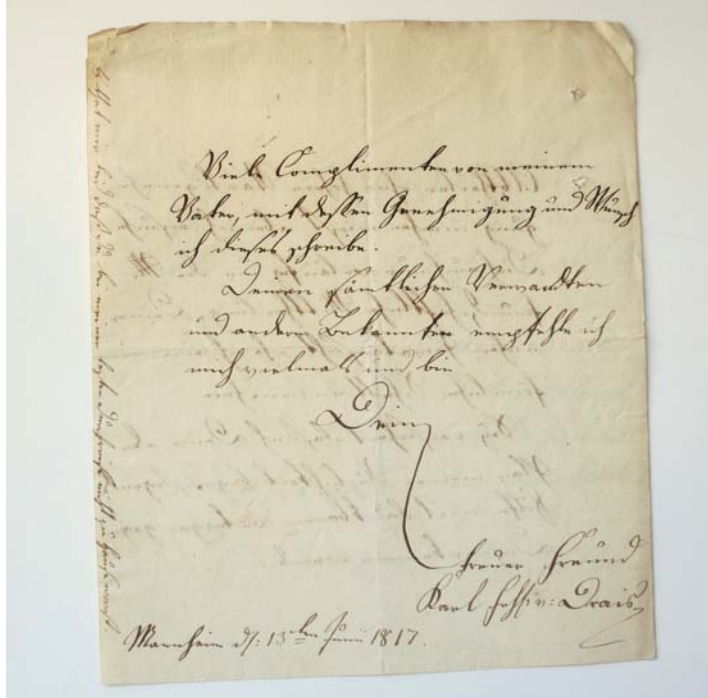


Abb. 3: Stadtarchiv  
Offenburg, 23/346

teil am Erfolg des Rads. Freiherr von Draiss hatte übrigens einen Tag nach seiner Jahrhundertfahrt nochmals nach Offenburg an von Neveu geschrieben und um einen Job bei ihm gebeten:

*„Lieber Freund! Auf Deinen mir neuerlich geäußerten Wunsch, wieder einen Gehülfen zu haben, will ich wieder zu Dir kommen. Willst Du die Güte haben mir gefälligst mitzuteilen, ob Du in diesem Fall geneigt wärest, die Geschäfte Districtweise mit mir abzutheilen, und mir die Communication mit den Beamten und den Förstern etc. der obern Elzinspection zu überlassen, dass ich die jetzt billige Gelegenheit erhalte, meine Brauchbarkeit mehr zu zeigen und weiter zu kommen. (...) Deinen sämtlichen Verwandten und andern Bekannten empfehle ich mich vielmals und bin Dein treuer Freund, Karl Frh. v. Draiss. – Mannheim, 13. Juni 1817“*

(Abb. 3)

Doch auch aus diesem Hoffnungsschimmer wurde nichts, leider, möchte man sagen. Denn dann hätte er möglicherweise die erste Fahrt hier gemacht, vielleicht von Offenburg nach Durbach, wo die Familie von Neveu ja bis zum heutigen Tag residiert ...

## Neue Literatur

**Meyer, Franz Simon: Die ganze Geschichte meines gleichgültigen Lebens. Bd. 1, 1816–1828, hg. v. Sebastian Dziol. Kiel, 2016.**

Das Stadtarchiv Baden-Baden verfügt über ein bemerkenswertes Manuskript, das für die vorliegende Edition übertragen wurde. Es handelt sich dabei um die „Jahrbücher“ des Badener Bankiers Franz Simon Meyer (1799–1871). Meyer hat seit seinem 16. Lebensjahr bis zu seinem Tod über 55 Jahre hinweg einmal jährlich niedergeschrieben, was ihn beruflich, politisch, kulturell und privat in den vergangenen zwölf Monaten bewegt hat. So kommt man seiner Persönlichkeit sehr nahe und kann seine Entwicklung als Mensch, als Familienvater, als Handelsmann und Bankier, als scharfer politischer Beobachter verfolgen und nachvollziehen. Der erste nun vorliegende Band enthält die Aufzeichnungen über die Geschichte seiner Familie während der napoleonischen Kriege in Rastatt, seine Zeit als Schüler in einem Pensionat in St. Blaise, seine Reisen durch die Schweiz, nach Mailand, Paris, London und das industrialisierte Nordengland sowie seine Jahresberichte bis 1828. Gedichte und Rechnungen ergänzen den Band, der durch editorische Kommentare und ein Register gut erschlossen ist. Das Buch ist eine wichtige kulturgeschichtliche Quelle, es öffnet sich damit gleichsam ein „Tor zum 19. Jahrhundert“. Gerade die alltäglichen Notizen in den Rechnungen über seine Reisen sind äußerst aufschlussreich, wenn er etwa notiert, dass er einen alten Hut ausbessern ließ, die Bibliothek in Versailles besuchte oder eine Wette „wegen dem Wort Rülpsen verloren“ habe. Die Veröffentlichung des zweiten Bandes ist für Ende 2017 geplant. Er wird dann die Jahresberichte 1829 bis 1849, und somit die wichtigen und ausführlichen Darstellungen der Deutschen Revolution 1848/49 enthalten. Man darf gespannt sein.

*Martin Ruch*

**Hansjakob, Heinrich: Meine Madonna. Eine Familienchronik. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Herausgegeben von Manfred Hildenbrand und Peter Schäfer. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von Manfred Hildenbrand. Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft Freiburg, 2016. 272 S., Abb.**

Als neuntes Projekt in der verdienstvollen Kleinen Hansjakob-Edition der Hansjakobgesellschaft erscheint dieses schon lange vergriffene Buch. Darin hat Hansjakob in einer Art Familienchronik die Geschichte seiner männlichen Vorfahren geschildert. Breiteren Raum nimmt dabei die Vita des Bäckers Tobias Hansjakob ein, und zwar aus diesem Grund: Hansjakob hatte die alte Backmulde seines Urgroßvaters erworben und durch den Freiburger Bildhauer Josef Dettlinger eine Madonna aus dem Holz schnitzen lassen. Sie schmückt heute noch die Hauskapelle seines Alterssitzes, dem Freihof in Haslach. Zuvor aber hatte sie Hansjakob in der Freiburger Kartause, Refugium und Dichterkunstwerkstatt über viele Jahre, aufgestellt. Und er ließ sich in der Phantasie die Geschichte seiner Familie und seiner Kinzigtäler Heimat von der nun transformierten Backmulde erzählen. Über viele Aspekte der Gedankenwelt Hansjakobs gibt das Buch Auskunft, nicht zuletzt auch über den latenten Antisemitismus des Priesters. Manfred Hildenbrand hat das in seinen profunden Anmerkungen nicht verschwiegen, aber diese Ambivalenz zeitgeschichtlich eingeordnet. Der Gesellschaft ist erneut zu danken für die Herausgabe einer weiteren Hansjakob-Preitiose. „Meine Madonna“ ist ein bemerkenswertes Stück Prosa, dramaturgisch vom Priester und Volksschriftsteller Hansjakob geschickt gemacht. Dass die Publikation durch den Tod von Manfred Hildenbrand nun auch zum Vermächtnis des langjährigen Hansjakob-Museumsleiters geworden ist, macht sie allen Literatur- und Hansjakobfreunden zur besonders wertvollen Lektüre.

*Martin Ruch*

**Société d'Histoire et d'Archéologie de Brumath et des Environs No. 44. Décembre 2016, 96 S.**

Die elsässische Gemeinde Brumath erfreut sich eines sehr aktiven und erfolgreichen Vereins für Geschichte und Archäologie. Dieser liefert in jedem Jahr in einem Heft beeindruckende neue Ergebnisse (in französischer Sprache). Die Beiträge sollen daher hier kurz vorgestellt und damit einem breiteren Leserkreis erschlossen werden.

In einem Vorwort würdigt Bernadette Schnitzler die Zusammenarbeit anlässlich der Sonderausstellung „Brumath–Brocomagus ...“ im Musée Archéologique in Strasbourg (vgl. Rezension in „Die Ortenau“ 96, 2016, S. 478 f.). Mathias Higelin stellt einen seltenen römischen Neufund vor: einen strigilis (ein bronzener Schaber zum Reinigen der zuvor eingöhlten Haut anlässlich des Bades). Louis Ganter und Jean-Claude Goepf behandeln eine römische Begräbnisurne und Töpferöfen aus der rue Remiremont (S. 7). Goepf präsentiert mit Karten neuere Annahmen über römische Wege und Straßen rings um Brumath, die diesen Ort als wichtiges Zentrum im nördlichen Elsass ausweisen.

Es folgen Beiträge zur Lokalgeschichte: Der 14. Juli in Brumath im Jahre 1946 (Charles Muller); Die Kommende des Heiligen Geistes von Stephansfeld von 1216 bis 1774 (Julien Noguès); Die Chronik eines aufgelassenen Torfstiches bei Krautwiller (Jean-Philippe Nicole); Das Ferienheim Millerand und Made-moiselle Korn (von Charles Muller; das sind Episoden aus der Zeit der Einführung der französischen Zivilverwaltung 1918–20, u. a. ein Besuch des Generalkommissars und späteren Präsidenten Alexandre Millerand) und die Kapelle von Hochstett (Marc Mathern).

In der Rubrik Kulturerbe (Patrimoine) folgen Maßnahmen zum Schutz der Hügelgräber im Wald „Weitbruch“ bei Brumath (Jean-Philippe Schmitt), Das südwestliche Viertel von Brumath, durch einige Straßen (Jean-Jacques Kientz) und ein Beitrag über wieder aufgefundene Grabinschriften des 19. Jhs. (Ganter, S. 78). Von Brumather Persönlichkeiten wird Jean-Jacques Coulmann, Freund der

Königin Hortense, durch Catherine Minck gewürdigt.

Louis Ganter stellt interessante Neufunde vom Gewinn „Auf der Mauer“ bei Brumath vor; es handelt sich um einige römische Metallfunde, u. a. ein kleines Fragment einer großformatigen Bronzestatue. Beschlossen wird das Heft durch einen Beitrag von Florent Jodry über antike Mühlsteine von Brumath.

Funde, Geländeansichten, Grabungsbefunde und Luftaufnahmen werden in allen Beiträgen mit ausgezeichneten Farbaufnahmen und farbigen Plänen präsentiert. Es ist immer wieder erstaunlich und erfreulich, wie viele neue Ergebnisse und Erkenntnisse in Brumath innerhalb eines Jahres gemacht und im Jahresbericht in ansprechender Form veröffentlicht werden. Brumath erweist sich einmal mehr als einer der wichtigsten römischen Orte des Elsass, und auch für die älteren und jüngeren Perioden lässt sich vieles berichten. Chapeau!

*Heiko Wagner*

**Heinecke, Julia: Kalte Weide – Ein Hirtenbub im Schwarzwald. Badischer Landwirtschafts-Verlag, Freiburg i. Br., 2., überarbeitete Auflage 2016, 267 S.**

Es mag ungewöhnlich erscheinen, dass in einer Zeitschrift eines Historischen Vereins ein Roman, d. h. eine fiktive Erzählung, vorgestellt wird. Das Buch behandelt jedoch ein sozial- und kulturgeschichtlich wichtiges, aber lange vernachlässigtes Thema – das Leben der viehhütenden Hirtenkinder im Schwarzwald. Nachdem im Alpenraum schon längst die sog. „Schwabenkinder“ wiederentdeckt wurden, war es nun höchste Zeit, auch die Lebenswelt der Hirtenbuben im Schwarzwald zu erkunden – die meisten Zeitzeugen werden voraussichtlich in den nächsten 10–15 Jahren verstorben sein.

Thomas Hafen vom Freilichtmuseum Vogtsbauernhof hat dem Band zur Erläuterung ein einfühlsames Vorwort vorangestellt. Die Autorin hat bereits 2010 ein Sachbuch zum Thema (Zwischen Viehhüten und Hirten-schule) verfasst, das jedoch ohne ISBN-Nummer geblieben ist. Es ist nur über den Ge-

schichtverein Furtwangen und in den lokalen Buchhandlungen erhältlich.

Die Handlung des Romans spielt während des Zweiten Weltkriegs, als ein Freiburger Junge („Miggi“) sein Viertel verlässt, um im Schwarzwald als Hirtenjunge zu arbeiten. An seinem ersten Hof wird er schlecht behandelt, unzureichend ernährt und schließlich verprügelt. Viel besser läuft es auf seinem zweiten Hof, wo er wie ein Familienmitglied aufgenommen wird. Jedoch wirft auch hier der Krieg seine Schatten auf den Alltag: die Männer werden nach und nach in die Wehrmacht eingezogen und stellenweise durch Zwangsarbeiter ersetzt. Dramatisch und traumatisch schließlich das Ende des Krieges ...

Der erste (!) Roman der Autorin ist gelungen. Die schlichte, schnörkellose Sprache entspricht der Mentalität der Schwarzwälder Landbevölkerung, die einfühlsam und trefend charakterisiert wird. Die harte Arbeit, die Unbilden des Wetters, die immerzu knappe Subsistenzwirtschaft und der zeitweise Mangel an Lebensmitteln werden deutlich.

Die Autorin hat im Vorfeld des Buches mit einem Dutzend ehemaliger Hirtenkinder aus der Region Furtwangen gesprochen. Ihre Erlebnisse flossen in das Buch ein, und sie dürfen sich in manchem wiedererkennen.

*Heiko Wagner*

**Braun, Hubert: Gengenbacher Adlersteine. Eine Dokumentation in Bildern. Gengenbach 2012. Im Selbstverlag des Verfassers. (Erhältlich beim Verf. Engelgasse 19, 77723 Gengenbach)**

Der Gengenbacher Hubert Braun hat in den Jahren 1966/67 und später von 1999 bis 2002 die noch am ursprünglichen Ort befindlichen Grenzsteine fotografiert und minutiös dokumentiert, so dass eine wertvolle Bestandsaufnahme entstanden ist, die ihresgleichen sucht.

Die Grenzen des reichsstädtischen Gebietes von Gengenbach wurden durch Gemarkungssteine gekennzeichnet, von denen einige bis heute an ihrem Platz in der Flur stehen, andere wurden umgesetzt, nicht wenige aber sind verschollen. Die vermutlich älteste

erhaltene sehr schöne Beschreibung des gesamten Grenzverlaufs rund um die Reichsstadt findet sich im „Waidgangbüchel“ der Stadt Gengenbach aus dem 15. Jahrhundert, das heute im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrt wird (Sign. S GNM Nürnberg Nr. 99). Es enthält eine Fülle alter Flurnamen und oft die Erstnennung mancher Fluren, etwa für den Offenburger Hausberg „Hohes Horn“. Entlang der rund 44 km langen Gemarkungsgrenze stehen die alten Adlersteine mit dem Wappen der Stadt und den jeweils benachbarten Wappen der Gemeinden und Ortschaften Ohlsbach, Reichenbach, Schwaibach, Bernersbach. Die Lage der fotografierten Steine wurde von Hubert Braun unter Zuhilfenahme dieser und weiterer historischer Quellen in topographische Karten eingetragen, katalogisiert und mit detaillierten Erläuterungen versehen. Als Ergebnis liegt eine wertvolle Arbeit vor, die mit ihrem Bild- und Kartenmaterial die Stadtgeschichte Gengenbachs bereichert.

*Martin Ruch*

**Oswald, Rolf: Meine Gedanken kreisen nur um Daheim. Die Lebenserinnerungen des Nordrachener Waldarbeiters Andreas Doll in Kriegszeiten. Herausgegeben vom Historischen Verein Nordrach e.V., Nordrach 2016, 176 S., viele Abb.**

Schon in der dritten Auflage erscheinen diese bemerkenswerten Aufzeichnungen des Nordrachener Waldarbeiters, die er in einem einzigen langen Brief aus der russischen Kriegsgefangenschaft an seine Frau hinterlassen hat. Er erinnert sich darin an seine Jugend, die Eltern wie die Schule oder das Arbeiten, an die erste Begegnung mit seiner Frau, später das Berufs- und Familienleben hinten im Nordrachtal unter der Moos gelegen. Die Heimkehr allerdings hat Andreas Doll nicht mehr erleben dürfen, er ist in russischer Gefangenschaft gestorben. Der Historische Verein und seine rühri gen Mitglieder, besonders der Autor und Herausgeber der vorliegenden Publikation, haben sich schon mehrfach große Verdienste um die Alltagsgeschichte ihres Dorfes erworben. Mit dieser Veröffentlichung setzen sie aber beson-



dere Maßstäbe, ist doch der berührende Brief des Andreas Doll eines der seltenen Dokumente für die „Geschichtsschreibung von unten“. Allein schon die Geschichte seiner Entdeckung und Rettung durch die Kriegs- und Nachkriegswirren hindurch ist erzählens- und lesenswert. Das alles ist in diesem Buch zusammengestellt, erklärend gut kommentiert und mit Abbildungen zusätzlich belegt, so dass die Lektüre uneingeschränkt empfohlen werden kann – und muss! *Martin Ruch*

**Metzinger, Adalbert: Menschen im Widerstand. Mittelbaden 1933–1945. Herausgegeben vom Kreisarchiv Rastatt. Ubstadt-Weiher, 2017, 178 S., viele Abb.**

Immer noch ist die Geschichte des zivilen Ungehorsams und des Widerstands im Dritten Reich für Überraschungen gut. Denn die Frage der Nachkriegsgeneration „Habt Ihr denn keinen Widerstand geleistet?“ kann meist sogar vor Ort mit Beispielen für Mut und Zivilcourage belegt werden. Man muss sich „nur“ die Mühe der Suche machen. Dann ergeben sich aus Verhörprotokollen, aus Urteilen, vor allem aus Zeitzeugenerinnerungen doch selbst in der näheren Umgebung beeindruckende Beispiele für einen Widerstand gegen den Unrechtsstaat. Der Autor, viele Jahre Lehrer in Bühl, hat sich des Themas angenommen und für Mittelbaden recherchiert. Das Ergebnis, herausgegeben vom Kreisarchiv Rastatt, ist ein wichtiger Beitrag zur lokalen Geschichte, und rückt ein Bild zurecht, das häufig nur Mitläufer und Parteigänger auf der einen Seite, Opfer auf der anderen Seite kannte. An die mutigen Menschen, die entweder halfen, auch auf die Gefahr der Verfolgung hin, oder die Protest und Widerstand zeigten und dafür eingesperrt oder hingerichtet wurden, – an sie muss immer wieder neu erinnert werden. Dazu hat Adalbert Metzinger mit diesem Buch einen großartigen Beitrag geleistet. *Martin Ruch*

**Juliane Geike und Heiko Haumann (Hg.), Das Dorf im Ersten Weltkrieg, Beispiele aus Mittel- und Südbaden, Heidelberg u. a. 2017. 136 Seiten.**

Es ist das erste Buch, das in einer neuen Reihe erscheinen soll. Sie trägt den informativen Untertitel „Lebenswelten im ländlichen Raum – Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden“.

Der vorliegende Band hat wie die Reihe als Ausgangspunkt das obere Elztal. Das wird im Vorwort erläutert. Es geht hier aber auch um die Lahrer Gegend, um den Amtsgerichtsbezirk Oberkirch, um Nordrach. In den zehn Texten widmen sich zwölf Autorinnen bzw. Autoren dem Dorf als Hinterland der staatlich verfügbaren Gemetzler – mit den Folgen für die Versorgung, den Alltag der Dörfler. Letzteres darf man nicht so wörtlich nehmen: eine der erwähnten Personen (Seite 84) lebte ein Vierteljahrhundert später in einem Berliner Haus, in dem der Verfasser ab 1984 mit seiner Familie lebte.

Das Besondere an dem Buch sind die vielen alten Fotos – und die Beschreibung ihrer Entstehung, auch der Manipulationen an den Aufnahmen. Das wird schon an der Umschlagabbildung deutlich, einer aussagekräftigen Montage aus drei Fotos. Schnappschüsse von Front und Dorf, oft aus dem Internet oder von Sammlerbörsen bezogene Nachlassteile, konnten zu Themensammlungen zusammengefügt und hier vorgestellt werden – soweit nicht ein anderer Sammler schneller gewesen war. Dazu wird viel Literatur angeführt, der aktuelle Forschungsstand wird auch hier immer eingeblendet.

Ob es um den Landsturm geht, um das Leben der Kriegsgefangenen auf dem Dorf, um die Seelsorge der Dorfpfarrer für die Schäflein an der Front (die man zur Schlachtbank geführt hat – oft genug wurden sie ja geschlachtet), um das teils fidele Treiben an der Front zwischen den Schlachten, um die Kommunikation mit den entfernten Verwandten und Freunden (Stichwort: Feldpost) – man erfährt sehr viel, auch viel Neues über diese gar nicht „große Zeit“. Es geht auch um die Beschränkungen in der Heimat, um die Ratio-

nierungen – und um die staatlichen Versuche, die Bevölkerung mittels „vaterländischer Vorträge“ auf die Verknappung einzustimmen. (Dabei wirkte auch ein späterer Reichskanzler und noch späterer Pazifist mit, der „Reichstagsabgeordnete Dr. Joseph Wirth vom Zentrum“; Seite 55.) Aus dem Dorf halfen dabei besonders die Lehrer und Pfarrer, wenn sie etwa die Heldentaten der deutschen Soldaten lobten, Gehorsam und Befolgung der Anordnungen der Obrigkeit forderten – so wie die „absolute Opferbereitschaft der Bevölkerung“ (Seite 55).

Neu daran ist sicherlich vielen Lesern, dass die untere Verwaltungsebene durchaus nicht alles vollziehen wollte, was von oben kam, wie etwa aus Nordrach berichtet wird nach Angaben aus dem Gemeindearchiv. Denn die Einschränkungen gingen sehr weit, griffen in den selbstverständlichen Teil des Alltags ein: man weiß, dass viele Kirchenglocken für den Krieg eingeschmolzen wurden, dass man Bauern die Pferde wegnahm. Außer Getreide musste auch Holz abgegeben werden, ferner Metalle, Leder, Öl. Die Gemeinden mussten oft einwenden, dass z. B. die Holzanforderung nicht erfüllt werden kann – „weil der Sägmüller sowie seine Leute und Pferde zum Kriegsdienst eingezogen sind“ (Seite 72). Bei den Metallen betraf es vor allem Kupfer, Messing, Zinn und Nickel. Darunter fielen die 25-Pfennig-Stücke, Kupferkessel der Branntweinbrennereien, Dachkupfer und Blitzableiter – und sogar Bierglas- und Bierkrugdeckel. Aus den Kirchen konnte das Militär auch die Orgelpfeifen aus Zinn gebrauchen, bei den Fahrrädern waren es vor allem die Reifen. Auch hier hatte sich manche Gemeinde „trotz mehrfacher Aufforderungen lange taub gestellt“ (Seite 73). Weil die Soldaten an der Front ja auch ernährt werden müssen, hatten die Dörfer ausreichend Nahrungsmittel abzuliefern. Das war oft mit der Drohung der Enteignung verbunden, weil die Eingriffe in das Leben der Bevölkerung sehr weit gingen und es daher häufig zu Weigerungen und Verschleppungen kam – trotz der allgemein verbreiteten „vaterländischen Gesinnung“.

Die Lebensmittelspenden sollten nicht nur die Soldaten ernähren helfen, sondern auch „badische Schwerstarbeiter in der Kriegsindustrie“ (Seite 77). Dazu gehörten etwa Arbeiter in der Schmuckstadt Pforzheim, die sich dafür bedankten. Damit verbunden war dann eine Veranstaltung im Dorfgasthaus, wo nach einem Musikprogramm und einem „allgemeinen Lied“, vermutlich einem Kriegsgesang, sowie einem kriegerischen Vortrag „schöne Schmuckgegenstände im Wert von 100 Mk“ unter den Spendern verlost wurden (Seite 77). Die Einschränkungen für die Bevölkerung sind auch daran zu erkennen, dass es nach der Rationierung von Mehl und Brot im April 1915 in sämtlichen Wirtschaften verboten wird, „Brot und Wecken an Gäste auszugeben, mit Ausnahme der Übernachtungsgäste“ (Seite 76). Die Tagesgäste haben ihren Bedarf selbst mitzubringen.

Ab 1915 geht es auch um Flüchtlinge, um eine aktuell erscheinende Frage: wie viele kann ein Dorf aufnehmen? Und dann, nach den vielen Siegen, die mit dem Waffenstillstand am 9. November 1918 endeten (Seite 80: „Erfolgsberichte bis zum 8. November 1918“), brauchte das Heer alles nicht mehr und es blieb beim Rückzug „einfach liegen“: Munitionskarren und alle Arten von Munition, Handwerkszeug, Gasmasken, Seitengewehre – aber auch Kleidungsstücke. Es wurden Sammelstellen eingerichtet, die Gemeinden konnten die Bedürftigen nun mit Unterhosen versorgen (Seite 79). Aber auch der Alkohol floss nun woanders hin, Tausende Flaschen Rotwein, Süßwein und Branntwein konnten „günstig an Privatpersonen weitergeleitet werden“, ebenso Rauchwaren und Pferdedecken.

Zur Förderung der Erträge für den Krieg war im April 1916 die Sommerzeit eingeführt worden, mancher Gemeinderat wehrte sich dagegen – mit Begründungen, die auch heute für diesen Unsinn gelten (Seite 79 f.). Ein kurioses Verbot betraf den Themenbereich Kriegsgefangene, auf den hier leider aus Platzgründen nicht näher eingegangen werden kann: die Vogelscheuchen durften nicht mehr wie bisher mit „Zivilkleidern und Hüten“ ausgestattet sein – weil sich die geflohenen russi-

schen Kriegsgefangenen daran bedienten. Ob die Vögel auf ausgezogene Scheuchen überhaupt reagierten oder auf die durch „Zerschneiden, Zerreißen u. s. w.“ unbrauchbar gemachte Kleidung, wurde wohl nicht untersucht.

Einer der Herausgeber, Heiko Haumann, zieht dann im letzten Beitrag ein Resumé des Buches und benennt offene Fragen und Forschungslücken. Insgesamt eine erfreuliche Zusammenstellung von Themen, die lange genug nicht ohne Vorurteil betrachtet werden konnten. Der künftigen Reihe ist Erfolg zu wünschen mit weiteren spannenden Bänden.

*Frank Flechtmann*

**Langenbacher, Elmar: Mein Licht. Meine Stille. Der Kinzigtäler Jakobsweg. Offenburg: Elmar Langenbacher Verlag 2014, 304 Seiten, Abb.**

Der Autor Elmar Langenbacher beschreibt in dieser Reisereportage seine mehrtägige Wanderung auf dem Kinzigtäler Jakobsweg von Loßburg bis Straßburg. Das Buch erzählt von den Schönheiten der Schwarzwälder Landschaften und der Natur, von Traditionen und Geschichte entlang des Weges. Und es erzählt Geschichten von, mit und über Menschen entlang des Weges. Elmar Langenbacher hat während seiner Reise mit vielen interessanten Menschen entlang des Weges gesprochen, darunter auch mit einigen Mitgliedern des Historischen Vereins für Mittelbaden! Aber das Buch beschreibt auch, wie der Weg den „Werbefuzzi“ verändert. Wie die Langsamkeit des Wanderns das schnelle Rad im Kopf anhält. Längst vergessene Kindheitserinnerungen werden entdeckt, Stille erfahren und neue Lebenskraft geweckt. Insofern wird die meditative Wirkung eines Pilgerweges spürbar. Wandern als Burnout-Prävention! Elmar Langenbacher hat seine persönlichen Eindrücke niedergeschrieben. Er erwähnt dabei auch die verschiedenen Sehenswürdigkeiten und hat manche gastronomische Tipps für Nachwanderer bereit. Eine unterhaltsame und lesenswerte Reisereportage mit Tiefgang! Das Buch wird hoffentlich manche Leserinnen und Leser animieren, den Weg auch einmal gehen zu wollen.

*Cornelius Gorka*

**Federle, Rolf: Alt-Großweier. Historische Gebäude und ihre Besitzer. Hg. Ortsverwaltung Großweier – Arbeitsgruppe „Historik Großweier“. Bruno Metzinger [GrafikDesign] Renchen [2016]. 276 Seiten mit 167 Abbildungen.**

Als Ausgangspunkt seines Buches nennt der Autor Rolf Federle, Verfasser auch des Ortsfamilienbuches Großweier (2005), die „Frage, wer wann und wo in Großweier gewohnt hat“ (S. 6). Nach langjährigem und akribischem Quellenstudium (s. Quellenbeschreibung, S. 9), v. a. der Kontrakten-Protokolle von 1680 bis 1788 aus dem GLA Karlsruhe und der Grund- und Lagerbücher von 1816 bis 1900 der Gemeinde Großweier, gelingen ihm 179 Hausbeschreibungen in den vier Ortsteilen Oberdorf, Mitteldorf, Unterdorf und Hesselbach. Jedem Ortsteil werden ein Bild einer Dorfpattie, ein durchnummerierter Plan der Häuser und eine Auflistung der Hausnamen in mundartlicher Schreibung mit dem heutigen Straßennamen samt Hausnummer vorangestellt. Die einzelnen „Hausbiographien“ enthalten dazu noch den Namensgeber und dessen Lebensdaten und – soweit vorhanden – ein Foto des Hauses. Nun folgt „die Geschichte des Hauses bzw. der Häuser in einer Art Lebenslauf“ (S. 19). Verzeichnet werden die Besitzveränderungen (Kauf, Verkauf, Tausch, Versteigerung, Vererbung, Wegzug der Familie), die Beschreibung des Äußeren dieser Häuser und deren bauliche Veränderungen. Jede Veränderung ist mit der entsprechenden Fundstelle in der Quelle versehen. Am Ende folgt eine Tabelle der im Buch genannten Hausbesitzer mit den Familiennummern aus dem Ortsfamilienbuch Großweier, die Aufschluss über den Häuserwechsel der einzelnen Familien gibt. Erwähnt sei noch, dass die Einleitung die Beschreibung eines typischen Eindachhauses mit Wohn- und Wirtschaftsräumen (S. 7–8) enthält. Weiterhin findet sich ein aufschlussreiches Kapitel über die lokal gültigen „Münzen, Maße und Gewichte“ (S. 12–14), wie sie in Großweier z. B. 1599 galten, und ein weiteres über die Entwicklung der Bevölkerungszahlen in der Gemeinde (S. 15) von 1666 bis 1939. Abgedruckt ist auch der

Dorfplan von Pfarrer Winter mit der ältesten Darstellung des Schlossareals und der „Seelen-Tabelle von Grossweyer“ (S. 16–18) aus dem Jahre 1816. Als sehr gelungen muss auch die graphische Gestaltung des Buches durch Bruno Metzinger der Firma GraphikDesign in Renchen angesehen werden. Das Buch stellt exemplarisch eine vollständige Dokumentation des Dorfbildes um die Mitte des 20. Jahrhunderts dar, welches in dieser Form heute nicht mehr existiert. Über die lokal begrenzte Bedeutung des Buches hinaus ist es dem Autor gelungen, einen Mosaikstein im großen Bild der Wirtschafts- und Sozialgeschichte beispielhaft an einem bäuerlich strukturierten Dorf in der mittleren Ortenau hinzuzufügen.

*Ewald Hall*

**Zu Gast bei Juden. Leben in der mittelalterlichen Stadt. Begleitband zur Ausstellung, hg. von Dorothea Weltecke. Konstanz, Archäologisches Landesmuseum, 8.4.–29.10.2017, 216 S., viele Abb.**

Unter der Schirmherrschaft von Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, steht diese einzigartige Ausstellung, die Einblicke in die farbenfrohe Welt jüdischen Lebens im Umfeld des Bodensees gewährt. „Medinat Bodase“, so lautet der alte Name dieser Großgemeinde, in der die einzelnen Gemeinden bestens vernetzt waren. Nur wenige Spuren vom jüdischen Leben am Bodensee haben sich erhalten. Darunter aber befinden sich einige hebräische Prachtmanuskripte mit Bildern, die aus jüdischer Perspektive die gotische Welt der Städte zeigen und die in Konstanz oder in der Nachbarschaft hergestellt worden waren. Sie wurden bisher nie zusammen gezeigt und kehren zum ersten Mal zum Ort ihrer Entstehung zurück. Es zeigt sich im Ergebnis: gotische städtische Kultur am Bodensee des Mittelalters war nicht einfach nur christlich, sondern eine Kultur von Juden und Christen.

Der Begleitband zur Ausstellung bietet den neuesten Stand zur Geschichte der Juden am Bodensee im Mittelalter. Fragen zum Aussehen und zu den Kleidern der Juden, zur

räumlichen Verteilung in der Stadt, zum Recht und zu den Formen christlich-jüdischen Zusammenlebens finden überraschende Antworten.

Die gemeinsame Ausstellung des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg (ALM) und des Exzellenzclusters „Kulturelle Grundlagen von Integration“ der Universität Konstanz findet mit dem vorliegenden Begleitband ihre hochverdiente Würdigung und Dokumentation.

*Martin Ruch*

**Ilgen, Volker: „D' unter Fabrik“ – Geschichte der Spinnerei und Weberei Offenburg. Stadt Offenburg, 2017, 128 S., viele Abb.**

1857 wurde am Offenburger Mühlbach ein Unternehmen gegründet, dessen Bedeutung für die Offenburger und Ortenauer Sozial- und Alltagsgeschichte von großer Bedeutung werden sollte. Nicht nur Arbeiterhäuser und Fabrikantenvilla, nicht nur Produktionshallen und Industriebahn des Unternehmens bestimmten über die Folgejahre hinweg in zunehmendem Maß das Leben. Neben der badi-schen Staatseisenbahn, die mit Rangierbahnhof und Ausbesserungswerk Tausenden Arbeit gab, war mit der Spinnerei der zweite Motor für die industrielle Entwicklung Offenburgs entstanden. Die vorliegende Dokumentation des Historikers Ilgen, der bereits mit fundierten Veröffentlichungen u.a. zur Geschichte der Bezirkssparkasse oder der Offenburger Feuerwehr hervorgetreten ist, schildert den Weg des Unternehmens bis zur Stilllegung im Jahr 2008. Dabei stehen nicht primär Details etwa zur Technik der Spinnerei im Vordergrund, sondern Ilgen hat stets auch die gesamtwirtschaftliche Entwicklung Deutschlands als Hintergrund für die Situation in Offenburg im Blick, so dass eine überaus stringente und zudem gut geschriebene Firmengeschichte entstanden ist, der man weitere Folgechroniken zur Geschichte der Stadt dringend wünscht. Da wäre dann beispielsweise gleich die Geschichte der „ober Fabrik“ naheliegend, nämlich die Geschichte der großen Leinenweberei Clauss am oberen Mühlbach ...

*Martin Ruch*

**Gorka, Cornelius: 100 Jahre Krankenhaus Wolfach. Vom städtischen Krankenhaus zum Ortenau Klinikum Wolfach 1917–2017. Wolfach 2017, 230 S., viele Abb.**

Achern, Kehl, Wolfach: Der Archivar des Ortenaukreises Cornelius Gorka kann eine beeindruckende Literaturliste zur Geschichte des öffentlichen Gesundheitswesens in den genannten Städten vorlegen. Seine Chroniken über die einst als städtische Krankenhäuser entstandenen Institutionen, die mittlerweile im großen Ortenau Klinikum aufgegangen sind, stellen wichtige Grundlagen für die Medizingeschichte der Ortenau dar. Das neueste Werk gilt dem Krankenhaus Wolfach. Entstanden einst aus dem Gutleuthaus und dem Spital, waren die Verhältnisse im alten Haus um 1900 derart obsolet geworden, dass sich der Gemeinderat 1913 zu einem Neubau entschloss. Anstelle des alten, engen Spitals, wo noch in einem Baderaum operiert werden musste, sollte sich ein „prächtiger Bau“ erheben, der mit allem neuzeitlichen Komfort eingerichtet und eine „herrliche, sonnige Lage“ haben werde. Im Februar 1917 nahm das Haus seinen Betrieb mit 40 Betten auf. Seinen Gang durch die hundert Jahre schildert Gorka in seinem sorgfältig recherchierten Buch, das bis in die jüngste Vergangenheit Ereignisse und Entwicklungen darstellt. Es enthält die Namen der verantwortlichen Ärzte seit Gründung, schildert die Kapellen des Hauses und lässt den Alltag in einigen Anekdoten zu Wort kommen. Den Abschluss bildet die Hausordnung des Gründungsjahres 1917, die im Kontrast mit einer heutigen Hausordnung die gewaltigen Unterschiede deutlich macht in Fragen der Disziplinierung der Patienten. Ein reich bebildertes und ansprechend gestaltetes Werk ist entstanden, das in der stadtgeschichtlichen Literatur Wolfachs einen würdigen Platz verdient.

*Martin Ruch*

**Kopp, Karl: Das Kippenheimer Lied. Eine badische Volksschule und ihre israelitischen Kinder. Herausgegeben vom Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e. V. Bühl: seitenweise Verlag, 2017, 160 S., viele Abb.**

Karl Kopp, langjähriger Lehrer und Rektor der Kippenheimer Schule, hat sich, seiner Schule und ihren jüdischen Kindern mit dieser sorgfältigen und bemerkenswerten Dokumentation ein hochverdientes Denkmal gesetzt. Sein Anliegen kommt in der einleitenden Widmung bestens zum Ausdruck: „In der Geschichte der Kippenheimer Schule sind zwei historische Stränge eng verwoben: Die Geschichte einer badischen Volksschule und das Schicksal ihrer Schüler israelitischer Konfession. Diese Arbeit widme ich allen jüdischen Kindern Kippenheims, in besonderer Weise Hedy Epstein, Inge Auerbacher, Kurt S. Maier, die dieser Schule und mir eng verbunden sind, sowie allen, von denen sie wünschen, dass ihre Seelen eingebunden seien im Bund des Lebens.“

Erstaunlich ist nicht allein die Fülle an Quellenmaterial, das der Autor finden und auswerten konnte, faszinierend ist die Tiefe der historischen Erschließung, die den Blick vom begrenzten Bereich der jüdischen Heimatgeschichte öffnet auf die sie einschließende Kommunal- und allgemeine Politik. Deutlich zeigt der Autor vor allem auch die Einbettung der jüdischen Landgemeinde in ihr christlich geprägtes Umfeld. Am schönsten findet dies seinen Ausdruck im „Kippenheimer Lied“, der Schöpfung des katholischen Kippenheimer Pfarrers Kurz, der den Text verfasste zu einer Klostermelodie aus Villingen. Zu vielen Anlässen, besonders gerne bei Schulfesten, wurde früher dieses „Kippenheimer Lied“ gesungen, in dessen achter Strophe das friedliche Zusammenleben der Dorfgemeinschaft beschworen wurde: „Im gemütlichen Vereine leben alle, Jud und Christ“. Mit Begeisterung pflegte vor allem der israelitische Lehrer Zimmermann das Lied. Über die Schule wurde es ins Dorf getragen, und schließlich vom evangelischen Pfarrer Kaiser mit Zimmermanns Hilfe später vor dem Vergessen bewahrt.

Ein besonderes Anliegen war es Karl Kopp, diesen israelitischen Kollegen Hermann Zimmer zu würdigen, als den Kollegen, der am längsten von allen Lehrern in Kippenheim tätig war, mit besonderer Hingabe dieses Lied gepflegt hat und der auf dem jüdischen Friedhof in Schmieheim bestattet ist.

Das Buch ist viel mehr als nur die Geschichte einer badischen Volksschule. Es ist

ein umfassenderes Geschichtswerk geworden, das die politische Entwicklung Deutschlands immer mit bedenkt und die lokale Geschichte damit verortet und einbindet.

Das empfehlenswerte, reizvoll gestaltete Buch schließt mit der Liste aller jüdischen Kinder, welche die Kippenheimer Volksschule je besucht haben.

*Martin Ruch*



---

## Nachrichten

### Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Nordrach

Am 30. Oktober 2016 hielt der Historische Verein für Mittelbaden erstmals seine Jahreshauptversammlung in Nordrach ab. Die Tagung fand im Pfarrzentrum statt und war vom örtlichen Historischen Verein Nordrach (gegründet 2005) vorbereitet worden. Präsident Klaus G. Kaufmann begrüßte neben den Vertretern der 29 Mitgliedergruppen auch einige Gäste aus dem Elsass, zu dessen Geschichtsvereinen der Historische Verein regen Kontakt hält.

In seinem Jahresbericht konnte der Präsident wieder von zahlreichen Veranstaltungen berichten, an denen er teilgenommen hatte. Auch die Vereine jenseits des Rheins wurden besucht. Für 2017 ist wieder ein grenzüberschreitendes Symposium unter Federführung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Offenburg vorgesehen. Auch über einige Anliegen von Mitgliedergruppen hatte das Präsidium zu beraten und einige Förderanträge zu entscheiden. Präsident Kaufmann bedankte sich beim Bibliotheksteam mit einem Geschenk und dankte den ehrenamtlichen Mitarbeitern für ihre geleistete Arbeit. Er hoffte, dass die laufende Renovierung des Handwerker museums auch der Vereinsbibliothek zugutekommen werde.

Geschäftsführer Alexander Vallendor konnte in seinem Kassenbericht nachweisen, dass der Gesamtverein wieder ordentlich und sinnvoll gewirtschaftet hatte. Die Mitgliederzahlen sind allerdings nach wie vor rückläufig. Aktuell hat der Gesamtverein 2475 Mitglieder und damit 155 Personen weniger als im Vorjahr. Der größte Aufwandsposten ist weiterhin die Herausgabe der Vereinszeitschrift „Die Ortenau“, sowie die Unterhaltung der Vereinsbibliothek in Kork. Im kommenden Jahr muss ein neuer Geschäftsführer gefunden werden, da Alexander Vallendor aus beruflichen und privaten Gründen sein Amt aufgeben wird. Er will aber weiterhin den Internetauftritt des Vereins betreuen. Der Hauptverein beabsichtigt, seine Webseite um einen Veranstaltungskalender der Ortsvereine zu ergänzen. Aus zeitlichen und personellen Gründen konnte dies aber noch nicht geschehen.

Präsident Kaufmann bat die Mitglieder, bei der Suche nach einem neuen Geschäftsführer zu helfen. Danach folgte der Bericht der Kassenprüferinnen Elfriede Gras und Patricia Hemmer. Sie bescheinigten dem Geschäftsführer wieder eine einwandfreie Kassenführung, sodass die Entlastung einstimmig erfolgen konnte. Bei der anschließenden Aussprache wurde angeregt, die Vorstellung des Jahrbuchs künftig publikumswirksamer vorzunehmen.

Redakteur Martin Ruch stellte das neu erschienene Jahrbuch für 2016 vor, welches diesmal das Schwerpunktthema „Unterwegs: Zu Was-





*Das Präsidium des Historischen Vereins für Mittelbaden:  
2. Vizepräsident Klaus Gras, 1. Vizepräsident Cornelius Gorka, Geschäftsführer Alexander Vallendor, Präsident Klaus G. Kaufmann, Redakteur Martin Ruch.*

ser, zu Lande und zu Luft“ hat. Die Zeitschrift ist weiterhin ein wichtiges Mittel zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte der Ortenau. Ohne sie würden die Menschen wenig über die Vergangenheit unserer Landschaft wissen. Alle Mitglieder und Leser dürfen sich freuen: Erstmals in ihrer Geschichte erscheint die „Ortenau“ nun in Farbe. Sie ist nun für 30 Euro im Buchhandel erhältlich. Für Mitglieder ist das Jahrbuch im Mitgliedsbeitrag inbegriffen. Eine zusätzliche Herausgabe der Zeitschrift als „E-Book“ wird vom Verein geprüft. Martin Ruch dankte allen Autoren und ermunterte die Mitglieder, auch für das nächste Jahrbuch Beiträge zu schreiben. Das Schwerpunktthema für 2017 wird „Kunst und Künstler in der Ortenau“ sein, wofür sich die neue farbige „Ortenau“ nun hervorragend anbietet. Redaktionsschluss ist am 1. März 2017.

Zum Ende des offiziellen Teiles würdigte der Verein die Verdienste von Redakteur Martin Ruch mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft. Martin Ruch hatte 1999 diese Aufgabe von Karl Maier übernommen und seitdem kompetent und engagiert dieses nicht immer einfache Amt ausgeübt.

Beim anschließenden Empfang der Stadt Renchen sprach der Nordrachter Bürgermeister Carsten Ehrhardt anerkennende Worte über die Arbeit des Historischen Vereins für Mittelbaden und seines Nordrachter Ortsvereins. Danach informierten Herbert Vollmer und Rolf Oswald kurz über die Geschichte der Mitgliedergruppe und stellten die jüngsten Projekte vor. Den Festvortrag über „Schabos in Nordrach“ hielt der Historiker Uwe Schellinger aus Freiburg. Er berichtete darin anschaulich über die Wiedergewinnung der jüdischen Geschichte des Schwarzwaldkurorts. Zu diesem und weiteren Themen hat der Historische Verein Nordrach mehrere Publikationen herausgegeben. Die Tagung endete am



*Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Martin Ruch (links) durch Präsident Klaus G. Kaufmann (rechts).*

Nachmittag mit einem Rundgang zur jüdischen Geschichte Nordrachs, einer Führung zu den früheren Lungenheilanstalten und einer Wanderung zu den Nordracher Höhenhöfen. *Cornelius Gorka*

## Manfred Hildenbrand (1935–2017)

Nach kurzer schwerer Krankheit verstarb am 4. März 2017 unser langjähriges Ehrenmitglied Manfred Hildenbrand im Alter von 82 Jahren. Einer der besten Kenner lokaler Geschichte und der Persönlichkeit Heinrich Hansjakobs hat seine Schreibfeder aus der Hand gelegt. Der nimmermüde Hansjakobbiograph und der Autor der vierbändigen Stadtchronik Haslachs ist nun selbst in die Geschichte eingegangen. Für seine Verdienste wurde er hochgeehrt: Ehrenbürger der Stadt Haslach, Träger des Bundesverdienstkreuzes, natürlich Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden, wie auch Ehrenvorsitzender des lokalen Geschichtsvereins, um nur einige zu nennen. Gerne zitiere ich aus der Trauerrede des stellvertretenden Vorsitzenden des Historischen Vereins Haslach, Kulturamtsleiter Martin Schwendemann: „Manfred Hildenbrand war von 1971 bis 2005 zweiter stellvertretender Vorsitzender des Historischen Vereins Mittelbadens. Er war nicht nur für die gute Pressearbeit verantwortlich, vor allem seine zahlreichen Beiträge in der ‚Ortenau‘ waren für diese alljährliche größte Geschichtspublikation in Baden eine echte Bereicherung.“

Der Haslacher Historische Verein selbst verdankt ihm unendlich viel. Als umsichtiger Vorsitzender hat er unsere gemeinsame Arbeit von



1968–2005 maßgeblich geprägt, und die öffentlichen Vortragsreihen des Vereins im Refektorium auch immer wieder mit eigenen, stets fundierten und doch kurzweiligen Vorträgen bereichert. Die Forschungen unseres Ehrenvorsitzenden waren die Grundlage vieler Projekte und gaben uns oftmals das Werkzeug für unsere Arbeit erst in die Hand. Ein herausragendes Beispiel ist der Aufbau der Gedenkstätte Vulkan durch die Initiativgruppe im Historischen Verein von Haslach unter der Leitung von Sören Fuß. Dieses Fanal gegen das Vergessen der Nazigräueltaten konnte auf die guten Forschungen Manfred Hildenbrands zurückgreifen und diese weiterentwickeln. Ja, Manfred war unser Motor und Impulsgeber und er wird fehlen.

Im Gespräch mit Historikern aus ganz Baden und darüber hinaus, ob Laienforscher oder Universitätsprofessor – immer wieder durften wir erfahren, wie hoch sein Sachverstand, sein Wissen

und seine Arbeit in Fachkreisen geschätzt wurde. Denn Manfred war auch wissenschaftlich immer auf der Höhe der Forschung. Er ist nicht stehengeblieben in seinen Methoden, sondern hat moderne Strömungen gerne aufgegriffen. ‚Zeitzeugenbefragung‘, ‚Rezeptionsgeschichte‘, ‚Große Geschichte im Spiegel der Lokalgeschichte‘, ‚Oral History‘, alles moderne Ansätze der Geschichts- und Literaturwissenschaft – Manfred hat uns vorexerziert, dass das alles auch für Haslachs Geschichte und für die Hansjakobforschung Anwendung finden kann. Und wenn er sich eines Themas annahm, so konnten wir sicher sein, dass es mit ungeheurer Sorgfalt tief und konsequent ausgelotet wurde.

Manfred Hildenbrand war nicht nur Forscher, er hat die Früchte seiner Arbeit auch vermittelt. Sein besonderes Anliegen war es, den Umgang mit Geschichte auch der Jugend nahezubringen. So war er Mitinitiator in den 9. Klassen der Realschule die Geschichte des Nationalsozialismus auf verschiedensten Ebenen darzulegen und auch die heutigen Klassenfahrten der Realschule in das KZ Struthof im Elsass und die Beschäftigung mit den Konzentrationslagern in Haslach sind auf seine Initiative hin entstanden.“

Der Autor dieses Nachrufes verdankt Manfred Hildenbrand persönlich sehr viel. Er hat ihn ermuntert, selbst zu forschen und hat ihm die Geschichtsforschung quasi „schmackhaft“ gemacht. Lieber Manfred Hildenbrand, der Historische Verein für Mittelbaden e.V. wie auch der Historische Verein Haslach im Kinzigtal e.V. sind Dir zu unendlich großem Dank verpflichtet. Wir werden Dein Gedächtnis in großen Ehren halten.

*Klaus G. Kaufmann*

## Prof. Dr. Gerhard Fingerlin (1937–2016)

An dieser Stelle ist einem begnadeten Archäologen zu gedenken. Gerhard Fingerlin war zwar wohl nicht ad personam Mitglied des Historischen Vereins, jedoch hat er als Leiter der Archäologischen Denkmalpflege in Freiburg im Laufe der Jahrzehnte viele Ausgrabungen in der Ortenau entweder selbst durchgeführt, organisiert oder zumindest gefördert und unterstützt. Seine Forschungsschwerpunkte lagen auf der Römerzeit und im Frühmittelalter. Zu nennen sind etwa das reiche merowingerzeitliche Frauengrab von Mahlberg, das römische Kastell (und Bad) von Zunsweier, das kleine Kastell (ebenfalls mit Bad) von Rammersweier und viele mehr. Dabei hat er zahlreiche archäologisch Interessierte als ehrenamtliche Mitarbeiter geworben und unterstützt. Die Öffentlichkeitsarbeit war ihm wichtig: landauf, landab hat er viele Vorträge gehalten. In Besprechungen, Seminaren und Vorlesungen (als Honorarprofessor an der Universität Freiburg) überzeugte er mit seiner sachlichen, uneitlen und ruhigen, dabei immer positiven Art. Trotz seiner seit Jahren auftretenden gesundheitlichen Probleme schrieb er – auch nach seiner Pensionierung 2002 – unzählige Aufsätze und zuvor einige Monographien. Dabei beeindruckten sein reiches Wissen und sein weiter Überblick, der ihn – scheinbar mühelos – Fundparallelen in Italien, im Alpenraum und auf dem Balkan aufspüren ließ. Es lässt sich nur unvollkommen ermessen, wie viel Arbeit und Hingabe dahinter steckte.

Er gehörte im Jahre 1968 zu den Begründern des Förderkreises Archäologie in Baden (damals noch anders benannt) und fungierte viele Jahre u. a. als Schriftleiter der Archäologischen Nachrichten aus Baden. Er hat in Mittel- und Südbaden viele Spuren hinterlassen – große Spuren. Wir danken einem Kollegen und guten Freund, mit dem wir einige Jahrzehnte verbringen durften.

*Heiko Wagner*

## Dr.-Dieter-Kauf-Bibliothek

Im Kalenderjahr 2016 war die Bibliothek an 46 Samstagen geöffnet. Es kamen 130 Besucher/Nutzer und 70 E-Mails wurden bearbeitet. Nach 20 Jahren unermüdlichen Einsatzes schied Herr Theo Schaufler im Juli aus dem Team aus und wir haben für ihn eine kleine Feier ausgerichtet. Erinnert wurde an seine Verdienste, beginnend mit dem schwierigen Umzug der Bibliotheksbestände von Offenburg nach Kork und die jahrelange Betreuung der Zeitschriften/Publikationen und der Umgang mit den Tauschpartnern. Ihm ein herzliches „Vergelt's Gott“.

Der gesamte Bibliotheks-Bestand ist digitalisiert und über die Vereins-Homepage abrufbar. Auch in 2016 gaben die Teammitglieder Hilfestellung bei Familienforschungen und dem Transkribieren alter Schriften und Urkunden. Am 18. November fand im Simplicissimus-Haus in Renchen eine Lesenacht mit Texten von Wilhelm Busch statt; Frau Gerloff und ich haben dabei mitgewirkt.

Schließlich noch eine Bitte: Geben Sie jeweils ein Exemplar aller Publikationen Ihres Vereins, wie Chroniken, Festschriften o.Ä. an die Bibliothek ab; zusammen mit der Einarbeitung in den Bestand erfolgt unverzüglich die Einstellung ins Netz.

Noch immer ist der Bibliotheksdienst empfindlich gestört durch Mängel anlässlich des Umbaus des Handwerksmuseums und deren schleppenden Behebung. *Renate Demuth, Sprecherin der Bibliothek*

## Kontakte über den Rhein

Seit vielen Jahren pflegt der Historische Verein für Mittelbaden e.V. Kontakte über den Rhein. Neben den Kontakten zur Föderation der Geschichtsvereine des Elsass, auch zu den Freunden Alt-Straßburgs, den Freunden des Straßburger Münsters betreibt der Verein mit Unterstützung der Stadt Freiburg einen Informationsstand auf der Büchermesse in Colmar. Ein Angebot zur Information, ebenso zur Kontakt- und In-



Das Team: v.l. Cornelia Miranda, Stadtbibliothek Freiburg, Edeltraud und Ulrich Raabe, Historischer Verein „Badische Heimat“, Freiburg, René Siegrist, Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V., Ann-Cathrin Türke, Stadtbibliothek Freiburg, Christine Fuchs, Info Point Europa in der Stadtbibliothek Freiburg, Klaus G. Kaufmann, Historischer Verein für Mittelbaden e.V. Foto: Klaus G. Kaufmann

stitutionsvermittlung bildet der dortige „Salon du livre“. Jedes Jahr am letzten oder vorletzten Novemberwochenende findet diese Bücher- und Autorenmesse statt. Verlage, Autoren, Geschichtsvereine und Vereinigungen ähnlicher Art bieten Gesprächs- und Kontaktvermittlung in den jeweiligen Branchen. Publikumswirksam bieten die unterschiedlichen Branchen ihre Produkte auch zum Verkauf an. In Verbindung mit der Stadt Freiburg /Br. und dem Geschichtsverein „Badische Heimat“ unterhält der Historische Verein für Mittelbaden e.V. einen Informationsstand auf dieser Messe in Colmar.

*Klaus G. Kaufmann*

## 90. Geburtstag von Walter Fuchs: Der Mann mit dem Auge für Scherben

Im März 2017 durfte Walter Fuchs aus Kehl-Auenheim zusammen mit seiner Familie den 90. Geburtstag begehen. Solch ein Meilenstein gibt immer wieder Anlass, auf das Leben zurückzublicken: Alles begann mit einem Kirchenumbau 1964/65. Die Auenheimer Kirche wurde renoviert und bei den Bauarbeiten stieß der Bagger auf eine extrem harte Mauer. Sofort wurde das Denkmalamt Freiburg eingeschaltet und nach ca. 5 Wochen wurde unter den Fußbodenplatten ein Kindergrab entdeckt. Die Datierung ging auf die Jahre 650–700 nach Christus zurück. Seit dieser Zeit ist der Forscherdrang von Walter Fuchs ungebrochen. Er trat in den Historischen Verein für Mittelbaden ein und schloss sich der Fachgruppe Archäologie an. Bereits nach wenigen Jahren wurde die Tatkraft von Walter Fuchs damit belohnt, dass er die Fachgruppe Archäologie leiten durfte.

Jedes Jahr, unmittelbar nachdem die Bauern die Äcker gepflügt hatten, ging Fuchs mit vielen Begleitern über die Äcker, nahm also eine Begehung vor. Immer dann, wenn sich der Boden in einer anderen Farbe verändert zeigte, fing Fuchs an zu suchen. So fand er bereits 1971 bei Helmlingen und in den 80er Jahren in Auenheim Reste von Römischen Siedlungen. Er erklärte mir, dass es wichtig sei, die Feuerstellen, die Brandstellen ausfindig zu machen, um erfolgreich zu graben. Sobald auf der Oberfläche der Erde dunkle bis schwarze Stellen zu erkennen sind, liegt meist eine Feuerstelle unter der Erde. Einer seiner jüngsten Funde stammt aus der Ortschaft Schweighausen. Dieser Ort lag zwischen Sand und Willstätt und wurde im 30-jährigen Krieg von 1618–1648 vollständig zerstört. Beim Begehen der Felder entdeckte Fuchs Scherben und setzte diese dann mit seinen Freunden der Archäologie wieder zusammen. So entstand eine große Amphore, die heute im Hanner Museum Kehl steht. Ein weiteres Fundstück solch einer Amphore ziert die Heimatsube von Auenheim.

Große Teile von Schwertern der kämpfenden Truppe fand Fuchs in der Umgebung von Auenheim. Diese Schwerter datieren aus der Karolingerzeit, also um das 8. Jahrhundert. Insgesamt konnte Fuchs zwölf Fundplätze ausmachen und auf der Karte markieren.



*Walter Fuchs vor  
einem seiner Funde,  
Schwerter aus der  
Karolingerzeit  
Foto:  
Jürgen Preiss, Kehl*

Selbstverständlich ist Walter Fuchs auch im Heimatbund Auenheim aktiv. So schrieb er in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder spannende Artikel in der Jahresschrift, dem „Heimatgruss“. Auch um die Dorfchronik hat sich Walter Fuchs mit ausführlichen Artikeln verdient gemacht. Diese Chronik ist zur 1100-Jahr-Feier Auenheim im Jahr 1989 erschienen.

All diese Aktivitäten sind dem Präsidium des Historischen Vereins für Mittelbaden nicht verborgen geblieben, und so wurde Walter Fuchs bereits vor einigen Jahren zum Ehrenmitglied ernannt.

Wir wünschen dem Jubilar weiterhin viel Gesundheit.

*Klaus Gras*

## Berichte der Mitgliedergruppen

### Achern

Für den Anfang unseres Jahresprogramms 2016 konnten wir für den **21. Januar** meinen Vorgänger Johannes Mühlen aus Sasbach gewinnen. Mit dem Titel „Europa. Die Idee des 8. Jahrhunderts – Benediktinisches Mönchtum und abendländische Zivilisation – Der St. Galler Klosterplan und die Vision eines idealen christlichen Staatswesens“ hielt Herr Mühlen einen Vortrag, welcher die Vision Europas vom Frühmittelalter mit der heutigen Europaidee verband. Bereits zu Zeiten Karls des Großen sollten durch die Kloster Ideale wie die Würde des Einzelnen, Gleichheit der Brüder, Solidarität mit der Gemeinschaft sowie Barmherzigkeit vermittelt werden, Aspekte, die auch heute von Nöten sind.

Der 2. Termin des vergangenen Jahres führte am **10. März** gemeinsam mit dem Forum Illenau zum Dokumentationszentrum Grafeneck. Geschichte und Erinnerung bilden den Kern des Dokumentationszentrums. Die Ausstellung dokumentiert die Ereignisse des Jahres 1940. Grafeneck wird zum ersten Ort systematisch-industrieller Ermordung von Menschen und steht somit an einem Ausgangspunkt ungeheuerlicher Menschheitsverbrechen. Am 18. Januar 1940 beginnen die Morde in Grafeneck. Ihnen fallen bis Dezember 1940 über 10 600 Menschen – Männer, Frauen und Kinder – zum Opfer. Aus der Heil- und Pflegeanstalt Illenau wurden am 18.05.1940 die ersten 75 kranken Menschen in die Tötungsanstalt deportiert und dort vergast. Mindestens 260 Frauen und Männer der Illenau wurden Opfer der „Aktion T 4“. Ihnen ist der Gedenkraum des Illenau-Arkaden-Museums gewidmet.

Am folgenden Sonntag führten wir zusammen mit Herrn Wolfgang Schulze eine Grenzsteinwanderung entlang der Acherner Gemarkungsgrenze von der Illenau beginnend durch. Den etwa 40 Teilnehmern wurden interessante Einblicke in der Geschichte der Grenzen Acherns und die Methoden der Grenzwahrung und Kenntlichmachung vermittelt.

Am **12. Mai** boten wir, gemeinsam mit dem Forum Illenau, einen Vortrag zu „C.J. Späth aus Steinmauern“ von Herrn Udo Götz an, einem langjährigen Gemeinderat in Steinmauern, der sich seit 1989 intensiv mit Carl Julius Späth befasst.

Herr Späth schaffte als Autodidakt viel bestaunte astronomische Wunderuhren – auch Kaiser Wilhelm I. sprach ihm hierfür seine Anerkennung aus. In Steinmauern gab es aber bald Neid und Intrigen gegen den Außenseiter, aufgrund derer er für „nährisch“ erklärt wurde.

Zunächst in die psychiatrische Klinik nach Heidelberg eingeliefert, beklagte er sich über die dortige Behandlung und wurde im Februar 1896 in die Illenau verlegt, welche er über alles lobte. Im Mai 1896 wird er bereits wieder entlassen. Erst vier Jahre vor seinem Tod im Jahre 1916 stellte die Gemeinde Steinmauern seinen Leumund wieder her. Heute ehrt sie sein Andenken durch ein Museum und einen Ge-



denkstein sowie durch die Benennung der Grund- und Hauptschule nach ihm.

Die nächste Veranstaltung führte uns am **24. Mai** nach Meßkirch zur Besichtigung des „Campus Galli“. In einem Waldstück bei Meßkirch entsteht Tag für Tag ein Stück Mittelalter. Handwerker und Freiwillige schaffen mit den Mitteln des 9. Jahrhunderts eine Klosterstadt, die den Namen „Campus Galli“ trägt. Ochsen ziehen Steinladungen zur Baustelle, Holzbalken werden mit Äxten behauen und aus der Schmiede ertönt der klingenden Ton des Amboss. Alles muss von Hand gemacht werden, alles ist mühsamer, geht langsamer als heutzutage, ist vielleicht aber auch erfüllender und befriedigender.

Der Plan für diese Klosterstadt ist weltberühmt, gezeichnet wurde er vor 1200 Jahren nicht weit entfernt, auf der Insel Reichenau. Dieser Plan wurde uns bereits im Vortrag von Herrn Mühlán vorgestellt. Nach der Besichtigung der Baustelle wurde den Teilnehmern eine Stadtführung unter dem Motto „Fürstinnen, Äbtissinnen, Mägde – Frauen in Meßkirchs Geschichte“ geboten. Die Führung stellt die Stadt Meßkirch aus der Perspektive von Frauen der Stadt dar. Beim Rundgang durch die Stadt wurden Persönlichkeiten und Bauwerke gezeigt und durch Tragödien und Anekdoten die Menschen früherer Zeiten näher gebracht.

Herr Wolfgang Winter stellte uns am **30. Juni** anlässlich des 100. Todestages das Leben und Wirken des Heinrich Hansjakob vor. Der am 23. Juni 1816 in Haslach verstorbene Pfarrer zählt zu den produktivsten Schriftstellern der deutschen Sprache. Er gilt als belesener Historiker, Chronist des Alltagslebens im Schwarzwald, engagierter Bewahrer des regionalen Brauchtums und glänzender Erzähler. Weiterhin wirkte der Pfarrherr als streitbarer Demokrat, Pazifist, Ökologe und Politiker. Wolfgang Winter ist der Herausgeber der ersten, ungekürzten Neuauflage des „Illenauer Tagebuchs“ Hansjakobs, die der von „Nerventeufeleien“ geplagte „Rebell im Priesterrock“ 1894 in Achern verfasste.

Nach der Sommerpause berichtete uns am **22. September** Herr Professor Dr. Rolf Pfefferle aus Wolfach über seine Erforschung und Suche nach der römischen Militärstraße von Straßburg nach Rätien. In seinem Vortrag ging Herr Pfefferle zunächst auf den Aufbau der römischen Straßen und der zugehörigen Infrastruktur ein, um dann den Streckenverlauf der Straße durch das Kinzigtal nach Rottweil zu erläutern. Insbesondere referierte Herr Pfefferle die von ihm selbst jahrelang erforschte und gesuchte Verbindung der Straße über den Brechsattel und Schiltach nach Waldmössingen.

Die nächste Veranstaltung war wieder ein gemeinsamer Vortrag mit dem Forum Illenau zum Thema Religion und Psychiatrie in der Illenau. Am **17. November** referierte Herr Walther Stodtmeister aus Achern über die Bedeutung der Illenau für die Psychiatriegeschichte. Die Illenau ist ein Meilenstein der Reformpsychiatrie mit großer Ausstrahlung als Modell für weitere Anstalten. Die religiösen Impulse für die Konzeption des ersten Anstaltsleiters Christian Friedrich Wilhelm Roller werden dabei jedoch kaum erwähnt. Pfarrer Gerhard Lötsch arbeitete in einer gründlichen Recherche heraus, wie eng Direktor Roller und der erste evangelische Anstaltsgeistliche der Bewegung der inneren Mission ver-

bunden waren. Von Lötschs Untersuchung ausgehend zeichnete der Vortrag von Herrn Walther Stodtmeister diese Tradition der Illenau im religiösen Umfeld nach.

Zum Abschluss des Veranstaltungsjahres 2016 konnten wir am **1. Dezember** kurzfristig einen Vortrag von PD Dr. Ullrich Maximilian Schumann über „Hans Voß und die Architektur der Weinbrenner-Schule in der Ortenau“ ins Programm aufnehmen. Mit der wegweisenden Heil- und Pflegeanstalt Illenau und weiteren Bauten hat dieser das Gesicht der Ortenau mitgeprägt. Hans Voß war in dieser Region der wichtigste Vertreter Weinbrenners, mit welchem ihn ein persönliches Verhältnis verband. Denn Weinbrenner war schon mit dem Vater Johann Heinrich Voß befreundet, einem berühmten Dichter und Übersetzer. Dessen Sohn Hans folgte Weinbrenners architektonischem Vorbild eines heiteren, klaren Klassizismus und passte dieses behutsam den Veränderungen im Zeitgeschmack an, verband es maßvoll mit den Vorlieben der Romantik für eine vielfältigere, farbige und dekorative Architektur. Der Vortrag stellte die wichtigsten Bauten von Hans Voß und seinen zeitgenössischen Kollegen in der Ortenau vor und zeigte dabei auf, worin die besonderen Merkmale und Qualitäten dieser Architektur bestehen.

Thematisch stellte der Vortrag aktuelle Bezüge zu der in Achern geführten Diskussion um die Erhaltung des Hauses der ehemaligen Höheren Bürgerschule, des sogenannten „Weinbrennerhauses“, her. Hans Voß ist, neben Friedrich Weinbrenners Neffen Johann Ludwig Weinbrenner, einer der Baumeister, die aufgrund von Formanalysen und Plausibilitätserwägungen als Architekt des zeitgleich mit der Illenau errichteten Gebäudes in Frage kommen.

## Biberach

### Jahresrückblick 2015

**30. Januar 2015:** Mitgliederversammlung mit Neuwahlen und Beschlussfassung über die Satzungsänderung

**Kettererhaus-Museum:** Über das Jahr (Mai – Okt.) Führungen durch das Museum durch die Leiterin, Frau Marlene Herrmann; Veranstaltungen: „z' Licht gehen“

### Teilnahme am Kinderferienprogramm 2015

**11. April 2015:** Fahrt zur Ausstellung „Ein Traum von Rom“ in Stuttgart. Weiterfahrt nach Rottweil und Besuch des Museums mit Funden aus der Römerzeit. Rückfahrt über die römische Straßenstation „Brandsteig“ bei Schenkenzell.

Führung durch die Ausstellungen und den „Brandsteig“ durch Dr. Niklot Krohn aus Freiburg. (20 Teilnehmer)

**22. April 2015:** Vortrag von Dr. Krohn in Seelbach über „Die Klöster im Schwarzwald – ihre Bedeutung und ihr Schicksal“. 9 Teilnehmer aus unserer Gruppe.

**25. Juli 2015:** Organisation der Ausstellung „40 Jahre Waldterrassenbad Biberach“ mit Bildern vom früheren Badebetrieb an der Kinzig bis zur Einweihung des Schwimmbades.

**29. September 2015:** Besuch von Elisabeth, Prinzessin von der Leyen und ihrem Gemahl, Philipp Erwein Prinz von der Leyen, den Eigentümern der Burgruine Hohengeroldseck, in Seelbach, Schloss Dautenstein. Vortrag von Dr. Christoph Bühler, Heidelberg, über die Fürsten von der Leyen. 12 Teilnehmer aus unserer Gruppe.

**ab 29. Oktober 2015:** Ausstellung im Lernzentrum Kinzigtal mit dem Thema „Die Zeit“. Beitrag unserer Ortsgruppe mit Darstellung der Veränderungen von Schulhaus, Schüler, Lehrer und Schrift über ca. 250 Jahre. Organisiert durch den Ehrenvorsitzenden, Rektor i. R. Wolfgang Westermann.

**8. Dezember 2015:** Besuch von ehem. Kloster und Kirche in Alpirsbach mit Führung. Nach dem Mittagessen in der Brauereigaststätte Besuch des sehenswerten Stadtmuseums. (13 Teilnehmer) *Josef Ringwald*

### **Jahresrückblick 2016**

**Kettererhaus-Museum:** Öffnung in den Monaten Mai – Okt. 2016 mit Führungen durch die Museumsleiterin Marlene Herrmann.

Teilnahme am **Kinderferienprogramm 2016** mit Veranstaltungen im Museum.

Umgestaltung des Raumes über die Geschichte der Industrialisierung, speziell der Firmen Rietsche und Brauerei Gebr. Jehle. Sehr ansprechende Neugestaltung durch den Ehrenvorsitzenden, Rektor i. R. Wolfgang Westermann und die Firma Arno Kempf, Parkettbeläge, Biberach, unter Mitwirkung von weiteren Helfern.

**23. Januar 2016:** Fahrt nach Straßburg mit Besuch der höchst interessanten Ausstellung „Straßburg 1200–1230 – Die gotische Revolution“ im Frauenhaus-Museum. 22 Teilnehmer.

**30. Januar 2016:** Exkursion zu Spuren der römischen Kinzigtalstraße am Reiherwald. Interessante Führung durch den Vorsitzenden der Mitgliedergruppe Steinach, Herr Peter Schwörer. 10 Teilnehmer.

**11. März 2016:** Vortrag von Dr. Krohn im Heiligenzeller Schloß über „König Heinrich II.“ 6 Teilnehmer.

**2. April 2016:** Wanderung zu den alten Grenzsteinen der ehem. Reichstadt Zell, den sogenannten Adlersteinen, auf Biberacher Gemarkung westlich der Kinzig. Als Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Schwarzwaldverein erfreute sich diese Veranstaltung mit 58 Teilnehmern eines guten Besuches. Die Wanderführer Dr. Dieter Petri und Günter Schwendemann vermittelten interessante Einblicke in die Geschichte wie auch in die Bewirtschaftung des Waldes.

**10. September 2016:** Adlerstein-Wanderung auf der östlichen Seite der Kinzig auf Biberacher Gemarkung. Eine geschichtliche wie auch forstkundlich interessante Wanderung unter der Führung von Dr. Dieter Petri, Zell und Klaus Pfundstein. ca. 30 Teilnehmer.

**16.–18. September 2016:** Ausstellung über „725 Jahre nach der Ersterwähnung eines Prinzbacher Geistlichen“ im ehem. Pfarrhaus in Prinzbach. Herr Dr. Dieter Petri referierte über die wechselvolle Geschichte der Pfarrei. Vortrag und Ausstellung erhielten eine gute Resonanz.

**15./16. Oktober 2016:** Ausstellung über „50 Jahre Glockenguss und Glockenweihe der Glocken der St. Blasius Kirche“ mit einem Eröffnungsvortrag durch den weithin bekannten Glockenspezialisten Kurt Kramer aus Karlsruhe. Das Thema des Vortrags lautete: „Die Kulturgeschichte der Glocken“. Sowohl der Vortrag als auch die Ausstellung fanden großen Anklang bei der Bevölkerung.

**9. Dezember 2016:** Fahrt nach Stuttgart zur Ausstellung „Deutschland deine Schwaben“ im Neuen Schloss. Anschließend Besuch des Stuttgarter Weihnachtsmarktes. 13 Teilnehmer.

Das Projekt „**Anschaffung einer neuen Rathausglocke**“, für das Glockentürmchen auf dem Rathaus, wurde zum Abschluss gebracht. Unter der Regie von Ehrenbürger und Bürgermeister a. D. Wolfgang Bösinger, gleichzeitig Vorstand des Heimat- und Verkehrsvereins, wurde im Zusammenwirken von Heimat- u. Verkehrsverein, Gemeinde Biberach und Historischer Verein, Mitgliedergruppe Biberach, die Vakanz des Glockentürmchens auf dem Rathausdach beendet. Die neue Glocke wurde am 7. Oktober 2016 in der Glockengießerei Bachert in Karlsruhe gegossen und anl. des Neujahrsempfanges am 1. Januar 2017 erstmalig geläutet.

*Josef Ringwald*

## Gengenbach

Unser Verein beschäftigte sich in den letzten 1 ½ Jahren vorwiegend mit der Versorgung von 17 Epitaphien, die vor 15 Jahren bei der Renovierung der Martinskirche abgenommen worden waren, zwei wurden dabei in der Erde und als Bodenplatte neu aufgefunden. Sie waren danach beim Restaurator, lagern jetzt provisorisch in einer Garage und sollen würdig unter- und angebracht und präsentiert werden.

Diese teils sehr kunstvollen Epitaphe stammen meist aus dem 16.–18. Jahrhundert und erinnern an Stadtober (Schultheiße, Stettmeister, bedeutende Räte), Patrizierfamilien, Pfarrer, Äbte, auch an den letzten Abt des Benediktinerklosters Schwörer.

Zwei davon, vielleicht die schönsten, wurden von der Katholischen Pfarrgemeinde bereits an sicherem und schönem Platz in der Kirche St. Martin angebracht. Es verbleiben 15 Epitaphe.

Am Tag des offenen Denkmals am **11.9.2016** stellte der Historische Verein nun acht Gedenksteine dem Publikum vor, das überrascht und beeindruckt war.



Leider mussten sie danach wieder in Holzkisten verpackt und eingelagert werden, da es bislang keinen dauerhaften und geeigneten Platz für sie gab und die Finanzierung der weiteren Maßnahmen ungeklärt ist.

Der Historische Verein wollte sie ursprünglich an der Stadtmauer anbringen, wofür aber ein solider Wetterschutz nötig wäre, was mit erheblichen Kosten verbunden wäre. Jetzt zeichnet sich – nach Besprechungen mit katholischer Kirchgemeinde, Stadtpfarrer und Restaurator – ein schöner Platz für acht Epitaphe im ehemaligen Kreuzgang an der Stadtkirche St. Marien (ehem. Klosterkirche) ab. Die übrigen werden an die Stadtmauer kommen.

Die Kosten für diese Maßnahmen sind hoch. Ob die verschiedenen öffentlichen Stellen oder Stiftungen usw. Zuschüsse dazu leisten werden, ist im Moment unklar. Die Verfahren dafür sind kompliziert und langwierig. Da die Finanzierung der Maßnahmen also nicht geklärt ist, startete der Historische Ver-

ein eine Spendenaktion und eröffnete ein Spendenkonto.

Am Tag des Offenen Denkmals wurde außerdem eine Führung über den Friedhof mit H. Boden durchgeführt, die – trotz großer Hitze – auf starkes Interesse stieß. Es wurde über 30 Gräber bedeutender Gengenbacher informiert.

Der Verein befasste sich außerdem mit dem ehemaligen römischen Ziegelbrennofen am Ziegelwald, der stark zugewachsen und nicht mehr repräsentabel war. In Zusammenarbeit mit der Stadtgärtnerei wurde eine gute Lösung gefunden und der interessante Platz schön und informativ hergerichtet.

Am 8.7.2016 besuchten wir das Museum Kehl mit der Sonderausstellung zur Nachkriegszeit Kehls, dabei sehr schöne Führung durch die Museumsleiterin. Anschließend Treffen in der Alten Landschreiberei Kork mit Herrn Schneider mit Besuch und Führung im Handwerkermuseum Kork.

Das ganze Jahr über fand ein Stammtisch alle drei Wochen statt. Einzelne Mitglieder bearbeiteten außerdem einige spezielle Probleme, bei denen sie der Verein nach Kräften unterstützte.

*P. Böhm*

## Haslach im Kinzigtal

In Kooperation mit der VHS Ortenau-Kinzigtal hat der Historische Verein Haslach im Kinzigtal e.V. Vorträge im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters und auch folgende Veranstaltungen organisiert:

22.03. – 09.10.2016:

Martin Schwendemann, Steinach

**Besichtigung des „Haus Theres“, Alltagsgeschichte 1920–1990**

Zu besichtigen ist das letzte kleinbürgerliche Haus, das die Haslacher Altstadt noch aufzuweisen hat. Kleinstwohnhaus mit Erdgeschoss, Obergeschoss und Dachraum. Die Hof- und Gebäudefläche beträgt nur 42 qm, das Haus selbst – zwei Zimmer tief und ebenso breit – steht auf gerade mal 27 qm. Drinnen eröffnet sich der lebensechte Alltag der Zeit vor 30 bis 60 Jahren: Flur, Speisekammer, Räucherofen, Wohnküche, gute Stube, Schlafzimmer, Bad, Holzbühne und Jugendzimmer. Alles zum Anfassen. Hinter jeder Schranktür und in jeder Schublade finden Sie ein Stück Alltagsgeschichte, von der Auflauf- oder Brotpuddingform, dem Dummisschiefele der Urgroßeltern, dem Waffeleisen der Großmutter für den Holzherd, bis zum Milchkostenstecher der 60er, 70er Jahre. Eine Fahrkarte für eine Zeitreise in die Zeit der Groß- oder Urgroßeltern. Diese Führung wird auf Anfrage das ganze Jahr über angeboten.

*Anfragen bei Martin Schwendemann, 07832-706171 oder Klaus G. Kaufmann, 07832-5461.*

12.07.2016

Sören Fuß, Haslach

**Besichtigung der Gedenkstätte Vulkan**

Gedenkstätte für drei Lager in Haslach, Außenstelle des KZ's Natzweiler-Struthof im Elsass. Führungen werden das ganze Jahr angeboten.

*Anmeldung: 07832-2105 (Sören Fuß) oder Stadt Haslach 07832 706-174.*

Im Haslacher Urenwald, nahe der Mülldeponie, erinnert die „Gedenkstätte Vulkan“ an die drei nationalsozialistischen Lager in Haslach, in denen von September 1944 bis April 1945 über 1 700 Männer aus 19 Ländern litten und viele davon starben. Die Häftlinge waren eingesetzt, in den bestehenden Bergwerksstollen des Vulkangeländes (hat nichts mit einem ehemaligen Vulkan zu tun, war der Firmenname!), ein ehemaliger Amphibolitabbau, für verschiedene Firmen der Rüstungsindustrie, unterirdische Produktionshallen zu errichten.

17.10.2016

Manfred Hildenbrand, Hofstetten

**Zum 100. Todestag Heinrich Hansjakobs**

*Blick in eine schwierige Seelenlandschaft*

Am 23. Juni 2016 jährte sich zum hundertsten Male der Todestag von Dr. Heinrich Hansjakob. Im Jahre 1913 ließ er den „Freihof“, seinen Altersruhesitz in Haslach errichten. Drei Jahre verblieben Hansjakob, um seinen Altersruhesitz zu genießen. Der Hansjakobbiograph, Ehrenbürger der Stadt Haslach und Ehrenvorsitzender des Historischen Vereins Haslach, Manfred Hildenbrand, zeichnete ein lebendiges Bild aus einem ereignisreichen, aber unruhigen Leben des bekanntesten Haslachers, Pfarrers, Politikers, Zeitkritikers und Buchautors. Wer, wenn

nicht Manfred Hildenbrand, konnte die vielen Umbrüche in Hansjakobs Leben besser erläutern und darstellen. Ein Mensch, der unter der Zeit und sich selber litt.

**21.11.2016**

Prof. Dr. Konrad Kunze, Freiburg

### **Tiere im Freiburger Münster**

*Eine Einführung in eine mittelalterliche Symbolik*

Im und am Freiburger Münster wimmelt es von Tierdarstellungen. Das hängt damit zusammen, dass es nach mittelalterlicher Auffassung kein Geschöpf gab, dem man nicht symbolischen Sinn abgewinnen konnte. Das Verständnis für diese Symbolik ist heute größtenteils abhandengekommen. Der Lichtbildervortrag des aus den Medien und seinen Büchern, vor allem aber der Familiennamenforschung weithin bekannten Referenten gab mit zahlreichen Beispielen von der Spinne bis zum Löwen, auch der Dämonologie, überraschende Einblicke in die faszinierende Zeichen- und Symbolsprache des Mittelalters. Der Referent führte durch die Freiburger Bischofskirche, gleichsam wie durch einen erbautlichen Zoo.

**23.01.2017**

Willy Schoch, Schenkenzell

### **Holzriesen im Schwarzwald**

Ein Film über das letzte Holzriesen im Schwarzwald. Wurde wegen Verhinderung des Referenten auf einen Termin nach Redaktionsschluss der „Ortenau“ verlegt!

*Klaus G. Kaufmann*

## **Hornberg – Triberg**

### **Hornberg**

Die Freilichtbühne des Historischen Vereins Hornberg zog auch im Jahr 2016 viele Besucher an. 11 000 Zuschauer hatten Spaß und Freude beim „Hornberger Schießen“, bei „Jerry Cotton jagt den Ripper von New York“ und an „Michel von Lönneberga“. Die Darsteller waren froh, dass nur eine Vorstellung regenbedingt ausfallen musste.

Sehr fleißig war auch die Trachten- und Volkstanzgruppe des Historischen Vereins Hornberg. Im Mai wurde in der Stadthalle Jubiläum gefeiert – 30 Jahre Freundschaft mit der Trachtengruppe aus Berstett im Elsass. Das Triberger Schinkenfest, das Kreistrachtenfest in Höchenschwand, Brauchtumsabende zusammen mit dem Lauterbacher Trachtenverein, Teilnahme am Festprogramm im Hornberger Stephanushaus und Mitwirken beim Imagefilm „Hornberg von oben“ gehörten zum Jahresprogramm.

Für das Stadtmuseum Hornberg waren die Mitglieder des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V. zuständig. Sie stillten den Wissensdurst der Besucher an den Öffnungstagen,



*Dominikanermuseum  
Rottweil  
Foto: Hubert Ziegler*

beim „Tag der offenen Tür“ und bei Sonderführungen. Viele Anfragen zur Ahnenforschung, Stadtgeschichte oder zum Porzellan der Steingutfabrik wurden beantwortet. Zahlreich und interessiert waren die Gäste bei den Schlossbergführungen.

Im **Mai** besuchten Vereinsmitglieder das Dominikanermuseum in Rottweil, ein Zweigmuseum des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg. Alle waren beeindruckt von der Ausstellung „römisches rottweil – arae flaviae“.

Ein zweiter Ausflug im **November** hatte das Generallandesarchiv Karlsruhe zum Ziel. Die Sonderausstellung „Der Wunschlose – Prinz Max von Baden und seine Welt“ zeigte die Zeit des Umbruchs vom deutschen Kaiserreich zur deutschen Republik.

Im **Dezember** wurden Pläne für das neue Jahr festgelegt. Von Vorträgen über die Geschichte Hornbergs und die Chronik von Hornberg werden wir dann im nächsten Jahr berichten.

*Rosemarie Götz*

### **Triberg**

Triberg im Schwarzwald gehört von seiner naturräumlichen Gliederung zum Südöstlichen Schwarzwald, Hornberg bereits zum Mittleren Schwarzwald. Obwohl heute zusätzlich eine Kreisgrenze, eine ehemalige Konfessionsgrenze und eine Zeitungsgrenze die beiden Gemeinden trennt, sind beide Städte Mitglied im Historischen Verein der Ortenau, wohl auch, weil sie nie ganz ihre gemeinsamen Anfänge unter den Herren von Ellerbach bzw. Alt Hornberg aus den Augen verloren haben.

Die Ortsteilgruppe Triberg gehört seit Mitte der 1920er Jahre dem Historischen Verein der Ortenau an, als der geschichtlich interessierte Triberger Ratsschreiber Martin Schüssler auch für „Die Ortenau“ aktiv war und sogar Versammlungen des Historischen Vereins nach Triberg holte. Anlässlich des 100. Jahrtags des Triberger Stadtbrands, bei dem nahezu das ganze Städtchen niederbrannte, veröffentlichte Schüssler 1926 ein Buch über den verheerenden Großbrand.





Abb. 1: Der renovierte Narrenbrunnen mit dem neu angebrachten Triberger Spättlehansele. (Foto: Lukas Nagel)



Abb. 2: Triberger Trachten. Der Strohhut der Frauentracht ist typisch für Trachtenträger aus dem Bereich des ehemaligen badischen Amtsbezirks Triberg. (Foto: Klaus Nagel)

Ein Arbeitsschwerpunkt der Teilgruppe Triberg ist seit 1998 die jährliche Herausgabe der „Heimatblätter“ mit heimatkundlichen Beiträgen für Gremmelsbach, Nußbach, Triberg und Umgebung. Die „Heimatblätter“ erinnern namentlich an Blätter, die der aus Niederwasser stammende Pfarrer Konrad Kaltenbach von 1926–1934 herausgab, bis die Nationalsozialisten die Herausgabe seiner „Heimatblätter“ verboten.

Ein weiterer Schwerpunkt ist der Erhalt des denkmalgeschützten Amtshauschopfs, für den nun von der Unteren Denkmalschutzbehörde die denkmalschutzrechtliche Genehmigung erteilt wurde, was bedeutet, dass den geplanten Renovierungsmaßnahmen aus denkmalfachlicher Sicht zugestimmt werden kann. Die malerische Remise des vorderösterreichischen bzw. badischen Amtshauses Triberg bleibt also, nachdem schon an ihren Abriss gedacht wurde, der Nachwelt erhalten.

Dass die schwäbisch-alemannische Fasnet mit ihren vielfältigen Häsem und kunstvoll geschnitzten Holzlarven zum kulturellen Erbe der Menschheit gehört, wurde beim Treffen der „Fastnachtlandschaft Schwarzwald“ am 5. Februar 2017 bestätigt, als sich über 30 Zünfte vor allem aus dem Kinzig-, Gutach- und Elztal in Triberg trafen. Anlass war der neue Narrenbrunnen, der um die Figur des Triberger Spättlehanseles erweitert wurde.

Für den historischen Stadtrundgang wurde in 2016 eine wertvolle Emaille-Erläuterungstafel am Rigiweg angebracht, wo sich einst die

ehemalige Triberger Friedhofkapelle befand. Für 2017 ist eine weitere historische Tafel am Triberger Kriegerdenkmal geplant.

Zur Touristenattraktion im Rahmen des Triberger Schinkenfestes entwickelte sich inzwischen der Triberger Trachtenumzug, an dem auch historische Trachtengruppen aus dem Gutach- und Kinzigtal und aus der Ortenau teilnehmen. Erstmals waren in diesem Jahr auch Trachten-träger aus dem Elsass dabei, da Triberg wie die elsässischen Gemeinden Ammerschwihr, Kaysersberg, Kientzheim, Turckheim, Wintzenheim u. a. Ende des 16. Jahrhunderts im Besitz des Freiherrn Lazarus von Schwendi war, der als Überbringer der Tokayer-Rebe in unsere Gegend gilt, worauf der Schwendibrunnen in Colmar verweist.

Erwähnenswert ist auch die neue Vortragsreihe „Kulturmontag“ im Schwarzwaldmuseum, das vom Heimat- und Gewerbeverein Triberg getragen wird. Einer der Vorträge beschäftigt sich mit Lazarus von Schwendi und dem trinationalen Schwendibund, dem Triberg seit 1986 angehört.

Der neue Qualitätsweg „Prisental“, der auf der Triberger „Geutsche“ beginnt, bietet jetzt nicht nur phantastische Ausblicke über den gesamten Mittleren Schwarzwald bis hin zur Hornisgrinde, sondern, auf 18 Tafeln, zusätzlich historische, natur- und volkskundliche Informationen über das reizvolle „Prisental“.

*Klaus Nagel*

## Kehl

Im Berichtsjahr war der Verein weiter auf der Suche nach zeitgemäßen Angeboten für geschichtsbewusste Mitglieder und Gäste. Der im letzten Tätigkeitsbericht erwähnte Weg, über Projektarbeit mehr und vor allem jüngere Mitbürger für die Ziele des Vereins zu gewinnen, hat sich als sehr mühsam erwiesen. Erfolgreicher war der Versuch, die Vereinsarbeit auf die Lokal- und Regionalgeschichte sowie auf Literaturgeschichte zu konzentrieren und von Ballast zu befreien, der sich im Lauf der Jahrzehnte angesammelt hat.

### Literaturgeschichte

Die Studienreisen des Vereins führten 2016 in die Provence und in die Champagne. Beide Reisen wurden von Dr. Stefan Woltersdorff geleitet, der durch zahlreiche Bücher, Aufsätze, Vorträge, Führungen und Reiseleitungen als fachlich kompetenter und didaktisch außerordentlich geschickter Literaturwissenschaftler ausgewiesen ist und in Kehl lebt und arbeitet.

Beide Reisen sind durch seine einführenden Vorträge im Salon Voltaire hervorragend vorbereitet worden. Auf der Reise durch die Provence (6. bis 12. Juni 2016) stand die deutsche Exilliteratur der 1930er und 1940er Jahre im Mittelpunkt. Die Reise durch die Champagne (6. bis 9. Oktober 2016) war vor allem den Schriftstellern Adelbert von Chamisso, Diderot, La Fontaine, Fontane, Goethe, Rimbaud und Stefan Zweig gewidmet. Auf beiden Fahrten wurde wieder deutlich, dass die

Begegnung mit der Literatur einer Epoche lehrreich und kurzweilig zugleich sein kann.

Ein weiteres literaturgeschichtliches Angebot war am **29. September** der Vortrag von Charles Fichter, Straßburg, über Bertolt Brecht aus französischer Sicht. Er schloss sich thematisch an die Aufführung der Dreigroschenoper durch das „Theater der 2 Ufer“ im Juli 2016 an.

### **Lokal- und Regionalgeschichte**

Der Vereinsvorstand ist zu dem Schluss gelangt, dass die Hauptaufgabe des Vereins, die Erforschung und Darstellung der Lokal- und Regionalgeschichte, in Kehl stärker gefördert werden muss als bisher. Kehl droht seine Identität zu verlieren, wenn in der Bevölkerung das Bewusstsein für die besondere Geschichte Kehls als Grenzstadt in der Nachbarschaft Straßburgs und für die daraus erwachsenden Verpflichtungen verloren geht.

Ein erstes Anzeichen für einen solchen Verlust war die Entscheidung des Cityforums im Herbst 2016, Kehl wieder „stärker als Hauptstadt des Hanauerlandes zu positionieren“ (Kehler Zeitung vom 02.11.2016). Der Gemeinderat hat das ausdrücklich unterstützt (Kehler Zeitung vom 20.01.2017). Kehl lag nie im Hanauerland; erst mit der kommunalen Gebietsreform der 1970er Jahre sind Ortschaften des Hanauerlands zu Kehl gekommen. Zu dieser Zeit war die Herrschaft des Hauses Hanau-Lichtenberg in Mittelbaden und im Elsass seit fast 300 Jahren Vergangenheit.

Auch die Entscheidung des Kehler Gemeinderats, das Oase-Areal einschließlich des denkmalgeschützten Gewölbekellers mit Mauerresten aus dem späten Mittelalter einem Investor zu überlassen und sich damit der Verpflichtung zum Denkmalschutz zu entziehen, sowie die Absicht, das Weinbrennerhaus zu verkaufen, gehen in diese Richtung eines Geschichts- und damit auch eines Gesichtsverlustes der Stadt.

Der Historische Verein will deshalb stärker gegensteuern. Im Berichtsjahr sollten folgende Vereinsveranstaltungen und Veranstaltungen, bei denen der Historische Verein Kehl Mitveranstalter war, Informationen zur Lokal- und Regionalgeschichte vermitteln:

**21. Januar:** „Karl Ludwig Schecher – politischer Häftling im KZ Dachau – Landrat im Kreis Kehl“ Vortrag von Dr. Jürgen Müller-Hohagen, Dachau.

**23. April:** „Badenweiler, Baden-Badens ‚kleine Schwester‘“ Fahrt mit Dr. Stefan Woltersdorff (zusammen mit den VHS Ortenau und Offenburg).

**12. Mai:** „Kehl im Zweiten Weltkrieg – Die erste Phase: der Westfeldzug“ Vortrag von Dr. Folkert Meyer, Kehl.

**19. Mai:** „Kehl im Zweiten Weltkrieg“ Führung durch die Ausstellung im Hanauer Museum mit Dr. Ute Scherb.

**15. September:** Projekt „Zeitzeugen 1944 bis 1953“ Präsentation der CDs mit Uli Hillenbrand, Einstein-Gymnasium Kehl.

**12. Oktober:** Führung durch Goldscheuer mit Hans Roser.

**22. Oktober:** Treffen mit ASSER, Bürgervereinigung in der Robertsau, in Kork. Führung durch das Handwerksmuseum und die Ortschaft Kork mit Helmut Schneider und Einkehr in die Landschreiberei.

In den folgenden Veranstaltungen ging es um Straßburg und seine Geschichte:

**12. Januar:** Führung durch die Ausstellung „Strasbourg 1200–1230, von der Romanik zur Gotik“.

**7. April:** „Durch malerische Gassen auf den Spuren der Zünfte“. Rundgang mit André Biegel durch Straßburg.

**23. Juni:** „Der Ill entlang rund um die Altstadt“. Rundgang mit André Biegel durch Straßburg.

**11. Juli und 12. September:** Führung zu den Fundamenten der Kathedrale mit Dr. Sabine Bengel, Straßburg/Kehl.

**17. November:** „Der Straßburger Münsterbaumeister Johann Knauth (1864–1924)“. Vortrag von Dr. Sabine Bengel, Straßburg/Kehl.

Der Versuch, die Mitglieder in einer besonderen Veranstaltungsreihe mit der Geschichte der Kehler Ortschaften vertraut zu machen, ist leider gescheitert. Zur ersten Veranstaltung dieser Reihe in Goldscheuer ist außer den Vorstandsmitgliedern nur ein Mitglied erschienen. Die Reihe soll nicht fortgesetzt werden. Es ist zu vermuten, dass die Kehler Bevölkerung auch 50 Jahre nach der kommunalen Gebietsreform noch nicht zu einem alle Ortschaften einschließenden Wir-Gefühl gefunden hat.

### Weitere Veranstaltungen

**20. Februar:** Führung durch die Ausstellung „Die große Abstraktion“. Frieder-Burda-Museum, Baden-Baden.

**8. September:** „Mythos Paris“. Präsentation von André Biegel.

**14. September:** Tagestour nach Paris mit André Biegel.

*Teilnahme an der Kehler Frauenreihe „Brot und Rosen“*

**26. Oktober:** Auftakt und Vortrag von Dr. Ute Scherb: „Armenrätin, Politikerin und Redakteurin: Das Leben der Marie Geck (1865–1927)“.

**23. November:** Vortrag von Maria von Welser: „Wo Frauen nichts wert sind“.

Die **alljährliche Mitgliederversammlung** hat am **10. März** stattgefunden, der traditionelle Jahresrückblick am 1. Dezember.

### Weitere Aktivitäten

Am **21. März** führte Brigitte Michel, Schatzmeisterin des Vereins und Kehler Gästeführerin, Vereinsmitglieder durch das Straßburger Münster. Der besondere Anlass war der geheimnisvolle grüne Strahl, der regelmä-

ßig in der Zeit der Tagundnachtgleiche im Münster aufleuchtet. Der Südwestrundfunk berichtete am Abend in seiner Landesschau.

Am **11. November** nahmen Vereinsmitglieder in Strassbourg-Robertsau auf Einladung der Veranstalter an einer Kranzniederlegung zur Erinnerung an den Waffenstillstand gegen Ende des Ersten Weltkriegs teil.

Am **1. Dezember** bedankte sich der Verein beim Jahresrückblick bei seinen Mitgliedern Karl Kirrmann und Karl Theodor Bender, die zusammen mit dem 2015 verstorbenen Friedhelm Mündel in unermüdlicher Kleinarbeit den alten Sundheimer Bahnhof nachgebaut hatten. Das Modell ist seit Juli 2016 am alten Standort des Bahnhofs in einem Schaufenster der Bäckerei Hornung ausgestellt. Wo das Modell endgültig seinen Platz finden wird, ist offen, solange die Stadt nicht wieder über ein Museum mit Räumen verfügt, die für eine Dauerausstellung geeignet sind.

Die **Bücherkiste** des Vereins in der Kinzigstraße 9 hat weiter ihren Kundenstamm. Die Digitalisierung der Literatur konnte ihr bisher nichts anhaben. Bücherfreunde finden dort nach wie vor Bücher, Schallplatten, DVDs und CDs zu günstigen Preisen.

*Hans-Ulrich Müller-Russell*

## Neuried e. V.

### Vorstandsarbeit

Man traf sich zu etlichen Vorstandssitzungen im kleinen Kreis, um über Anfragen zu beraten, Veranstaltungen vorzubereiten und zu koordinieren sowie Verwaltungsarbeit zu erledigen, sowie zu zwei Verwaltungsratssitzungen. Am **18. März** fand die Mitgliederversammlung für das Jahr 2015 statt.

### Arbeitskreis Altenheim

Das Museum hatte an 37 Sonntagen geöffnet. Hinzu kamen 15 Sonderführungen teilweise durch das Museum, teilweise historische Dorfrundgänge und Gemarkungsfahrten mit vielen Details zur Geschichte und Entwicklung des Dorfes sowie historischen Hintergründen. Man traf sich zu drei Arbeitskreis Sitzungen.

Am **01. Mai** war eine Radtour geplant, welche, da es stark regnete, mit dem Auto unternommen wurde. Die Tour führte uns nach Eschau zur romanischen Klosterkirche. Nach der Führung ging es nach Plobsheim zur außerhalb gelegenen Wallfahrts- und Flurkapelle „Maria zur Aych“. Zum Abschluss kehrten wir beim Musikfest der Trachtenkapelle Altenheim ein.

Am **22. Mai** feierten die Museen in Deutschland den Internationalen Museumstag. Hier boten wir Sonderführungen im Museum an.

Das sehr gut besuchte Museumsfest feierten wir am **17. Juli**. Für unsere Gäste boten wir Führungen durch das Museum und historische Dorfrundgänge an. Die Kindervolkstanzgruppe trat auf dem Platz vor der Kirche auf und tanzte sich in die Herzen der Zuschauer. Auch der Sing- und Spielkreis Ichenheim unterhielt wieder mit Musik, Liedern

und lustigen Geschichten. Die kulinarischen Bedürfnisse kamen natürlich auch nicht zu kurz.

Mit einem vollbesetzten Bus starteten wir am **07. August** zu unserem Ausflug zum Kloster Wittichen in Schenkenzell. Dort angekommen stärkten wir uns erst an mitgebrachtem Hefekranz und Getränken. Dem schloss sich eine sehr interessante, lehrreiche und amüsante Führung durch Klosterkirche, Museum und Friedhof an. Weiter ging es zum Mittagessen nach Alpirsbach. So gestärkt ging die Fahrt nach Schramberg zum Auto- und Uhrenweltmuseum weiter. Dort konnte jeder nach Herzenslust stöbern und fand viele Erinnerungsstücke. „Weisch noch, du des häm mer au ket, oh je, des war als ebbs, do luag die Musikbox – scheen isch’s gsi“, usw. ... so hörte man immer wieder jemanden sagen. Der Besuch hat allen viel Spaß bereitet und wohlbehalten sind wir wieder zu Hause angekommen.

Im **August** haben wir uns an der Riedwoche mit einem Historischen Dorfrundgang beteiligt. Willi Sutter, unser Dorfkenner, hat die Interessierten souverän durch das Dorf geführt. Ebenfalls im August wurde, wie jedes Jahr, ein Großputz im Museum durchgeführt, um den Wert des Museums und der Ausstellungen zu erhalten. Unsere fleißigen Frauen und Männer trafen sich mit Putzgeschirr jeglicher Art und brachten in schweißtreibender Arbeit alles wieder auf Vordermann. Dafür geht ein ganz besonderer Dank an diese freiwilligen Helfer.

Das Jahreszeitencafé unter der Leitung von Andrea Metzger und Ute Scheidecker hatte am **20. März** und am **16. Oktober** geöffnet. Die Gäste wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet und für die Kinder hatten wir eine Spurensuche durch das Museum vorbereitet sowie verschiedene Bastelangebote. Diese Angebote für die Kinder haben wir uns ausgedacht, um bei der Jugend das Interesse für das Museum und die Geschichte zu wecken und sie mit der Historie vertraut zu machen. Auch sind beim Herbstcafé Theatermacher von BAALnovo gekommen. Sie haben unsere Gäste im Rahmen des Projektes „Geschichten des Nichtvergessen“ zur Nachkriegszeit in Neuried befragt. Hieraus wird nun ein Theaterstück geschrieben, welches am **15. Juli 2017** auf dem Rathausplatz aufgeführt wird.

Am **01. November** fand das „Dankeschön-Essen“ für unsere Museumsdienstler im Gasthaus Ratsstüble in Altenheim statt.

Richard Karl las am **20. November** im gut besuchten Handwerksraum des Museums „alte Geschichten“ mit viel Herzblut und auch Humor. Er trug aus den Rechnungsbüchern der Gemeinde von 1771 vor und ließ so das Leben der Menschen von damals bildhaft werden.

Im **November** beteiligten wir uns, wie immer, am jährlich stattfindenden Adventsmarkt. Angeboten wurden besondere Basteleien, Kränze und Gestecke, die mit großem Fleiß hergestellt worden waren. Glühwein, Fleischkäswecken, Speckbrote sowie traditionelle Kuchen rundeten das Angebot ab.

#### **Arbeitskreis Dundenheim:**

Es werden durch Max Walter folgende Themenschwerpunkte aufgearbeitet, um deren historischen Werdegang zu erhalten:

- Das Dorf mit Kirchen, Schule, Vereinen, Kleindenkmälern und vielem mehr
- Die Landwirtschaft mit Ackerbau und Viehzucht
- Der Tabakbau von einst bis heute

### **Arbeitskreis Ichenheim**

Das Jahr 2016 stand im Zeichen des Dorfjubiläums „950 Jahre Ichenheim – mir sin drbii“. Unter dem Motto: „Historische Spurensuche in der Gemeinde Ichenheim“ sollte zum Festwochenende eine Ausstellung präsentiert werden, die in einer Retrospektive einen Teil aus den Arbeiten der letzten 25 Jahre zeigt. Da ja in den Anfängen ohne Computer gearbeitet wurde, mussten diese Unterlagen zunächst digitalisiert werden, um eine Arbeitsgrundlage zu schaffen. Die Eröffnung der Teilausstellung fand am **03. Juni** in den Räumen der Volksbank Ichenheim statt, umrahmt von der Bläser-Gruppe „Brothers“. Die zahlreichen Gäste wurden von Heinz Walter begrüßt, ebenso führte er in die Ausstellung ein. Die erweiterte Ausstellung zeigten wir während des Festwochenendes am **01. und 02. Oktober** im Rathaus. Der Besucherandrang war sehr groß. Die Ausstellung wurde dann noch einmal am **20. November** geöffnet.

Am **Fastnachtssamstag** Treffen in der Schutterzeller Mühle zur Kameradschaftspflege und am Aschermittwoch zum traditionellen Rollmops-Essen.

Dorfrundgänge unter der Führung von Alex Kopf fanden statt am:

- **22. April** durch die Kreuz- und Rheinstraße bis zum Graben,
- **20. Mai** durch die Rhein- und Heerstraße,
- **12. August** durch die Meißenheimer- und Magdalenenstraße.

Bei diesen Dorfrundgängen erfuhren die interessierten Teilnehmer jeder Altersstufe viel über die Herkunft von Hof- und Hausnamen, die Bedeutung von Hauszeichen und lauschten den amüsanten Erzählungen über die Dorforiginale der Vergangenheit. Beendet wurden diese Führungen immer mit einem gemütlichen Beisammensein.

Bei der Erstellung des Buches mit dem Titel „**950 Jahre Ichenheim**“ haben wir vom Arbeitskreis ebenfalls mitgewirkt. Nach umfangreichen Recherchen konnten eine Reihe von Beiträgen beigesteuert werden.

Am **03. Dezember** wurde das Arbeitsjahr mit einem gemeinsamen Mittagessen beschlossen.

### **Arbeitskreis Schutterzell**

Unter der Leitung von Lothar Gissler wurde im letzten Jahr eine Schutterzeller Initiative aufgegriffen und beleuchtet, die in neuerer Zeit, nämlich im Jahr 1978 ins Leben gerufen worden ist und 22 Jahre lang zugunsten gemeinnütziger Zwecke gewirkt hat. Mit dem angefallenen Gewinn wurde jedes Mal ein gemeinnütziger Zweck unterstützt.

Ein Highlight war das **20. Marödelfest am 2. und 3. August 1997**, das wir zum 20-jährigen Jubiläum größer als sonst aufzogen. Über diesen Abend wurde damals von einem Besucher (Detlef Genath, der Bruder des Marödelfestteam-Mitglieds Ulf Genath) ein Film gedreht, den

uns dieser später zur Verfügung stellte. Wir haben den Film auf DVD umspielen lassen und ihn der Generalversammlung des Gesang- und Kulturvereins gezeigt.

Es gibt noch weitere und ältere Zeitdokumente auf Filmen, die wir in nächster Zeit ebenfalls im DVD-Format aufbereiten lassen und dann in entsprechendem Rahmen der interessierten Öffentlichkeit zeigen wollen.

Am Ende der Marödelstraße fließt die Unditz. Entlang der Unditz kann man auf einem bisher namenlosen Wirtschaftsweg die Kreisstraße K 5339 Richtung Schuttern erreichen. Unser Arbeitskreismitglied Klaus Hasis hat bei einer Recherche auf einer alten Karte aus dem Jahr 1865 herausgefunden, dass das betroffene Gewann, durch das der Wirtschaftsweg führt, mit „Die oberen Matten“ bzw. mit „Fuchsalm“ bezeichnet war. Wir haben daraufhin im letzten Jahr dem Ortschaftsrat Schutterzell vorgeschlagen, der genannten Verbindungsstraße einen an die historische Gewannbezeichnung angelehnten Namen zu verleihen. Der Ortschaftsrat hat unseren Favoriten („Fuchsalmweg“) übernommen und das Entsprechende veranlasst.

### **Arbeitskreis Müllen**

Unter dem Arbeitstitel „Akte Müllen“ entstand durch Herrn Claus Flaith ein Konzept, wie sehr wenige und nur noch in Fragmenten zugängliche historische Fakten zu einem Gesamtbild zusammengefügt werden können. Ziel der Arbeit ist die Zusammenstellung der Lebensbedingungen in diesem kleinen Ort in der über 1000 Jahre vergangenen Geschichte. Durch die Möglichkeit der fortlaufenden Ergänzung und Korrektur durch vorgefundene Fakten und deren Einbindung in die großen politischen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Gegebenheiten lässt sich – so ist die Hoffnung – ein zunehmend klares Bild der Lebenswirklichkeit erstellen. Hier eine beispielhafte Skizze zu einem Thema, das von großer wirtschaftlicher Bedeutung für Müllen war:

#### **Thema: Hanfanbau**

Was hat Müllen mit Hamburgs Reeperbahn zu tun?

- Rohstofflieferant für Seiler
- Segelschiffahrt und Welthandel

#### Hanfanbau in Müllen

- vom Samenkorn bis zur Ernte
- Verarbeitung der Ernte
- Niedergang des Hanfanbaus

#### Quellenmaterial vor Ort

- Flurkarten mit Rötzen
- Film „Hanfanbau“; hist. Verein Neuried
- Wiegeunterlagen 1828
- Dauerausstellung „Hanfanbau“ im Heimatmuseum Altenheim

#### Sonstiges

- „Du hesch ä Fimmel“ – Hanf als Droge



Entsprechend dieser Skizze werden die vielen anderen Themenfelder bearbeitet: u. a. Schulwesen, Kirche, Straßen, Mobilität, Strom, Wasserversorgung, Entsorgung, Lebensmittel, Arbeitsplätze

### **Trachtengruppe**

Die Trachtengruppe hat an drei Festzügen teilgenommen, so Bettina Dürr.

- Am **19. Juni 2016** zur 1000-Jahr-Feier Friesenheim-Heiligenzell, als geladene Gäste des Friesenheimer Hochzeitszuges.
- Am **03.07.2016** beim Kreistrachtenfest in Ottenhöfen
- Am **02. Oktober** bei 950 Jahre Ichenheim – „mir sin drbii“ als Historischer Hochzeitszug, angeführt durch die Trachtenkapelle Altenheim, mit einem feierlich gestalteten Gottesdienst und gemeinsamen Mittagessen wie damals, nämlich: Nudelsuppe, Rindfleisch und Meerrettich und Salaten sowie als Dessert eine Weinschaumcreme.

Trachten wurden nach Meißenheim ausgeliehen, anlässlich des runden Geburtstages von Pfarrer Adler, welcher sich über den Kirchenbesuch der Trachtenträgerinnen und Trachtenträger sehr freute. Zum Jahresende gab es am **28.12.2016** im Arbeitsraum des Museums traditionell Neujahrsbrezel und Wienerle. Beim gemütlichen Beisammensein wurde der Film vom Jubiläumswochenende in Ichenheim angeschaut. Ein besonderes Dankeschön geht an Elise Metzger für die „Trachtenbetreuung“.

Zum Jahresende hatte der Historische Verein Neuried 197 Mitglieder.  
*Ute Scheidecker*

## **Nordrach**

### **Tätigkeitsbericht 2016**

Im Jahr 2016 fand die Herbstversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. in Nordrach statt. Außergewöhnliche Beachtung fand die Herausgabe des Buchs „Meine Gedanken kreisen nur um Daheim“, das beim sechsten Nordrachter Geschichtstag vorgestellt wurde.

### **Veranstaltungen**

**19. April** und **18. September 2016** führte Wanderungen zu den Nordrachter Höhenhöfen. Schon ab dem 14. Jahrhundert siedelte das Kloster Gengenbach im Bereich Moos bis Schäfersfeld Menschen an, die das Gebiet roden und landwirtschaftlich nutzen konnten. Im 18. Jahrhundert wurden auch Glashütten betrieben. Nachdem das Gebiet im Zuge der Säkularisation an das Großherzogtum Baden übergegangen war, wurden die landwirtschaftlichen Betriebe geschlossen, die Gebäude abgebrochen und die Bewohner mussten sich eine andere Bleibe suchen. Der Historische Verein Nordrach hat im Frühjahr 2012 ein Wegenetz beschildert, das zu den einzelnen Standorten der Höhenhöfe und Glashütten führt. Ein Flyer enthält dazu die wichtigsten Informationen. Thomas Laifer, der die Grundlagen der Höhenhöfe erforscht hatte, führt seither interessierte Wanderer zweimal im Jahr.



#### 28. April 2016 Mitgliederversammlung

In der harmonisch verlaufenden MV wurde die bisherige Vorstandschaft wiedergewählt.

#### 05. Mai 2016 Bildstöcklefest

Der Chor der Klänge feiert auf Anregung des Vereinsgründers des Historischen Vereins Wilhelm Oberle jeweils am Feiertag „Christi Himmelfahrt“ beim Pfarrheim ein Bildstöcklefest. Dazu wird eines der zahlreichen Bildstöckle in Nordrach restauriert, beim Pfarrheim aufgestellt und nach der Veranstaltung an seinen ursprünglichen Platz zurückversetzt.



#### 18. August 2016 Sommerferienprogramm Seifentruhe Elzach

Im Rahmen des Nordrachter Sommerferienprogramms fuhren Vereinsmitglieder mit fünfzehn Kindern nach Elzach, um die „Seifentruhe“ zu besuchen. Mitinhaberin Adelheid Becherer informierte zunächst über die Geschichte der Seifensiederei. Dann konnten die Kinder aus vielerlei Zutaten ihre ganz persönliche Seife herstellen. Da die Kinder am Ende auch alle Fragen beantworten konnten, erhielten sie das „Seifendiplom“.



#### 08. Oktober 2016 Sechster Nordrachter Geschichtstag

Der Historische Verein Nordrach behandelte an seinem sechsten Nordrachter Geschichtstag ein einmaliges Zeitdokument, einen Brief des Nordrachter Waldarbeiter Andreas Doll. Einhundertzwanzig Personen waren ins Pfarrheim gekommen und nahmen an dieser Sternstunde Nordrachter Geschichte teil.



Andreas Doll wurde im Jahre 1942 zum Kriegsdienst eingezogen, war zunächst in Frankreich, dann in der Sowjetunion im Kriegseinsatz. Im August 1943 hat Andreas Doll einen außergewöhnlichen Brief an seine Frau Theresia Doll geschrieben. Er legt darin in ergreifender Weise Rechenschaft über sein Leben ab. Wie in einem Film bekommt man Einblicke in das Alltagsleben einer einfachen Waldarbeiterfamilie, wie verlobt und eifersüchtig er war, seine harte Arbeit im Wald, der Hausbau, die hilfreichen Nachbarn, wie die fünf Kinder zur Welt kamen und seine Schwestern und seine Eltern verstarben. Über das Private hinaus spiegelt der Brief aber auch die Geschichte eines Schwarzwaldorfes in der Weimarer Zeit.

Dieser über einhundert Seiten lange Brief gelangte erst nach sechs Jahren in die Hände seiner Frau, Andreas Doll war zu dieser Zeit bereits in russischer Gefangenschaft verstorben. Helmut Gollwitzer, bekannter Theologe und Mitglied der Friedensbewegung, bewahrte als Mitgefangener den Brief bei sich auf, bis er ihn im Jahre 1950 persönlich der Witwe Theresia Doll in Nordrach überbringen konnte.

Rolf Oswald hatte von dem Brief, den Theresia Doll später ihrem Enkel Lothar Doll übergeben hatte, erfahren und die Erlaubnis erhalten, den Brief in Buchform zu veröffentlichen. Bis zum Jahresende 2016 konnten bereits mehr als fünfhundert Bücher verkauft werden.

### 09. Oktober 2016 Partnerschaftswanderung zur Feste Mutzig

Die traditionelle, gemeinsame Wanderung der Partnerschaftsgemeinden Niedernai und Nordrach hatte diesmal ein historisches Ziel, die





Feste Mutzig im Elsass, auch „Feste Kaiser Wilhelm II.“ genannt. Im Jahre 1893 ordnete dieser den Bau der Festungsanlage an, die bis 1906 weitgehend hergestellt wurde. Die Wanderer konnten bei einer Führung Teile der noch gut erhaltenen Festungsanlage besichtigen.

#### **26. Oktober 2016 Vortrag „Die ehemalige Reichsstadt Zell und seine Stabgemeinde Nordrach“**

Nordrach war bis zum Jahre 1803 teils klösterliches Gebiet, teils gehörte es als Stabgemeinde zur Reichsstadt Zell. Dr. Dieter Petri zeichnete in seinem Vortrag ein spannendes und buntes Kaleidoskop, das Schlaglichter auf die verschiedenen Bereiche dörflichen und städtischen Lebens der damaligen Zeit warf.

#### **30. Oktober 2016 Herbstversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.**

Zum ersten Mal fand die Herbstversammlung in Nordrach statt. Präsident Klaus Kaufmann konnte rund 60 Vertreter der Mitgliedsvereine begrüßen. Nach den üblichen Regularien beschlossen die Mitglieder einstimmig, Dr. Martin Ruch für seine bisher 17-jährige Tätigkeit als Redakteur des Vereinsbuchs „Die Ortenau“ zum Ehrenmitglied zu ernennen.

Nach der Mitgliederversammlung skizzierte der Vorsitzende des Nordrachter Ortsvereins Herbert Vollmer die noch kurze, aber durchaus erfolgreiche Geschichte des Vereins seit seiner Gründung im Jahre 2005. Das Nordrachter Vereinsmitglied Rolf Oswald berichtete danach über das jüngste Projekt, die Veröffentlichung des Buches „Meine Gedanken kreisen nur um Daheim“.

Bürgermeister Erhardt stellte in seinem Grußwort die Gemeinde Nordrach vor, fand anerkennende Worte für den Nordrachter Historischen Verein und lud anschließend zu einem Glas Apfelsecco mit Hefezopf ein.

Uwe Schellinger hielt den Festvortrag mit dem Thema „Schabbos in Nordrach, die Wiedergewinnung der jüdischen Geschichte eines Schwarzwaldkurorts“. Er lobte die Nordrachter Ortsgruppe, die sich mit großem Engagement der Aufarbeitung der jüdischen Geschichte angenommen hat und forderte sie auf, sich nicht auf den verdienten Lorbeer auszuruhen.



Am Nachmittagsprogramm mit drei Angeboten nahmen vierzig Personen teil: Führung zur ehemaligen Heilstätte Rothschild und zum jüdischen Friedhof, Besuch der Fachklinik Klausenbach und geführte Wanderung zu den Nordracher Höhenhöfen und Altglashütten.

Weitere Informationen zum Verein und seinen Aktivitäten gibt es auf der Homepage [www.historischer-verein-nordrach.de](http://www.historischer-verein-nordrach.de). *Herbert Vollmer*

### Oberharmersbach

Im **Januar** ist der 36. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 350 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer gestaltet und erstellt.

Anlässlich der Leistungsschau der Gewerbebetriebe in Oberharmersbach am **5. Mai** haben wir in Zusammenarbeit mit Lehmann-Archiv eine Bilderausstellung zum Thema „Gewerbe im Wandel der Zeit“ zusammengestellt und in der Schule präsentiert.

Der Historische Verein hat wie jedes Jahr am **16. Mai**, dem „Deutschen Mühlentag“, und am **11. September**, dem „Tag des offenen Denkmals“, im örtlichen Museumsareal „Speicher/Mühle“ Vorführungen und Führungen angeboten.

Am **12. August** wurde im Rahmen des örtlichen Kindersommerprogramms mit einer Gruppe von 13 Kindern eine Veranstaltung im Salmen in Offenburg besucht.

*Cornelia Lehmann*

## Oberkirch

**16. Januar 2016:** Mitgliederversammlung

**27. Januar 2016:** Halbtagesfahrt nach Haslach i. K. Führung im Hansjakob-Museum.

**10. Februar 2016:** Aschermittwochs-Rätselfahrt. Klosterkirche und Museum in Schutterern

**12. März 2016:** Tagesfahrt nach Ettlingen und Rastatt. Führung im Zentralen Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg in Rastatt, Schlossführung in Ettlingen.

**26. April 2016:** „Das Leben ist ein Haferbrei, in den Gott Fliegen wirft.“ Geiler von Kaysersberg – Ein noch immer aktueller Prediger. Vortrag von Prof. Dr. Konrad Kunze, Freiburg.

**30. April 2016:** Exkursion an den Bodensee. Stadtführung in Engen, Führung im Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg in Konstanz.

**21. Mai 2016:** Exkursion nach Lothringen. Besichtigung des Schloss von Lunéville und der Basilika St. Nicolas de Port.

**18. Juni 2016:** Tagesfahrt nach Michelstadt und Amorbach. Führung in Michelstadt und im Kloster Amorbach.

**23. Juli 2016:** Tagesfahrt nach Thann im Elsass. Führung in Thann mit dem gotischen Münster St. Theobald.

**11. bis 17. September 2016:** Mehrtagesfahrt nach Augsburg, Kempten, Memmingen.

11. September: Stadtführung in Ulm, Führung in der Kirche in Kirchhaslach.

12. September: Führung im Kloster Ottobeuren, Stadtführung in Memmingen.

13. September: Besichtigung der Zederdecke im Fuggerschloss in Kirchheim in Schwaben, Stadtführung in Augsburg.

14. September: Stadtführung in Landsberg.

15. September: Führungen in Wessobrunn und Rottenbuch.

16. September: Führung im Kloster Ochsenhausen, Stadtführung in Mindelheim

17. September: Stadtführung in Kempten.

**15. Oktober 2016:** Tagesfahrt nach Ladenburg und Mannheim. Besuch des Lobdengau-Museums in Ladenburg und der Ausstellung „Barock. Nur schöner Schein?“ im Reiss-Engelhorn-Museum in Mannheim.

**12. November 2016:** Halbtagesfahrt nach Oberwolfach. Führung im Mineralien- und Mathematik-Museum.

**15. November 2016:** Frühe Photographie in der Ortenau. Vortrag von Prof. Dr. Hans-Rüdiger Fluck, Bochum.

**10. Dezember 2016:** Jahresabschluss.

*Horst Schneider*

### **Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach**

Am 5. April 2016 fand die 300. Grimmelshausen-Gesprächsrunde statt, die zugleich die letzte von Dr. Fritz Heermann organisierte Runde war. Dr. Fritz Heermann leitete die Grimmelshausenrunde seit dem Jahr 2000, also 16 Jahre lang. Er trat damals die Nachfolge von Erich Graf an, der seit der Gründung der Grimmelshausen-Gesprächsrunde 1985 die Leitung innehatte. Für diese Leistung erhielt Dr. Fritz Heermann beim Neujahrsempfang 2017 den Grimmelshausen-Kulturpreis der Stadt Oberkirch. Dr. Fritz Heermann übergab die Leitung aus Altersgründen an Manuela Bijanfar und Dr. Miriam Seidler, die seither die Organisation der Treffen weiterführen.

**„Simplicissimus Teutsch, Zweites Buch, 9. Kapitel – ein Antiblason?“ von Götz Bubenhofer aus Achern**  
299. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

**„Die sonderbaren Heiligen des Simplicissimus“  
von Prof. Dr. Dieter Breuer aus Aachen**  
300. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

**„Kleidersymbolik im Simplicissimus“  
von Dr. Rosemarie Zeller aus Basel**  
301. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

**„Auf den Spuren Grimmelshausens im Renchtal“  
von Anita Wiegele aus Oberkirch**  
302. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

**„Badische Gedichte und Geschichten“  
von Manuela Bijanfar, Gitarrenbegleitung Klaus Leopold**  
303. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

**„Sein und Schein im Wunderbarlichen Vogelnest“  
von Dr. Miriam Seidler**  
304. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

**„Andreas Gryphius“  
Lyrik-Lesung von Manuela Bijanfar und Dr. Miriam Seidler**  
305. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

*Manuela Bijanfar*

### **Offenburg**

Die erste Veranstaltung im Jahr 2016 fand am Dienstag, den **16. Februar 2016** um 19 Uhr 30 im Museum im Ritterhaus statt unter dem Titel „Hjalmar Schacht – Mitläufer und Widerständler, Christ und Freimaurer“. Rechtsanwalt Ralf Bernd Herden, Justitiar des Historischen Vereins für Mittelbaden und regelmäßiger Mitautor der „Ortenau“, hielt einen Vortrag über eine der schillerndsten Persönlichkeiten des Dritten Reiches, den früheren Reichsbankpräsidenten und Reichswirtschaftsminister Hjalmar Schacht. Schacht hat das System gefördert und zugleich

offen kritisiert. Er war bereits während der Weimarer Republik ein bedeutender Wirtschaftspolitiker und nach der Entnazifizierung wieder ein erfolgreicher Bankier. Die Veranstaltung fand großen Zuspruch.

In Kooperation mit der VHS Offenburg konnte der Schriftsteller Paul Glaser zu einer Lesung und multimedialen Präsentation seines Buches „Die Tänzerin von Auschwitz“ gewonnen werden. Die Veranstaltung fand am Mittwoch, den **2. März 2016** statt.

„Jüdisches Leben gestern und heute“, unter diesem Motto führte der Vorsitzende des Historischen Vereins, Jürgen Collmann, in Kooperation mit der VHS Offenburg sowie dem Verbund Gedenkstätten Südlicher Oberrhein am Sonntag, den **13. März 2016** eine Exkursion zu einzigartigen Orten des Erinnerns und Lernens in Südbaden durch. Stationen der Tagesfahrt waren das Blaue Haus in Breisach, das jüdische Museum in Emmendingen sowie das Zentrum der jüdischen Gemeinde in Sulzburg.

Auf mehrfachen Wunsch unserer Mitglieder führten wir nochmals eine Führung durch das Bankmuseum der Volksbank Offenburg (Zell-Weierbach, Talweg 10) am Donnerstag, den **28. April 2016** durch. Die Veranstaltung wurde durch die Mitarbeiter der Volksbank, die Herren Michael Hauser und Thomas Sommer, gestaltet.

Der Verein beteiligte sich mit einem Betrag von 2000 Euro an den Kosten der Neugestaltung des Gewölbekellers zum Judenbad (Mikwe).

Am Dienstag, **5. Juli, 2016**, 11 Uhr wurde die „Dokumentation zu den Offenburger Auswanderern“ im Museum der Presse vorgestellt. Es handelt sich um die Ergebnisse langjähriger Recherchen, die viele Ehrenamtliche in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv ermittelt haben.

Am Dienstag, den **13. Oktober 2016** referierte um 19.30 Uhr der Leiter des Staatsarchivs Freiburg, Herr Dr. Kurt Hochstuhl, im Foyer des Ritterhauses zu dem Thema „Leo Wohleb, Pädagoge und Politiker“. Leo Wohlebs Name ist untrennbar mit den emotional und erbittert geführten Auseinandersetzungen um die Bildung des Südweststaats verbunden. Als Staatspräsident der kurzlebigen Nachkriegsschöpfung (Süd-)Baden gehört er zu den Gründungsvätern der heutigen Demokratie. Kurt Hochstuhl zeichnete in seinem Vortrag den Weg von Leo Wohleb vom klassischen Philologen zum Staatspräsidenten nach und präsentierte neben dem Politiker den gebildeten Humanisten, gläubigen Menschen, engagierten Pädagogen und anerkannten Wissenschaftler.

Aus Anlass des Gedenktages zur Deportation der Offenburger Juden am 22. Oktober 1940 nach Gurs hielt unser Vorstandsmitglied Herr Dr. Wolfgang M. Gall, Leiter des Stadtarchivs Offenburg, am Montag, den **24. Oktober 2016** um 19 Uhr im Schiller-Saal des Schillergymnasiums Offenburg einen Vortrag zu dem Thema „Von der Schulbank in die NSDAP. Lebensläufe von Schülern der Oberrealschule zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der frühen Bundesrepublik“. Der Referent rekonstruierte an konkreten Beispielen, wie sich bereits 1923–28 Cliques von Schülern und Schulabgängern der Oberrealschule (heute Schiller-Gymnasium) rechtsradikalen Wehrsportgruppen und NS-Tarnorganisationen anschlossen. Er verfolgte ihre Lebensläufe über die NS-Zeit bis in die frühe Bundesrepublik.



Im Anschluss an unsere Mitgliederversammlung hielt Herr Dr. Michael Kitzing am **24. November 2016** um 19 Uhr 30 im Foyer des Ritterhauses einen Vortrag im Rahmen unserer Reihe „Badische Köpfe“ über „Oberbürgermeister Josef Holler und die Entwicklung Offenburgs in der Weimarer Republik“. Fast während der gesamten Weimarer Zeit hat Josef Holler als Oberbürgermeister Offenburgs gewirkt. In seine Tätigkeit fällt die Besetzung der Stadt durch die Franzosen 1923/24, während der Oberbürgermeister zum Haupt des Widerstandes und hierfür zu einem halben Jahr Haft verurteilt wurde. In der Mitte der zwanziger Jahre kam es zum Ausbau der städtischen Infrastruktur, die Endphase der Weimarer Republik war auch in Offenburg durch die Weltwirtschaftskrise und die Auseinandersetzung des Oberbürgermeisters mit dem aufkommenden Nationalsozialismus gekennzeichnet. Neben dem Blick auf die Offenburger Stadtgeschichte der 1920er und frühen 30er Jahre wurde schließlich die Tätigkeit Hollers als Notar im Dritten Reich gewürdigt, wo er jüdischen Klienten half, rechtliche Wege zu suchen, um ihr Vermögen noch vor dem Zugriff des totalitären Staats zu schützen.

*Jürgen Collmann*

## Oppenau

Die Aktivitäten unserer Mitgliedergruppe mussten in diesem Jahr wegen mangelnder Teilnahme stark reduziert werden. Ein Brief an die Mitglieder brachte keine neuen Ideen und keine jüngeren Mitglieder. Es wurde beschlossen, Mitarbeit bei der Neueinrichtung des Renchtäler Heimatmuseums und Teilnahme an seniorenrechtlichen Veranstaltungen und Ausstellungen im Umkreis zu leisten.

Ein Artikel von Max Scheifele vom Kloster- und Heimatgeschichtsverein Kniebis e. V. über die Oppenauer Steige und die Kniebispassage regte zum Studium der Karte von Gadner aus dem Jahre 1593 „Karte des Bayersbronner Forstes“ an. Die Landesgrenzen vom Fürstbistum Straßburg und dem Herzogtum Württemberg sind darauf klar ersichtlich und alle Grenzsteine nummeriert. Für Oppenau interessant sind zwei dieser nummerierten Grenzsteine:

1. Nr. 62 an der Alexanderschanze
2. Nr. 84 bei der Zuflucht 1673 HSSB

Dort findet sich auch der eingezeichnete Verlauf der Oppenauer Steige – streckenweise als Knüppeldamm dargestellt – von der Alexanderschanze bis nach Oppenau. Ein Umritt der Grenzen des Herzogtums Württemberg (fast 700 km) erfolgte **1604** vom 15. März bis zum 14. April durch den Herzog Friedrich I. mit sieben Begleitern. Darunter der bewährte Reisebegleiter, Baumeister Heinrich Schickhardt, der auch dieses Unternehmen dokumentierte.

**30.10.2016:** Teilnahme an der Jahresversammlung in Nordrach. Vortrag „Auf den Spuren von Dr. Otto Walther“ und Besichtigung des ehemaligen Lungensanatoriums

10.11.2016: Studienfahrt nach Speyer mit Führung durch die Ausstellung: „Maya – Das Rätsel der Königsstädte“. Anschließend Besichtigung des Doms und Stadtrundgang.

*Rainer Fettig*

## Rheinau 2017

Auch im vergangenen Jahr war unsere Mitgliederzahl rückläufig. Unsere 2015 begonnenen Aktivitäten zeigen bisher noch keine Wirkung. Vorträge und Führungen hielten Gerd Hirschberg, Freistett, Konrad Kunze, Freiburg und Wolfgang Kohler, Baden-Baden. Eine Führung mit Ernst Gutmann, Stollhofen durch die ehem. Festungsstadt Stollhofen stieß auf großes Interesse und war sehr gut besucht.

Es fanden drei Historiker-Stammtische statt. Themen waren u.a. Colmar & Martin Schongauer, Straßburg um 1910 und die Postkarten- und Plakatwerbung im Elsass bis zum Ende des 1. Weltkriegs.

In 2016 gab es drei Runden unseres Foto-Preisrätsels für die Schulen. Unsere Lesecke für Tages-, Wochenzeitungen und Jugendmagazine am Anne-Frank-Gymnasium in Rheinbischofsheim wurde um weitere Abonnements ergänzt. Mehrere Mitglieder stellen uns ihre Privat-Abonnements zur Verfügung.

Unsere Broschüre „Aus der Stadt Rheinau – Mitteilungen des Historischen Vereins 2016“ hatte den Bischemer/Freistetter Mühlenstreit zum Inhalt, ein Nachdruck aus der Ortenau 1991.

Unser weblog/Netztagebuch <http://historischervereinrheinau.blogspot.de> ist seit Juli 2014 über 30 000 mal aufgerufen worden. Dort finden Sie eine ausführliche Darstellung unserer Vereinsaktivitäten.

Wie im Vorjahr anlässlich der Jahresversammlung (zus. mit dem Museumsverein) konnten wir jedem anwesenden Mitglied einen Nistkasten, dieses Mal aus Wellpappe, als kleines Dankeschön für die aktive, finanzielle oder ideelle Unterstützung der Vereinsarbeit überreichen.

*Wolfgang Kasper*

## Schiltach/Schenkenzell

Bei heftigem Schneetreiben eröffnete Mitte Januar 2016 unsere jährliche Informationsveranstaltung für Mitglieder und Freunde in der gemütlichen „Treffpunktstube“ das neue Vereinsjahr. Sprecher Peter Rottenburger führte durch den Abend und konnte dabei zu unserer großen Freude Klaus G. Kaufmann, den Präsidenten unseres Gesamtvereins, begrüßen. Rottenburger informierte über die Vorhaben und Schriftführer Reinhard Mahn rief die Aktivitäten des abgelaufenen Jahres in Erinnerung.

Anschließend zeigte Willy Schoch einen Mitte der 1950er Jahre in den Fürstlich-Fürstenbergischen Waldungen in Kaltbrunn und Wittichen gedrehten Dokumentarfilm über die letzten Holzriesen im Schwarzwald. „Die Flößerei endete bereits 1895, auf das Holzriesen konnte man noch weitere 60 Jahre



*Abb 1: Peter Rottenburger, der Sprecher des Initiativkreises (Foto: M. Buzzi)*



*Abb 2: Gemütliche Runde mit Präsident Klaus Kaufmann (Foto: M. Buzzi)*

nicht verzichten“, so Schoch. Der zunehmende Bau von Holzabfuhrwegen machte erst in den Nachkriegsjahren dieses schwere und überaus gefährliche Handwerk entbehrlich „das für Mensch und Tier eine wahre Schinderei war“. Der Film liegt zwischenzeitlich digitalisiert vor und ist über unsere Homepage bequem zugänglich.

Nachdem unser Vereinsmitglied Helmut Horn schon 2014 in der Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ einen Aufsatz zu seinen Forschungen rund um den heute fast völlig in Vergessenheit geratenen Begriff „Abnoba“ veröffentlichte, hat er den aktuellen Stand der Wissenschaft im März zu einem eindrucksvollen Vortrag zusammengestellt. In der Spätantike war Abnoba zum einen der Name unseres heutigen Schwarzwaldes und dessen Randbereichen, zum andern die Bezeichnung für die ihm zugeordnete Göttin, auf die wir u. a. auch auf dem Brandsteig treffen. Ihren Namen konnte Horn auf einer ganzen Anzahl von Weihsteinen aus ganz Südwestdeutschland nachweisen. Er trug alte und neue Forschungserkenntnisse zusammen, dazu betrachtete er eingehend die Etymologie des Wortes, näherte sich der Bedeutung des Begriffes an und identifizierte diese keltische Göttin schließlich als Quell- oder Wasser-gottheit. Ob das Gebirge nun nach der Gottheit oder die Göttin nach dem quell- und wasserreichen Bergland benannt wurde, muss dagegen weiterhin offen bleiben. Interessierte Zuhörer aus der ganzen Region verfolgten Helmut Horns fundierte Ausführungen zu diesem außergewöhnlich reizvollen Thema, das wir in bewährter Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Schiltach/Schenkenzell anbieten konnten.

Bereits wenige Tage später stellten sich beim „Aktionstag Geschichte“ der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg in Spaichingen Geschichtsvereine, Archive, Museen und Gedenkstätten aus den Landkreisen Tuttlingen, Schwarzwald-Baar und Rottweil vor und informierten über ihre Arbeit. Gerne nahm auch unsere Mitgliedergruppe die gebotene Gelegenheit wahr, zusammen mit dem städtischen Museums- und Archivleiter Andreas Morgenstern Schiltach und Schenkenzell auf der Baar zu vertreten und auf die Besonderheiten und Reize des oberen Kinzigtales am äußersten



*Abb 3: Helmut Horn vermittelte umfassend, was sich hinter dem Begriff „Abnoba“ verbirgt (Foto: R. Mahn)*

nordwestlichen Rand dieser Region aufmerksam zu machen. Den ganzen Tag über fanden sich geschichts- und heimatinteressierte Besucher an unserem Stand ein, wo wir mit einem kurzen Abriss über die Vereinsgeschichte präsent waren und über unsere Aktivitäten in den vergangenen Jahren informierten. Vorträge, Ausstellungen, Exkursionen und spezielle Projekte waren dabei die Schwerpunkte. Eine Diashow mit Fotos von Kleindenkmalen aus Schiltach, Lehengericht, Schenkenzell und Kaltbrunn begleitete die Präsentation.



*Abb 4: Unser Stand beim Regionalen Geschichtstag in Spaichingen  
(Foto: R. Mahn)*

Mitte April traf Willy Schoch mit einem Vortrag zum Leben von Andreas Harter, dem legendären Vogt und Bauernfürsten von Kaltbrunn, wieder genau den Geschmack und die Erwartungen von vielen Zuhörern. Nach intensiven Recherchen konnte Schoch mit einem überzeugenden Vortrag im ehemaligen Gemeindegasthaus „Linde“ in Kaltbrunn-Vortal einen Bogen um Charakter, Herkunft, Aufstieg, Erfolg, aber auch Scheitern und Sturz dieser schillernden Persönlichkeit unserer Gegend im 19. Jahrhundert schlagen. Als Sohn des dortigen Vogtsbauern wurde Harter bereits in jungen Jahren in dieses Amt gewählt, erstritt um 1820 für die Waldbauern von Kaltbrunn in einem Musterprozess das Recht des freien Holzverkaufs und brach damit die Macht der Schifferschaften, was ihm in der bäuerlichen Bevölkerung großes Ansehen einbrachte. Sein wirtschaftlicher Erfolg machte ihn zum größten Waldbauer im oberen Kinzigtal, diese Stellung unterstrich er mit der Gründung einer eigenen Bürgerwehr. Mitte der 1840er Jahre hatte er aber bereits den Zenit seines Erfolges erreicht, die folgenden Hunger- und Revolutionsjahre, gepaart mit wirtschaftlicher Unsicherheit und Harters mondänem Lebensstil, leiteten seinen Niedergang ein. Seine zahlrei-



*Abb 5: Willy Schoch referierte zweimal vor „ausverkauftem Haus“  
(Foto: H. Bühler)*

chen einflussreichen Freunde und Geschäftspartner konnten oder wollten ihm nicht die notwendige Unterstützung gewähren, die Schulden trieben ihn in die Zahlungsunfähigkeit und so verlor er 1851 sein gesamtes Vermögen. Ihm blieb lediglich eine Anstellung als Ratschreiber seiner Heimatgemeinde, verarmt starb er dort im Jahre 1873. Der Andrang der Besucher aus dem Kinzig- und Wolfstal, darunter auch viele ehemalige Kaltbrunner und deren Nachkommen, war so gewaltig, dass Willy Schoch den Vortrag zwei Wochen später – abermals vor vollem Haus – wiederholen musste.

Unser in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule angebotenes „Literarisches Gespräch“ hat sich heimlich, still und leise zu einem festen und liebgewordenen Bestandteil unseres Jahresprogramms entwickelt. Anfang Juni konnten wir das eingespielte Duo Günter Bentele, Regionalhistoriker und Buchautor, und unser Vereinsmitglied Wolfgang Tuffentsammer, Pfarrer i. R., Stadtführer und Flößer, bereits zum vierten Literaturabend begrüßen. Dieses Mal stand der Barockdichter Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen im Mittelpunkt, der zuletzt in Diensten des Straßburger Bischofs als Schultheiß in Renchen tätig war. Sein umfangreicher Zyklus „Der abentheuerliche Simplicissimus Teutsch“ beleuchtet Zeit, Ereignisse und Schrecken des Dreißigjährigen Krieges und gestattet Einblicke in die Gedankenwelt und Weltanschauung des Autors. Bezüge und Verweise auf den Dichter und Satiriker Johann Michael Moscherosch aus dem mit Schiltach durch die Flößerei verbundenen Willstätt rundeten den Themenkreis ab.

Im September stand eine weitere Exkursion zu Schiltacher Kleindenkmalen auf dem Plan. Hans Harter hatte wieder eine kleine, aber feine Wanderung zu teils unscheinbaren und fast vergessenen, aber nichtsdestoweniger auch heute noch prägenden Klein- und Kulturdenkmälern zusammengestellt. Die Tour begann beim „Kirchenbrünnele“ am Ausgang zur evangelischen Stadtkirche, führte zum erhaltenen Türbogen eines über 400 Jahre alten Speichers im Vorstädtle, zum „Alten Schulhaus“ in der Bachstraße, wo der Historiker Erläuterungen zum restaurierten Hauszeichen gab, vorbei an ehemaligen Schiffer- und Flößerhäusern zum ehemaligen Gewerbegebiet Sägergrün und zum Pulverhäusle. Die Kesslerhalde mit dem einstigen Eiskeller der Brauerei Aberle und die die

Schiltach überspannende Eselsbrücke, wo einst Triftholz für die nahe Ziegelhütte aufgefangen wurde, waren weitere Stationen, bevor die Tour auf den Schlossberg führte. Der noch heute eindrucksvolle Halsgraben trennt das ursprüngliche Burgareal vom Bergrücken. Über das Schlossbergplateau führte der Weg zum Gedenkkreuz auf dem Schrofen, dem Ziel der Wanderung, wo die Teilnehmer über eine mögliche künftige Ausrichtung der Gedenkkultur diskutierten. Harter hatte zu jedem der angesteuerten Ziele ausführliche Informationen und detailliertes historisches Hintergrundwissen parat.

*Abb 6: Die Kleindenkmal-Wanderung mit Hans Harter führte auch durchs „Vorstädtle“  
(Foto: R. Mahn)*



Auch den Ende September erschienenen 96. Jahresband der Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ bereichert wieder ein Aufsatz aus Schiltach. Historiker Hans Harter befasst sich darin mit einem bedeutenden Technologie-Transfer aus dem heimischen Schwarzwald nach Österreich-Ungarn. Unter der Leitung des Schiltacher Floßmeisters Abraham Koch machten sich Flößer aus dem Kinzig- und Wolfstal in den 1860er Jahren auf die weite Reise nach Niederösterreich, um mit Hilfe der Schwarzwälder Floßtechnik den Alpenfluss Ybbs floßbar zu machen und damit die gewaltigen Holzvorkommen jener Region wirtschaftlich nutzen zu können. Aber das Knowhow der Schwarzwälder war auch in anderen Regionen der Monarchie gefragt, so gelangten badische Flößer auch nach Ungarn, nach Siebenbürgen, ja selbst in Galizien, dem westlichen Teil der heutigen Ukraine, sind ihre Spuren nachzuweisen. Harter beschreibt die Einrichtung der Gestörflößerei, die wirtschaftlichen Risiken und Gefahren, aber auch die Kritik an der Ausbeutung der Holzvorkommen sowie Schicksale der beteiligten Kinzig- und Wolfstätler. Auszüge aus Briefen und Dokumenten geben einen authentischen Einblick in die raue Lebenswelt jener frühen Technologie-Experten.

Zur letzten Vortragsveranstaltung dieses Jahres war es dem Initiativkreis und der VHS gelungen, wieder Prof. Konrad Kunze aus Freiburg, einen anerkannten Experten für alte Sprachen und Literatur nach Schiltach einzuladen. Schon 2012 und 2014 fand er hier ein begeistertes Publikum vor. Dieses Mal beschäftigte sich der aus der Dialekt- und Namensforschung bekannte Wissenschaftler mit dem mittelalterlichen Heldenepos „Nibelungenlied“, dessen Faszination sich weniger durch das Lesen erschließt, sondern vielmehr durch das Vortragen und Hören in moderner Übersetzung, ergänzt durch Zitate in der ursprünglichen mittelhochdeutschen Sprachvariante. Auch gesungene Kostproben fehlten nicht. Kunze gelang es im Handumdrehen, das Publikum, das wiederum aus dem ganzen Kinzigtal und darüber hinaus angereist war, in die mittelalterliche Welt von Siegfried, Hagen, Kriemhild & Co. mitzunehmen und einen imposanten Rahmen für dieses Heldenepos zu schaffen. Er unterstrich, dass das Werk in sich nicht schlüssig, sondern eher verworren sei, die Dichtung „hinten und vorne nicht aufgehe“.



*Abb 7: Bereits zum dritten Mal begeisterte Prof. Kunze seine Zuhörer in Schiltach (Foto: R. Mahn)*

Dies treffe möglicherweise die Situation, wie die Menschen im 13. Jahrhundert die Welt erlebten und Kunze gab zu bedenken, ob sich an diesem Empfinden bis heute grundlegend etwas geändert habe.

Neben den aufgeführten Veranstaltungen bestimmten eine ganze Reihe lokaler Themen die Arbeit des vergangenen Jahres. Ein Herzensanliegen von Willy Schoch ist seit einiger Zeit der Erhalt der Floßweiher in Wittichen, Kaltbrunn und im Heubach. Auf seinen Impuls hin bildete sich ein Arbeitskreis, dem auch Schiltacher Flößer angehören. Zuerst erfolgte eine Bestandsaufnahme dieser sonst dem Verfall preisgegebenen Bauwerke, es folgten Sondierungen zu deren Rettung, die in erste praktische Arbeitseinsätze mündeten. In drei vorbildlichen Bürgeraktionen wurden in Wittichen und am Laybach die Staumauern vom Bewuchs freigelegt, im Herbst folgte noch ein Arbeitseinsatz zur Bekämpfung des überall um die Weiher wuchernden Springkrauts. Damit sind erste Schritte getan, denen in den nächsten Jahren nach Möglichkeit weitere Aktionen folgen sollen.

Auch im Arbeitskreis „Lebendiges Lehengericht“ haben wir Gedanken, Ideen und Beiträge eingebracht. Ein umfassendes Buch über den Schiltacher Stadtteil erscheint im Herbst 2017 im Rahmen der Veranstaltungen zur 200. Wiederkehr der Loslösung Lehengerichts von Schiltach. Sieben Jahre nach Eingliederung ins Großherzogtum Baden witterten die Befürworter einer Trennung Morgenluft, die Selbständigkeit währte dann knapp 160 Jahre bis 1974, als Lehengericht im Zuge der Gemeindereform wieder zu Schiltach kam. Mehrere Vereinsmitglieder werden als Autoren maßgeblich an diesem mit Spannung erwarteten Band beteiligt sein. Eine kleine Ausstellung unserer Mitgliedergruppe unter dem Motto „Leben und Arbeiten in Lehengericht“ ist in Vorbereitung.

Eine weitere Gesprächsrunde unter Federführung der Stadtverwaltung lotete Möglichkeiten aus, dem seit Jahren unter Teilnehmerchwund leidenden Silvesterzug neue Attraktivität zu verleihen. Diese Veranstaltung am Altjahrsabend ist eine Schiltacher Besonderheit und geht auf eine Dankprozession zurück, die offensichtlich seit Beginn des 19. Jahrhunderts begangen wird. Während die mit Laternen ausgerüsteten Teilnehmer die überlieferten geistlichen Lieder singen, bewegt sich der Zug vom Marktplatz durch das nur mit Kerzen und Fackeln illuminierte Städtle zum evangelischen Pfarrhaus, wo der Pfarrer auf das ausklingende Jahr blickt. Anschließend geht's zum Rathaus zurück, wo der Bürgermeister zu den Begebenheiten des abgelaufenen Jahres in der politischen Gemeinde Stellung nimmt. Abgerundet wird der feierliche Jahresausklang von kurzen Beiträgen der Stadt- und Feuerwehrcapelle und des Männergesangvereins. Moderate Veränderungen in Ablauf und Inhalt sollen die Akzeptanz dieser Traditionsveranstaltung gerade bei der jüngeren Generation wieder erhöhen, es bleibt zu wünschen, dass ein gangbarer Weg gefunden werden kann, die Tradition mit heutigen Gewohnheiten und Erfordernissen zu verbinden.

Zu der vom Schiltacher Gemeinderat und der Stadtverwaltung geplanten Neugestaltung des Areals um das Gedenkkreuz auf dem Schrofen hoch über dem Städtle hat der Historische Verein konkrete



*Abb 8: Die in einer vorbildlichen Bürgeraktion freigelegte Staumauer des Floßweihers am Laybach (Foto: W. Schoch)*

Vorstellungen entwickelt. Oberstes Ziel muss dabei sein, dass das Gedenken alle Opfer von Kriegen, Gewaltherrschaft, Willkür, Terror und Rassismus gleichermaßen berücksichtigt und einschließt.

Die von uns bereits 2014 angestoßene Restaurierung des Kleindenkmals „Pulverhäusle“ ist noch immer nicht abgeschlossen. Wir werden den Fortgang aufmerksam beobachten und wenn notwendig immer wieder auf die noch ausstehenden Arbeiten drängen. Dagegen ist die Überarbeitung von drei Grabsteinen aus dem 19. Jahrhundert vom Kaltbrunner Friedhof durch einen Steinmetz bereits in die Wege geleitet.

Zudem konnten wir Anfang März zwei neue Mitglieder in unserem Initiativkreis willkommen heißen. Nach kurzer Schnupperphase haben Markus Armbruster aus Schiltach und Werner Sum aus Schenkenzell Freude an der Arbeit im Verein gefunden und sich bereits bei verschiedenen Anlässen mit ihren Talenten eingebracht. Insgesamt hat sich die Zahl unserer Vereinsmitglieder 2016 nochmals leicht erhöht. 51 Mitglieder sind in Schiltach, 16 in Schenkenzell und interessanterweise 9 in anderen Orten zuhause.

Der Initiativkreis kam 2016 zu fünf Sitzungen zusammen. Die Kontakte zu den benachbarten Mitgliedergruppen im Kinzigtal und darüber hinaus werden gepflegt und ausgebaut, was ein reger Austausch und gegenseitige Veranstaltungsbesuche beweisen. Zum Nutzen aller ist hier ein Netzwerk im Entstehen, durch das Informationen und Erfahrungen weitergegeben und Kräfte gebündelt werden können. Freundschaftliche Verbindungen bestehen auch zu Geschichtsfreunden in den Nachbarorten Alpirsbach und Schramberg. Im März nahmen wir an der Frühjahrstagung in Kehl-Kork teil und Ende Oktober folgten wir gerne der Einladung zur Jahresversammlung des Gesamtvereins, die anlässlich ihres zehnjährigen Bestehens von der Mitgliedergruppe Nordrach ausgetragen wurde. Unsere Aktivitäten wurden in der lokalen Presse von



zahlreichen Beiträgen zur Geschichte unserer Region begleitet, Hans Harter, Willy Schoch und Andreas Morgenstern sei an dieser Stelle ausdrücklich für ihre wertvolle Tätigkeit gedankt. Mit Unterstützung fleißiger Autoren kam auch der Ausbau unserer Homepage weiter voran, sie kann inzwischen als kleines Nachschlagewerk zur Geschichte des oberen Kinzigtals gute Dienste leisten. Auch vertiefende Informationen und Audiomitschnitte zu den hier nur schlaglichtartig beleuchteten Veranstaltungen des vergangenen Jahres, dazu aktuelle Meldungen, Hinweise und Erläuterungen zu unseren Vorhaben finden Sie ohne langes Suchen unter [www.geschichte-schiltach-schenkenzell.de](http://www.geschichte-schiltach-schenkenzell.de).

*Reinhard Mahn*

### **Schutterwald**

Das Jahr Geschäftsjahr 2015 schlossen wir mit der Hauptversammlung im November. Die Hauptversammlung war gut besucht.

Der Start ins neue Geschäftsjahr begann mit einer kleinen Sensation. Durch einen glücklichen Umstand, auf Initiative von unseren Mitgliedern Eugen Hansmann und Willy Junker, wurde das Haus, das unser Kirchenerbauer Joseph Hirschbühl zusammen mit seiner Frau Theresia, geborene Lipps gebaut und bewohnt hat, anhand eines Türbogens entdeckt.

Im Frühjahr konnten wir zwei geschichtliche Ereignisse um das Bauareal für das neue Seniorenheim erfolgreich abhandeln. Das eine war ein gefundener Grabstein, bei dem ich zusammen mit Willy Junker die Herkunft der Verstorbenen auf dem Grabstein lösen konnte, das andere war die Altersbestimmung des Hauses Wurth. Willy Junker hatte auf einen Tipp von Klemens Hansert in weiser Voraussicht Balkenproben in Sicherheit gebracht. Auf meine Anregung hin hat Bürgermeister Holschuh und Bauamtsleiter Hahn eine dendrochronologische Untersuchung der Balken veranlasst. Die Bauforscher und Dendrochronolo-



*Der gefundene Grabstein*



*Haus Wurth*

gen Lohrum aus Kenzingen und Bleyler aus Metzingen stellten fest, dass das Bauernhaus Wurth spätestens im Jahre 1682 erbaut wurde. Somit ging im Ortskern ein beachtliches Stück Dorfgeschichte verloren. In der Zwischenzeit wurde mit dem Bau des neuen Seniorenheimes begonnen und große Fortschritte gemacht. Bleibt zu hoffen, dass in der Planung die Erinnerung an dieses alte Bauernhauses in Form einer Vitrine oder Ähnlichem mit dem Original-Holzbalken und dem historischen Bild enthalten wird.

Ein besonderes Erlebnis war die Reise vom **12. bis 16. Juni** an die „Mecklenburger Seenplatte“. Das Hafenhotel in Rheinsberg bot allen Komfort. Schöne geräumige Zimmer, ein schönes Schwimmbad, eine tolle Küche. Das Hotelumfeld mit dem Hafendorf eine Augenweide. Ausflugsfahrten an die Müritz mit der 2-stündigen Bootsfahrt, die schöne Stadt Waren, sowie die Fahrt durch den Nationalpark „Müritz“, die Fahrt durch das „Ruppiner Land“ mit den Abstechern nach Neuruppin, Gut und Kirche Zernikow, den Stechlinsee mit dem gastlichen „Fontanehaus“ und sowieso das Schloss Rheinsberg waren die lange Anreise wert. Dank der willkommenen Gäste, ohne die es heute nicht mehr geht, war der Bus auch wieder gut besetzt.

Die diesjährige Herbstfahrt am **9. Oktober** hat gezeigt, wie vielfältig das kulturelle Angebot sein kann. Wer hätte gedacht, dass die frühere DDR noch so nah sein kann, wie das Museum für DDR-Geschichte in Pforzheim zeigte. Die drei Herren Gorenflo, Römer und Dr. Wachtler zeigten und erklärten uns in kompetenter Weise, wie der Vasallenstaat funktionierte oder nicht funktionierte. Man meinte, man sei noch mitten im Geschehen. Anfängliche Skepsis, was uns da erwartet, war schnell verfliegen, als wir sehen durften, was die Verantwortlichen für dieses Museum, meist ehemalige DDR-Bürger, so alles zusammengetragen haben. Man kann dieses Museum gerade auch an Schulen weiterempfehlen. Das anschließende Picknick haben wir uns verdient, die Weiterfahrt auf den Sommerberg mit der Kabinenfahrt hat sich gelohnt. Über den Schwarzwald führen wir zum schönen Abschluss nach Oberkirch-Gaisbach in den „Gaisbacher Hof“.

Zum Ende des Geschäftsjahres 2016 konnten wir noch ein größeres Ereignis verzeichnen. In einem proppenvollen Saal referierte am **25. Oktober** unser Mitglied Eugen Hansmann innerhalb eines brillanten Vortrages über unseren Kirchenbauer Joseph Hirschbühl. In einem fast





*Eugen Hansmann*

zweistündigem Vortrag, unterstützt von einer Bildpräsentation, lüftete Eugen Hansmann einige Geheimnisse über Joseph Hirschbühl und seine Familie, sowie der gesamten Sippe, von der vorher noch niemand gehört oder gelesen hatte. Das Publikum war begeistert und leistete stürmischen Beifall für unseren Referenten. Auch von meiner Warte erhielt Eugen den Dank, verbunden mit einem Geldbetrag für seine Unkosten, wie Papierflut, Druckerpatronen etc.

Der Verein ist auf verschiedenen Ebenen tätig. Das Team für das Ortsfamilienbuch arbeitet unermüdlich. Das Team um Klemens Hansert, Martin Junker, Martin Ritter, Dr. Harald Ritter und Clemens Herrmann hat schon Tausende von Daten aus den Kirchenbüchern abgearbeitet. Trotzdem kann noch keine Prognose für die Fertigstellung abgegeben werden.

Für die 750-Jahrfeier haben wir das Hausnamenprojekt in Angriff genommen. Im neuen Jahr wird sich das Team um Günther Oehler, Eugen Broß, Dietmar Schulz, Klemens Hansert und Clemens Herrmann, verstärkt um dieses Thema kümmern, damit wir bis zum Jahresende zu einem befriedigenden Abschluss kommen.

Den 80. Geburtstag feierten 2016 unsere Mitglieder Anna Elble und Richard Junker, den 85. Geburtstag Eugen Hansmann.

Wir beklagen den Tod unseres Mitgliedes Karl Hofstetter, sowie den Tod unseres Ehrenpräsidenten des Gesamtvereines für Mittelbaden, Kurt Klein.

Als Neumitglieder konnten wir Mellita und Gerhard Herrmann sowie Lars Walter begrüßen.

Neuwahlen durch die Mitglieder

- 1. Vorstand: *Clemens Herrmann*
- 2. Vorstand: *Hansmartin Grüninger*
- Kassierer: *Michael Lipps*
- Schriftführerin: *Verena Maul*
- Beisitzerin: *Ulrike Klaes*
- Kassenprüfer: *Willy Junker u. Adolf Silver*

Clemens Herrmann wurde auf Vorschlag von Willy Junker einstimmig als Vorstand von allen Mitgliedern per Handzeichen gewählt.

Die weiteren Vorstandsmitglieder wurden gleichfalls durch alle Mitglieder einstimmig gewählt. Die Wahl war öffentlich.

*Verena Maul/Clemens Herrmann*

## Steinach

### Veranstaltungen

Zur der nun schon seit vielen Jahren stattfindenden traditionellen Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ luden der Historische Verein Steinach und der Verschönerungsverein Steinach ihre Mitglieder auf Pfingstmontag, den 16.05.2016 ein, um spannende Heimatgeschichte in nächster Umgebung zu vermitteln.

Bei einem etwas unsicheren aber letztendlich doch immer zur passenden Zeit regenfreiem Wetter, traf sich eine große Anzahl historisch interessierter Wanderer am Adlerplatz in Steinach.

Nach dem Willkommensgruß an die Anwesenden ging der Weg über den Kinzigsteg nach Bollenbach und über die Burbühlhütte hinauf zur Lenzhütte. Weiter ging diese historische Tour über einen „Felsenpfad“ zum Scheibenbühl und nach kurzer Zeit erreichte die Wanderschar trockenen Fußes die „Silbersee“-Hütte. Nach einem etwas längeren, aber gemütlichen Aufenthalt in der dortigen Gaststätte bei Kaffee, guten Kuchen und abwechslungsreicher Unterhaltung ging es nach einem kräftigen Regenschauer zur Maria-Himmelfahrt-Kapelle nach Schnelllingen. Nach dem Besuch der Kapelle wurde das letzte Teilstück zurück nach Steinach in Angriff genommen. Während der Wanderung durch die blühende Natur erfuhren die interessierten Teilnehmer von den Vorstandsmitgliedern des Historischen Vereins Peter Schwörer und Bernd Obert viel Wissenswertes über die Geschichte von Bollenbach und Schnelllingen, über die Bedeutung verschiedener Flur- und Gewannnamen, über den Brauch des Scheibenschlagens sowie über die Historie der Maria-Himmelfahrt-Kapelle.

Wie in den Jahren zuvor waren sich alle Beteiligten wieder einig, diese allseits beliebte und interessante historische Gemeinschaftswanderung beizubehalten, wozu die immer erfreulich große Teilnehmerzahl, bei dieser Wanderung 26 Personen, auch allen Anlass gibt!

Teilnahme an verschiedenen Tagungen des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V., sowie an sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.

### **Veranstaltungen in eigener Regie**

Am **13.05.2016** Vernissage zur Eröffnung der Sonderausstellung „Steinach – in Gemälden und Reproduktionen“ im örtlichen Heimat- und Kleinbrennermuseum.

Am **21.10.2016** Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum.

Am **18.03. und 20.07.2016** „Historischer Stammtisch“.

### **Arbeitseinsätze**

#### **Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach**

Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.

Präsentation der Sonderausstellung zum Thema: „*Steinach – in Gemälden und Reproduktionen*“ Diese Ausstellung widmete sich ausschließlich dem Dorf, den Gebäuden und der Landschaft von Steinach und Welschensteinach in verschiedenen Maltechniken. Die Exponate stammten überwiegend von Künstlern aus Steinach und Um-



Schneekapelle



Die Drei Weisen



Klausenbigger

gebung. Die interessanten Bilder verfehlten nicht ihre beeindruckende Wirkung auf den Betrachter.

Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Miniaturkrippen und sonstigen Weihnachtsexponaten.

Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

### Sanierung Schneekapelle Steinach

Die Beiträge des Historischen Vereins Steinach zur Sanierung Schneekapelle im Jahr 2016 waren die Ausarbeitung und Herausgabe eines Flyers über die Geschichte und aktuelle Renovierung des „Käppeles“ durch Peter Schwörer und Bernd Obert in Zusammenarbeit mit der Gemeinde – sie übernahm die Finanzierung des Flyers, der bei der Steinacher Bevölkerung und auch von Gästen mit großen Interesse sehr gut angenommen wird.

Außerdem wurde der bei der Segnungsfeier am 08. Mai 2016 heruntergefallene Glockenschwengel durch einen fachkundig angefertigten neuen stabilen Lederriemen von unserem Vereinsmitglied Werner Benz sowie notwendige Schweißarbeiten in Zusammenarbeit mit dem Bauhof der Gemeinde wieder an der Glocke im Dachreiter des Schneekapelle angebracht. Seither ist der helle Klang dieses 300 Jahre alten Glöckleins „Gott sei Dank“ wieder zu hören.

Es wurden zu dieser Aktion zwei Arbeitseinsätze vor Ort notwendig: Am 07.11.2016 Planung und Maßentnahme in der Glocke im Dachreiter für die Herstellung des Lederriemens sowie Schweißarbeiten am Schwengel und am 24.11.2016 Anbringung des Schwengels an der Glocke im Dachreiter der Schneekapelle.

### Brauchtum

#### Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- „Die Drei Weisen mit König Herodes“. Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 06. Januar (während des Hauptgottesdienstes).

- Mitwirkung bei der Herstellung großer „Palmstangen“ – einem alten, christlichen Brauch – aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.
- „Klausenbigger“  
Umgang vom **03. bis 05. Dezember** in Steinach mit zwei Gruppen.  
Altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

*Bernd Obert*

## Yburg

### Reblandmuseum

Im Dachgeschoss des ehem. Amtshauses wird weiterhin renoviert und optimiert. Neue Räume sollen die Aufnahme für Exponate erleichtern. Bei zwölf Öffnungsterminen, jeweils am 1. Sonntag des Monats, sowie an weiteren vier Tagen an den Winzertagen und dem Katharinenmarkt in Steinbach sowie bei einigen Sonderführungen (Jahrgänge, Schulklassen und andere Gruppen) konnten wieder viele Besucher begrüßt und durch die Räume geführt werden. Die im Wechselzimmer installierte Sonderausstellung „Geologie als Wirtschaftsfaktor im Rebland“ hat immer noch eine hohe Anziehungskraft, wird aber im Frühjahr 2017 Platz machen für eine neue Sonderausstellung. Das Reblandmuseum wurde auch in 2016 wieder sehr liebevoll und mit viel Engagement von Tirza und Konrad Velten gepflegt und in Schuss gehalten. Wolfgang Riekenberg hat mit viel Akribie und der Vorarbeit von Karl Schwab das maßstabsgerechte Modell des mittelalterlichen Städtchens Steinbach fertiggestellt.

### Stadtführungen

Karl Keller führte wieder zwei Stadtführungen durch das historische Städtchen Steinbach durch.

### Befehlsbunker (Ehem. Divisionsgefechtsstand zum Westwall)

Der Bunker, erbaut ab 1937 von der Wehrmachts-Dienststelle „Festungspionierstab 11 Karlsruhe, erfreut sich weiterhin einer regen Nachfrage. Zwei Schulklassen und zwei Vereine besuchten unter fachkundiger Führung von Konrad Velten den Bunker. Hinzu kamen noch zwei öffentliche Führungen und Filmaufnahmen durch den SWR.

### Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung fand am 04.05.2016 im historischen Gasthaus „Zur Eintracht“ (175 Jahre) statt. Neben den Berichterstattungen des Vorsitzenden Karl Keller und des Kassiers Konrad Velten hielt der Hobbygeologe Wolfgang Kohler einen viel beachteten Vortrag über die im Rebland vorgefundenen Achate auch unter historischer Sichtweise.

### Museumsfest

Mit Unterstützung der Landsknechte zu Steinbach haben wir am **30.07.2016** im Museumshof bei bestem Wetter ein kleines und gut besuchtes Museumsfest abgehalten. Eine historische Stadtführung durch Karl Keller begleitete das Fest.



*Museumsfest: beim Butterschlagen*



*Museumsfest*



*Gruppenfahrt zur Yburg*

### **Museumsfahrten**

Am 11.06. besuchten wir in einer gut angenommenen Gruppenfahrt die beeindruckende Ausstellung „Rom 312“. Konrad Velten führte am 10.08. durch die Ruine Yburg und machte auf die Zusammenhänge zwischen christlichem Glauben und Gebäudeabmessungen aufmerksam. Ein Abschluss erfolgte in geselliger Runde in der Yburg Gaststätte. Die Museumsbesuche werden in 2017 fortgesetzt.

### **Stammtisch**

Mit acht Stammtischtreffen während des Jahres wurde das Miteinander und der Austausch von Neuigkeiten, auch um den Verein, gepflegt. Die Stammtische werden in liebevoller Weise von Tirza und Konrad Velten vorbereitet.

### **Neue Wege bei der Ausgabe „Die Ortenau“**

Die Ausgabe der Ortenau erfolgte teilweise in unserem Reblandmuseum, einmal im Rahmen von historischen Sagen Erzählungen durch Karl Keller. Konrad Velten verfolgt damit die Absicht, mit unseren Mitgliedern wieder mehr ins Gespräch zu kommen, um die emotionale Bindung an unseren Verein zu stärken.

### **Änderung der Satzung**

Die neue Vereinsatzung wurde in der Mitgliederversammlung am 04.05.2016 den Mitgliedern vorgestellt, besprochen und einstimmig beschlossen. Änderungswünsche des Registergerichtes Mannheim wurden eingearbeitet, mit diesem und dem Finanzamt Baden-Baden abgestimmt und schließlich am 09.01.2017 in einer Vorstandssitzung endgültig verabschiedet. Inzwischen liegt auch die Eintragungsnachricht des Registergerichtes Mannheim vor.

*Karl Keller, Konrad Velten*

## Berichte der Fachgruppen

### Fachgruppe Archäologie

Am 26. Febr. 2016 wurden entlang der Autobahn 5 bei Herbolzheim (Lkr. Emmendingen) einige Felder begangen. Hintergrund sind die neuen Planungen für das 3. und 4. Gleis der Bahn, die nun entlang der Autobahn verlaufen sollen. Zwei Felder lagen ehemals im Überschwemmungsgebiet und erbrachten nur etwas mittelalterliche und neuzeitliche Keramik. Auf einem Feld im Gewerbegebiet fanden sich ein oder zwei Silexabschläge, eine mögliche vorgeschichtliche Wandscherbe und eine Bodenscherbe römischer Grobkeramik. Die Funde wurden gewaschen. Am 27. Febr. wurden diese Begehungen fortgesetzt; die Fundbearbeitung erfolgte am 28. und 29. Febr. 2016. Am 1. März 2016 wurde die bronzezeitliche Siedlung bei Friesenheim weiter begangen. Neben einem Mikrolithen (einer dreieckigen Waffenspitze aus Silex) der Mittleren Steinzeit (Mesolithikum, ca. 9500–5500 v. Chr.; Abb. 1) wurde ein jungsteinzeitliches Steinbeil (Abb. 2a und b) gefunden.

Eine abgegriffene römische Messingmünze, ein sog. Sesterz (Abb. 3a und b), zeigt die Kaiserin Faustina Maior (die Ältere, in der Forschung auch als Faustina I bezeichnet). Die Rückseite der Münze zeigt die Göttin Vesta, die mit einer Schale (patera) an einem Altar opfert. Die Buchstaben „SC“ verweisen auf „senatus consultum“ („auf Beschluss des Senats“), dem offiziell die Münzprägung unterstand. Faustina Maior wurde als Annia Galeria Faustina im Jahr 105 n. Chr. geboren und verstarb vor dem 24. Okt. 140. Ihr Gatte Antoninus Pius wurde im Jahre 138 Kaiser und regierte bis ins Jahr 160. In seiner Regierungszeit wurde der Obergermanisch-Rätische Limes nach Osten bzw. Norden vorverlegt und in Schottland der sog. Antoninuswall gebaut. Nach dem Tod der Faustina gestattete der römische Senat die Prägung von Münzen mit ihrem Abbild. Sie wurde konsekriert (vergöttlicht, zur „Diva“ erklärt), und ihr Ehemann ließ ihr in Rom einen Tempel errichten. Ihre Tochter Faustina (Faustina Minor, d. h. die Jüngere, auch als Faustina II bezeichnet) heiratete Mark Aurel.

An anderer Stelle bei Friesenheim wurden zwei retuschierte neolithische Silexgeräte und viel römische Keramik gefunden. Eine weitere



Abb. 1: Friesenheim. Mikrolith (dreieckige Waffenspitze) aus braunem Silex. Mesolithikum (ca. 9500–5500 v. Chr.).

Abb. 2a und b: Kleines Steinbeil des Neolithikums (Jungsteinzeit; genauer: Jungneolithikum, ca. 4500–3000 v. Chr.).





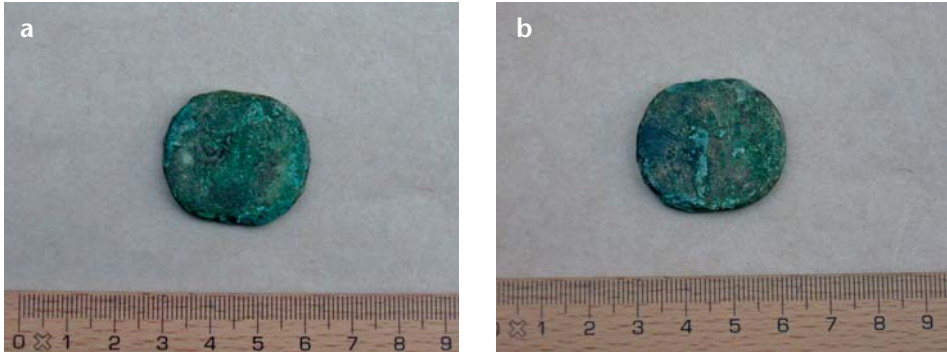


Abb. 3a und b:  
Römische Münze der  
Faustina der Älteren  
(geprägt nach ihrem  
Tod, ca. 141–160  
n. Chr.).

Stelle erbrachte verstreut einige vorgeschichtliche Keramikscherben, wohl aus der Bronzezeit. Im Gewinn „Auf dem Linsenmattenbuck“ lieferte eine römische Fundstelle vor allem Ziegelstücke und Sandsteine. Eine kurze Nachbegehung im Gewinn „Messlisrot“ (Oberschopfheim) erbrachte weitere römische Keramik. Auf einer römischen Fundstelle westlich der Bahnlinie (Oberschopfheim) wurden einige römische Keramikscherben gefunden. Auf einer weiteren, bereits bekannten römischen Fundstelle näher an Oberschopfheim fanden sich in einer Sandsteinstreuung ein Ansatz eines weißtonigen Krughenkels und einige weitere Ziegel- und Keramikfragmente. Am 2.–4. März wurden Funde gewaschen und Fundzettel vorbereitet, dann Funde verpackt (Friesenheim, Oberschopfheim, Steinach).

Am 28. März 2016 kam vom Kreisarchiv/Mitgliedergruppe Rastatt (Martin Walter) eine Fundmeldung über ein Kupferbeil aus Muggensturm herein, dem Heimatort des Verf. Es folgten erste E-mail-Kontakte, auch am 29. März. Am 30. März folgte ein Anruf beim Finder (Andreas Wessner in Muggensturm), bei dem ein Termin anvisiert wurde. Telefonisch erfolgte auch ein Kurzbericht ans Landesamt für Denkmalpflege, von dem gleich ein Katasterplan zur Verfügung gestellt wurde.

Am 31.3.2016 besichtigten der Verf. und Regine Dendler das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach. Dabei wurden alle Erdbewegungen (Gartenbeete, verfüllte Aufgrabungen entlang der Wege, Zufahrten usw.) inspiziert; es ergaben sich jedoch keine Funde.

Am 4. April 2016 wurden vom Rathaus Renchen (Stefan Gutenkunst) einige Neufunde vom Grimmelshausenpark/Schlossberg gemeldet. Am 5. April wurde die genauere Lokalisierung mitgeteilt. Am 7. April hielt der Verf. bei den Geschichtsfreunden Kapplertal in der Winzergenossenschaft Waldulm einen Vortrag über die römische Besiedlung im Schwarzwald. Dabei wurde aus dem Publikum ein Hinweis auf eine Baustelle in Urloffen erhalten; außerdem wurden durch Brunhilde Lorenz die Neufunde – einige Ofenkachelfragmente – vom Schlossberg in Renchen übergeben.

Am 8. April 2016 wurde zunächst eine kleine Baustelle in Urloffen überprüft (Lössprofil, nur rezentes Material), dann die Baustelle des Hinweises vom Vortag kontrolliert, detailliert abgesucht und skizziert.

Dabei wurde etwas spätmittelalterliche Keramik (einige Fragmente von unglasierten brauntonigen Viereckkacheln, 14./15. Jh.) und vor allem zahlreiche neuzeitliche Keramik (16.–19. Jh.) aufgelesen; viel verbrannter Lehm könnte auf ein Brandereignis hindeuten. Ein Telefonat mit dem Landesamt für Denkmalpflege in den folgenden Tagen ergab, dass keine personellen Ressourcen für eine Notgrabung zur Verfügung standen.

Am 8. April war die Burgstelle bei Urloffen nicht begehbar; im Nahbereich fanden sich jedoch eine mittelalterliche Wandscherbe und einige Ziegelsplitter. Beim römischen Bad von Offenburg-Rammersweier wurde anschließend noch der Aushub einer benachbarten Baustelle überprüft. Am 9. April wurden die Funde von Urloffen gewaschen. Am 10. April nahm der Verf. an der Eröffnung der neugestalteten Mikwe mit Ausstellung in Offenburg teil. Nachmittags wurde wegen der Neufunde der Schlossberg von Renchen begangen. Dort zeigten sich umfangreiche Rodungen wegen eines Eschensterbens, die den Berg jetzt auch besser sichtbar machen und eine weite Rundumsicht ermöglichen. Die Rodungsflächen am Steilhang und am Plateaurand, verfüllte Aufgrabungen am Zaun und in einem Gartenbeet sowie ein Acker in der Vorburg wurden begangen und erbrachten recht zahlreiche mittelalterliche Keramik. Auf der Gemarkung Renchen-Ulm wurde auf zwei Feldern eine kurze Begehung unternommen, auf Gemarkung Renchen wurden zwei Felder abgesucht. Am 13. April wurden die Funde von der Burgstelle bei Urloffen verzettelt und verpackt, außerdem die Funde von der Baustelle Urloffen bearbeitet und eine Fundportion von Renchen Schlossberg gewaschen. Am 15. April wurde die Fundwäsche mit Renchen und Ulm fortgesetzt und Telefonate wegen des Kupferbeils von Muggensturm geführt. Am 16. April wurde das Kupferbeil in Muggensturm von Kreisarchivar Martin Walter übernommen; die Fundstelle wurde inspiziert und der vom Finder Andreas Wessner gekennzeichnete Bereich eingemessen. Die Nachbegehung erbrachte nur einen wohl noch älteren Silex und ein kleines römisches Ziegelstück. Am 20. April wurden Funde von Renchen sortiert. Am 21. April folgten Recherchen als Vorbereitung für Begehungen im Schutttertäl (Lahr-Reichenbach, Seelbach). Am 22. April 2016 wurden zahlreiche Felder bei Lahr-Reichenbach überprüft. Nur wenige konnten begangen werden und erbrachten römische Keramik und einige Silices. In Seelbach war eine neue Schutterbrücke gebaut worden; Aufgrabungen für einen neuen Weg entlang des Baches erbrachten keine Funde in den Aushubhaufen und in den Profilen. An der bisher undatierten ehemaligen Schmelzhütte bei Seelbach-Steinbach erbrachte eine Nachbegehung einige Schlacken und neuzeitliche Keramikscherben sowie Ziegelstücke. Es wurde auch noch eine Aufgrabung für eine Leitung sowie eine Aufgrabung NW von Dautenstein kontrolliert. Am Prozessionsweg auf den „Böschlisberg“ wurden die Böschungen und verfüllte Aufgrabungen entlang des Weges inspiziert. Die Begehung der Burgstelle „Müller-Schlössle“ erbrachte nur wenige Keramikfunde. Es wurde auch noch ein Feld bei Seelbach begangen, das keine Funde lieferte. Von Herrn Weinmann wurden die angekündigten Funde vom „Müller-Schlössle“ übernommen, dabei befanden sich auch Schla-

cken von der Schmelzhütte Steinbach. Am 23. April wurden alle Funde von Lahr-Reichenbach, von der Schmelzhütte Steinbach und vom „Müller-Schlössle“ gewaschen. Am 24. April wurden Funde von Renchen verzettelt, am 25. und 26. April folgten Funde von Seelbach, vom „Müller-Schlössle“, Renchen-Ulm und Lahr-Reichenbach. Die Funde und das Kupferbeil von Muggensturm erhielten Fundzettel, vom Beil wurden Bleistiftzeichnungen angefertigt. Am 27. April wurden ein Textentwurf und Fotos des Beiles angefertigt und erste Literatur zum Vergleich recherchiert. Weitere Literaturrecherchen folgten am 1. Mai. Am 2. Mai erbrachten Begehungen bei Lahr-Reichenbach einige Silices, u. a. ein Mikrolith sowie römische Keramik. Die Begehung einer römischen Fundstelle bei Seelbach erbrachte zahlreiche römische Keramik und auch hier zwei Silices. Auf dem „Müller-Schlössle“ wurde eine Nachbegehung unternommen. Am 3. Mai wurde die Fundwäsche Lahr-Reichenbach und Seelbach abgeschlossen; das Beil von Muggensturm wurde ans Landesamt für Denkmalpflege gemeldet und Literatur recherchiert. Am 4. Mai beging Regine Dendler drei Baustellen bei Dörlnbach (etwas mittelalterliche und neuzeitliche Keramik, evtl. eine verwitterte römische Keramikscherbe). Am 7. Mai wurden die Funde von Seelbach, Lahr-Reichenbach und Dörlnbach mit Fundzetteln versehen; die nächsten Begehungen im Schuttertal wurden geplant. Am 8. Mai folgte eine Begehung im Gewerbegebiet Steinach (vier Silices, ein mittelalterlicher Kannenbügel), auf einem Feld bei Welschensteinach erbrachte eine kurze Begehung unter schlechten Bedingungen eine kleine Wandscherbe dunkle Grobkeramik (Römerzeit). Eine Hausbaustelle am Südrand von Dörlnbach erbrachte meist neuzeitliche Keramik. Ein Feld bei Dörlnbach wurde teilweise begangen. Am 9. Mai wurden alle Funde von Steinach und Dörlnbach gewaschen, am 12., 16. und 19. Mai verzettelt. Am 2. Juni wurden die Recherchen zu Kupferbeilen fortgesetzt; am 3. Juni wurden der Aufsatzentwurf ins Reine geschrieben und eine Tuschezeichnung des Beils von Muggensturm (Abb. 4) angefertigt. Am 4. Juni wurden Fundlisten zu Lahr-Reichenbach, Seelbach, Dörlnbach, Steinach, Welschensteinach, Renchen Schlossberg, Renchen und Ulm

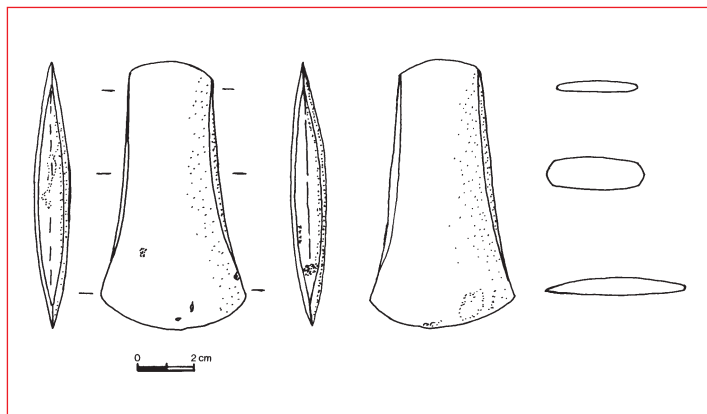


Abb. 4: Kupferbeil  
aus Muggensturm  
(Kupferzeit, ca.  
2500–2000 v. Chr.?).

erstellt. Am 18. Juni wurden die Fundlisten zum Schuttertal (Seelbach, Dörlinbach, Lahr-Reichenbach) eingegeben. Am 23. Juni wurde der Finder des Kupferbeils zum Stand informiert. Auf Anregung von Rosa und Michael Eble (Offenburg) und zusammen mit Willy Schoch und Regine Dendler folgte am selben Tag eine Wanderung im Raum Schiltach-Schenkenzell. Buntsandsteinfelsen mit schalenartigen Vertiefungen auf der Anhöhe „Bohnetskirche“ und beim Turm auf dem „Teisenkopf“ dürften einen rein natürlichen Ursprung haben. Sie sind wohl über lange Zeiträume hinweg aus den Löchern von ausgewitterten Tongallen entstanden. Hinweise auf eine Besiedlung fanden sich an diesen Stellen nicht; ein Wegebau mit Auffüllungen beim Turm auf dem „Teisenkopf“ wurde kontrolliert. Beim Kohlbrunnen wurden Erosionsstellen inspiziert; Reste von Kohlplätzen und zwei glasierte neuzeitliche Wandscherben fanden sich an einem Weg nahe einer Hütte.

Am 12. Juli wurden die Korrekturfahnen für die Aufsätze Schuttern und Renchen Schlossberg durchgesehen. Am 18. Juli erfolgten im Rahmen einer Besprechung im Landesamt für Denkmalpflege in Freiburg die Übergabe des Kupferbeils und weitere Literaturrecherchen. Am 9.9.2016 nahm der Verf. zusammen mit Prof. Rolf Pfefferle an der Trauerfeier für Prof. Gerhard Fingerlin teil (vgl. Nachruf in diesem Band).

Am 12.9.2016 wurden Funde von Renchen und Ulm eingegeben. Am 13. Sept. konnte im Landesamt in Freiburg das inzwischen restauratorisch gereinigte Kupferbeil von Muggensturm in Augenschein genommen werden.

Am 4.10.2016 wurden im Landesamt in Freiburg zusammen mit Andreas Haasis-Berner und dem Finder die Neufunde von Johannes Dobersch aus dem Kinzig- und Schuttertal durchgesehen. Neben zahlreichen mittelalterlichen und auch neuzeitlichen Funden sind römische Keramik von Lahr-Reichenbach und vier Silices von Steinach hervorzuheben. Am 16. Okt. wurden Geländebilder der Burg Büchern (Mühlentbach) für einen Vortrag in Esslingen zusammengestellt. Am 19. Okt. 2016 folgte eine Begehung der Burgstelle Büchern mit Manfred Müller. Der Gneisfels an den Flanken des Halsgrabens war beim Planieren eines Weges durch den Traktor leicht beschädigt worden. Die Begehung erbrachte weitere Keramikscherben, meist nachgedrehte Ware. Die Keramik wurde nach dem Waschen und Trocknen am 20. Okt. fotografiert. Das Foto wurde dem Vortrag hinzugefügt und belegt die frühe Zeitstellung der Burg.

Am 30. Okt. nahm der Verf. an der Jahrestagung in Nordrach teil, nachmittags an der Führung zu den Höhenhöfen. Am ehem. Schäfersfeldhof und an der ehem. Glashütte ergaben sich einige Oberflächenfunde (Keramik, Glas, Reste der Glasherstellung), die abends und am folgenden Tag gewaschen wurden; es folgten einige Recherchen.

Am 2. Nov. wurden in Renchen einige Neufunde (eine Wandscherbe, Dachziegelfragmente) vom Bau einer überdachten Freilichtbühne auf dem Schlossberg übernommen. In der Stadtgeschichtlichen Ausstellung wurden einige Fundfotos angefertigt. In der Weidenstraße wurde per Zufall eine frühe, noch nicht genau datierte Wandscherbe aufgefunden. Die Inspektion einer Baustelle erbrachte keine Funde. An-

schließend wurden der Renchener Schlossberg und Teile der Vorburg/Oberstadt begangen. Bei Renchen-Erlach folgte die Nachbegehung der römischen Fundstelle (eine Randscherbe von einem Terra sigillata-Schälchen, ein kleiner Splitter Terra sigillata, ein Krümel dunkle Grobkeramik). Die Funde von Renchen und Erlach wurden gewaschen.

Am 10. Nov. 2016 hielt der Verf. im Rahmen einer Burgentagung im Landesamt im Denkmalpflege in Esslingen einen Vortrag, in dem auch kurz als Beispiele aus der Ortenau Renchen Schlossberg und Büchern behandelt wurden. Am 13. und 14. Nov. wurden die Funde Renchen verzettelt, am 15. Nov. erste Fundlisten für Nordrach angefertigt. Am 22. Nov. wurden Keramikfunde von der Burg Fürsteneck (Oberkirch-Butschbach, von 2013) durchgesehen. Am 23. Nov. folgte mit Manfred Müller und Götz Peter Lebrecht eine Begehung am Maisenbühl bei Oberkirch-Bottenau, bei denen einige Bunkerreste des 2. Weltkriegs fotografiert wurden. Es schloss sich eine Begehung der Burg Fürsteneck (vgl. Aufsatz im vorliegenden Band) an, die auch die Weinberge umfasste, in denen sich jedoch nur geringe Aufschlüsse zeigten. Die Funde wurden gewaschen. Am 25. und 26. Nov. 2016 besuchte der Verf. die Grenzüberschreitenden Archäologietage in Basel.

Am 7. Dez. 2016 nahm der Verf. an einer Tagung zur Spätantike in Strasbourg teil. Einigen Fachkollegen konnte dabei die Randscherbe von Hofweier (vgl. Die Ortenau 23, 2013, S. 571) vorgelegt werden. Es handelt sich trotz der überwiegend kristallinen Magerung um echte Mayerer Ware, d.h. um einen Import aus der Eifel, nicht – wie bisher vom Verf. vermutet – um eine lokale Nachahmung.

Am 16./21./24. Dez. wurden Funde von Fürsteneck und Renchen verzettelt und verpackt. Vom 26.–28. Dez. sowie am 30./31. Dez. 2016 und 1. Jan. 2017 wurden einige Texte für die „Ortenau“ geschrieben; am 29. Dez. wurden ältere und neuere Funde von Burg Fürsteneck fotografiert. Am 2. Jan. 2017 wurden Fundzeichnungen für Burg Fürsteneck angefertigt bzw. in Tusche durchgezeichnet und eine Planskizze der Burg gezeichnet, außerdem die römische Münze von Friesenheim bestimmt. Am 3. Jan. wurden die Fundliste Nordrach eingegeben, einige Funde von Friesenheim fotografiert und der Fachgruppenbericht ergänzt. Am 5. Januar wurde die Arbeit an den Aufsätzen für die „Ortenau“ mit der Auswahl der Abbildungen abgeschlossen.

Am 4. Jan. konnte der Verf. endlich die neu aufgestellte Archäologische Abteilung „Verdammt lang her ...“ im Museum Ritterhaus in Augenschein nehmen, deren Besuch hiermit jedem nachdrücklich ans Herz gelegt sei. Wichtig ist die Sammlung von römischen Steindenkmälern; als neues Highlight ist der 1995 ausgebagerte Sandstein von Ofenbühl zu sehen. Er war lange in einem Hof abgelegt und wurde dort im Jahre 2011 durch unser verstorbenes Vereinsmitglied Dr. Gernot Kreuzt als römische Inschrift erkannt und an das Museum im Ritterhaus gemeldet, von wo die Archäologische Denkmalpflege in Freiburg informiert wurde. Der Inschriftrest nennt einen – längst romanisierten – Fürst der Sueben (princeps sueborum). Hiermit bestätigt sich die Zuweisung einiger schon länger bekannter Fundstellen (u. a. Diersheim) an eine Suebengruppe, die im 1. Jh. n. Chr. von den Römern im Vorfeld

von Straßburg/Argentorate angesiedelt worden war (oder: denen die Ansiedlung gestattet wurde). Sie übernahmen dafür Militärdienste zur Sicherung der römischen Grenzzone am Rhein. Die Männer wurden – anders als die Römer in dieser Zeit – mit Waffen bestattet. Das zeigt ein erst im Jahre 2015 (!) freigelegtes Grab von Diersheim, das bereits – topaktuell – in der Ausstellung präsentiert wird. Ganz neu sind auch Funde aus neueren Grabungen des Landesamts für Denkmalpflege (Burgerhof) und Fundbeobachtungen durch Johann Schrempp (u. a. in der Wasserstraße) in Offenburg. Eine mit Funden bestückte Kartierung veranschaulicht den Fernhandel im Imperium, in den auch die Siedlung in Offenburg einbezogen war.

*Heiko Wagner*

*Bildnachweis: Alle Fotos und Zeichnungen von Heiko Wagner, Kirchzarten.*

### Fachgruppe „Archive“

Die Fachgruppe „Archive“ hat im vergangenen Jahr wieder zwei Sitzungen abgehalten. Die Frühjahrssitzung fand am 19. April 2016 in Offenburg-Zell-Weierbach statt. Wir besuchten das Archiv und Museum der Volksbank in der Ortenau. Auf Grund der fachkundigen Führung durch Michael Hauser und Thomas Sommer erfuhren wir auch einiges über die Geschichte der Volksbank und über deren Präsentation. Die Herbstsitzung fand dann am 18. Oktober 2016 in Schiltach. Wir besuchten dort das Stadtarchiv. Stadtarchivar Dr. Andreas Morgenstern führte uns durch das „Gedächtnis der Stadt“ und informierte über die Archivbestände und deren Ordnung. Dabei ergaben sich bereits interessante Gespräche, insbesondere über die geeignete Lagerung von Fotomaterial. Wie bei allen Tagungen haben wir uns hinterher wieder ausgiebig in archivfachlichen und quellenkundlichen Fragen ausgetauscht.

*Dr. Cornelius Gorka*



*Besuch des Bankmuseums in Offenburg und des Stadtarchivs in Schiltach*

## Fachgruppe Bergwesen

Die erste Veranstaltung, die unsere Fachgruppe im Jahr 2016 besuchte, war ein Vortrag über Natursteine und deren Vorkommen in Baden-Württemberg, zu der die Geschichtsfreunde Kapplertal am 28.01. nach Waldulm eingeladen hatten.

Die Vegetationsarmut in der kalten Jahreszeit wurde dazu genutzt, Bergbauspuren im Kinzigtal, im Renchtal und in der Umgebung von Neuenbürg zu dokumentieren.

Am 03.05. fand die von Dr. Ernst Klumpp organisierte Exkursion auf der Gemarkung von Baiersbronn unter Beteiligung des Landesamtes für Denkmalpflege statt.

Eine Delegation der Fachgruppe unternahm im August eine Exkursion nach Bad Bleiberg/Kärnten, wo zahlreiche historische Bergwerke besucht wurden. Auch die Kontakte zu dem dort ansässigen Bergmannsverein wurden gepflegt.

Für die Buchserie „Schwarzwald“, die im Bode Verlag erscheint, wurde die Fachgruppe von Prof. Dr. Gregor Markl gebeten, aussagekräftige Bilder beizusteuern.

Auf zahlreichen Exkursionen wurden von der Fachgruppe im vergangenen Jahr mehrere hundert Bergbauspuren fotografisch dokumentiert. Besonders die Aufnahmen von Matthias Zizelmann haben Eingang in die Bücher von Prof. Dr. Gregor Markl gefunden.

Eine Delegation der Fachgruppe nahm Ende September am 19. Internationalen Bergbau- & Montanhistorik-Workshop in Sangerhausen teil.

Auf Anregung und unter Beteiligung von Herbert Vollmer und Thomas Laifer untersuchte die Fachgruppe Bergbauspuren auf der Gemarkung von Nordrach. Ziel dieser Arbeit ist auch, die Grube Amalie für Besucher zugänglich zu machen.

Am 27.10. lockte der Vortrag unserer Mitglieder Wolfgang Strittmatter und Matthias Zizelmann zahlreiche Besucher nach Schönmünzsch. Thema war der historische Bergbau in Nord- und Mittleren Schwarzwald.

Mitglieder unserer Fachgruppe führten auch 2016 wieder ehrenamtlich durch die Besucherbergwerke in Seebach und Hallwangen.

Die Zusammenarbeit unserer Fachgruppe mit dem „Förderkreis Historischer Bergbau Hallwangen e.V.“ wurde auch im vergangenen Jahr intensiv fortgesetzt.

Wie geplant werden am 22.07.2017 die unter Beteiligung unserer Fachgruppe freigelegten neuen Bereiche des Besucherbergwerks feierlich eröffnet.

Wenn Sie als Leser dieses Jahresberichtes Interesse an unserer Arbeit oder Anregungen haben, freue ich mich auf Ihre Kontaktaufnahme!

Ein herzliches Dankeschön möchte ich als Leiter der Fachgruppe Bergwesen an Waltraut Decker, Franz Gänschirt, Dr. Ernst Klumpp, Michael Jettmar und Matthias Zizelmann richten, die mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen und mich bei meiner Arbeit unterstützen. Ich freue mich auf eine weiterhin gute Zusammenarbeit!

*Martin Groß*

### Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“

Als gemeinsame Aktivitäten der Fachgruppe sind für das Berichtsjahr 2016 insbesondere eine Exkursion nach Haslach i.K., ein Treffen in Nonnenweier sowie eine Führung in der neuen Dauerausstellung zur „Mikwe“ in Offenburg zu nennen.

Darüber hinaus versucht der Fachgruppensprecher, die Gruppe kontinuierlich mit relevanten Informationen zu versorgen und einen Austausch innerhalb der Gruppe anzuregen.

Am 9. Juni 2016 trafen sich Mitglieder der Fachgruppe (zusammen mit einigen Gästen) in Haslach i.K. Dort wurde der Fachgruppe von fünf Schülern der Geschichtswerkstatt des Hausacher Robert-Gerwig-Gymnasiums der Stadtrundgang „Weg des Erinnerns“ vorgestellt und die zugrunde liegenden historischen Ereignisse vermittelt (siehe <http://www.weg-des-erinnerns.de>). Der 2012 eingerichtete Weg, ausgestattet mit Informationstafeln, erinnert an die Geschehnisse in den drei in Haslach eingerichteten nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Diese sind mittlerweile nicht zuletzt durch die Aktivitäten der „Gedenkstätte Vulkan“ sehr gut erforscht. Die Jugendlichen lösten ihre Aufgabe in beeindruckender Weise. Der Dank galt auch ihrem Lehrer, Mathias Meier-Gerwig, für seine tätige Mithilfe. Am 13.6.2016 erschien in der „Lahrer Zeitung“ ein Beitrag über die Führung.

Neben den vielfältigen Aktivitäten zur Forschung und Erinnerung im Zusammenhang mit den Haslacher Lagern wurde in letzter Zeit verstärkt Wert darauf gelegt, auch an die ehemaligen jüdischen Einwohner/innen Haslachs zu erinnern und sich mit ihren Schicksalen zu beschäftigen. Ein Ergebnis der Recherchen ist die Verlegung von „Stolpersteinen“ in der Stadt (vgl. hierzu die Publikation *Stolpersteine: Haslach im Kinzigtal*, hrsg. von der Stadt Haslach i. K./Arbeitskreis Stolpersteine Haslach. Text: Sören Fuß, Redaktion: Martin Schwendemann, Haslach 2012).



*Abb. 1: Die Fachgruppe bei der Führung auf dem „Weg des Erinnerns“ in Haslach am 9. Juni 2016 (Foto: Uwe Schellinger)*



Am 27. Oktober 2016 wurde die Herbstsitzung der Fachgruppe abgehalten. Es war möglich, sich dazu im schönen „Heimethues“ in Nonnenweier zu treffen, was dankenswerterweise durch den Heimatverein Nonnenweier ermöglicht wurde. Dort referierte Martin Frenk (Ottenheim) über seine neueren Forschungen zu den Biographien von Dr. Jenny Dreifuß, Dr. Berthold Moch, Dr. Hugo Schleicher und Dr. Iwan Meyer – allesamt jüdische Akademiker aus Nonnenweier. Es ist erstaunlich, wie viele neue Erkenntnisse Martin Frenk durch seine akribischen Recherchen inzwischen ans Tageslicht bringen konnte. Teile seiner Ergebnisse, in diesem Fall zu der Pädagogin Prof. Dr. Jenny Dreifuß (1893–1940), veröffentlichte Frenk Ende des Jahres im 59. Jahrbuch „Geroldsecker Land“. Jenny Dreifuß hatte sich am 22. Oktober 1940 in Mannheim selbst das Leben genommen, um ihrer Deportation nach Gurs zuvorzukommen. Es wäre zu wünschen, dass auch der Historische Verein für Mittelbaden bzw. das Jahrbuch „Die Ortenau“ von den Forschungsergebnissen Martin Frenks profitieren könnten.

Im Verlaufe der Sitzung wurden weitere fachgruppenspezifische Themen besprochen, unter anderem die Debatte um die umstrittenen Straßenumbenennungen in Freiburg i.Br. Diesbezüglich war es ein Gewinn, dass mit Dr. Heinrich Schwendemann (Historisches Seminar der Universität Freiburg) ein Mitglied der dafür eigens eingesetzten Kommission bei der Sitzung anwesend war und Näheres berichten konnte. Besondere Aufmerksamkeit fand hier der Umgang mit dem bekannten Theologen Alban Stolz (1808–1888) aus Bühl, dessen aggressiver Antisemitismus inzwischen berechtigterweise kritisch beleuchtet wird. Ein weiteres Gesprächsthema war die Entfernung einer Gedenktafel an einem Privathaus in Friesenheim, die seit 1995 an die dort einst in unmittelbarer Nachbarschaft stehende Synagoge erinnerte, durch den neuen Hauseigentümer aber vor einiger Zeit entfernt wurde. Zudem



Abb. 2: Fachgruppentreffen im „Heimethues“ in Nonnenweier am 27.10.2016 (Foto: Uwe Schellinger)

stellte Uwe Schellinger im Verlauf der Sitzung neu (2015/2016) erschienene relevante Literatur zum Thema der Fachgruppe vor.

Bei der in Nordrach abgehaltenen Hauptversammlung des Gesamtvereins am 30. Oktober 2016 hielt Uwe Schellinger M.A. den traditionellen Festvortrag, der in diesem Jahr den Titel trug: „Schabbos in Nordrach: Die Wiedergewinnung der jüdischen Geschichte eines Schwarzwaldkurorts“. Was führte dazu, dass nach jahrzehntelangem Schweigen vor etwa zehn Jahren vergleichsweise spät der Prozess der Beschäftigung mit Nordrachs jüdischer Geschichte eingesetzt hat? Es war seit Gründung der Fachgruppe im Jahr 1994 überhaupt das erste Mal, dass die jüdische Geschichte der Ortenau beziehungsweise der sich wandelnde Umgang mit diesem besonderen historischen Erbe der Region als Thema eines Festvortrags bei einer Hauptversammlung ausgewählt wurde.

Im Rahmen der Nordracher Hauptversammlung wurde dem Mitbegründer und bis heute aktivem Mitglied der Fachgruppe, Dr. Martin Ruch, die Ehrenmitgliedschaft des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. verliehen. Für diese wohlverdiente Ehrung möchte auch die gesamte Fachgruppe ihren Glückwunsch aussprechen!

Am 2. November 2016 hatten Mitglieder der Fachgruppe und einige Gäste die Gelegenheit, die im April 2016 neu eröffnete Dauerausstellung „Vom Bad zum Brunnen – Die Mikwe Offenburg“ aus erster Hand durch die Ausstellungskuratorin Valerie Schoenberg M.A. (Eichstetten) vorgestellt zu bekommen. Die neue Ausstellung liefert einen außergewöhnlich guten Einblick in die Funktions- und Nutzungsweisen eines jüdischen Ritualbades („Mikwe“) und stellt unter anderem die noch immer nicht vollends geklärte Baugeschichte dieses herausragenden Offenburger Baudenkmals vor. Die Offenburger „Mikwe“ ist ohne Zweifel eines der wichtigsten Zeugnisse der jüdischen Geschichte der Ortenau. Es ist



*Abb. 3: Führung mit Valerie Schoenberg in der neuen Ausstellung zur „Mikwe“ in Offenburg am 2.11.2016 (Foto: Uwe Schellinger)*

mehr als positiv, dass dieser Ort nun durch ein neues und gelungenes museales Konzept seiner Bedeutung angemessen aufgewertet wurde.

Von den aktiven Mitgliedern der Fachgruppe sind 2016 folgende Bücher und Artikel zur jüdischen Geschichte der Ortenau veröffentlicht worden:

**Günther Mohr:** Art. „Die Hoffnung lag jenseits des Atlantiks. Karl Lion fand eine neue Heimat in den USA“, in: Acher- und Bühler Bote vom 23.1.2016.

**Günther Mohr:** Art. „Zurückgekommen – aber die Heimat nicht mehr gefunden“ [zu Fanny Weil], in: Acher- und Bühler Bote vom 9.11.2016.

**Bernd Rottenecker:** Fluchtpunkt Shanghai – Überleben im Fernen Osten, in: Ruth Nathanson: Zwischenstation. Überleben in Shanghai, Bühl 2016, 15–24.

**Martin Ruch:** Jüdische Frauen aus Offenburg. Zehn Lebensläufe im Zeichen der Schoah, Norderstedt 2016.

**Uwe Schellinger:** Das „Judewegle“ in Dörlinbach. Authentischer oder inszenierter Ort jüdischer Regionalgeschichte?, in: Die Ortenau 96 (2016) 249–258.

Norbert Klein hat sich im Jahr 2016 intensiv damit beschäftigt, die Listen der Deportationsopfer aus der südlichen Ortenau zu recherchieren. Gerd Hirschberg hat im September 2016 anlässlich des „Europäischen Tages der Jüdischen Kultur“ zwei Führungen zu Spuren jüdischer Geschichte in Rheinbischofsheim und Freistett durchgeführt, worüber in der Lokalpresse berichtet wurde. Weiterhin recherchierte er zum Thema der Wiedereinsetzung jüdischer Stiftungen und Preise nach der NS-Zeit.

Die Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“ besteht nach wie vor aus etwa zehn interessierten Personen. Die Gruppe hat allerdings – wie der gesamte Historische Verein für Mittelbaden – eindeutig ein Nachwuchsproblem. Man muss feststellen, dass gerade die Exkursionen nur dadurch organisatorisch Sinn machen, weil auch Gäste mit hinzukommen, welche die Gruppe zahlenmäßig vermehren. Es wird deshalb eine wichtige Aufgabe der Fachgruppe bleiben, weiter Ausschau nach jüngeren Forscherinnen und Forschern und sonstigen Interessierten zu halten, die relevante neue Studien zur jüdischen Geschichte der Ortenau in Arbeit haben. Hier konnten auch nach der Neuaktivierung der Fachgruppe im Jahr 2013 leider keine nennenswerten Fortschritte erzielt werden. Es gilt vor allem zu beobachten, ob und welche Arbeiten im universitären Rahmen entstehen und wie es ermöglicht werden kann, diese in die Arbeit der Fachgruppe zu integrieren. Es ist zudem essentiell, dass auch weiterhin regelmäßig Publikationen zur jüdischen Geschichte im Vereinsorgan „Die Ortenau“ veröffentlicht werden.

Seit August 2016 gibt es, von Uwe Schellinger installiert, im Internet eine eigene *facebook*-Seite für die Fachgruppe (siehe <https://www.facebook.com/groups/219156071819223/>). Die Seite wird allerdings bislang noch kaum konsultiert. Es wäre zu wünschen, dass zukünftig auch auf diesem Weg ein regerer Austausch zwischen Interessierten stattfindet.

Für das Jahr 2017 ist zunächst geplant, eine Liste von Referenten und konkreten Referatsthemen aus der Fachgruppe heraus innerhalb des Gesamtvereins bekannt zu machen. Die Fachgruppenmitglieder Gerd Hirschfeld, Norbert Klein, Günther Mohr und Uwe Schellinger sind bereit, zu ausgesuchten Themen zu referieren.

*Uwe Schellinger*

### Fachgruppenbericht Wandmalerei

Ende 2016 wurde die Konservierung der Wandmalereien in der Bühlwegkapelle Ortenberg fertiggestellt. Restauratorische Untersuchungen im Jahr 2014 hatten einen prekären Zustand der Malereien ergeben. Es lagen sowohl augenscheinliche Schäden durch erhebliche Verdunklung der Maleroberfläche (wie in der gesamten Raumschale und auf der Kirchengestaltung) vor als auch nicht unmittelbar erkennbare Schäden am Bildträger. Die Feinputzebene als Trägerschicht der Malereien war in vielen kleinen Bereichen vom Unterputz gelöst. Vor allem im oberen Wandbereich bestanden Schäden nahe der Mauerkrone, auf der der Dachstuhl aufliegt.

Eine dringend notwendige Dachstuhl-sanierung und die damit verbundenen Arbeiten an der Mauerkrone brachten es mit sich, dass auch die Wandmalereien konserviert und gereinigt wurden. Der Dachstuhl war durch historische Deformationen und im Bereich der Dachkehlen durch eindringendes Wasser und Sekundärschäden wie Holzfäule geschädigt.



*Abb. 1: Bühlwegkapelle, Ortenberg: Kreuzigung Südwand, nach der Freilegung (1903)*



*Abb. 2: Bühlwegkapelle, Ortenberg: Kreuzigung Südwand, nach der Übermalung durch Th. Mader (vor 1955)*



*Abb. 3: Bühlwegkapelle, Ortenberg: Kreuzigung Südwand, nach Überarbeitung durch Mezger (2014)*



*Abb. 4: Bühlwegkapelle, Ortenberg: Kreuzigung Südwand, nach der aktuellen Restaurierung (2017)*

llässlich weiterer Restaurierungen dar. Über die Wandmalereien liegen verschiedene Berichte über den angetroffenen Zustand bzw. die erste Restaurierung vor (Dr. Josef Sauer, Oberbaurat Philipp Kircher, Kunstmaler Theodor Mader, Max Wingenroth). Insbesondere die Rekonstruktion von Theodor Mader nach der Freilegung besitzt eine große stilistische Eigenständigkeit. Ein besonderer Glücksfall sind Schwarzweißfotografien fast aller Wandbereiche, mit denen der freigelegte Zustand 1903 dokumentiert wurde. Angesichts der komplexen Restaurierungsgeschichte wurde bei der aktuellen Konservierung auf Übermalungen und Ausbesserungen vollständig verzichtet. Die Restaurierungen führte als verantwortlicher Restaurator Bernhard Wink in Zusammenarbeit mit Regine Dendler in ca. 500 Arbeitsstunden durch.

*Bernhard Wink, Regine Dendler*

#### *Abbildungsnachweis*

*Abb. 1, 2, Archiv des Denkmalamtes Freiburg; Abb. 3, 4, Bernhard Wink, Offenburg*

Die Wandmalereien der Bühlwegkapelle werden übereinstimmend auf das frühe 16. Jh. datiert. Nachdem sie unter einer spätbarocken Putzschicht (spätestens 1730) verschwunden waren, wurden sie 1903 vom Maler Fidel Henselmann wiederentdeckt. Der Kunstmaler Theodor Mader aus Karlsruhe übernahm 1903–07 die Restaurierung und Teilrekonstruktion. Nach offensichtlichen Schäden wurde 1955 durch die Firma Mezger aus Überlingen eine weitere Restaurierung mit Ausbesserungen durchgeführt. 1979 war Restaurator Alfred Panowsky aus Gernsbach an der Reihe und zuletzt wurden 1993 Maßnahmen anlässlich einer Schwammanierung im Sockelbereich durchgeführt.

Die Malereien stellen somit aktuell ein Konglomerat aus der wiederentdeckten Fassungsebene des 16. Jhs., den Ausbesserungen, die diese Malereien im 17. Jh. erfahren hatten, den Ergänzungen nach der Entdeckung und Freilegung sowie weiteren Ergänzungen an-

## **Mitteilungen:**

Die Ortenau liegt vom ersten Heft 1910 bis zum Band 2009 vollständig digitalisiert auf dem Server der UB Freiburg vor. Kostenfreier allgemeiner Zugang unter:

<http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/ortenau>

## **Schwerpunktthema**

**2018:**

100 Jahre Kriegsende, Revolution, Weimarer Republik



---

## DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in die Jahresbände gerne auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage:

<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

### **Zu Vorstand und Fachgruppen gehören**

#### **Präsident:**

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K.,  
Tel. 07832 5461, E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

#### **Erster Stellvertr. Präsident:**

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,  
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,  
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

#### **Zweiter Stellvertr. Präsident:**

Klaus Gras, Friedhofstr. 103, 77694 Kehl, Tel. 07851 72265  
E-Mail: klaus.gras@gmx.de

#### **Dritter Stellvertr. Präsident:**

derzeit nicht besetzt

#### **Redakteur der „Ortenau“:**

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,  
Tel 07852 9112617, E-Mail: ruch@kulturagentur.de



**Kassen- und Geschäftsführung:**

Alexander Vallendor, Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim,  
Tel. 07808 914744, E-Mail: Alexander.Vallendor@vr-web.de

**Sprecherin der Vereinsbibliothek****„Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek“:**

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett,  
Tel. 07844 2542

**Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:**

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,  
E-Mail ren.sieg@gmx.de

**Justitiar:**

Rechtsanwalt Ralf Bernd Herden, [www.rechtsanwalt-herden.de](http://www.rechtsanwalt-herden.de)

**Leiter der Fachgruppen****Fachgruppe Archäologie:**

Dr. Heiko Wagner, Dr. Gremmelsbacher-Str. 22,  
79199 Kirchzarten, Tel. 07661 989335

**Fachgruppe Archive:**

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,  
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,  
E-Mail: [cornelius.gorka@ortenaukreis.de](mailto:cornelius.gorka@ortenaukreis.de)

**Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:**

derzeit vakant

**Fachgruppe Kleindenkmale:**

derzeit vakant

**Fachgruppe Flurnamen und Mundart:**

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,  
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,  
E-Mail: [emh\\_hall@gmx.de](mailto:emh_hall@gmx.de)

**Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:**

Uwe Schellinger, Britzinger Str. 66a,  
79114 Freiburg im Breisgau, Tel 0761 500073,  
E-Mail: [uwe-schellinger@web.de](mailto:uwe-schellinger@web.de)

**Fachgruppe Bergwesen:**

Martin Groß, Schwarzwaldstr. 115 a, 77815 Bühl  
Tel. 07223 8010734, E-Mail: silberbergwerk@gmail.com

**Fachgruppe Wandmalerei:**

Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg,  
Tel. 0781 97060834, E-Mail: restauro@email.de

**Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek:**

Historischer Verein für Mittelbaden e. V.,  
Renate Demuth (Sprecherin), Oberdorfstr. 8, 77694 Kehl-Kork,  
Postfach 30 01 07, 77686 Kehl, Tel. 07851 885099

**Mitgliedergruppen**

Björn Habich, Obere Rebhalde 4, 77855 Achern, E-Mail: bhabich@gmx.de	Achern
Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweiler, Tel. 07805 5255	Appenweiler
Josef Ringwald, Brucherstr. 4, 77781 Biberach i. K., Tel. 07835 8890	Biberach i. K.
Siegfried Eith, Tullastr. 16, 77815 Bühl, Tel. 07223 23869, www.historischer-verein-buehl.de	Bühl/Baden
Tomas Dees, Freiburger Str. 7, 77955 Ettenheim	Ettenheim
Wolfgang Lohmüller, Einach 11, 77723 Gengenbach, Tel. 07803 3208	Gengenbach
Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20, 77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458	Regionalgruppe Geroldsecker Land
Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach, Tel. 07832 5461	Haslach i. K.
Hubert Maier-Knapp, Eisenbahnstr. 20, 77756 Hausach, Tel. 07831 6958	Hausach
Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259	Hohberg
Rosemarie Götzt, Schmiedecker 1/2, 78132 Hornberg, Tel. 07833 960941	Hornberg

- Kehl Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a,  
77694 Kehl, Tel. 07851 71374,  
[www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de](http://www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de)
- Neuried Michaela Karl, Neue Dorfstr. 9, 77963 Schwanau
- Nordrach Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach,  
Tel. 07838 96969, [www.historischer-verein-nordrach.de](http://www.historischer-verein-nordrach.de)
- Oberharmersbach Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach,  
Tel. 07837 1327, [www.historischer-verein-oberharmersbach.de](http://www.historischer-verein-oberharmersbach.de)
- Oberkirch Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, 77704 Oberkirch,  
Tel. 07802 4629
- Offenburg Dr. Jürgen Collmann, Schloßblick 14, 77799 Ortenberg,  
Tel. 0781 35316
- Oppenau Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,  
Tel. 07802/701137
- Rastatt Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356
- Rheinau Wolfgang Kasper, Zieglerstr. 30, 77866 Rheinau-Freistett
- Rheinmünster Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster-  
Stollhofen, Tel. 07227 5832
- Renchen Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen,  
Tel. 07843 1044
- Schapbach Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau,  
Tel. 07839 378
- Schiltach/  
Schenkenzell Reinhard Mahn, Schriftführer, Akazienweg 3, 77761 Schiltach,  
E-Mail: [reinhard\\_mahn@t-online.de](mailto:reinhard_mahn@t-online.de),  
[www.geschichte-schiltach.de](http://www.geschichte-schiltach.de)
- Schutterwald Clemens Herrmann, Am Kreuz 13, 77746 Schutterwald,  
Tel. 0781 53385
- Steinach Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, 77790 Steinach,  
Tel. 07832 8656
- Wolfach Christian Oberfell, Sonnenmatte 17, 77709 Oberwolfach

---

Karl Keller, Zielsteinacker 1, 76534 Baden-Baden,  
www.historischer-verein-yburg.de

Yburg

Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H.,  
Tel. 07835 3448, www.historischer-verein-zell.de

Zell a. H.

Geschäftsstelle

Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):  
Alexander Vallendor, Postfach 15 69, 77605 Offenburg,  
Tel. 07808 914744

Konto:

Volksbank Offenburg eG

BIC: GENODE61OG1

IBAN: DE 3066 4900 0000 0629 5509

## Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.  
Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

Die visuelle Gestaltung eines Beitrages erfolgt allein durch die Redaktion bzw. die Layouter. Bildplatzierungswünsche nur als Vermerk im Text (z. B. hier Abb. 2) anbringen, keine Bilder selbst in den Text einfließen lassen. Bilder gesondert einreichen und mit einer verbindlichen, eindeutigen, durchnummerierten Abbildungsliste versehen. Schlechtes Bildmaterial vermeiden (Kopien etc.), Bild- und Textrechte (z. B. Quellen des Staatsarchivs) vorab zu klären ist Sache des Autors. – Über die Veröffentlichung eines Beitrages, über Zeitpunkt und Gestaltung entscheidet allein die Redaktion bzw. der Vorstand des Vereins, wobei selbstverständlich Autorenwünsche weitgehend beachtet werden.

### *Manuskriptaufbau:*

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

### *Bilder:*

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

### *Anmerkungen:*

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

### *Literaturzitate:*

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.

- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel:  
Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer  
Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig  
zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nach-  
name, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. März jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten zehn Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahrbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

- 18,- EUR für natürliche Personen und Schulen
- 26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.







